Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Class 398.05

Book 594
v. 10-11

Acc. 520113

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 176 785

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

STATE UNIVERSITY OF IOWA
JAN 17 1938
LIBRARIES

10. Jahrgang 1937

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1937
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Walter Wolf, Aberglauben in Weyden	1—13
Rudolf Hruschka, Grafelsagen aus Südmähren	13—15, 55—59
Georg Tilscher, Hausmittel bei Krankheiten	16—17, 64—66, 161—166
Dr. Fritz Koberg, Der nordsächsische Schäfer	18—20
Dr. Hans Englisch, Redensarten aus Nordmähren	20
Primus Lessiak †	21
Dr. Hubert Haßmann, „Kälberpeil". Gesindetermine in der bayerischen Oberpfalz und in Westböhmen	33—48
Dr. Anton Wallner, Ein Lied aus der Robotzeit	48—52
Dr. Herbert Weinelt, Die Sage von der Sidonia Heidenreich	52—54
Lotte Lehmann, Fasching in Deutsch-Litta bei Kremnitz (Slowakei)	59—62
Franz J. Langer, Nordmährische Hochzeitsbräuche	62—64
Otto F. Babler, Anmerkungen zu sudetendeutschen Schwänken	66—69
Dr. Josef Hanika	69—71
Hans Watzlik, Zur Feier J. J. Ammanns	97—98
Dr. Otmar Bohusch, Volkskunde und Erziehung	99—103
Dr. Walter Wolf, Aberglauben — mißverstanden!	104—105
Franz Götz, Bauer und Dienstboten	106—107
Dr. Rudolf Fischer, Zur Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues	108—109
Dr. Dr. Ernst Lehmann, Neue Wege volkskundlicher Forschung	129—138
Hugrun Hintner, Geburt und Taufe im Ascher Ländchen	139—155
Adolf Glücklhorn, Volkstümliche Erziehungslehren aus Westböhmen	155—158
Richard Baumann, Weihnachten in Chodau und Umgebung	158—161
Richard Zeisel, Die Waldkönigin und die drei Schafhirten (Märchen)	166—169
Johannes Bolte †	170
Einlauf für das Archiv	170—172

Digitized by Google

398.05
S94
v.10-11

Kleine Mitteilungen

	Seite
Hans Watzlik, Altes Reimgebet	21
Dr. Herbert Weinelt, Der Flurname „Kötzmannla" in Altvogelseifen, Schlesien	22
Josef Wagner, Schwänke aus Georgswalde	22—23
Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutschen Volkskunde	23, 176
Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung	23, 76, 115, 176
Franz Fischer †	23—24
Zur Wiederbelebung der Volkstracht	24
Rudolf Hruschka, Volksmäßige Deutung von Ortsnamen	72
Fanni Greipl, Urlaub (Leichenrede)	73—74
Georg Tilscher, Die Habsburger in der Volkserzählung	74
Dr. Kuhfahl, Neues zur Erforschung der alten Steinkreuze	74—75
Ernennung	75
J.-J.-Ammann-Gedenkstein	75
Dr. Erich Knoll †	75—76
Anton Günther †	76
Staatsanstalt für das Volkslied	76, 114
Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes	76
Die erste Egerländer Volksliedersammlung im Rundfunk	76
Böhmerwaldmuseum in Bildern	77
Albert Brosch, Zu den Gesindeterminen im Egerlande	109—110
Johann Schreiber, Wie ein Schmied seine Flechte los wurde	110—111
Ignaz Göth, Eine Butterwiege aus der Iglauer Sprachinsel	111
Ignaz Gürtler, Das Licht im Kohlengrund (Sage)	112—113
Fachschaft deutscher Germanisten und Volkskundler in Prag	113
J.-J.-Ammann-Feier	113
Atlas der deutschen Volkskunde	114—115, 176
Hausdurchsuchung im Böhmerwaldmuseum	115
Dr. Alois Milz, In Böhmen liegt ein Städtchen	172—173
Anton Schön, Das Spiel vom Kaiser und Tod	173—174
Tagung der Volkskundler und Heimatforscher in Olmütz	174—175
Ignaz Göth, Zum „Sudetendeutschen Krippenbuch"	175—176
Volkskundliche Vorlesungen	176

Antworten	24—27, 77—86, 116—121, 176—180
Umfragen	27—28, 86, 121—122, 180—181
Schrifttum	28—32, 86—96, 122—128, 181—188
Abbildungen	60, 69, 111, 113

520113

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Otto F. Babler (Olmütz). — Richard Baumann (Chodau). — Rudolf Beher (Reichenberg). — Dr. Franz J. Beranek (Pardubitz). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Dr. Otmar Bohusch (Iglau). — Josef Bradač (Winterberg). — Albert Brosch (Eger).

Karl Dittrich (Ploscha bei Postelberg).

Dr. Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf).

Josef Ficker (Mähr.-Schönberg). — Dr. Rudolf Fischer (Leitmeritz).

Ignaz Göth (Iglau). — Franz Götz (Poschkau). — Fanni Greipl (Friedberg). — Adolf Glückhorn (Milikau bei Mies). — Ignaz Gürtler (Gajdel bei Deutsch-Proben).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Karl Hantschel (Tiefenbach a. d. Desse). — Doktor Hubert Haßmann (Traubenau). — Hugrun Hintner (Asch). — Franz Höfer (Böhm.-Krumau.) — Adolf Horner (Königswerth). — Rudolf Hruschka (Piesling a. d. Thaya).

Dr. Günther Jarosch (Komotau). — Dr. Gustav Junghauer (Prag).

Oswald Kaller (Einsiedel bei Würbenthal). — Dr. Fritz Koberg (Prag). — Hans Kollibabe (Bergreichenstein). — Dr. Kuhfahl (Dresden).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Dr. Ernst Lehmann (Friedland i. B.). — Lotte Lehmann (Deutsch-Litta bei Kremnitz).

Josef Maschek (Holeischen). — Marie Maschek (Holeischen-Komotau). — Thomas Maurer (Adamsfreiheit). — Franz Meißner (Reichenberg). — Dr. Alois Mikz (Komorn—Budweis). — Rudolf Müller (Sonnberg bei Salnau).

Ernest A. Potuczek (Brünn).

Karl Samek (Erdweis bei Gmünd). — Trude Schnobl (Deutsch-Brodek). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Johann Schreiber (Neudek). — Josef Stich (Neuhäusl bei Roßhaupt). — Gustav Stumpf (Neutitschein).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Rudolf Volkmer (Haida).

Josef Wagner (Georgswalde). — Dr. Anton Wallner (Oberplan—Graz). — Hans Watzlik (Neuern). — Dr. Herbert Weinelt (Karlsthal in Schlesien—Prag). — Anton Wesserle (Deutsch-Proben). — Dr. Hertha Wolf (Teplitz-Schönau). — Doktor Walter Wolf (Freiwaldau).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Otto Zerlik (Karlsbad). — Dr. Richard Zimprich (Olmütz). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 **1. Heft**

Aberglauben im Werden

Von **Dr. Walter Wolf**, Freiwaldau

Die Frage: „Was ist eigentlich Aberglaube?" harrt noch immer ihrer Lösung. Rückt man sprachgeschichtlich an sie heran, so scheint es, daß das Wort Aberglauben eine Art Gegensatz zu Glauben andeutet. Sprachgeschichtlich wohl, begrifflich nicht. Denn Aberglauben ist nicht einfach „Unglauben" oder „falscher Glauben", Irrglauben oder Ketzerei; „abergläubisch" bedeutet auch nicht „heidnisch". Ja, „Aberglauben" hat zu „Glauben" (Religion) vielfach überhaupt keine Beziehung; die christlichen Bekenntnisse verhalten sich z. B. ganz gleichgültig etwa zu dem Glauben, daß die Zahl dreizehn Unglück bedeuten soll. Gegen diesen „Aberglauben" wendet sich der gebildete, aufgeklärte Mensch, die Wissenschaft. Bedeutet aber vielleicht „abergläubisch" so viel wie ungebildet, rückständig, veraltet, mit alten Vorurteilen behaftet, dumm, naiv oder primitiv usw? In vielen Fällen wohl! In vielen Fällen kann man eines dieser angeführten Wörter statt „abergläubisch" setzen. Aber damit ist die schwebende Frage keineswegs gelöst. Es kommt hier eben auf die noch restlichen Fälle an!

Der Wissenschaft ist ferner nicht restlos gedient, wenn man statt „Aberglauben" einfach „Volksglauben" setzt, oder zu Beginn eines Buches über „Hexenglaube und Hexenverfolgung . . ." (von Fritz Byloff, 1934) gleich auf der ersten Seite rät: „Man tut am besten, das Wort Aberglaube nach Möglichkeit nicht zu gebrauchen"! — Was heißt aber „nach Möglichkeit"? Mir scheint diese Einschränkung eines berufenen Fachmannes nichts anderes als ein Geständnis zu sein, daß hier noch eine grundsätzliche Frage offen blieb!

Man wird auf diesem Gebiet nie zu Klarheit gelangen, solange man sich nicht von den rein äußerlichen und äußeren Gegebenheiten des „Aberglaubens" frei macht und die Quelle des Aberglaubens sucht. Über die Ausgrabungen einer Burg kann man sehr Wertvolles schreiben, ohne sich genauer um das seelische Leben der ehemaligen Erbauer der Burg zu bekümmern. Doch das Wesen des Aberglaubens wird niemand ergründen, solange der dahinterstehende Mensch, der geistige Mensch, außer acht gelassen wird. Mit anderen Worten: Die Frage: „Was ist Aberglaube?" kann nur psychologisch gelöst werden. Es überschneiden sich in diesem Bereich eben zwei Wissenschaftszweige: Volkskunde und Psychologie, ähnlich wie die Volksmedizin sowohl vom Standpunkt der Geschichte der Medizin als auch von der Seite der Volkskunde her behandelt werden kann und soll.

Digitized by Google

Ehe ich nun meine Behauptung näher begründen will, möge einleitend noch ein Ausspruch über den Aberglauben angeführt werden. H. St. Chamberlain schreibt in den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts": „An seiner Religion zweifelt fast jeder Mensch, an seinem Aberglauben keiner."

Wie ist dies zu verstehen? Offenbar doch nur so, daß der Aberglaube etwas ganz Persönliches, ja Einmaliges darstellen muß, wenn er diese Zähigkeit bei jedem Menschen besitzen soll. Er ist deswegen fast unwiderlegbar, weil von seinem Bestehen andere oft gar keine Kenntnis gewinnen. Er gehört zur geistigen Erfahrung des Einzelnen, wie eben andere selbst gewonnene „Einsichten" auch. Nur sind die Nebenumstände der Aberglaubenerfahrungen derart, daß man Grund genug hat, anderen davon nichts zu erzählen. Es ist vor allem die Furcht oder ein allzu mächtig aufgekommener Wunsch, die den Menschen abergläubisch werden lassen. — Aber wer wird sich gern rühmen, daß er sich bei irgendeiner, vielleicht nichtigen Gelegenheit in Furcht fast verzehrte und sich dann zu dem erstbesten Ausweg verstehen mußte, über den andere möglicherweise lachen würden! Nur aus Kindern oder Dichtern kann man da die Wahrheit erfahren.

Bei einer Umfrage unter 62 Jungen und Mädchen zwischen 13 und 14 Jahren zweier sudetendeutschen Mittelschulklassen ergaben sich sehr aufschlußreiche Berichte. Sie sollen hier wörtlich angeführt werden. Man möge bei den Berichten besonders beachten, daß es sich da um völlig neuen Aberglauben handelt. So wird gleich die weitverbreitete Meinung widerlegt, als ob es sich beim Aberglauben nur um Reste aus alten Anschauungswelten handelte und diese das Wesentliche wären! Nein, der richtige Aberglaube ist immer „brühwarm", auch wenn er durch noch so oft aufgekochte „Leckerbissen" gespeist wird.

Nun die Beispiele.

Ein Junge schreibt:

„Als ich noch in die Volksschule ging und wir einst eine Rechenschularbeit machten, hatte ich ziemlich Angst, denn sie war sehr schwer. Zu Hause dachte ich immerfort nach, ob ich sie richtig haben werde. Auf einmal fiel mir ein, ich werde auf einem Bein die Stiege hinunterspringen und wie viel Stufen ich hinunterkommen werde, so viel Beispiele habe ich richtig. So begann ich zu springen; ich kam drei Stufen gut hinunter. Also hoffte ich, drei Beispiele richtig zu haben."

Das Typische an diesem Fall sei hervorgehoben: Anlaß zu allem war eine quälende Ungewißheit. Ihrer Herr zu werden, hätte es doch nur ein vernünftiges Mittel gegeben, nämlich zum Lehrer zu gehen und ihn um Auskunft zu bitten. Natürlich ist dieser Weg für den Schüler geradezu ungangbar. Da erfindet er einfach selbst einen Ausweg — und wirklich beruhigt ihn die so gewonnene Entscheidung: Der Aberglaube hat seine Aufgabe erfüllt; das seelische Gleichgewicht ist wieder gewonnen, das Leben kann nun seinen gewohnten Gang weiternehmen!

Von dem eben dargelegten Aberglaubenerlebnis durchaus zu trennen ist die Frage, wie sich der Betreffende zu seinem abergläubischen Tun später verhalten wird. — In unserem Beispiel kann die Richtigkeit der getroffenen

Digitized by Google

Annahme verhältnismäßig bald überprüft werden. Nach einigen Tagen bringt der Lehrer die Hefte zurück, und der Schüler sieht nun, wie die Arbeit ausgefallen ist. Es bestehen nun zwei Möglichkeiten: Entweder die „Prophezeiung" war falsch, dann war das Ganze „Unsinn" oder „Aberglaube", wie der Betreffende sagen würde. Oder die „Prophezeiung" trifft zu, dann wird doch der Schüler über seinen „Kniff", über seine Erfindung, über die neu gewonnene Erfahrung froh sein und sie bei der nächsten Gelegenheit wieder anwenden, oder andern davon mitteilen. Da diese Erfahrung nun „im Aberglauben" gewonnen wurde, würde ich vorschlagen, in solchen Fällen von einer „Aberglaubenerfahrung" zu sprechen.

Ein anderer schreibt:

„Die vorige tschechische Schularbeit erwartete ich mit einer großen A n g st. Ich lernte vorher nichts, denn immer, wenn ich viel gelernt hatte, fiel sie nicht besonders aus. Den Tag, an dem wir die Arbeit haben sollten, ging ich ängstlich auf den Bahnhof. Ich ging wie immer auf der verbotenen Bahnböschung. Wenn ich Glück hatte, konnte ich ungehindert auf den Bahnhof gelangen; wenn nicht, dann mußte ich wieder zurück und mußte auf einem großen Umwege den Zug erreichen und kam dabei schon einmal zu spät. Ich dachte mir: wenn ich heute wieder erwischt werde, dann habe ich den ganzen Tag Unglück und werde die Schularbeit verhaun. Ich war schon am Ende, als ich plötzlich eine Stimme hörte. Ich nannte, was ich rennen konnte, und kam so glücklicherweise davon. Ich hatte auch in der Schule nicht besonders viel Glück, aber ich war zufrieden (gemeint wohl: beruhigt) und machte die Arbeit auf vorzüglich."

Dieses Beispiel bringt eine kleine Neuerung. Der Junge hörte eine Stimme. Er weiß nun, daß sein „Schicksal" am Wendepunkt steht, und will ihm helfen: Er nennt, was er rennen konnte, um glücklich das sich selbst gesteckte Ziel zu erreichen.

Ähnlich liegt folgender Fall:

„Als wir Mittwoch die Mathematikschularbeit hatten, kam mir ein Gedanke auf dem Schulweg ein: A u f g e r e g t fuhr ich von Zuhause weg. Als ich ein Stück gefahren war, sah ich vor mir einen Radfahrer kommen. Auf einmal überkam mich ein Gedanke, ich muß noch fünf Straßenbäumchen ausfahren, bevor ich den Radfahrer treffe, sonst mißglückt mir die Schularbeit. Ich bemühte mich, schnell zu fahren, konnte aber nur vier von ihnen ausfahren. Als ich in die Schule kam, war ich noch aufgeregter und brachte bei der Schularbeit nur drei Beispiele fertig."

Hier hat der Aberglaube „versagt". Der Junge hat wohl die Auskunft erhalten, aber sie ist durchaus nicht zufriedenstellend und beunruhigt ihn noch mehr! Darauf führt er ja auch das schlechte Ergebnis der Arbeit zurück. Es ist daher anzunehmen, daß er für einige Zeit vom „Aberglauben" geheilt ist. Aber vielleicht nur für einige Zeit! Zu diesem Schluß wird man genötigt, wenn man den Bericht eines anderen Jungen liest:

„Wenn ich nach dem Bahnhof gehe, durchschreite ich auch einen kleinen Bauernhof und muß einen kleinen Graben überspringen, von welchem ein Bauernweg hinausführt. Da dieser Weg überhaupt nicht von andern Leuten begangen wird, habe ich ihn gern und dachte immer, so oft ich hier

Digitized by Google

gehe, werde es mir den selben Tag gut gehen. Doch zu bald wurde ich enttäuscht und verlor den Glauben daran. Nur manchmal, aus besonderen Gründen, gehe ich den alten Weg."

„Aus besonderen Gründen"! Das will doch heißen, daß der Schüler vor ganz entscheidenden Fragen trotz allen Vorsatzes und besseren Wissens wieder „abergläubisch" wird!

Hören wir nun ein Mädchen:

„An meinem Geburts- und Namenstage habe ich immer das Pech, das Semestralzeugnis, bzw. das Schlußzeugnis zu erhalten. Da heißt es dann immer: ‚Wenn du ein gutes Zeugnis hast, darfst du dir etwas Hübsches wünschen!' Einmal hatte ich kein reines Gewissen, denn ich hatte auf den mathematischen Schularbeiten immer einen Dreier gehabt. Ich wollte gern wissen, was ich im Zeugnis haben werde. In meiner A n g s t wandte ich mich an meine Schwester um Rat. Irmgard sagte mir: ‚Komm, wir rausen uns! Wenn du zuerst am Boden liegst, bekommst du ein schlechtes Zeugnis, aber wenn ich die erste bin, so hast du Glück!' Ich war einverstanden. Und wirklich besiegte ich Irmgard. Aber als ich sie gerade auf dem Boden hatte, kam der Vati. ‚Was macht ihr denn hier?' schrie er uns an. Irmgard erhob sich und wir standen verlegen da. ‚Wer hat denn angefangen zu rausen?' — ‚Wir', sagten beide, denn wir konnten uns doch unmöglich verraten. ‚So', sagte Vati, ‚ihr seid beide schuld und so bekommt ihr diesen Monat kein Taschengeld, und es hängt übrigens ganz von deinem Zeugnis ab, Inge, ob du zu deinem Geburtstag etwas bekommen wirst!' Na, da hatten wir ja, was wir brauchten. Ich schwor, nie wieder einen solchen Unsinn zu machen, da man sonst doch nur zu Schaden kommt. Aber trotzdem hatte ich Glück. Aus Mathematik bekam ich eine Zwei, und da ich sonst auch gute Noten hatte, bekam ich eine hübsche Uhr geschenkt. Aber seit dieser Zeit versuche ich nimmer, in die Zukunft zu blicken."

Es ist begreiflich, daß Schüler vor allem von Angelegenheiten der Schule schreiben. Die folgenden Berichte, die nichts wesentlich Neues bringen, seien hier nur im Inhalt wiedergegeben:

Vor der Aufnahmeprüfung in die Mittelschule will ein Junge auf dem Wege zehn Schritte niemanden treffen, dann käme er durch. Ein anderer mischt Karten und bestimmt sich zwei Farben, die ihm gutes, bzw. schlechtes Ergehen verkünden sollen; damit nicht genug: Er geht trotz günstiger Auskunft in den Hof und bestimmt sich auf der Zielscheibe einen Kreis, den er mit dem Luftdruckgewehr treffen müsse. — Ein Mädchen will trockenen Fußes einen Bach überqueren, wo einige wacklige Steine herausschauen. — Vor einer Schularbeit springt ein Mädchen über einen Graben, erreicht ihr Ziel nicht und hat auch wirklich einen Dreier auf der Arbeit. Abfällig schreibt es wohl daher: „So trifft mit dem Aberglauben der Zufall öfters (!) ein." — Ein Junge balanciert auf einem Eisenbahngleis, fällt hinunter und tröstet sich: „Aber ich dachte mir: Es ist ja eh' nur Aberglaube." Eine halbe Stunde später versucht derselbe Junge, große Gehsteigplatten mit e i n e m Schritt zu überschreiten, was ihm wieder mißlingt. — Ein anderer versucht seine Gleichgewichtskunst auf einer 1.60 Meter hohen Wäschestange, die er viermal begehen will; beim dritten Male fällt er hinunter und sieht dem

Digitized by Google

kommenden Unheil gefaßt entgegen. — Beim Baden im Sommer warfen Jungen, berichtet einer, mit flachen Steinen gegen die Wasseroberfläche, und so oft der Stein bei dem einzelnen aufspringt und weiterfliegt, so viel Klassen wird „man" absolvieren, „ohne sitzen zu bleiben". — Vor der mathematischen Schularbeit, die aus drei Beispielen besteht, zielt ein Junge aus einer Entfernung von 20 Schritten mit einer Gummischleuder auf das Fenster einer alten Hühnerbaude. Er trifft erst beim dritten Schuß und hatte wirklich nur ein Beispiel richtig. Das war schon vor zwei Jahren. — Ein anderer trägt stets ein Stückchen eines zerrissenen Gummiringes in der linken Hosentasche, nachdem es ihm in der rechten niemals Glück gebracht hatte.

Ein anderer Schüler ist von seinem Zweifel ganz zermürbt; er erfindet aber kein neues Rettungsmittel, sondern späht krampfhaft, um wahrscheinlich ganz sicher zu gehen oder weil er vielleicht ziemlich phantasielos ist, nach einem „altbewährten" Vorzeichen aus. Vielleicht hat er vor seiner Gemütserregung gar nicht geglaubt daran, nun ist es ihm willkommen:

„Der Tag war da, wo wir eine tschechische Schularbeit machen sollten. Da meine letzte kein schönes Ergebnis hatte, hatte ich ziemlich viel A n g st vor ihr. Ich hatte zwar vorher auch gelernt, aber beunruhigt war ich doch. Während ich mit dem Rad in die Schule fuhr, kam mir ein abergläubischer Gedanke, denn ich wollte wissen, ob sie gut oder schlecht ausfällt. Ich sagte zu mir: Begegne ich einem Rauchfangkehrer, dann werde ich viel Glück haben, begegne ich einer Katze, dann wird sie schlecht ausfallen. Ich gab Obacht, ob ich nicht von den beiden was sehe. O, wie klopfte mir das Herz, als ich Rauchfangkehrer sah, nicht nur einen, sondern vier waren es gleich. Aber ein Stückchen weiter rannte mir eine Katze über den Weg und sie war dazu noch rabenschwarz. Das bedeutet noch größeres Pech als eine anders gefärbte. Da war ich wieder auf demselben Punkt wie vorher und wußte jetzt noch immer nicht, wie die Schularbeit werden wird. Aber zum guten Schluß fiel sie sehr gut aus."

Ein anderer will sich in einem Zirkus eine Prämie von 50 Kronen verdienen, wenn er stehend auf einem Pferde 8 Runden reitet. „Ich vergaß auch nicht das vierblättrige Kleeblatt", schreibt er, „als ich mich zu diesem Wagnis entschloß."

Diese Beispiele lassen uns ahnen, warum der „Aberglaube" ein so zähes Leben hat, wie manche Forscher bemerken. Ja, Julius Lippert erkennt, „daß der Aberglaube eine Lebenszähigkeit aufweist, die er allen Religionen voraus hat."

Bei dem alltäglichen Lauf der Dinge wird man einem Rauchfangkehrer, einer Katze, einem vierblättrigen Kleeblatt keine besondere Bedeutung beimessen. Anders ist es vor wichtigen Entscheidungen: Da kommen „Vorzeichen" auf einmal höchst erwünscht! Ich kann mir wohl vorstellen, daß z. B. auch ein Erwachsener, ein Großstädter sogar, bei dem Gang zu einer Versteigerung eines Hauses, das er mit seinem ganzen Vermögen erstehen will, sich durch solche, vielleicht sonst verworfene oder sogar bekämpfte Vorzeichen bestimmen läßt. Der Suggestion, die bei wichtigen Anlässen Vorzeichen ausüben, kann sich nur ein Stoiker entziehen. Die Unausrottbarkeit

Digitized by Google

des Aberglaubens findet in dieser ständigen Wiederbelebung ihre Erklärung. Aber Voraussetzung dazu ist die Gemütsbewegung! Ich sagte schon oben: Aberglauben ist stets „brühwarm", auch wenn er mit noch so oft aufgekochten Leckerbissen genährt wird. Sonst ist die Bezeichnung „Aberglauben" nicht am Platz! Wer heute noch, sozusagen ohne Anlaß, ohne innere Erregung auf der Straße umkehrt, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft, der ist nicht „abergläubisch", sondern „rückständig", „ungebildet" usw.; ich habe die betreffenden Ausdrücke dafür bereits oben zur Auswahl vorgeschlagen.

Nun zu unsern weiteren Beispielen. Auch andere Sorgen als Schulfragen beschäftigen unsere Jugend. Da schreibt einer:

„Zu Hause habe ich einen Kinoapparat. Durch das Laufen des Elektromotors wurde jedesmal die Apparatur erschüttert, wodurch das Bild verschwommen war. Da, auf einem Nachhauseweg, fiel mir eine gute Verbesserung an der Linse ein. Ich dachte mir: Trifft dieser Stein bis an diesen Baumstamm, so gelingt es mir bestimmt. Ich warf. Wirklich hatte er sein Ziel nicht verfehlt. Zu Hause angelangt, wurde sofort herumgebastelt und es gelang wirklich vortrefflich."

Ein anderer berichtet:

„Ich hatte mir einen Bogen zum Pfeilschießen verfertigt. — Es war an einem schönen Nachmittag, als ich mich wieder im Schießen üben wollte. Einige Pfeile hatte ich schon im Wald verschossen. Nur einer blieb mir übrig. Plötzlich fand ich ein schönes Stück Holz und daraus gedachte ich, einen Pfeil zu schnitzen. O Schreck, was bemerkte ich da? Mein Messer war ja verschwunden. Alle Taschen suchte ich aus, aber vergebens. Jetzt ging ich traurig suchen. Abermals war es umsonst. Da wollte ich schauen, ob ich den Zapfen am Baum treffe, denn ich dachte mir, wenn ich hier Glück habe, finde ich bestimmt das verlorene Messer. Aufgeregt legte ich an. Schon schnellte der Pfeil los — und daneben. Der Pfeil aber blieb in den Ästen hängen. Ohne Hoffnung, das Messer wiederzufinden, machte ich mich auf den Heimweg. Da sah ich in den niedrigsten Ästen eines Baumes einen von meinen verschossenen Pfeilen. Einige Male sprang ich hoch, um ihn zu erreichen. Aber niemals gelang es mir. Da hob ich einen Stein auf und wollte nach dem Aste werfen. Wieder dachte ich daran, falls ich treffe, finde ich mein verlorenes Messer wieder; der erste Stein ging daneben. Jetzt holte ich mir gleich mehrere, um nach dem Aste zu zielen. Ich wollte loswerfen, aber ich kam nicht dazu, denn ein Windstoß bewegte den Ast so stark, daß mein Pfeil herunterfiel. Schnell holte ich den Pfeil und wollte mir ein Ziel suchen. Bald hatte ich auch ein Ziel gefunden. Ich wollte eine Tannenspitze treffen. Wieder zielte ich nach dem Wipfel. Noch aufgeregter als zuvor. Das Messer muß ich finden, dachte ich fest. Wieder der Windstoß. Wenn nur der nicht wäre, müßte ich eigentlich treffen. Koste es, was es wolle, jetzt schieße ich, dachte ich mir. Ein leises Zischen und der Pfeil schnellte von der Sehne ab! ‚Getroffen!' rief ich laut vor Freude, denn mein Geschoß traf genau die Spitze. Den Pfeil aber sah ich nie wieder. Es war mein bester. Deshalb hatte ich auch große Hoffnung. Aber wenn der Windstoß nicht gewesen wäre, hätte ich auch nicht getroffen. Er drückte den Wipfel so weit

Digitized by Google

nach links, daß der Pfeil an ihm abprallte. Ich wollte nach Hause gehen, da fiel mir das Messer ein. Ich kehrte um und suchte. Gefunden aber hatte ich nichts. Jetzt wieder untröstlich, trottete ich heim. Zu Hause angekommen, war ich so verstört, daß meine Mutter gleich nach dem Grund fragte. Ich erzählte das Vorgefallene und bekam tüchtig Schimpfe. Als ich mir dann Aufgaben machen wollte und in meine Schublade sah, lag mein Messer darin."

An diesem Bericht ist zu ersehen, wie der Junge vom Aberglauben geradezu besessen war. Versagt das eine Mittel, so versucht er ein anderes, bis er sein Ziel erreicht.

Furcht vor Strafe ist vielfach der Anlaß zu Aberglauben. Da wurde ein Junge in die Stadt geschickt, um etwas zu besorgen:

„Ich sah mir, statt gleich nach Hause zu gehen, die Auslagen an. Es hat 8 Uhr geschlagen, als mir plötzlich einfiel, du sollst ja schon um 7 Uhr zu Hause sein. Ich lief, was ich konnte, und kam ganz abgehetzt bis zum Schmidtweg, der sehr finster ist. Plötzlich befiel mich eine A n g st, und ich kam auf folgenden Gedanken. Ich sagte zu mir: ‚Wenn ich jetzt da hinauf gehe und es liegt ein Betrunkener am Weg, so bekomme ich ein paar Ohrfeigen; liegt keiner am Wege, so läuft die Sache glücklich ab.' Als ich diesen Entschluß (!) gefaßt hatte, war mir etwas leichter zu Mute. Ich schritt also jetzt ohne Furcht voran. Aber o Schreck! Als ich noch gar nicht weit, auf nichts achtend, weiter gegangen war, trat ich auf etwas Weiches, das plötzlich aufsprang. Jetzt bekam ich doppelte Angst. Sollten wirklich die Ohrfeigen in Erfüllung gehen? Aber darüber hatte ich jetzt keine Zeit zum Nachdenken, ich mußte sehen, daß ich von dem Betrunkenen keine Prügel bekam. Ich lief, was ich nur konnte, und der Betrunkene hinter mir her. Aber kaum hatte ich den schützenden Garten erreicht, als mir schon der Vater mit der Rute entgegen kam. Ich bekam zwar nicht e i n paar Ohrfeigen, sondern drei Paar und als Nachspeise noch drei Tage Hausarrest. So ging mein abergläubischer Gedanke doch in Erfüllung."

Das Erlebnis, welches sich vor ungefähr fünf Jahren zutrug, blieb dem Betreffenden derart in Erinnerung, daß er noch heute von allen Einzelheiten berichten kann.

Ein anderer wieder möchte gern zu Pfingsten auf eine Wanderfahrt gehen; er überspringt einen Mühlgraben an der breitesten Stelle und gewinnt so die Sicherheit, daß sein „Betteln" bei den Eltern Erfolg haben wird. Ein Fünfzehnjähriger erinnert sich, daß er im Jahre 1930 ein paar Skier zu Weihnachten bekommen sollte; er schneidet sich lange und kurze Stäbchen und befragt sie, ob der Wunsch in Erfüllung gehen werde. Ein anderer — er besuchte damals die 5. Volksschulklasse — bemerkte zwei Hühner, die miteinander „zankten", und schlägt sie mit einer Rute lahm. Der Bauer droht, seinen Vater und den Lehrer zu verständigen. Da schießt der Junge einen Pfeil senkrecht in die Luft und ist beruhigt, als er, zu Boden gefallen, in der Erde stecken bleibt, wie er sich es vorher bestimmt hat. — Ein Mädchen, sie ging damals auch noch in die Volksschule, zählt ihre gefundenen Kastanien und hofft beim Ausgang auf eine gerade Zahl auf Straflosigkeit, weil sie zu lange spielte. „Während dem ganzen Zählen

Digitized by Google

zitterte ich", erinnert sie sich noch. Wieder ein anderes Mädchen freute sich vor zwei Jahren auf einen Ausflug, auf den sie anfangs nicht mit durfte. Dann pflückt sie Ebereschen und erfährt durch bestimmtes Abzählen der gesammelten Früchte, daß ihr „Betteln und Bitten" Erfolg haben wird, was auch zutraf.

Ein anderer Junge berichtet:

„Hatte ich einmal etwas angestellt und dachte, daß es der Vater zu wissen bekommt, dann sagte ich mir immer: Wenn ich eine bestimmte Strecke einen Stein werfe, so wird es dem Vater nicht gesagt, und es war auch so. Gelang es mir nicht, den Stein so weit zu werfen, so wiederholte ich es ein paarmal, bis es gelang. Da dachte ich immer, es hilft."

Wie schon bei einem früheren Beispiel begnügt sich der Betreffende nicht einfach mit der Deutung der Zukunft, sondern er glaubt durch sein Werfen selbst sein Schicksal zu bestimmen. — In dieser Beziehung Ähnliches berichtet ein Mädchen:

„In unserem Garten steht ein altes Sommerhaus, in und an welchem ich schon oft meine Zukunft deutete. So war es auch heuer zu Anfang der Ferien. Mein größter Wunsch war nämlich, mit der Schar auf Großfahrt zu gehen. Also stieg ich auf das Dach und wollte von dort auf den Apfelbaum, auf die Hofmauer und dann mit einem Sprung auf das Dach des Holzschuppens. Die Hofmauer ist vielleicht eineinhalb Meter und das Schuppendach zwei Meter hoch und einen Meter von der Mauer entfernt. Komme ich über das weg, darf ich mit auf Großfahrt, wenn nicht, na, dann eben nicht. Aber an das dachte ich erst nicht, denn ich war überzeugt, daß meine langen Beine mich nicht im Stich lassen würden. Es ging alles ganz gut bis zur Hofmauer, und jetzt mit recht viel Anlauf auch über diese schwierige Stelle weg — — aber o Schreck, meine langen Beine, auf die ich geschworen hätte, verließen mich doch, und schon lag ich in dem engen Hof. Einen blauen Fleck hatte ich davongetragen. Jetzt rief meine Mutter nach mir und sagte: ‚Ich habe mir es überlegt, du mußt heuer ins Tschechische!' . . . . So hatte sich mein künftiges Los durch diesen Fehlsprung bewiesen (!)."

Auch sportliche Fragen, Sorgen um die Ehre Deutschlands, können quälend sein:

„Am Anfang der Olympiade", — schreibt ein Junge — „stellte ich mir 40 zerschlagene Fensterscheiben auf ein Brett und dieses wieder auf einen Holzstoß. Jetzt nahm ich mir Steine und dachte mir, so viel Fensterscheiben ich treffe, so viel Goldmedaillen gewinnt Deutschland bei der Olympiade. Ich schoß zwanzig Fensterscheiben entzwei und glaubte, es wären viel zu viel. Deutschland gewann aber schließlich über dreißig Goldmedaillen."

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß gerade die Sorge um Gesundheit und Leben im Aberglauben eine große Rolle spielt. Auch bei unserer gesunden und lebenslustigen Jugend! Ein Mädchen gesteht uns:

„Voriges Jahr lachte ich immer Leute aus, die abergläubisch waren, doch heuer wurde ich es auch. Das kam so: An einem Freitag wurde mein Bruder krank; der Papa und ich fuhren nach N., um was zu besorgen. Auf

Digitized by Google

einer geraden Straße standen zehn Fuhrwerke. Der Papa wollte bremsen, aber die Bremse versagte, und wir lagen verkehrt im Graben. Aufgerissen und mit blauen Flecken kamen wir nach Hause. Einen Monat darauf wollten wir nach O. fahren. Da erkrankte meine Mutter. Zuerst wollten wir nicht fahren, aber dann entschlossen wir uns doch. Wir sausten derart, daß wir bald in einem Graben lagen. Seitdem weigere ich mich immer, wenn jemand krank ist, mit dem Auto zu fahren."

Man erkennt an dem Beispiel sehr gut, daß die Bezeichnung Aberglaubenerfahrung berechtigt ist.

Man wird da vielleicht einwenden, daß die gewonnene Erfahrung eigentlich recht vernünftig ist. Denn wer kranke Verwandte zu Hause zurückläßt, ist doch gerade auch während der (längeren) Fahrt mit ihnen im Geiste beschäftigt und wenig gesammelt für das Lenken eines Autos. Ein Unglück ist also wahrscheinlich, ja zu erwarten. Aber diese Überlegung führte unsere Schülerin keineswegs zu ihrer Erfahrung, sondern sie gibt selbst zu, daß sie abergläubisch geworden ist! — Wie das Beispiel lehrt, muß man an die Möglichkeit denken, daß im Aberglauben auch Richtiges erkannt und erfahren werden kann, und nicht alle Aberglaubenerfahrungen Unsinn sein müssen. (Auch ein blindes Huhn kann ein Körnchen finden!)

Ein Junge schließlich hat Folgendes erlebt:

„Eine Woche vor der ersten Schularbeit aus Deutsch — es war im heurigen Schuljahr — wurde meine Tante krank. Als jetzt der Tag der Schularbeit kam, wurde meine Tante noch mehr krank und mußte ins Spital. Da kam mir in den Sinn: ‚Wenn ich auf dieser Schularbeit ein Nichtgenügend habe, so stirbt meine Tante.' Dieses alles wurde auch der Fall. Der Herr Professor brachte die Schularbeit zurück, auf welcher ich ein Nichtgenügend hatte, und siehe da, meine Tante starb."

Man stelle sich einen ähnlichen Fall in irgend einem primitiven Volksstamm vor: Da würde es nicht einfach heißen: „. . . und siehe da, meine Tante starb", sondern der „Mörder" müßte büßen! Vielleicht werden uns diese Beispiele aus dem primitiven Leben unserer Kultur, dem der Kinder, das Leben und Denken der Naturvölker leichter verstehen lassen.

Das Problem des Todes ist bei unserem Jungen noch keineswegs erledigt. Im Gegenteil! Die Furcht vor dem Tode nimmt bei dem jungen und gesunden Menschen, durch sein erstes Erlebnis vielleicht hervorgerufen, ganz bedenkliche Formen an; er gesteht uns weiter:

„Auch wenn ich immer einkaufen gehe, und es kommt ein Auto gefahren, so denke ich mir immer, bis dorthin muß ich kommen, ehe mich das Auto eingeholt hat. Im Innern ruft es immer: Wenn du es nicht bis dorthin bringst, so mußt du sterben! Bis jetzt ist es mir immer gelungen. Ich habe mich noch nicht getraut, langsamer zu laufen."

Ich will nun mit den Schülerberichten hier abschließen. Von den 61 Befragten gaben 29 — also fast die Hälfte — zu, das „Aberglaubenerlebnis" zu kennen, sie setzten „im Aberglauben" eigenmächtig neue Kausalbeziehungen zwischen ihrem Schicksal und den von ihnen selbst gewählten Dingen; meist recht wahllos, wie ihnen eben die Gedanken kamen!

Digitized by Google

Aber das Aberglaubenerlebnis kennt nicht nur die Jugend. Freilich ist es schwer, sich Berichte (Geständnisse) von Erwachsenen zu verschaffen. Um so willkommener sind daher die Beispiele, die uns unsere Literatur bietet:

So kennt z. B. Schiller das Aberglaubenerlebnis. Im dritten Auftritt des zweiten Aufzuges in „Wallensteins Tod" lesen wir:

Wallenstein: Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaussah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch die Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen
Und setzen wie auf eine große Nummer
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese alle
Das Schicksal wieder auseinander streut,
Nur wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! D e r soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tötete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm.
Es war Octavios — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder", sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Tier, das ich dir ausgesucht.

Digitized by Google

Thu's mir zulieb, es warnte mich ein Traum."
Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Illo: Das war Zufall.

Wallenstein (bedeutend): Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
Versiegelt hab' ich's und verbrieft, daß er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!

Man kann diese Stelle nicht einfach abtun mit dem Hinweis auf die Schicksalsgläubigkeit Wallensteins; nein, Wallenstein ist hier richtig abergläubisch geworden; eigenmächtig — wie unsere Schüler oben — bestimmt er in seiner Erregung, wie und woran er seinen besten Freund erkennen will. Keinen Einwand Illos oder etwa selbst beobachteter Widersprüche läßt er gegen seine Aberglaubenerfahrung aufkommen: „Versiegelt hab' ich's und verbrieft . . . .!" In seine ganze Weltanschauung, in seinen Schicksalsglauben, hat er dann diese Aberglaubenerfahrung eingebaut! — Wir freilich müssen diese beiden Dinge hier genau auseinanderhalten! — Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß der Dichter, Schiller, um das Aberglaubenerlebnis aus eigener Erfahrung wissen mußte!

Dem Roman „Der ewige Wanderer" von Rudolf Stövesand (Heimatverlag für Schule und Haus, Halle a. d. S., 4. Aufl., 1926) entnehme ich (S. 238) folgende Schilderung:

„Auf der Milchkannenbrücke vor Danzig stand Oskar Lorbeer, wog gedankenvoll den Lützener Turmschlüssel in der schwieligen Hand und spuckte kühnen Bogens in die Mottlau. Dann sah er aufmerksam zu, wie der Schaumklex abwärts wirbelte, der Weichsel und dem Meere zu. Was war er selber weiter als so ein Schaumklex, der im Strom des Lebens dahin fuhr, bald hier etwas aneckte, bald dort ein Weilchen blieb, dann wieder vorwärts trieb mit reißender Geschwindigkeit! Seit er Lützen verlassen, sechs Jahre war es her, war er immer unterwegs . . . Dem Meere zu trieb der Spuckklex, dem Meere zu trieb auch er. Der Vergleich war nicht fein, aber ein Schmiedegesell ist kein Poet und kein Ästhet, sondern ein Realist und nimmt die Menschen und Dinge wie sie sind . . . Ein weißes Pünktchen, wiegte sich der Spuckklex auf den Wassern der Mottlau schon ganz fern, bis es in einem plötzlichen Strudel verschwand. Vergeblich suchten die scharfen Augen des Schmiedes die ganze Strombreite ab, es tauchte nicht wieder auf. Beunruhigt schüttelte er den Kopf, denn er hatte sich eben so sehr mit dem Erzeugnis seines Mundes identifiziert, daß er in dessen Schicksalen ein Abbild seiner eigenen zu sehen glaubte, und hatte orakelt: würde das Klexchen unabgelenkt weiter und weiter treiben, bis es am Horizont verschwamm, so würde er selbst ein hohes Alter erreichen; aber ein plötzliches Ende würde sein Los sein, wenn es vorher unterginge. Nun war das letztere eingetreten . . . ."

Digitized by Google

Einen klassischen Beleg in jeder Hinsicht finden wir bei Gerhart Hauptmann. Der Dichter berichtet nach seinem Tagebuch (!) zum 7. Februar 1895 von einer Seereise mit der „Möwe" in dem „Buch der Leidenschaft" (S. Fischer, Verlag, Berlin 1930):

„..... Ich kann bemerken, daß ich, wie in meinem äußeren Leben, so auch innerlich die Zügel verloren habe. In mir sind völlig freie Mächte, die sich kaleidoskopisch darstellen. Das innere Auge zwar beobachtet kühl, aber sonst wird allmählich die Macht der Vernunft, die Macht des Verstandes ausgeschaltet. Zum Beispiel nimmt ein wachsender Aberglaube in mir geradezu köhlerhafte Formen an. Ich mache das Ja oder Nein, das Glück oder Unglück meiner Zukunft fortwährend und immer wieder von Kleinigkeiten abhängig: ob ein Streichholz brennt, ob sich meine Zigarette entzündet oder nicht, ob die Zahnstocher in einem Gefäß, die Knöpfe, die Buchstaben einer Zeile, die Zeilen einer Seite, die Glieder meiner Uhrkette eine gerade Zahl ergeben oder nicht, ob eine Spritzwelle, die entstehen wird, wenn das Vorderteil des Schiffes sich in den nächsten Wogenberg eingräbt, das viertel, das halbe, das ganze Schiff überfliegen wird oder nicht. In alledem und unzähligen andern Dingen möchte ich Zeichen des Himmels sehen, Zeichen einer göttlichen Macht, die mir im voraus den Gang meines Schicksals mit einem ungeheuren Anteil an meiner Wenigkeit mitteilen will." —

Es werden sich sicher noch viele ähnliche literarische Belege finden lassen, wenn man erst nach ihnen Ausschau hält. Der Aberglauben ist keine Domäne der Kinder oder alter Weiber oder afrikanischer Wilder! Wohl spielt er in unserem Kulturleben heute vielleicht keine große Rolle mehr, aber wichtig ist das Wissen um diese Dinge für die Beurteilung unserer weltanschaulichen Vergangenheit, namentlich aber für die Entstehungsgeschichte der Religionen und Kirchen, da den Kristallisationskern der Religionen die überall vorhandene Furcht vor dem Tode bildet — und diese kann oder konnte sich nur über den Aberglauben Luft machen; ein flüchtiger Blick in das Seelenleben primitiver Völker bestätigt diese Behauptung. Man wird sich daher nicht wundern dürfen, wenn das bisher wenig beachtete Buch von Dr. Friedrich Schleser, das im Jahre 1929 erstmalig auf diese Dinge hinwies, den Titel: „Vom Aberglauben zur Lehre Jesu"[1]) führt. Auf etwa 60 Seiten, sozusagen in der Einleitung, hat er die Entstehung neuen Aberglaubens ausführlich behandelt und vor allem mit Beispielen aus dem Leben der Naturvölker belegt. Es ergab sich u. a. dabei die wichtige Tatsache, daß Lévy-Bruhls Theorie vom „prälogischen Denken" der Naturvölker gänzlich verfehlt erscheint, da das Denken des primitiven Menschen nicht einfach als völlig anders geartet beurteilt werden darf als das des zivilisierten Europäers. „Prälogisch", sagt Schleser, „denken die Primitiven nur, wenn sie abergläubisch sind, und das tun wir dann auch!"

Es wird sich überhaupt als notwendig erweisen, „die Weltgeschichte des Aberglaubens" neu zu schreiben. Ein System in die Aberglaubenerschei-

[1]) Erschienen im Verlag Adolf Klein, Leipzig C 1, 150 Seiten, geb., Preis RM. 2.50.

Digitized by Google

rungen zu bringen, ist unmöglich. Ganz willkürlich verhalten sich z. B. unsere Schüler vor Schularbeiten oder der Zeugnisverteilung: Der eine hüpft mit einem Bein über Stiegen, ein anderer überspringt einen Graben, ein dritter wirft nach den Fensterscheiben eines alten Hühnerstalles, ein vierter turnt auf einer Wäschestange herum, ein fünfter, ein Mädchen, rauft mit der Schwester . . . usw. Hundert andere Schüler werden hundert andere Mittel für ihre Zukunftsdeutung erfinden. Wo bleibt da das System? Vielleicht führt der umgekehrte Weg zu einem Ziel, wenn man etwa fragte: „Welche Ereignisse waren bei einzelnen Menschen oder Völkern zu bestimmten Zeiten so erregend, daß sie Aberglauben auslösten?" Doch genügt uns wohl fürs erste die Einsicht, daß Aberglauben immer völlig neu entsteht.

Graselsagen aus Südmähren

Mitgeteilt von **Rud. Hruschka**, Piesling

(Durch die folgenden Sagen werden die in den Jahrgängen 1931 (S. 10—20) und 1934 (S. 164/165) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze ergänzt.)

Grasels Talisman

In der niederösterreichischen Stadt Drosendorf erzählt man, daß Grasel bereits als Kind im Alter von sechs Jahren den ersten Diebstahl begangen habe; er war mit seinen Eltern gegen Abend nach Böhm.-Rudoletz gekommen, wo vor dem herrschaftlichen Gasthaus ein vornehmes Gespann stand. Einen so schönen „Koblwagen" hatte der Knabe bisher noch niemals gesehen; daher besichtigte er ihn von allen Seiten und als er gewahr wurde, daß niemand im Wagen saß, öffnete er vorsichtig den Wagenschlag, durchsuchte auch das Wageninnere und fand schließlich in einer Tasche das auf Elfenbein gemalte Bild der heil. Jungfrau Maria von seltener Schönheit, das er rasch zu sich steckte.

Dieses Bild wurde, indem es Grasel von nun an stets an seiner Brust trug, zu seinem Talisman, der ihm viele Jahre hindurch Schutz und Glück brachte bei allen seinen verbrecherischen Taten. Eines Tages aber war das Bildnis verschwunden; es war ihm nämlich von einer eifersüchtigen Geliebten, die in dem Amulett die bildliche Darstellung einer Nebenbuhlerin vermutete, im Schlafe gestohlen worden. Über diesen Verlust war Grasel unsagbar traurig und eine lähmende Niedergeschlagenheit beherrschte von da ab bis zu seiner bald darauf erfolgten Verhaftung in Mörtersdorf alle seine Handlungen und sein sonst so heiteres Gemüt.

*

Diese Sage läßt deutlich die Beeinflussung der Überlieferung durch die frühzeitig entstandenen Graselromane, und zwar „Die beiden Grasel", historischer Roman in zwei Bänden von Eduard Breier, Wien 1861, und „Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmannes Johann Georg Grasel" von C. Ulf, Znaim 1862, erkennen; beide Werke (Breier I, Seite 36—46, Ulf, S. 4—20) schildern übereinstimmend den in obiger Sage

Digitized by Google

erzählten Diebstahl, den der sechsjährige Hansjörg im Jahre 1797 in dem niederösterreichischen Dorfe Straß begangen haben soll, mit der Abweichung, daß das gestohlene Bildnis ein „in Elfenbein gemaltes weibliches Porträt von einer Schönheit darstellte, die nur mit der eines Engels verglichen werden konnte", und lassen, indem sie den Vater als Anstifter des Diebstahles hinstellen, die Mutter als rechtschaffene, gottesfürchtige Frau hervortreten, die sie keineswegs war.

Grasel und der Handwerksbursche

Die „Haid" bei Piesling, ein heute noch ziemlich großer und dickichtreicher Wald, diente ehemals häufig lichtscheuem Gesindel als Unterschlupf. Hier hauste auch Grasel mit seinen Raubgesellen in einer Höhle, die heute noch erhalten und nach ihm benannt ist. — Diesen Wald durchwanderte einst ein Handwerksbursche in der Richtung gegen Weikertschlag; er ging sorglos und heiter seines Weges und fürchtete auch eine Begegnung mit Grasel nicht, von dem er wußte, daß er ein Freund der Armen sei und es nur auf das Gut reicher Leute abgesehen habe. Und reich war er sicherlich nicht, wenn auch in seinem Felleisen einige ersparte Gulden versteckt lagen. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, da verstellte ihm, plötzlich aus dem Dickicht tretend, ein wilder, blatternarbiger und rothaariger Kerl den Weg und beraubte ihn mit vorgehaltenem Pistol seiner ganzen Habe.

Auf seiner Weiterreise, die unser Handwerksbursche nun ganz traurig fortsetzte, begegnete er einem Jäger, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ und ihn fragte, was ihn denn bedrücke, daß er gar so mißmutig und verdrossen in die Welt schaue. Der Bursche erzählte nun sein Erlebnis mit dem Rotschädel, worauf ihm der Jäger befahl, mit ihm zu kommen. Bei einer „Plätzn" (d. i. Lichtung) angelangt, entnahm der Jäger seiner Tasche ein Hifthorn und blies dreimal hinein. Es dauerte gar nicht lange, da kamen aus allen Richtungen mehrere wildaussehende Kerle daher, die sich vor dem Jäger, in welchem wir bereits Grasel erkannt haben, aufstellten. Nun mußte der Handwerksbursche den Räuber seiner Habe bezeichnen; dieser wurde aufgefordert, sogleich die geraubten Sachen herbeizuschaffen und als dies geschehen war, sagte Grasel zu ihm: „Weil du deinen Schwur, die Armen zu schonen, so schändlich gebrochen hast, sollst du die gebührende Strafe empfangen." Der Handwerksbursche aber wurde mit einer Belohnung entlassen. Als er sich in einiger Entfernung umdrehte, sah er, wie die Genossen Grasels den Rotkopf dergestalt mit den Beinen auf einen Baum hängten, daß sein Kopf in einen Ameisenhaufen zu liegen kam.

*

Dieselbe Sage erzählt Pfarrer O. Schweizer in der „Kremser Zeitung", 1890/1, mit der Abweichung, daß sich die Begebenheit im „Mödringer Wald" zugetragen und Grasel den Roten zur Strafe erschossen habe. Franz Kiesling übernahm sie in der Fassung nach Schweizer in sein Werk „Frau Saga im n. ö. Waldviertel", Heft 1, S. 24/25.

Digitized by Google

Grafel und die Wallfahrer

Einmal ging, so wird in Piesling erzählt, eine Prozession von Neustift nach Dreieichen in Niederösterreich; mitten in der „Haid" trat plötzlich ein Jäger aus dem Dickicht, stellte sich vor die Wallfahrer mit schußfertigem Gewehr und befahl ihnen, stehen zu bleiben, die Schuhe auszuziehen und auf einen Haufen zu werfen. Dann ließ er sich von den jammernden Prozessionsteilnehmern das Geld ausfolgen und verschwand wieder im Walde.

*

Diese Sage ist eine verkürzte Nachbildung der Erzählung, die Breier im 2. Band seines Romanes auf S. 204/205 bringt, nur sind die überfallenen Personen nicht Wallfahrer, sondern jüdische Hausierer, die auf den Markt zogen. Vgl. diese Zeitschrift, 4. Jg. (1931), S. 20!

Ein mißglückter Einbruch Grafels

Auf dem Hause Nr. 3 in Piesling wirtschaftete zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Fleischhauer. Bei dem Gebäude lag damals dort, wo heute die Scheuer steht, ein von einem hohen Lattenzaun eingefriedeter Garten, der es „hintaus" abschloß; die Fleischbank befand sich diesem Garten gegenüber, linkerhand vom heutigen Toreingang. — Diesem Fleischhauer stattete einmal Grafel einen nächtlichen Besuch in der Absicht ab, um Selchfleisch und Würste zu stehlen. Er hatte bereits den Gartenzaun überstiegen und stand im Hof; da gewahrten die beiden großen Hunde des Fleischers den Fremdling und mit lautem Gebell stürzten sie auf ihn los. Sofort schwang sich Grafel auf den Zaun; doch ehe er ihn übersteigen konnte, hatten ihn die Tiere gefaßt und rissen ihm die Schaffellweste, mit der er bekleidet war, vom Leibe. Als der vom Lärm der Hunde geweckte Fleischer auf den Hof kam, war der Räuber längst verschwunden; die zurückgebliebene Weste aber nahm er zu sich und trug sie von da ab stets in der kalten Jahreszeit zur Erinnerung an den mißglückten Einbruch Grafels.

*

Der in der Sage erwähnte Fleischhauer hieß Johann Blach; gebürtig aus Thaya (N.-Ö.), heiratete er im Jahre 1811 die Witwe Anna Maria nach Adalbert Zach, die den Besitz von ihrem Vater, Paul Dunkler, am 29. Oktober 1804 eingeantwortet erhielt. Blach, der Urgroßvater des gegenwärtigen Besitzers Josef Blach, gelangte in den Mitbesitz dieser Wirtschaft am 8. Juni 1818 und erscheint auch in der Grundertragsmatrik des Jahres 1820 als Besitzer dieses Hauses; er starb am 25. Dezember 1851, sein Weib schon am 6. Mai 1844. — Grafel gestand übrigens im Strafverfahren, in Piesling zwei Einbrüche begangen zu haben, und zwar am 11. Juni 1812 und 13. Oktober 1813. (Fortsetzung folgt.)

*

Digitized by Google

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz

Die folgende Zusammenstellung von Hausmitteln bei Erkrankungen wird für das Dorf Runarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek gemacht. Der Ort ist mit Absicht gewählt. Einmal kann der Schreiber als Ortskind aus eigener Erinnerung schöpfen, dann hat sich hier infolge einer jahrhundertelangen Weltabgeschiedenheit, die erst in neuerer Zeit durch die Nähe einer Eisenbahn und durch eine Bezirksstraße gemildert wurde, mehr altes Volksgut erhalten als anderswo; darunter ein Schatz von Hausmitteln, da die Bewohner wegen ihrer Armut nur in sehr ernsten Fällen den Arzt holen und sich von jeher mit Hausmitteln behelfen. Die Zusammenstellung bezieht sich auf das letzte Drittel des vergangenen Jahrhunderts; doch sind viele der angeführten Mittel, obwohl sich inzwischen vielfach die Erkenntnisse über das Wesen der einzelnen Krankheiten und über die Säuglingspflege geändert haben, auch heute noch in Geltung aus alter Gewohnheit und, weil sie sich tatsächlich bewähren.

Wunden (Bietootn): Schnitt- und Stichwunden werden ausgesogen. In die frischen Wunden träufelt man Arnikatinktur oder Balsam, die für diesen Zweck vorrätig gehalten werden, und den Saft von Schafgarbenblättern. Man rollt einige Blätter so lange zwischen den Handflächen, bis sie Saft geben, träufelt diesen in die Wunde, legt die ausgepreßten Blätter auf und verbindet die Wunde. Das wirkt schmerzstillend, kühlend und beschleunigt die Heilung. Besonders bewährt ist das Mittel bei blutiggestoßenen Zehen.

Quetschwunden und Abschürfungen bestrahlt man mit dem eigenen Harn — eine Art Desinfektion. Je mehr es beißt, desto besser ist die Wirkung —, legt „qldn[1]) Schmäär" auf und verbindet sie. „Qldr Schmäär" ist Abfallfett beim Schweineschlachten. Die auf den Geräten haftenden und auf dem Spülwasser schwimmenden Fettbröckchen werden gesammelt und zu einer Kugel zusammengedrückt. Damit sie nicht auseinanderfällt, umspinnt man sie mit einem Bindfaden und hängt sie sodann wie ein Pendel auf die Ofenstange und später in der Kammer auf. Mit der Zeit wird das Fett schmierig und ist so gerade recht zum Gebrauch. Es wird auch bei Geschwülsten verwendet.

Noch vor 50 Jahren wurden zur Stillung des Blutes allgemein Spinngewebe (Spennbeebhait) verwendet. Durch den Einfluß der Schule ist man davon abgekommen.

Hat man sich einen Schiefer eingezogen und bekommt man ihn nicht heraus, gilt als unfehlbares Mittel Hühnerfett (Hienerfättes). Es zieht den Schiefer heraus. Bewährt ist frisches, weiches Herz. Das desinfiziert, verhindert die Entzündung und nach einiger Zeit läßt sich der Schiefer wie aus einer Scheide herausziehen.

Bei Prellungen und Stoßverletzungen verwendet man Hundsschmalz oder „Jarmetzr" Salbe, von der noch später die Rede sein wird, zum

[1]) o = geschlossenes o; o = offenes o.

Digitized by Google

Schmieren. Beulen auf dem Kopfe, durch Anstoßen entstanden, drückt man mit einer Messerklinge nieder.

In trockenen Sommern springen beim Bloßfüßiggehen gerne die Fersen auf, so daß sich tiefe, bis ins lebende Fleisch gehende Spalten bilden, oder es bricht die Sohlenhaut unter den Zehen. Solche Wunden sind für alle jene, die auf Stoppelfeldern oder in Stallungen, besonders Pferdestallungen beschäftigt sind, sehr unangenehm, weil Stiche in die Wunden heftig schmerzen und die Berührung mit Jauche, namentlich Pferdejauche, beißenden Schmerz hervorruft.

Verunreinigte Wunden werden „schbarndich"; Fußwunden nach der Volksmeinung, wenn man in Glasscherben oder auf etwas Giftiges — eine Kröte — tritt. Solche Wunden „änzindn", „ergötzn" sich, „reisn zusomm" und werden schließlich „zeitich". Nun können sie aufgestochen oder aufgeschnitten werden. Das Reifen beschleunigt man durch Auflegen von heißem „Leinkasch" (Leinsamen zerstoßen und in Milch gekocht), heißem Kartoffelbrei, sehr stark gesalzenem Teig, zerkautem Butterbrot, Speck und warmem Kuhfladen. Durch diese Mittel wird auch die Haut erweicht, so daß sich der Eiter (Attr) selbst Bahn bricht und das gefürchtete Öffnen der Wunde erspart. Der Eiter muß ausgedrückt werden. Harzsalben, Wagenschmiere aus Harz, „Ronknkornbleetr" (Blätter der Braunwurz) ziehen zuletzt auch den „Attrstock" heraus, worauf die Wunde unter „Krimmrn" (Jucken) heilt.

Aus verschiedenen Ursachen entstehen mitunter „Schbarn" (Furunkel) und Beulen, die wie „schwierig" (eitrig) gewordene Wunden behandelt werden. In der Nachbargemeinde Ölhütten hat noch vor 40 Jahren eine Frau Krankheiten besprochen und Eiterherde unter Zuhilfenahme eines „Dunrkeils" (eines Steinbeiles) geöffnet. Die Besprechungsformel konnte leider nicht in Erfahrung gebracht werden; auch der „Dunrkeil" ist nicht mehr auffindbar. In jüngster Zeit ist ein solcher in Wachtl zustande gebracht worden. Er ist im Besitze des dortigen Herrn Oberlehrers Karl Potschka.

Eine schwer heilende, eiternde Wunde ist eine „Peetsch". Sie entsteht, wenn der schützende Grind immer wieder weggekratzt wird[1]). Oft bekommen Kinder im Gesicht Grind, Ausschlag (Qsprqng). Man bestreicht die Stellen mit Fett. Kopfgrind darf aber nicht gewaschen werden.

Nässende Stellen hinter den Ohren oder in den Hautfalten bei kleinen Kindern bestreut man mit geschabtem „Taufstein" (Talgstein) oder mit Wurmmehl.

Wunde Mundwinkel (Binkl) sind ansteckend (qhängadich) und werden durch die Löffel weiterverbreitet. Man heilt sie, wenn man ein Stückchen des Hemdes, das man gerade am Leibe trägt, in eine scharfe Falte legt und diese durch den wunden Mundwinkel zieht.

Bei Mundfäule wendet man Absud von Erdbeerblättern und Alaunlösung zum Ausspülen an. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Derartige Wunden läßt man gerne von Hunden belecken; sie heilen dann angeblich sehr rasch. (Anklänge an das biblische Gleichnis vom reichen Prasser und armen Lazarus.)

Digitized by Google

Der walachische Schäfer

Von **Dr. Fritz Koberg**, Prag

In den Dörfern des Feistritztales in meiner nordmährischen Heimat, aber auch im anschließenden Odergebirge in Nordmähren und Schlesien weiß heute noch ein Teil der Bevölkerung[1]) von dem walachischen Schäfer zu erzählen, der vor ungefähr zwei bis drei Menschenaltern eine ebenso große wie geheimnisvolle Rolle als Berater und Helfer gespielt hat. Damals wanderten, wie ich mir von Bauern, Müllern und Holzhackern in verschiedenen Orten erzählen ließ, viele Leute mit ihren Sorgen und Nöten über das Odertal hinüber und durch das Kuhländchen in seine walachische Beskidenheimat. Das war zu Fuß ein starker Tagmarsch. Selten ging jemand ungetröstet, anscheinend nie einer ungläubig von ihm weg. Alle vertrauten seiner Zauberkraft. Wollte oder konnte er in keiner Weise helfen, so sagte er einfach: „Da bin ich machtlos." Sie senkten den Kopf und gingen und versuchten es ein nächstes Mal wieder bei ihm, und ein drittes und viertes Mal auch, mitunter nach Zeitspannen von zwei bis drei Jahrzehnten.

Der Schäfer wurde uralt und sein Ruf und Einfluß immer größer. Als er gestorben war und noch immer die Leute kamen, sich Rat zu holen bei seinen Söhnen, die doch auch etwas von seiner Kraft und Begabung haben müßten, da wurden die Hilfeflehenden weggeschickt, denn, so erklärten die Söhne erschauernd übereinstimmend: „Er hat so schwer sterben können! Wir versuchen daher nicht die Kraft. Er hat wohl immer nur das Gute gewollt, es ist aber doch Teufelswerk darin; sonst wäre er leichter gestorben."

So wuchs der Ruf des Zauberers aus der Walachei, des Hirten aus den Beskidenbergen, nach seinem Tode noch ganz besonders an. Das gelinde Grauen derer, die von ihm erzählten und ihm die alten sagenhaften Züge aus den Tagen des Hexenwahns und jene anderen der guten Geister anhängten, tönte mir aus gar manchem Munde entgegen. Scheu und still wurden sonst laute Menschen, als sie zu erzählen begannen, wie ihr Vater vor langen Jahren den Weg zum Schäfer in die Walachei gegangen sei und wie er getröstet und aufgerichtet von dort wiedergekommen. Unter denen, die mir so vor dreißig Jahren Kunde gaben von einer Sagengestalt, die noch das Maschinenzeitalter geschaut hat, wenngleich sie in der Abgeschlossenheit von Bergwiesen zwischen Wäldern Schafe weideten, war der eine erklärter Atheist, hatte jahrelang als Mühlenbauer weite Reisen gemacht und sich häufig als erfindungsreicher Bastler nicht ohne Geschick betätigt, andere waren nüchterne, weltoffene Bauern, die mit ihren beiden Füßen fest im Alltag standen und wirtschaftlich gut vorwärtskamen, zumal sie, wie man so sagt, stets mit der Zeit gingen. Und doch war überall im Hintergrund ihres Seelenlebens der walachische Schäfer, bei dem der Vater oder Oheim gewesen und von dem er in nachdenklichen Stunden andächtig und verehrungsvoll, ergriffen und ergreifend, im kleinsten Kreise

[1]) Gegenwärtig dürfte sein Andenken durch den Freiwaldauer Hellseher Nemec, um den sich ein ganzer Sagenkranz gebildet hat, verdunkelt worden sein.

Digitized by Google

der engsten Angehörigen, erzählt hatte. Stillschweigen, jahrelanges, mitunter auch jahrzehntelanges Schweigen hatte der Hirt in der Walachei jenen, die bei ihm Rat oder Hilfe holten, fast stets zur Pflicht gemacht — nur dann nicht, wenn er sie mit dem Bedeuten fortschickte, er könne ihnen nicht helfen. Nie hatte er jemandem gesagt, er möge wiederkommen, ja, im Gegenteil, er hatte Verborgenheit gesucht, wo er nur konnte. Um so stärker war sein Einfluß und seine Einwirkung auf die Gemüter — auch der Nachlebenden.

Daß dieser Schäfer nie Geld genommen und auch nie ein Geschenk begehrt hat, ja, unwillig werden konnte, wenn ihm Arme aus Dankbarkeit Geschenke aufdrängen wollten, erhöhte noch seinen Ruf.

Vor ungefähr sechzig Jahren hat der damalige Besitzer der Alten Mühle in Pohorsch bei Olmütz, Hübner mit Namen, in jenen Tagen, als noch am Windmühlberg seine Windmühle stand, die bis nach Olmütz zu sehen war, für diese Mühle lange vergeblich einen Käufer gesucht und sich endlich auf den Weg in die Walachei begeben. Der Schäfer trug ihm auf, in einer bestimmten Nacht nach Herausnahme eines Spans aus dem Mühlenrad sich in der Richtung gegen Olmütz dreimal zu verbeugen; innerhalb von drei Tagen würde sich dann der Käufer einstellen. Und richtig, es kam ein reicher Kaufmann aus Olmütz und kaufte vom alten Hübner die Mühle, die dem Erwerber übrigens auch nur Verluste brachte und die er daher dann abbrechen ließ.

Ein Bauer in Milbes bei Bodenstadt, unweit der Oderquelle, hatte viele Silbergulden und einige Golddukaten daheim in seiner Truhe verborgen aufgespart. Auf einmal war das Geld verschwunden, gestohlen. Er ging allen Spuren nach, nahm auch die Hilfe der Gendarmerie in Anspruch — alles vergebens. Da ging er zum Schäfer. Dieser ließ sich eingehend die Tageseinteilung und die Charaktere aller Insassen des Hauses schildern, soweit der Bauer dies vermochte, dann aber erklärte er: „Sieh im Strohsack deines Knechtes nach, dort steckt das Geld!" Der Bauer ging heim, sah nach — und hatte sein Barvermögen wieder.

Es gibt Geschichten über den Schäfer aus der Walachei, die seltsamer und abenteuerlicher klingen. Da sie aber lediglich altes Sagengut zu neuem Leben zu erwecken scheinen, so sei hier auf sie nicht näher eingegangen. Nur so viel sei davon erwähnt, daß selbstverständlich der gekrümmte Zauberspiegel und das vor ihm entfachte Feuer aus stark duftenden Kräutern darin eine Rolle spielt, jener Spiegel, der den Rauch der brennenden Kräuter für den Schäfer zu lebendigen, wechselnden Bildern geformt hätte, aus denen er dann abgelesen habe, was jeweilen irgendwo vorgehe — und dann habe er z. B. erklärt: „Den Dieb, der den Schmuck deiner Frau aus euerem Glaskasten entwendet hat, werdet ihr kaum mehr fangen, ich sehe ihn hier im Spiegel auf einem großen Schiff sitzen, das gerade übers Meer fährt."

Ob es noch möglich ist, die Urgestalt der Persönlichkeit festzustellen, die dann zum Held der Sage geworden ist, das muß ich dahingestellt sein lassen. Daß ein naturverbundener, instinktsicherer Mensch, der in langen Jahren und tausenden Fällen beim Vieh das Gliedereinrenken und bei sich Mittel

Digitized by Google

gegen das Gliederweißen erprobt und der auch die Kunst der Wetterbeobachtung und der Menschenbehandlung in der Schule der Schweigsamkeit und Nachdenklichkeit unglaublich fein ausgebildet hatte, auf die vielen Hilfesuchenden einen starken Eindruck machen und ihnen durch geheimnisvolle Vermittlung, Anleitung und Beratung als Wundertäter vorkommen mußte, scheint mir außer Frage zu stehen. Liebevolles Versenken in die Natur, die tausende Wunder und Hilfsmittel in sich schließt, war wohl der Hauptzauber des walachischen Schäfers.

Redensarten aus Nordmähren

Von **MUDr. Hans Englisch**

Wer aufmerksam das Volksleben studiert, findet heute noch eine Reihe trefflicher und urwüchsiger, manchmal auch derber Redensarten, die wert sind, aufgezeichnet zu werden. Diesem Zwecke soll nachstehender Beitrag dienen.

Wenn unverhoffter Besuch kommt, drückt man Überraschung und Freude aus mit den Worten: „Imme, do schlo ber doch ne Uofn ei! (Da schlagen wir doch den Ofen ein!)

Herausfordernde Spötter warnt man: „Doß der och nie's Spotheisle brienich wird!" (Daß dir nur nicht das Spotthäuschen brennend wird!)

Von eigensinnigen Menschen pflegt man zu sagen: „Er hat Kaprizen, mehr wie der Hund Flöhe!"

Beim Wiegen und Messen darf man nie zu pedantisch sein, denn: „Maß und Gewicht kommt vor Gottes Gericht!"

Allzugroße Fröhlichkeit dämpft man mit dem Spruch: „Wer Freitag lacht und Samstag singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt!"

Von jemandem mit schlechtem Aussehen heißt es: „Du siehst aus wie de griene Siebene!"

Von einer Frau, die schwanger sein soll, sagt man: „Es ist was mit ihr!" oder „Die ist in den Hefen!"

Neben dem bekannten Götzzitat hört man noch: „Such mich im Krautgarten!" oder „Kratz mich am Buckel!", auch „Rutsch mir den Buckel rauf und runter!" „Du kannst mir gestohlen werden!"

Von Frauen mit nie stillstehendem Mundwerk sagt man: „Sie hat eine Gosche wie eine Dreckschleider!"

Auf langsame und daher teuere Maurerarbeit hat das Volk die Scherzredensart: „Maurerschweiß und Apothekerware ist teurer Kram!"

Ein Pantoffelheld wird als „Der liebe Niemand bei ihr" bezeichnet.

Von ungeschickten und dummen Menschen sagt man: „Der ist auch nur 8 Jahre in die Baumschule gegangen."

Will man seiner Entrüstung Ausdruck geben, so sagt man: „Das ist doch ärger wie zu arg!"

Von Kleidungsstücken, Schmucksachen oder dgl., die nicht zum Träger passen, sagt man: „Das paßt dir, wie dem Schwein 's Schmiesla (Chemisette)!"

Digitized by Google

520113

Primus Lessiak †

Am 26. Jänner ist Univ.-Prof. i. R. Dr. Primus Lessiak in St. Martin bei Klagenfurt-Pörtschach am Wörther See nach jahrelangem, schwerem Leiden im 59. Lebensjahr verschieden.

Lessiak war von 1911 bis 1920 ordentlicher Professor der älteren deutschen Sprache und Literatur an der Prager deutschen Universität. Als er nach Prag berufen wurde, stand es um die Mundartforschung nicht am besten. Seinem Vorgänger, Prof. Karl von Kraus, lag dieses Wissensgebiet sehr fern, das nur der titul. außerord. Professor Hans Lambel, der die „Beiträge zur Kenntnis deutschböhmischer Mundarten" begründet hatte, zu betreuen versuchte, soweit ihm sein Dienst an der Mittelschule und die Vorlesungen über mittelhochdeutsche Sprache und Literatur hiezu Zeit ließen. Hier hat nun Lessiak Wandel geschaffen und den Grund gelegt zu dem Aufblühen der Mundart- und Namenforschung auf sudetendeutschem Boden. Er ist ihr erster und eigentlicher Begründer. Die sudetendeutsche Wissenschaft und die sudetendeutsche Volksgruppe werden ihm stets ein dankbares Gedenken bewahren.

Kleine Mitteilungen

Altes Reimgebet

In Gottes Namen tritt ich,
meinen Herrn bitt ich
um liebe Engel drei:
der erst, der mich weist,
der zweit, der mich speist,
der dritt, der mich führt.
Wo führt er mich hin?
Ins himmlische Paradies.
Da steht ein goldener Tisch,
sitzt der liebe Herr Jesuchrist dabei,
er liest und schreibt für die ganze Welt
vom brennenden Brand,
von Adel und Eh,
daß ich dem bösen Feind entgeh.
Die erst Bitt für meine Eltern,
die zweit für meinen Freund,
die dritt für meine eigene Seel selber.
Amen.

Dieses Reimgebet stammt aus dem südböhmischen Ort Umlowitz bei Kaplitz. Mein Schwiegervater hörte es in den Jahren 1852 bis 1854 von seiner Mutter.

Neuern. Hans Watzlik.

Digitized by Google

Der Flurname „Kötzmannla" in Altvogelseifen, Schlesien.

Bei der Bearbeitung der Flurnamen des Freudenthaler Bezirkes stieß ich in Altvogelseifen auf den eigenartigen Namen „Kötzmannla", der für Äcker und Wiesen, die am Bache liegen, gilt. Nachforschungen über die Bedeutung des schwer deutbaren Flurnamens ergaben folgendes: Man erzählt, daß sich an dieser Stelle ein kleines Männlein gezeigt habe. Andere wieder berichten, daß der Name von einem früheren Eigentümer „Kauz" stamme, der wegen seines lasterhaften Lebenswandels hier nach seinem Tode herumirren mußte. über das kleine Männchen war sonst nichts zu erfragen.

Der Flurname kann nicht zum Familiennamen Kauz gestellt werden, da Kauz in der Mundart dieses Gebietes nicht zu Kötz- werden kann. Wir haben also wohl einen späteren Erklärungsversuch vor uns. Der zweite Bestandteil ist sicher -männlein; es scheint, daß wir einen der in Schlesien sehr seltenen Fälle vor uns haben, in denen der Name einer Sagengestalt zum Flurnamen geworden ist. Bei Kötz- ist vielleicht an Gottes-, mundartlich göts- und dann verhüllend (besonders in Flüchen!) khöts- zu denken. Würde sich das Volk noch mehr von jenem Männlein erzählen[1]), dann könnte auch die Herkunft des Namens besser geklärt werden. Schließlich müßten wir auch noch andere Beispiele ähnlicher Flurnamengebungen haben, doch heute fehlt uns noch der überblick.

Der Name wäre noch am ehesten zu verstehen, wenn man annimmt, ein zweiter Bestandteil, etwa -wiese, -feld, sei geschwunden. Derartiges findet sich im Freudenthaler Bezirke nicht selten, besonders bei Gewässernamen.

Prag. Dr. Herbert Weinelt.

Schwänke aus Georgswalde

Er merkte, wo es hinaus rauchte.

(Erzählt von Adolf Röthig, Neugeorgswalde 1.)

Der Ottobauer aus Königswalde hatte das Pferd verkehrt aufgezäumt, d. h. es ging in seiner Wirtschaft stark bergab. Um zu Gelde zu kommen, hatte er Wald abgeschlagen. Als er dieses wieder in der Tasche spürte, juckte es ihn so lange, bis es weg war. Tagelang saß er im Wirtshause und zechte. Ans Heimgehen dachte er in diesem Zustande überhaupt nicht. Einmal quetschte er schon den dritten Tag im alten Gericht zu Neugeorgswalde. Während er große Sprüche und kluge Reden führte, kam sein Freund, der Schenkfieber. Gelassen hängte er erst den Hut an den Nagel, dann setzte er sich an Ottobauers Tisch. Als der endlich einmal mit seinem Schwadronieren etwas aussetzte, fing Schenkfieber einen Diskurs an. Er erzählte vom Walde, dann bemerkte er so beiläufig: „Heute ging'ch de Wölprtstrouße eihinder, dou sogsch enn Mohn mit enner Laterne. Nanu, dochtsch dou bei miet, wos soll denn dos hejßen, is denn dar Karle verrickt, doßr

[1]) Herrn Oberlehrer J. Tudycha danke ich für seine Bemühungen, die vorhandenen Sagen um den Flurnamen festzustellen, auch an dieser Stelle.

Digitized by Google

an hallelichtn Tage mit enner Laterne rimlejft! Wie 'ch nehndr kohm, frut' ch'n: ‚Nu, wos fällt denn euch ei, bei Tage mit enn Lichte rimmzuloufn?' Dar mejnte druf: ‚Ich fuche ok die grußn Fichtn!'" Weiter erzählen konnte Schenkfieber nicht mehr, der Ottobauer ging kerzengrade in die Höhe, es regnete Sauluder und andere Kofenamen, aber die Lacher hatte er nicht auf feiner Seite.

(Anmerkung: Die Begebenheit foll fich wirklich zugetragen haben.)

Er bezahlt gleich fürs nächfte Mal.

(Erzählt von Josef Dießner, Georgswalde, Werkmeifter. Soll wahr fein.)

Die ganz alte Buderbauerinne war eine bodenböfe Frau. Als fich ihr Mann nicht mehr helfen konnte, nahm er fie in die Kur und zerhieb fie ganz gehörig. Dabei wurde ihr ein Knochen ausgerenkt. Der Buderbauer fchaffte fie zum Doktor. Als der den Schaden wieder gut gemacht hatte, fragte der verföhnte Ehemann nach der Rechnung. Der Doktor verlangte einen Thaler, der Buderbauer zahlte zwei. „Damit ich 's gut ho, wenn 'ch wiederkomme!"

Die Leberwürfte.

(Ing. Anton Kade, Wiefenthal, erzählte die nachfolgende Begebenheit, die fich wirklich zugetragen haben foll.)

Ein Beichtkind geftand dem P. Storch, daß es an einem Freitage Leberwürfte gegeffen habe. P. Storch fragte: „Vom wem waren fie denn?" „Vom Formandlfleifcher!" „Da machen Sie fich nur nichts daraus, da war keine Leber drin, die hat nicht einmal bei der Leber gelegen!"

(Anmerkung: P. Storch ftarb in Georgswalde als Kanonikus.)

Georgswalde. Josef Wagner.

* * *

Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutfchen Volkskunde. Auf das feinerzeitige Preisausfchreiben (vgl. unfere Zeitfchrift, Jahrgang 1934, S. 128) find 7 Arbeiten eingelaufen, darunter auch der „Verfuch einer Wiener Volkskunde". Über die Preiszuerkennung werden wir berichten.

Zentralarchiv der deutfchen Volkserzählung. An weiteren Einläufen ift zu verzeichnen:

19. Oswald Kaller, Einfiedel bei Würbenthal: 120 Sagen.
20. Otto Zerlik, Karlsbad: 2 Sagen aus Theufing.
21. Jofef Stich, Neuhäufl bei Roßhaupt: 2 Märchen.
22. Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau: 16 Sagen.
23. Jofef Wagner, Georgswalde: Mehrere Erzählungen über urwüchfige Volksgeftalten und Schwänke.
24. Georg Tilfcher, Kornitz: 5 Sagen.
25. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: 83 Schwänke.

Franz Fifcher †. Wiederum hat die fudetendeutfche Heimatkunde einen fleißigen Forfcher und unfere Zeitfchrift einen treuen Mitarbeiter und Förderer verloren. Franz Fifcher, der am 28. Jänner geftorben ift,

Digitized by Google

wurde 1867 zu Hennersdorf bei Hohenelbe geboren, kam schon in jungen Jahren als Lehrer in den Böhmerwald und war lange Jahre Fachlehrer und schließlich Direktor der Bürgerschule in Oberplan, bis er 1925 in den Ruhestand übertrat. In zahlreichen Aufsätzen, die vor allem in der „Südböhmischen Volkszeitung" und in der „Waldheimat" in Budweis erschienen sind, hat er heimatkundliche Fragen behandelt. Für Oberplan schuf er in der drei Foliobände umfassenden handschriftlichen Gemeindechronik ein vorbildliches Werk. Der Leitung des Vereines Böhmerwaldmuseum gehörte er seit der Gründung des Vereines an und machte sich hier insbesondere durch die peinlich genaue Führung des Inventarzuwachsverzeichnisses und durch die regelmäßige Berichterstattung über die Einläufe verdient. Vielen Verehrern A. Stifters ist er als ausgezeichneter Kenner des Lebens und der Werke unseres Heimatdichters und als kundiger Führer und Erklärer der Gedenkstätten des Dichters in bester Erinnerung.

Zur Wiederbelebung der Volkstracht. Der Bundesbezirk „Kuhländchen" des Bundes der Deutschen in Neutitschein hat unter der umsichtigen Leitung seines Führers Dr. Ernst Schollich eine „Anleitung zur Herstellung der zeitgemäßen Kuhländler Tracht" mit zum Teil färbigen Vorlagen nach Entwürfen von Otto Liewehr herausgegeben. Dieses Beispiel verdient überall dort, wo man sich mit der Erneuerung der Tracht beschäftigt, Nachahmung.

Richtigstellung. Im 5./6. Heft 1936 gehört auf Seite 150 die dritte Strophe des Liedes „Der versoffene Soldat" zur Anmerkung 14.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

326. Auch im Weitraer-Gebiet wurden die Frauen früher in ihrem Hochzeitshemd begraben. (K. Samek, Erdweis bei Gmünd.)

342. Als Regimentslied der ehemaligen Dragoner in Wels (Oberösterreich) wird in einer Einsendung von K. Samek das verbreitete Lied „Im Böhmerland, so weit und breit", das aus 1866 stammen soll, bezeichnet und zugleich eine Fassung mit 5 Gesätzen mitgeteilt.

356. Hat ein Kind einen Ausschlag um die Lippen, so sagt man auch hier zu ihm: „Du bist üwam Speckgräibalan g'west!" (Du bist über den Speckgriesen gewesen!). (O. Zerlik, Karlsbad, für Nittwa bei Theusing.)

357. Nach Mitteilung einer Schülerin aus Hunschgrün bei Elbogen vertreiben Entenfedern im Polster, auf dem man schläft, das „Reißen". Bei der Großmutter des Kindes soll dieses Mittel geholfen haben. (R. Baumann, Chodau.) Auch nach Mitteilung von Marie Maschek (Holeischen) lindert das Liegen auf Entenfedern die Schmerzen der Rheumatiker.

363. In Runarz trägt die Frau ein Kleid und der Mann einen Anzug oder ein Gewand. Er hat aber auch eine gute oder schlechte „Mun-

Digitized by Google

dur" und ist gut oder schlecht „gemundiert". Das Arbeitskleid heißt zum Unterschied vom Sonntagsgewand „'s G'boot". (G. Tilscher, Kornitz.)

372. Das Schreiben gereimter Liebesbriefe war hier unter den Dienstboten besonders in den ersten Nachkriegsjahren im Schwunge. (O. Zerlik.)

373. Beim Pilotenschlagen zum neuen Wehr der Eisenwarenfabrik C. Stölzle in Erdweis wurde nach Mitteilung von K. Samek gesungen:

Einmål hoch und zweimål noch,
Dreimål auf und viermål drauf!
Jetzt woll'n wir 'n fråg'n,
Wås er will häb'n:
Recht hoch aufschlåg'n,
Recht hoch auf d' Höh
Wie vorn und eh!

377. Petroleum wird zum Waschen verlauster Köpfe verwendet, es dient aber auch als Brechmittel. (O. Zerlik.) In der Sprachinsel Deutsch-Brodek wird es allgemein gegen Kopfläuse gebraucht. Ein Kaufmannsgehilfe in Olmütz will es in den 80er Jahren mit gutem Erfolg bei Wunden verwendet haben. (G. Tilscher.)

381. Der Taufname Paul kommt hier bei jungen Leuten nur mehr vereinzelt vor, muß aber früher häufiger gewesen sein, wie aus Hausnamen, z. B. „bam Paln" in Döllnitz, hervorgeht. (O. Zerlik.)

385. Nachbarreime hat fast jedes Dorf. Überdies gibt es aber auch Ortsgesänge, z. B. in Mirodit (Bez. Luditz), in welchen von jedem Hause ein Vierzeiler gesungen wird, und endlich hie und da auch Bachlitaneien, welche die an einem Bach liegenden Mühlen kennzeichnen. Eine solche besteht z. B. von den Mühlen an der Schnella. (O. Zerlik.)

391. Eine wenig bekannte, noch gut lesbare Hausinschrift findet sich über dem Toreingange des Hauses Nr. 71/3 in der Weißner Gasse, heute Mišeňská, auf der Prager Kleinseite. Sie lautet nach Mitteilung von Dr. Hertha Wolf:

Wir bauen hier veste
und seind nur fremde gesde.
Wo wir solen ewig sein,
bauen wir gar wenig drein.

In Sattl bei Theusing war, wie O. Zerlik mitteilt, früher auf einem Bauernhause folgende Inschrift:

Als ich glücklich war auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden.
Als ich aber kam in Not,
Waren alle meine Freunde tot.

In den Bezirken Elbogen und Falkenau gibt es keine Hausinschriften mehr. (A. Horner, Königswerth.)

393. In Sagen und allgemeinen Volkserzählungen finden sich noch oft Erinnerungen an die Robotzeit. So übermittelte Dr. Hertha

Digitized by Google

Wolf eine längere Erzählung von einem Vorfall, der sich auf den Gütern des Grafen Kinsky in Bürgstein zugetragen haben soll.

396. Auch hier tragen Brautleute stets neue Wäsche und Kleider. (K. Samek.) Braut und Bräutigam mußten ein neues Hemd haben. Sie beschenkten sich damit gegenseitig. (A. Horner.)

397. Ein erprobtes Hausmittel gegen Kopfweh sind Wasserrüben — wenn diese fehlen, auch Kartoffeln —, in Scheibchen geschnitten, die auf ein Tuch gelegt werden, das um den Kopf gebunden wird. (K. Samek.) Auch hier werden Kartoffelscheiben („Arplpretschlän") auf die Stirn gelegt und mit einem Tuche festgebunden. (G. Tilscher.)

398. Das Legen von Geheimzeichen unter den Grenzstein ist auch hier Brauch. Meist sind es Scherben, Schmiedschlacken und Kieselsteine. Vermesser pflegen bei der Berichtigung von Grenzsteinen gewöhnlich zu fragen, ob „etwas drunter liegt". (O. Zerlik.) Man legt Glasscherben, Schmiedschlacken u. a. unter die Grenzsteine und hat dafür auch besondere Ausdrücke, z. B. Schmiedzunder, Weisel, Splint. (K. Samek.)

399. Das Anhängen eines Glöckchens ist zur Vertreibung der Ratten üblich. Man fängt eine Ratte, hängt ihr ein Glöckchen um und läßt sie wieder aus. Dadurch werden alle anderen Ratten verscheucht. Es heißt auch, daß man der gefangenen Ratte den After versiegeln soll. Dann beißt sie so wild und wütend unter den anderen Ratten um sich, daß alle fortziehen. (O. Zerlik.)

401. In unserer Gegend kommt der hl. Nikolaus meist allein, sehr selten begleitet ihn der Krampus. (R. Baumann.) Hier kommt er allein oder vom Krampus begleitet. Dieser trägt dann den Sack und die Rute, während der Nikolaus nur den Bischofsstab in der Hand hat. (J. Wagner, Georgswalde, der zugleich ein kurzes Nikolausspiel übermittelt.) Gegenüber diesen freundlichen Nikolausgestalten ist der „Nekko" oder der „schwarze Mann" um Klein-Mohrau in Nordmähren ein Schreckmittel. Dieser wild aussehende Mann kommt mit einem Sack am 5. Dezember abends und macht mit einer Pferdeglocke und einer Kette viel Lärm. Er fragt mit tiefer Baßstimme, ob die Kinder folgsam waren, läutet dabei kräftig mit der Glocke und schlägt mit der Rute auf den Tisch. Diese bleibt zum Gebrauch für die Eltern im Hause zurück. War das Kind brav, dann erhält es zum Schluß einen Papiersack mit Nüssen, Äpfeln, Orangen und Zuckerwerk. War es aber besonders schlimm und ungehorsam, so gibt es nur einen Sack mit verfaulten Erdäpfeln und Rüben. (F. J. Langer, Prag.) In Runarz wird der „Neckl" vom Teufel und von einem Engel, der den Korb mit den Gaben trägt, begleitet. (G. Tilscher.) In der Iglauer Sprachinsel wird er vom Krampus und in den südmährischen Orten Hödnitz, Oblas, Naschetitz außerdem noch von einem Engel begleitet. In Znaim kommt er oft auf Bestellung mit und ohne Krampus, bzw. mit und ohne Engel. (J. Göth, Iglau.)

402. Bei uns muß am Heiligen Abend stets ein frisches, unangeschnittenes Brot auf den Tisch kommen. Nach dem Tischgebet macht der Hausvater mit dem Messer drei Kreuze auf das Brot und schneidet es an. Das Anschnittel bekommt die Hausfrau, hierauf erhalten die übrigen je ein

Digitized by Google

Stückchen Brot. (Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau.) In Hödnitz bei Znaim ißt man vor dem Nachtmahl am Heiligen Abend Brot. (J. Göth.)

405. Ähnlich wie im oberösterreichischen Mühlviertel und früher im angrenzenden Südböhmen das goldene Rößl zu Weihnachten kam, kommt nach Mitteilung von J. Göth in Südmähren das goldene Lamperl und in der Iglauer Sprachinsel das „goldene Wängl" (Wagen.)

407. Noch vor 30 bis 40 Jahren pflegte man vor Weihnachten Eier auszublasen und für den Christbaum aufzuheben. Sie wurden mit Sägespänen und Sand gefüllt, mit Rauschgold und Papierstreifen überzogen und zuweilen auch mit Bildchen beklebt. (J. Göth für die Iglauer Sprachinsel.)

408. Weihnachtsgeschenke erhalten Dienstboten und Personen, welche regelmäßig, z. B. täglich, bei der Arbeit helfen. Sie bestehen in Stoff zu Kleidern oder fertigen Kleidungsstücken, Wäsche u. a., zum Teil auch in Geld. (R. Baumann.) Hier bilden die Weihnachtsgeschenke zwar nicht einen Teil des Lohnes, es wäre aber eine sehr grobe Ungehörigkeit, wollte ein Dienstgeber keine Geschenke geben. (J. Wagner, Georgswalde.) Hier ist das Weihnachtsgeschenk an Dienstboten allgemein üblich. Es besteht in Wäsche- und Kleidungsstücken, einem Striezel und einer Tüte mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten. (F. J. Langer für Klein-Mohrau in Mähren.) In der Iglauer Sprachinsel und in Südmähren bilden die Weihnachtsgeschenke einen Teil des Lohnes. Die Knechte erhalten einen Anzug, die Mägde meist Stoff auf ein Kleid oder Bettwäsche. Wegen des Geschenkes wechselt ein Dienstbote höchst selten den Dienst vor Weihnachten. Geschieht es doch, dann erhält er nur den entsprechenden Bruchteil. (J. Göth.)

410. Das Ausschießen des Alten Jahres und das Einschießen des Neuen Jahres ist in den Orten um Znaim sehr gebräuchlich. Die alten Leute geben eine Spende für das Pulver, damit es recht knallt und das Neue Jahr würdig empfangen werde. (J. Göth.)

Umfragen

411. Wer kennt ähnliche Flurnamen wie Kötzmannla (vgl. oben „Kleine Mitteilungen"), die Namen von Personen (oder Flurgeistern) zu sein scheinen?

412. Der Berg Slawitschken bei Bürgstein soll seinen Namen (deutsch: kleine Nachtigall) davon erhalten haben, weil sich bei einer bestimmten Windrichtung von seinem spitzen Basaltgipfel Töne, die Orgelklängen ähnlich sind, vernehmen lassen. Wo gibt es andere singende Felsen?

413. Wo sind Bach- oder Flußlitaneien (vgl. die Antwort auf Umfrage Nr. 385) üblich?

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind spielt im Volksglauben und Brauch eine besondere Rolle. Was darf man mit ihm nicht tun? Nach O. Zerlik darf man es in keinen Spiegel schauen lassen, sonst wird es eitel; man darf es nicht im Regen umhergehen lassen, weil es Sommersprossen bekommt, usw.

Digitized by Google

415. Das Volk glaubt, daß ein Versehen der Mutter vor allem in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft von Folgen für das Kind ist. In Rettendorf bei Königinhof a. d. E. soll sich vor einigen Jahren der folgende Fall tatsächlich ereignet haben. Zu einer im zweiten Monat der Schwangerschaft stehenden Frau kam bei einem Fest ein Bettler, der ihr bittend seine Hände, denen sämtliche Finger fehlten, entgegenstreckte. Die Frau, die ohnehin von einer schwachen Gesundheit war, erschrak so, daß ihr übel wurde und sie heimgeschafft werden mußte. In der Folgezeit mußte sie oft an den häßlichen Anblick der verstümmelten Gliedmaßen des Bettlers denken. Und als sie dann niederkam, gebar sie ein Kind, dem ebenfalls alle Finger fehlten. Außerdem besaß das Kind keinen Mund und mußte daher verhungern. Wer kennt ähnliche bezeugte Fälle? Und wieweit mischt sich Aberglaube in die Tatsachen hinein?

416. Nach Mitteilung von Dr. Hertha Wolf erzählte ihr zu Weihnachten 1936 eine Häuslerin in Niklasberg (Erzgebirge), daß sie ein gutes Hausmittel gegen die Grippe besitze. Sie koche Holzäpfel und ausgefrorenen Kuhmist, das trinke man und es habe noch stets geholfen. Wo kennt man dasselbe Mittel?

417. Nach einem Berichte von O. Zerlik besteht der Glaube, daß man in einer Kirche, die man zum erstenmal betritt, drei Wünsche äußern könne, die in Erfüllung gehen. Nur darf man sich in der Kirche nicht umdrehen und man muß rücklings aus der Kirche hinausgehen. Wo findet sich derselbe Glaube?

418. Hält man jede Kröte für giftig? Wie begründet man es?

419. Wo läßt man kranke Augen von heilbeflissenen Frauen ausflecken?

420. In manchen Gegenden und Ländern wurden seinerzeit von der Obrigkeit (Regierung, Herrschaftsbesitzer u. a.) besondere Gesindeordnungen erlassen, durch welche vor allem die Zeit des Dienstwechsels geregelt wurde. Wer kann für unser Gebiet solche Gesindeordnungen namhaft machen?

Schrifttum

Karl Kaiser, Atlas der Pommerschen Volkskunde. Textband mit 333 Seiten u. 40 Abbildungen und Kartenmappe mit 50 Karten. (Band 4 und 5 von „Pommernforschung, Reihe II. Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern".) Verlag der Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1936.

Mit diesem ausgezeichneten Werk liefert Pommern ein Vorbild für andere Länder. Benutzt wurden die fünf ersten Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde" und ein besonderer pommerscher Fragebogen, der mit dem 5. Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde" im Jahre 1935 ausgeschickt wurde. Die von Frl. Dr. Dora Lämke entworfenen und gezeichneten Karten sind sehr anschaulich und übersichtlich. Sie werden in dem Textband ausführlich besprochen. Von besonderer Bedeutung ist der Abschnitt des Buches, der die Ergebnisse zusammenfaßt. Denn hier wird die volkskundliche und volkstumsgeographische Gliederung Pommerns gründlich besprochen, hier wird die Verknüpfung Pommerns mit nordgermanischen Ländern aufgedeckt und hier wird nachgewiesen, daß das slawische Gut in der Volksüberlieferung Pommerns keineswegs so stark ist, als man bisher an-

Digitized by Google

genommen oder erwartet hat. Bei der Gebäckbezeichnung „Kollatsch" im Stolper Land wird man allerdings kaum an eine unmittelbare Entlehnung aus dem Lateinischen (collatio) denken können, seiner Form nach ist es — wie der „Tollatsch" genannte Blutkuchen — dem Slawischen entnommen.

Adolf Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. 6. Lieferung (Bogen 29—36). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1936. Preis 5 Mark.

In dieser Lieferung wird der Abschnitt „Sippensiedlung und Grundherrschaft" mit dem wichtigen Ergebnis über den Hergang der Niederlassung abgeschlossen, daß sich Sippen schwarmartig in Kleinsiedlungen auflöst niederließen und nicht, wie man bisher geglaubt, in Form von geschlossenen Dörfern. „Die Sippenmark ging über die Dorfmark hinaus, sie war ein Gebiet von mehreren Dörfern mit aufgeteiltem Lande, zwischen denen unaufgeteiltes lag." Hieran schließt sich der Abschnitt „Grundherrschaft und Landesmacht", in dem nachgewiesen wird, daß „die Herrschaften, die aus grundherrlicher Basis erwachsen waren, die Vorformen der Landeshoheit sind und daß sie ihren Ursprung auf dem Boden des Neulandes haben". Endlich enthält die Lieferung den Anfang des 6. Kapitels „Die Herrschaft der Ideen" (1. Urfeudalismus, Urgemeinde und Urstaat).

Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund. 2. Lieferung. Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Diese Lieferung bringt den Schluß des Abschnittes über die geographische Verbreitung des Schwerttanzes und die Abschnitte: 7. Der Stil des Schwerttanzes. 8. Die Bedeutung des Schwerttanzes. Älteste Quellen. (Magisch-symbolische Bestandteile unter den Schwerttanzfiguren. Tänze bei den Germanen. Mittelalterliche Schwerttanzspuren, Fechttänze, Tacitus' Schwerttanznachricht). Beigegeben sind die Tafelabbildungen 22—36. Die Untersuchung der räumlichen Verbreitung beweist, daß der Kettenschwerttanz, wenn er auch in Norwegen wie in Frankreich ganz fehlt, vor allem auf dem germanischen Volksboden daheim ist. Denn 241 Erwähnungen von Kettenschwerttänzen in heute noch germanischen Ländern stehen bloß 41 Kettenschwerttänze der anderen Völker gegenüber. Und im Osten Europas reicht der Tanz nicht weiter als das deutsche oder deutsch durchsetzte Gebiet, „um dann sofort abzureißen und gänzlich anderen Formen Platz zu machen" (S. 155). Man würde daher auf S. 148 statt der Überschrift „Der slawische Osten" richtiger erwarten „Der deutsche und slawische Osten", denn es werden hier auch die Schwerttänze im südlichen Böhmerwald, in Eger, in Iglau und in den deutschen Sprachinseln der Karpathenländer besprochen. Daß die Slowaken ihren „Fašančarský tanec" von dem „Faschingstanz" der Deutschen in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel übernommen haben, zeigt der Name selbst, aber auch der Umstand, daß der Schwerttanz bei den Deutschen dieser Gegend schon früh belegt ist. Wie Wolfram anführt, wird unter den schwerttanzenden Messerern zu Nürnberg schon im Jahre 1560 ein Meister Anthoni aus Kremnitz genannt.

Dr. Viktor Karell, Aus Böhmens Sagenschatz. Verlag der Buchhandlung „Egerland", Eger 1936. 168 S. Preis geh. 30 Kč, geb. 36 Kč.

Diese Ausgabe muß leider als völlig verunglückt bezeichnet werden. Stofflich bietet sie dem Fachmann nichts Neues, weil sie keine einzige neu aus dem Volksmunde aufgezeichnete Sage enthält, sondern nur Stücke aus bereits gedruckten Sammlungen bringt. Dabei wurden die Quellen ziemlich einseitig benützt. So wurden Sagensammlungen des Mieser und Aschers Gebietes, Nordostböhmens, der Iglauer Sprachinsel u. a. nicht herangezogen, wodurch sich große Lücken für einzelne Landesteile ergeben. Manches, das die Bezeichnung Sage nicht verdient, wurde kritiklos übernommen. Aber dies und noch viel anderes, das hier aus Raummangel nicht besprochen werden kann, bedeutet nichts gegenüber der sonderbaren, wissenschaftlich ganz unhaltbaren Einstellung des Verfassers, der in dem Bestreben, mit seinem Werk ein christliches Erbauungsbuch zu schaffen, unser Sagengut einfach als christliches Erzeugnis ausgibt. Das kann nur jemand tun, dem die allgemein menschlichen Wurzeln und Voraussetzungen des Volksglaubens und der Sage unbekannt sind, der nichts davon weiß, daß dieselben und ähnliche

Digitized by Google

Sagengestalten und Sagenmotive schon da waren, als es noch kein Christentum gab, und daß sie auch dort vorhanden sind, wo andere Religionen herrschen. Sein Vorhaben gelingt dem Verfasser auch nur dadurch, daß er Nebendinge zur Hauptsache macht und so alles auf den Kopf stellt. So will er in dem Vorwort, das mit einer Verherrlichung der Kirche und des katholischen Priesters abschließt, die „gewaltige sagenbildende Kraft des Christentums" an der verbreiteten Sage von der Mutter und dem Kind im Schatzberg darlegen. Zu diesem Zwecke muß er das Nebenmotiv, daß der Schatzberg am Palmsonntag, wenn in der Kirche die Passion gelesen wird, offen ist, zur Hauptsache machen. In Wirklichkeit fehlt dieses Motiv bei einzelnen Fassungen und ist auch entbehrlich. Denn das Hauptmotiv der Sage (Sucht nach Reichtum), — heute meist überdeckt durch das Motiv, daß die Mutterliebe höher steht als Geld und Gut —, ist auch in anderen Sagen vorhanden und kann überall für sich allein stehen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie der Verfasser die allgemein menschlichen Grundlagen und die bei nicht wenigen Sagengestalten und Sagenzügen unwiderlegbar nachgewiesene germanische, vorchristliche Wurzel glatt übersieht und aus oft rein zufälligen Nebenumständen alles und jedes in sein christliches Erbauungsgut einreiht. Was hat der wilde Jäger und das wilde Heer mit dem Christentum zu tun? Daß man sich durch ein Kreuzeszeichen oder die Anrufung Gottes vor Gefahren bewahrt, hat doch mit dem Kern der Sage nichts zu tun, ganz abgesehen davon, daß es zahlreiche — in diesem Buche nicht verwertete — Sagen vom wilden Jäger gibt, welche nicht den geringsten Zusammenhang mit der christlichen Lehre und dem christlichen Kult haben. Dasselbe gilt vom Wassermann, von der Tödin, vom Wechselbalg, vom Weiterleben der Seele in Tiergestalt, von den ruhelosen Toten usw., wo man vergebens nach einer christlichen Grundlage sucht. Und wenn der eine ruhelose Tote durch ein „Helf Gott!" erlöst werden kann, so gibt es daneben wieder viele andere Formen der Erlösung, die nichts mit dem Christentum zu tun haben, z. B. durch eine Mutprobe, durch einen Kuß usw. — Von den zwei Teilen des Buches kann man den 2. Teil überhaupt nicht als christliches Gut bezeichnen, er gehört sachlich in das Stoffgebiet der Volksreligion, die keineswegs mit der offiziellen christlichen Lehre übereinstimmt. Und vom 1. Teil, der Legenden bringt, gehört ebenfalls sehr viel zur Volksreligion. Bei diesen Legenden ist es überdies vielfach fraglich, ob sie überhaupt im Volksmunde leben. Viele sind rein literarische Erzeugnisse. Überdies passen manche nicht gut in ein christliches Erbauungsbuch. Die Geschichte von der heiligen Zdislawa, die in ihrer Mildtätigkeit den Bettler in ihrem Bett versteckt und ihrem Mann vorlügt, daß sie ein Kruzifix ins Bett gelegt habe, hat keinen erzieherischen Wert, wenn sie auch mit dem Wunder abschließt, daß der Mann wirklich ein Kruzifix im Bette findet.

Franz Andreß, Kulturgeschichtliche Skizzen sowie Denkmäler und Sagen aus dem Bezirke Mies. 2. Auflage. Selbstverlag 1936.

Das um einige Stücke vermehrte Büchlein bringt leider auch diesmal zu vielen Geschichten der ersten Ausgabe keine Quellenangaben, die über gar manches aufklären könnten, z. B. warum bei der Sage von der Waisenmarter der Eingang fehlt, der die Veröffentlichung im Jahrgang 1871 der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen kennzeichnet. Auch das wissenschaftliche Schrifttum der letzten Jahre wird nicht berücksichtigt. Sonst hätte doch zu den Prophezeiungen Fuhrmanns bemerkt werden müssen, daß sie mit dem Inhalt des in Drucken und Abschriften verbreiteten Büchleins „Die Prophezeiungen der Sibylla" fast wörtlich übereinstimmen (vgl. Jahrgang 1926 der Planer „Deutschen Heimat"). Unnötig ist, daß der Verfasser statt Dobrzan nunmehr Dobřany schreibt und dies damit begründet, daß die amtliche Schreibweise seit 1923 so lautet, ferner daß er nun statt Chotieschau Chotěšchau, statt Hrobschitz Robčice schreibt. Der letzte Ortsname wird übrigens amtlich auch mit deutscher Endung (Robčitz) geschrieben (vgl. S. 334 des Statistischen Gemeindelexikons I. Böhmen, 1935), was der Verfasser nicht zu wissen scheint. Nach der Volkszählung von 1930 hat Dobrzan 2699 deutsche (3676 tschechische), Chotieschau 2065 deutsche (715 tschechische) und Hrobschitz 59 deutsche (211 tschechische) Einwohner. Die amtliche Schreibung muß selbstverständlich im Verkehr mit den Behörden und in Schulbüchern und Büchern, die der behördlichen Genehmigung bedürfen, verwendet werden. Aber sonst gebraucht kein Deutscher Ortsnamen mit Buchstaben, die dem deutschen Alphabet unbekannt

Digitized by Google

sind. Die 3½ Millionen Sudetendeutschen können doch nicht Laute und Buchstaben einführen und gebrauchen, von denen die übrigen 90 Millionen Deutschen nicht einmal wissen, wie sie auszusprechen sind. Hoffentlich findet dieses schlechte Beispiel keine Nachahmung.

Heimatkunde des Karlsbader Bezirkes. Herausgegeben vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. 1. Heft: Die Landschaft. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereins, Karlsbad 1937. 120 S. mit zahlreichen Lichtbildern, Federzeichnungen und Karten. Preis des Heftes 15 Kč.

Wie diese erste Lieferung beweist, ist die Karlsbader Heimatkunde in den besten Händen. Ihr weitblickender und zielbewußter Leiter Dr. Theo E. Hutter schrieb eine grundlegende Einführung „Zur Geschichte der Karlsbader Heimatkunde", der eine Reihe von landschaftlichen Schilderungen folgen, die ihre schöne Ergänzung in prächtigen Lichtbildern und Wegkarten zu Wanderungen finden. In dem großzügigen Aufbau der Karlsbader Heimatkunde sind folgende Bände, die wieder in mehrere Lieferungen zerfallen, geplant: I. Die Landschaft. II. Volkskunde. III. Geschichte. IV. Schrifttum. Wir wünschen diesem vorbildlichen Unternehmen besten Erfolg.

Dr. Karl Kühn, Das steinerne Bürgerhaus in Stadt und Land Reichenberg. Eine baugeschichtliche Studie. Mit 23 Abbildungen, darunter 4 doppelseitigen Kunstdrucktafeln. (II. Teil, 4. Heft der Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg.) Reichenberg 1936. S. 313—398 des II. Teiles.

Das Buch behandelt: 1. Allgemeine Bauverhältnisse, Holz- und Steinbau, Stadtbaukünstlerische Entwicklung der Stadt. 2. Das Haus und sein Schmuck. 3. Grundherrliche Fürsorge als Antrieb zu baukünstlerischer und städtebaulicher Entwicklung. 4. Die Bauzünfte Reichenbergs. Ihre Gründung und Entwicklung. 5. Die Meister. — Streng wissenschaftlicher Geist und zugleich volkstümliche Klarheit sind ein besonderer Vorzug dieses ausgezeichneten Werkes, das auch einen bedeutenden erzieherischen Wert hat. Denn es soll „alle Kunst- und Baubeflissenen und die, die über das Bauen zu wachen haben, anregen, im Sinne der Alten künftighin wahr, ehrlich und neuzeitlich zu bauen, damit in der Zukunft auch ihre Bauten als dauernder und vorbildlicher Zeitausdruck gewertet werden".

Dr. Coriolan Petranu, Noui Cercetări şi aprecieri asupra arhitecturii în lemn din Ardeal. (Neue Untersuchungen und Würdigungen der Holzbaukunst Siebenbürgens). Bukarest 1936. 48 S.

In dieser Schrift, der eine Zusammenfassung in deutscher Sprache beigegeben ist, werden folgende Bücher besprochen: H. Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur. Berlin 1934; O. Szönyi, Régi magyar templomok (Alte ungarische Kirchen). Budapest o. J.; Ilona Balogh, Magyar fatornyok (Ungarische Holztürme). Budapest 1934. Beim ersten Buch wird die Behauptung des Verfassers, daß das rumänische Bauernhaus gepidischer und daher germanischer Herkunft sei, von Petranu abgelehnt. Bei dem hauptsächlich aus Abbildungen bestehenden Buche von Szönyi wird getadelt, daß er sein Land und Volk mit fremden Federn schmückt, indem auch deutsche und slowakische Kirchen abgebildet werden, alles aber als „ungarisch" bezeichnet wird. Zum Buche von Ilona Balogh wird bemerkt, daß für die Verfasserin „das Suchen der Belege für die patriotischen Behauptungen Szönyi's" am wichtigsten zu sein scheine, wodurch sie zu „Ergebnissen" kommt, die „höchstens Mitleid oder Lächeln erwecken". So behauptet sie allen Ernstes, daß die Ausbildung des mit vier Ecktürmchen und mit einfachem Wehrgange gezierten Helmtypus eine „individuelle Schöpfung der ungarischen Holzbaukunst" ist, aus der dieses Motiv in die späteren rumänischen und ruthenischen Denkmäler übergegangen sei. Petranu macht sie auf die geschichtliche Tatsache aufmerksam, daß dieses Motiv die deutschen Sachsen nach Siebenbürgen gebracht haben, von denen es sowohl die Ungarn (Madjaren) als auch die Rumänen übernahmen.

Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Geschichte. Zweite Auflage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 94 S.

Digitized by Google

Die gegenüber der ersten Ausgabe stark vermehrte und durch Einfügung von acht prächtigen Bildtafeln auch bildlich wirksam ausgestattete Schrift dürfte weiterhin noch mehr Verbreitung als bisher finden, weil sie dem Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommt. Denn die heutigen Verhältnisse zwingen den Sudetendeutschen, sich mit der Vergangenheit, der geschichtlichen Entwicklung und den sich daraus ergebenden Rechten seiner Volksgruppe eingehend zu befassen und darin nicht bloß Trost, sondern auch gute Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu suchen.

Adalbert Stifter, Erzählungen. Mit 40 Federzeichnungen von Max Geyer. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1936. Preis geb. 3.75 Mk., in Halbleder 4.80 Mk. 400 S.

Diese Ausgabe, die den Hochwald, Brigitta, den Waldsteig, Granit und Bergkristall bietet, wird jedem Stiftevverehrer, aber auch jedem Bücherliebhaber, der auf eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung Wert legt, höchst willkommen sein, zumal die Dichtungen durch die vortrefflichen Zeichnungen unseres sudetendeutschen Landsmannes M. Geyer ungemein belebt werden.

Pankraz Schuk, Adalbert Stifters Liebestraum. Geschichte einer Dichterliebe. 2. Auflage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 103 S. Preis geh. 12 Kč, geb. 16 Kč.

Ein genauer Kenner der Tatsachen und dabei ein feinfühlender Dichter zaubert in diesem fesselnden Büchlein ein wunderbares Bild der Liebe Stifters zu Fanny Greipl vor unsere Augen, das auf dem Hintergrund der meisterhaft geschilderten Landschaft die Gestalten des jungen Mannes, der noch nicht mit den Wirklichkeiten des Lebens zu rechnen vermag, und der lieblichen Friedbergerin, die ihm entsagen mußte, weil er ihre Liebe mit einer anderen betrogen hat, mit eindrucksvoller Klarheit hervortreten läßt.

Hugo Scholz, Welt des Bauern. Mit Bildern von Fritz Stonner. Bergstadtverlag Breslau, 1936. 117 S.

Zur Kennzeichnung des empfehlenswerten Buches, das mit einer beispiellosen Wärme und Lebendigkeit in die Welt und in das Seelenleben des Bauern einführt und sich daher besonders für Vorträge, aber auch für die Schule eignet, sei der Eingang des Abschnittes „Das Feld" hier wiedergegeben: „Was für Bonität? In welcher Klasse? Höhenlage? — So fragen meist die Herren Ökonomen, mögen sie dazu gleich auch Rat oder sonstwie heißen. Für den Bauer aber ist der Boden kein Kapital, für ihn ist der Boden ein Gotteslehen, mit dem er nicht zu rechnen, sondern das er zu betreuen hat. Boden ist keine Ware, die man taxiert. Damit entehrt man ihn, denn der Boden ist lebendig und heilig, ein Stück von Gott. Boden steht über dem Menschen; er war vor dem Menschen da, er wird nach dem Menschen noch sein. Aus Erde ist der Mensch geworden, zu Erde muß er wieder zerfallen."

Unsere Muttersprache. Zeitschrift der deutschen Sprachvereine in der Tschechoslowakischen Republik. Herausgegeben von Dr. Gustav Jungbauer.

Auch an dieser Stelle sei auf das eben erschienene 1. Heft aufmerksam gemacht. Es enthält eine Fülle von Beiträgen in den Abschnitten: Rückblick. Ziel und Weg. Wortschatz. Das Fremdwort. Sprachunarten. Zeitungsdeutsch. Übersetzungsfehler. Rechtschreibung. Vereinsnachrichten usw. Der Preis der Zeitschrift ist sehr niedrig. Sie erscheint sechsmal im Jahre und kostet bei Bestellung durch den Deutschen Kulturverband (Prag VII., Šimáčkova 16) 18 Kč im Jahre, den Mitgliedern der Sprachvereine, die einen Jahresbeitrag von 12 Kč einheben, wird sie als kostenlose Vereinsgabe geliefert. Für Schulen ist der Preis des Einzelheftes bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 10 Heften auf 1 Kč — sonst 3 Kč 50 — ermäßigt worden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tylova nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 2./3. Heft

„Kälberweil"

Gesindetermine in der bayerischen Oberpfalz und in Westböhmen

Von Dr. Hubert Haßmann, Trautenau

Der um die Heimatkunde Westböhmens verdiente Karlsbader Stadtarchivar Dr. Ludwig machte mich mit Karte vom 15. April 1930 auf den Ausdruck „Kälberweis" aufmerksam. „Im Egerlande wird damit die einwöchige Ruhepause der Dienstboten nach dem Abziehen bezeichnet." In einer zweiten Karte vom 19. Mai desselben Jahres schrieb mir Ludwig: „Betreffs des Wortes „Kälberweis" erhielt ich in Eger die Erklärung, daß das Wort soviel bedeutet wie ‚die Kälber sind verwaist, weil die Dienstboten abgezogen sind und die Zurückgebliebenen nur die allernotwendigste Arbeit verrichten'." Es blieb bei einem kurzen Kartenwechsel. Im nächsten Jahre starb Ludwig.

Bei der Durchsicht der Neuerscheinung „Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen" von Winkler im Herbste 1936 kam ich auf Ausführungen, die mich veranlaßten, mich eingehender mit den Gesindeterminen im Egerland und in der Oberpfalz zu befassen. Das sehr verdienstvolle Werk von Winkler ist nicht rein wissenschaftlich gehalten. Es stellt sich nach dem Vorwort dar als eine „schulpraktische Zusammenfassung einschlägiger Literatur" für die Hand des Lehrers. „Gedacht ist das Buch als eine schulpraktische Handreichung für die Lehrerschaft des ganzen altbayerisch-oberpfälzischen Sprachgebietes, das ja im Nordwest bis an die Tore Eichstätts und Nürnbergs reicht und zu dem im Norden noch das Kernstück des Fichtelgebirges zählt, das Sechsämterland." Es wäre vollständig verfehlt, das Buch wegen seiner praktischen Einstellung zu unterschätzen. Es wurde über Auftrag der Deutschen Akademie in München „durch einen Fachgelehrten der bayerischen Mundart- und Volkstumskunde" überprüft und über dessen Empfehlung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zur Gewährung eines Druckkostenbeitrages empfohlen. Durchaus richtig wird betont, daß „den ganzen noch lebenden Wortschatz unserer Mundart ja doch nur der kleine Kreis von Fachgelehrten kennt, der an der Neuausgabe eines bayerisch-österreichischen Wörterbuches arbeitet. Es vergehen aber noch Jahre, bis das Werk fertig vorliegt". Auch ein besonderer Bayerischer Mundartatlas ist geplant. Wer weiß, wie lange oft die Beendigung großangelegter wissenschaftlicher Werke auf sich warten läßt, z. B. des Deutschen Wörterbuches der Brüder

Digitized by Google

Grimm, wird die Herausgabe von Winklers Heimatsprachkunde begrüßen, mag sie auch manchen Wunsch nach genaueren dialektgeographischen Angaben und lautgerechteren Schreibungen der Mundartwörter offen lassen. Einen besonderen Wert erhält das Buch Winklers dadurch, daß sich der Verfasser der Mühe unterzog, den gesamten sehr umfangreichen handschriftlichen Nachlaß (über 40 Bände) des bayr. Ministerialrates von Schönwerth, welcher sich im Besitz des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg befindet, zu sichten und für seine Darstellung zu verwerten. Sehr anziehend dargestellt, sowie ergebnisreich ist der II. Hauptabschnitt des Buches: „Eine Auswahl von Stoffeinheiten", der Handwerk, Gewerbe, Hausbau, Bauernhof, das „gleitende Jahr" im Menschen- und Naturleben behandelt und nicht bloß ein Wörterbuch, sondern vor allem viel Sach- und Volkskunde bietet. Dieser Teil des Buches entspricht der von Jungbauer vor kurzem in seiner „Volkskunde" nach Fritz Stroh wiederholten Forderung „die sprachlichen Mittel auch in ihrem inhaltlichen Zusammenhange, ihrer Sinnverwandtschaft anzuordnen und zu betrachten".

Winkler verzeichnet den Ausdruck „Kälberweil" = die freien Tage der Dienstboten um Lichtmeß. Ferner: 2. Februar, Lichtmeß. Unser Frauen Lichtmeß, Lichtltag. Das Bauernjahr beginnt. Die neuen Ehalten stehen ein. Zeit der „Schlenklweil" oder „Kälberweil", d. h. einige freie Tage für die Dienstboten.

Die abziehende Magd spricht:

Heut ist der liebe Lichtmeßtag.
Da setz i mi hintern Tisch.
Ei Bäurin, ruf den Bauern rein!
Ei Bauer zahl mi aus,
na kum i aus dei'm Haus!
Dei Sauerkraut und Buttermilch
Die hoben mi vertrieben.
Hättst ma Kraut u Knödl kocht
nau wär i wieder blieben!

Aus Wirnsricht bei Sulzbach.

(In der sprachlichen Form umgangssprachliches Hochdeutsch.)

Man vgl. mit dieser Klage über das Essen das mir aus der Knabenzeit in Maria Kulm vom eigenen Hören bekannte Hüterbuben-Schnadahüpfl:

Alawal mou e höi(t)n af da Bräuch (Brache),
Kröich kåa(n) Stickl Buttrabräut.
Alawal no(n) Kas u Kas (nur Käse...),
Ich trei(b) nimma as (aus).

Oder:

Wåu bist gwest, wåu bist gwest?
Z'Palaz (Palitz) af da Kirwa.
Wos häust kröigt, wos häust kröigt?
Stinkats Fleisch u Knia(d)la.

Winkler setzt fort: Der auf den 2. Februar (Lichtmeß) folgende Tag heißt Zudientag, er wird noch hinzugedient, der nächste ist der Abziehtag. Der Lichtmeßabend ist der erste Sommerabend, wie der

Digitized by Google

Jakobitag der erste Wintertag. (Gemeint ist: zu Lichtmeß ist der Abend bereits hell, zu Jakobi = 25. Juli werden die Tage zusehends wieder kürzer.)

Auch anderswo bekannte Sprüche in der Oberpfalz und im Egerland weisen auf den wachsenden Fortschritt in der Länge des Tages hin.

Nach Winkler:

Der Tag wächst an Neujahr um einen Hahnenschritt,
auf Dreikönig um einen Hirschensprung,
auf Lichtmeß um eine Stunde.

Ähnlich im Egerland. Alois John (Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen) verzeichnet aus Bärringen im westlichen Erzgebirge: Zu Neujahr wächst der Tag um einen Hahnschrei (Hahntritt), zu Dreikönig um einen Hirschensprung, am Tage Namen Jesu um eine Stund und zu Maria Lichtmeß um zwei Stunden.

In das Gebiet unserer Betrachtung fallen noch folgende Aufzeichnungen von Winkler:.

„Der Januar sagt zum Februar: Hätt ich Gewalt wie du, erfriert das Kalb in der Kuh." — Unter dem Stichwort Rind: „der Kalbarstich = Zeit von Lichtmeß bis Ostern, in der die meisten Kälber gestochen werden; — Kälberheu = feines, zartes Heu; Leckerbissen für älteres Vieh, auch für Kälber. Die Dienstboten bezeichnen damit auch das bessere Essen, das ihnen die Bäuerin aufsetzt."

In einem Gedichte des bayerischen Mundartdichters Josef Anselm Panghofer, das wir in Winklers Anhang von Mundartgedichten finden, werden die Herzen der Dirndeln, volkstümlichen Redensarten entsprechend, mit Kälberschwänzen verglichen.

„Deandla, wie wead enk denn
Segt's so an Kammawog'n?
Gelt's tuan wia d' Kälberschwanz
D' Hearzeln enk schlog'n."

(Den „Kämmawogn" sah ich um 1900 noch öfter in Maria Kulm, eine ausführliche Beschreibung gibt Alois John in „Sitte, Brauch und Volksglaube" in dem Abschnitt über die Hochzeit.)

Man vgl. die unter Rind von Winkler angeführte Redensart: „Mei Herz hod gschlogn (auch gwackt) wöi a Keiblschwanzl" = vor Freude, weil das Kalb aus Vergnügen mit seinem Schwänzchen „wurld" (schlägt). Von der sprachlichen Form „Kaibl (Kaiwl)" wird später die Rede sein; auch egld. gebraucht man „wurld".

Die ausführlichen Belege bei Winkler erlauben, folgende Schlüsse zu ziehen:

1. Lichtmeß gilt als Frühlingsbeginn (Vorfrühling), als Anfang des bäuerlichen Jahres überhaupt.

2. Es beginnt die Kälberzeit, die Kälberweile („Kälberweil"), der Kälberstich.

3. Es ist der in der Oberpfalz übliche Gesindetermin.

4. Die Dienstboten, Chalten, werden häufig mit Kälbern verglichen. Sie sind ja meist junge Leute, bei denen dieser Vergleich nahe liegt.

Digitized by Google

5. Es ist anzunehmen, daß alte Dienstboten, auf die der übertragene Ausdruck „Kälberweil" weniger paßt, weniger häufig den Dienst wechseln als junge.

6. Im Egerlande wurde der Ausdruck verdorben zu „Kälberweis", da man ihn nicht mehr verstand. Die Erklärung, die Ludwig in Eger erhielt, hat höchstens volksetymologischen Wert. Sie ist ein Beweis dafür, daß man die Zusammenhänge nicht mehr übersah. Waise heißt übrigens in der nordbayerischen Mundart Westböhmens „Wäisnkind", da altes ai, nicht mhd. î vorliegt; verwaist = „vawäist".

* * *

Im Egerland gilt heute Neujahr als Gesindetermin. Es ist anzunehmen, daß hier das Ergebnis einer jüngeren Entwicklung vorliegt. Diese Annahme läßt sich durch Zeugnisse aus dem Egerer Archiv einwandfrei beweisen.

In den Sommerferien 1935 standen wir, eine kleine Schar seiner Freunde, am offenen Grabe des Altmeisters der Egerländer Volkskunde A. John. Seinem Hauptwerk „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" verdanken wir die folgenden ausführlichen Hinweise über den hier behandelten Gegenstand.

Im Abschnitt über Neujahr:

Zu Neujahr ziehen die Dienstboten ein. In Nürschan drei Tage vor Neujahr, in Schüttarschen bereits am Neujahrstage . . . . Gedingt werden die Dienstboten bereits vor Neujahr und erhalten dann ein Angeld, das sogenannte „Haftlgeld". Im Egerlande findet nach Neujahr eine vierzehntägige Ruhepause in der Arbeit statt, in der auch der Dienstbotenwechsel vor sich geht. Man heißt diese Ruhezeit „Kälba weis". Knecht und Magd bekamen beim Ausziehen je einen „Kälberleib" mit.

Im Abschnitt über die Dienstboten (Dienstwechsel, Dienstvertrag):

In den früheren guten Zeiten der Landwirtschaft waren auf jedem Hofe mindestens sechs Dienstboten („Chalten" in Silberberg), und zwar: der große Knecht, der kleine Knecht, der Bub, die große Magd (Großdirn), kleine Magd (Kleindirn), Mädl (Kindsdirn). Die Einstehzeit, d. h. die Zeit, in der die Dienstboten vom Bauer (oder Inmann) gedingt („gestiftet" Neuern) wurden, war verschieden, entweder zu Neujahr oder Lichtmeß. In Nürschan ziehen die Dienstboten drei Tage vor Neujahr ab und drei Tage nach Neujahr ein. In Schüttarschen, Deschenitz, ziehen sie am Neujahrstage ein. Im Egerlande um Neujahr. In Haselberg, Silberberg, Rothenbaum ist der Dienstbotenwechsel zu Lichtmeß . . . . Die Zeit, in der der Wechsel vor sich geht, ist eine Ruhezeit, gewöhnlich acht Tage dauernd und heißt im Egerlande: „Die Kälberweis", „'s Kälberplärrn" (Silberberg), „Kälberweile". In dieser Zeit arbeiten die Dienstboten für sich, stricken, bessern ihre Kleider aus, spinnen, und fragen sich oft scherzweise: „Häust schon kälba(r)t? Häust a Rubenkraut a braucht?" (Silberberg; wenn eine Kuh kälberte, erhielt sie Rübenkraut mit Linsel.) . . . manche blieben zeitlebens auf einem Hofe oder als Taglöhner (Häusler, Inleute, Inmann, Inweib) im „Häusl".

Digitized by Google

Im Abschnitt über Lichtmeß:

In Grafenried ziehen zu Lichtmeß die Dienstboten ab und wurden neu „gedingt", ebenso in Haselberg. In Eger bekamen die Dienenden am „Kolbeltage" vom Rat der Stadt jährlich ein Geschenk (seit 1445). Um Lichtmeß soll ein ordentlicher Bauer noch die Hälfte der Winterfütterung besitzen (Schüttarschen).

Soweit John. Hinzu kommt noch die kurze Bemerkung in „Oberlohma, Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes" (1903). In die Neujahrszeit fiel auch der jährliche Dienstbotenwechsel. Diese etwa 14 Tage währende Ruhezeit hieß die „Kälbaweis" und ist heute noch üblich.

Hier spricht John über die Verhältnisse in seinem Geburtsorte, die er aus jahrzehntelanger eigener Anschauung und Erfahrung besonders gut kennt. Den nicht minder wertvollen Angaben aus Orten außerhalb des engeren (geschichtlichen) Egerlandes liegen Antworten auf Fragebogen zugrunde, die Hauffen im Jahre 1894 ausschickte. Die geschichtliche Angabe über die Geschenke am „Kolbeltage" dürfte auf Ratsrechnungen zurückgehen, wie sich solche in großer Anzahl im Egerer Archiv erhalten haben und gelegentlich vom früheren Archivar, Regierungsrat K. Siegl, veröffentlicht wurden. In dem hübschen Büchlein von Siegel „Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen" (1927) findet sich folgende aufschlußreiche Stelle. Siegl druckt die Ratsverordnungen der Stadt Eger ab, und zwar: die Pergamenthandschrift von 1352 bis 1400, beinhaltend die Stadtgesetze in erster Fassung aus dem Jahre 1352 und die Stadtgesetze in zweiter Fassung aus dem Jahre 1400, und anschließend die Papierhandschrift um 1460 mit den Stadtgesetzen in dritter Fassung vom Jahre 1460. Die letztere enthält ein Kapitel „Von den Dienstboten". Danach galt für beide Teile schon 1460 vierwöchentliche Kündigung. Ferner heißt es:

„Auch so sollen die selben Dienstboten zu der zeit umb lichtmeß vnd sie kolbeln, nit wenn einen tag kolbeln vnd furbas in iren Dinst geen."

Die Dienstboten sollten also um Lichtmeß herum und nicht an einem beliebigen Tag wechseln. Den Ausdruck „kolbeln" versieht Siegl mit folgender Anmerkung: Den Dienst wechseln, „zur Kolbelweis, Kelbelweis", ein heute noch vom Landvolk für den Dienstwechsel gebräuchlicher Ausdruck.

Wir ersehen:

1. Es bestätigt sich, daß „Kälberweis" aus „Kälberweil" entstanden ist. In einzelnen Orten des Egerlandes wurde noch 1894 „Kälberweil" gebraucht. Dieser Ausdruck ist üblich in dem südlichen Übergangsgebiet des Nordbayrischen. Man kann damit Erscheinungen aus der Wortgeographie vergleichen, wenn z. B. in diesem südlichen Übergangsgebiet Erta(g) statt Dienstag noch üblich ist. Im „Nordegerländischen" gebraucht man heute nur „Döi(n)sta". Doch belegt Heinrich Gradl noch 1895 („Die Mundarten Westböhmens") „Erta" im Egertal. Ernst Schwarz verdanken wir den schönen Nachweis (in „Wünschelrute" 1930), daß Ertag in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Eger neben Dienstag noch allgemein geläufig

Digitized by Google

und auch in der Elbogener Chronik anzutreffen ist. Selbst „Pfinztag" für Donnerstag ist 1428 in Eger noch bekannt.

2. Ähnlich ist im südlichen Übergangsgebiet um 1894 noch Lichtmeß Gesindetermin. Im geschichtlichen Egerland ist Lichtmeß als solcher seit dem 15. Jahrhundert bezeugt, aber um 1900 vor dem Neujahrstag bereits vollständig zurückgewichen. Bis 1807 gehörte das historische Egerland kirchlich zu Regensburg. Seit es zum Prager Bistum geschlagen wurde, scheint sich der volkskundliche und sprachliche Zusammenhang mit der Oberpfalz gelockert zu haben. Eger wurde im 19. Jahrhundert Eisenbahnknotenpunkt und inmitten der aufstrebenden Bäder dem gesteigerten Verkehr erschlossen, während das südegerländische Sprachgebiet entlegen ist und nahe an der tschechischen Sprachgrenze liegt, welche im 19. Jahrhundert, in der Zeit des erwachenden Nationalbewußtseins, schärfer trennend und konservierend wirkte.

* * *

Eine genauere sprachliche Untersuchung ergibt: Lichtmeß heißt egerländisch: „Löichtmaß" (der Selbstlaut in der zweiten Silbe ist schwach betont und wird „indifferent" ausgesprochen. In volkstümlicher Umschrift ist hierfür die Schreibung a in unbetonter Silbe üblich). Man sagt: „'s gäiht affewääts" (es geht hinauswärts), wie ja im Bayrischen und darüber hinaus der Frühlingsbeginn so bezeichnet wird. Winkler verzeichnet: „Der Auswärts"-Frühling. — Die Tage werden wesentlich länger. Wie wir gehört haben, kann man die zweite Hälfte der Winterfütterung nun getrost angreifen.

Für „Kalb", Junges vom Rind, sind heute folgende Ausdrücke im Umlauf, wie ich aus meinen Jugendjahren in Maria-Kulm und Eger weiß, aber auch für die Karlsbad-Buchauer Gegend feststellen konnte:

1. „des Kolb!", dieses Kalb; meist Schimpfwort für einen halbwüchsigen Rohling, besoffenen Mann u. dgl., selten für das männliche Tier gebraucht (man sagt „Ekßl" Ochslein). Der Selbstlaut o ist entstanden, wahrscheinlich um 1300 und unter ostfränkischem Einfluß, durch Dehnung aus å für gemeindeutsches a und in einsilbigen Wörtern namentlich vor Doppelkonsonanz üblich, man vgl. olt (alt), kolt (kalt), Wold (Wald). Bezeichnenderweise heißt die von Winkler verzeichnete Redensart: „Daostöin (dastehen) und dreinschaua wöi's Kalb ans neu Dur (Tor) = verwundert und unentschlossen" im Egerland: „wöi da Oks voa'n naia Täua."

2. „d' Kål", die Kalbe (Kalbin) ist allgemein üblich für das weibliche Tier, für eine junge Kuh, und wird nicht als Schimpfname gebraucht. John („Sitte usw.") sagt: Eine Kuh, die das erstemal trächtig ist, heißt „Kälberkuh" oder „Kål" (Kålm in Haselberg). — Der Selbstlaut wird lang gesprochen; å wurde gedehnt, blieb aber auf seiner Lautstufe stehen. Ähnlich im Südvogtländischen (der Zipfel Adorf, Markneukirchen, Schönberg gehörte ursprünglich zum Regensburger Bistum); dagegen „Schdärgn" (md. Sterke) in Pößneck.

3. „'s Kaiwl", das Kälbel (Kälblein), das junge Tier, gleichgültig, welchen natürlichen Geschlechts. Als Schimpfwort häufig gebraucht für aus-

Digitized by Google

gelassene, übermütige Kinder, Halbwüchsige und junge Leute, namentlich Männer. — Im Südvogtld. „Kaib" nach Gerbet, Gramm. d. Mda. des Vogtlandes (1908). Im Zwielaut ai ist a Sekundärumlaut von mhd. a, vom mundartlichen Standpunkt aus Umlaut von å. Der zweite Bestandteil des Zwielautes entstand durch Verselbstlautung von l zu i. Diese Vokalisierung findet sich in mittelbayrischen Sprachgebieten sehr häufig, ist aber, im Kern-Egerländischen nur in wenigen Wörtern anzutreffen. Außer in „Kaiwl" noch in „haitſln" (in Eger für gleiten auf vereistem Wege) zu „hal" (a ist lang) glatt vom Eise, mhd. haele; vgl. Winkler (die Kälte in ihren Wirkungen) „hal (schlüpfrig bei Glatteis, glatt)". In Maria-Kulm sagt man wohl „hal", gebraucht aber das Zeitwort „tſchinan", mit langem i (=tſchindern); Winkler verzeichnet „rantſchen" nach Schlappinger, Bilder und Vergleiche des niederbayrischen Volkes (1919/20). Ferner in „Vaichal" (statt *Valcherl) neben „Valal" und in „Gſchoi", Geschalle, Lärm, älter geschol, das oft in den Akten des Egerer Archivs vorkommt (H. Gradl, Die Mdaa. Westböhmens). Kennzeichnend für die Randlage im Ausstrahlungsgebiet der Lauterscheinung ist der durch Sprechunsicherheit hervorgerufene entgegengesetzte „Lautwandel" von i zu l, allgemein egerländisch in „gålfan" (aus *gåifan=geifern) und in „Gålfalatſl"=Geiferlätzchen für Kinder. — Die (verstärkte) Verkleinerung zu „Kaiwl" ist „Kaiwal" (Kälberl).

Hinzu kommen die folgenden, heute üblichen Zeitwörter:

4. „kålm", kalben (ein Kalb bekommen); Mittelwort der Vergangenheit „kålbt" gekalbt.

5. „kaiwln" zu „Kaiwl" (als Schimpfwort), also = *kälbeln, bedeutet: sich in roher Weise vergnügen, lärmen.

6. Bei John erwähntes Mittelwort „kålba(r)t" (gekälbert) aus Silberberg (südlich der tschechischen Sprachgrenze von Taus—Klattau), mitgeteilt von Josef Blau, führt zu einem Zeitwort „kälbern" dieser Mundartgegend in der Bedeutung kalben (ein Kalb bekommen), übertragen: den Dienst wechseln.

7. Die von Siegl veröffentlichte Stelle aus der Papierhandschrift von 1460 bezeugt für Eger ein früher üblich gewesenes Zeitwort „kålbeln" oder „kolbeln" (Abteilung mit — eln von Kalb oder mit — n von Kalbl) in den unter 6. angeführten Bedeutungen.

Nach Wilmanns kommen Verba mit r-Suffix sowie solche mit l-Suffix, die zunächst Nomina solcher Bildungsgruppen voraussetzen, schon im Gotischen vor. Beide Ableitungsweisen konkurrieren schon im Althochdeutschen in Ableitungen vom selben Stamme, für das Neuhochdeutsche vgl. man: wandern und wandeln.

Über die räumliche Verteilung von kalbeln und kälbern im Oberdeutschen und Mitteldeutschen gibt das Grimm'sche Wörterbuch gute Auskunft nach Belegen aus dem Schrifttum. Karl von Kraus bemerkte in Prager Vorlesungen und Übungen um 1910 mit Recht, daß die einzelnen Bände des großen Werkes, an dem solange gearbeitet wurde (und noch wird), naturgemäß verschieden gehalten sind je nach den Bearbeitern. Be-

Digitized by Google

sonders gute Arbeit habe Rudolf Hildebrand geleistet. Von diesem ausgezeichneten Gelehrten stammt der Band K. Daselbst finden wir:

kälbeln, schweiz. wie kalben, tir. österr. kalbeln. — kälbern (Stierkalben), bayr. auch kalbern, schweiz. kalbeln und kalbern. — Kälberkuh, das John bringt, findet sich bei Lessing. — kälbern im Sinne von „Mutwillen treiben" (vgl. egld. kaiwoln) kommt vor bei Hans Sachs, was sehr begreiflich ist, da ja Eger (1061) elf Jahre nach Nürnberg zum erstenmal urkundlich genannt wird, Nürnberger Recht hatte und die nordbayrische (oberpfälzische) Mundart „bis an die Tore Nürnbergs reicht"; man vgl. Gebhard, Grammatik der Nürnberger Mda. 1907. — Diese Bedeutung hat sich weiter entwickelt über die von „sausen, schlemmen", vgl. nei(n)mål gfressn u zeahmål gspeit" im Egerländer Lied von der Kirchweih („Kiawa"), zu der von „speien" im Rhein., Sächs., Lausitz., in Posen (also im Mitteldeutschen) wozu sich noch ndl. kalveren (= speien, sich übergeben) stellt. E. Borchers „Sprach- und Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Kolonien im Oberharz" (1929) verzeichnet: „kälwern" = ausgelassen sein: obersächsisch, nd.

Zu Kalb bemerkt Hildebrand: das Kalb ist sprichwörtlich wegen seines ausgelassenen und doch unbehilflichen Springens auch in der Freude. Von einem Menschen, der noch grün ist, in dem kindischer Übermut noch zu stark wirkt, besonders in plumper Weise, sagt man: er ist noch ein Kalb, ein rechtes Kalb, ein geil kalb. Es folgen Zitate aus Murners Narrenbeschwörung und Ayrers Fastnachtspielen. Das Kalb gilt als dumm, das Wort wird als Schimpfwort gebraucht. Kälbertanz ist wild, ausgelassen (Uhland Volkslieder), nd. kalverdanz (Voß). Bei Kälberdienst (17. Jh.) spielen biblische Vorstellungen vom Dienst des goldenen Kalbes mit. Wieland gebraucht die Wendung: „mit den Mädchen allerlei Muthwillen und Kälberei treiben." Im Simplizissimus ist von Kälbergeschrei die Rede = Sausen in den Wirtshäusern. (Man kann damit den Ausdruck Kälberplärrn aus Silberberg bei Taus vergleichen, der wörtlich verstanden werden kann, aber auch übertragen als laute Unterhaltung der jungen Leute in der auf Lichtmeß folgenden Fastnachtzeit. Man nennt eine laute Wirtshausunterhaltung auf egerländisch: „des Geplärr" = dieses Geschrei!) Man spricht im alten Schrifttum von geilem Kälbermut, von kälbernen Gebärden, Kälberstreichen und verwendet die Eigenschaftswörter kälberhaft und kälberhaftig, kälberisch, kälbernärrisch (bayr. österr. kälbernarrisch). Albertinus, „Der Welt Tummel- und Schauplatz München (1612)" hängt dem Zeitwort kälbern (Mutwillen treiben), dem Geschmacke des Jahrhunderts entsprechend, ein fremdes Schwänzchen an und spricht von „kalberieren", womit man auch ähnliche Bildungen der Studentensprache vergleichen kann. Kälberjahre sind Jugendjahre (anni juveniles), die Jugendliebe heißt nld. kalverliefde. Poser „Taschenwörterbuch: Holländisch" (1906) übersetzt: erste Liebe, Liebelei und bringt außer kalveren = sich erbrechen noch: kalverachtig = dumm, albern — kalfachtig = dumm, unbeholfen — een kalf maken fig. vulg. = sich erbrechen, speien — kalven = kalben; fig. fam. = erbrechen — kalfkoe = trächtige Kuh (vgl. „Kälberkuh" bei A. John). Das niederländische Sprachbild, das an Derbheit und sinnlicher Lebensfreude das des bayr.-österr. Stammes übertrifft, findet in der Geschichte der bildenden

Digitized by Google

Kunst seinen anschaulichen Ausdruck in den Bildern des „Bauernbrueghel": Peter Brueghel der Ältere (um 1522 bis 1569), z. B. „Fasching und Fasten" (1559) und „Kinderspiele" (1560) in Wien, „Bauernhochzeit" in München. (Vgl. Woermann, Gesch. d. Kunst, 1927, Bde. IV. u. V.)

Dem Wort die „Kalbe" kommt deutlich eine Sonderstellung zu. Es ist von der ganzen Wortsippe als ältestes bezeugt, got. kommt nur kalbô vor (ahd. chalbâ, mhd. kalbe). Egld. Käl ist schon besprochen worden. Im Grimm finden wir die Erklärung: weibliches Kalb, das über ein Jahr alt ist und noch nicht gekalbt hat, also in der Mitte zwischen Kalb und Kuh, bucula; österr. Kalm, bei Castelli, aus Kalbn (d. h. mit Eindringen des Endungs- n der schwachen Biegung in den Nominativ; man vgl. Kälm in Haselberg im südegerländischen Übergangsgebiet zu den mittelbayrischen Böhmerwaldmundarten); schweiz. auch im groben Scherze „ein Mädchen in der Entwicklungsperiode". Letztere Bedeutung ist aber kein Schimpfwort. Man sagt im Egerländischen durchaus anerkennend: „Des is a schöi(n)s Töia" (dieses ist ein schönes Tier) = das ist ein stattliches Mädchen, Weib. Dagegen wird selbst „Alta Kouh" (alte Kuh) zuweilen als Schimpfwort gebraucht.

Schließlich verzeichnet das Grimm'sche Wb. noch: Kalbszeit, die Zeit wo die Kühe gewöhnlich kalben; auch kalbezeit, kalbenzeit: bei den Jägern von den Hirschkühen. Sprichwort: Man muß der Kalbzeit ihr Recht lassen (Simrock), wohl zu kälbern im Sinne von: Mutwillen treiben. Vgl. egld. „döi mou na askaiweln läua", die muß man austoben lassen.

Damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkt: „Kälberweil" zurück.

Nach unseren bisherigen Ausführungen ist anzunehmen, daß „Kälberweil" ursprünglich nicht als Zeit der Kälber, sondern als Zeit des „Kälberns", des Kalbens, zu verstehen ist (man vgl. heutige Wörter wie Lieferzeit = Zeit des Lieferns, um zu liefern). In dieser Zeit wurde der Dienstwechsel vollzogen. Man konnte leicht zu der Meinung kommen, auch den Antritt des neuen Dienstes, der ja ein neues Leben bedeutete und den zahlreiche im Volksglauben verwurzelte Bräuche (vgl. John „Sitte usw." Bräuche beim Dingen) begleiteten, als ein „Kalben" zu betrachten, wie aus der scherzhaften Wendung von Silberberg hervorgeht: „Häust schon kälb(r)t? Häust a Rübenkraut a (= auch) braucht?" In Grafenried (knapp an der Grenze von Bayern, westlich von Taus) erhält die Kuh vor dem Kalben ein Stück Brot mit geweihtem Salze (nach A. John „Sitte usw." Maria Lichtmeß). Damit kann man den „Kälberlaib" vergleichen, den im Egerland die Dienstboten beim Einziehen bekommen. Zwischen Bauer und Haustier herrscht ein inniges Verhältnis. „Gewöhnlich wird, wenn ein Kind zur Welt kommt und am gleichen Tag ein Füllen oder ein Kalb geworfen wird, diesem der Name des Kindes gegeben." (Jungbauer „Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen" 1936, S. 75.)

Der Nebensinn von kälbern = Mutwillen treiben braucht nicht notwendiger Weise mit kälbern, kälbeln im Sinne von: den Dienst wechseln verbunden sein. Heutiges egld. „kaiwln" bedeutet nur: Mutwillen treiben, ist von „Kaiwl" abgeleitet und hat Sekundärumlaut, während altes kolbeln

Digitized by Google

von Kalb oder Kalbl mit nicht umgelautetem a (mundartlich å) gebildet ist. Wenn man aber bedenkt, daß auf den ursprünglichen Termin zu Lichtmeß die Fastnacht folgte (allerdings in verschiedenem Abstand, da das Datum der letzteren von dem beweglichen Fest Ostern abhängt), so liegt die Vermutung nahe, daß bald eine Vermengung der beiden Begriffe stattfand, um so mehr als in den früheren „guten" Zeiten der Landwirtschaft, vor Städteflucht und Verdrängung vieler Dienstboten durch landwirtschaftliche Maschinen mit Gelegenheitshilfskräften, die jüngeren Dienstboten ein zahlenmäßiges übergewicht hatten. „Beim Dingen erhalten sie (die Dienstboten) sogleich ihr Angeld (Dienstgroschen, Haftlgeld), es beträgt 1 bis 5 fl. im voraus (John „Sitte usw." Dienstboten)." Im Abschnitt: Bräuche beim Dingen führt A. John an: Wenn eine Magd (am Tage des Einziehens) beim Abfegen eines Schaffes den Boden nicht mit abfegt, so bekommt sie keinen Tänzer (Schüttarschen bei Hostau). Gemeint kann natürlich nur sein: in der kommenden Fastnachtszeit. In Waier bei Ronsperg besagt ein Vierzeiler (bei John als Zweizeiler gedruckt) ganz deutlich:

Lusti san d' Bauanknecht,
Hobn sie Göld, saffns recht,
Hobns koan Göld, san's vull Nåut,
Fressens schwårz Bråut.

In diesen Zusammenhang stellt sich noch der Ausdruck „Kälbaplärrn" in Silberberg, auf den schon hingewiesen wurde, und „Schlenkiweil" in der Oberpfalz (nach Winkler). „Schlankl (mit Sekundärumlaut von mhd. a) bedeutet egld. einen Bruder Liederlich, mit „Stodschlankl" bezeichnet man in Eger und Umgebung scherzweise einen „Egerer Weckn", ein längliches keilförmiges Gebäck von gröberem Semmelteig. Vgl. die Zeitwörter „imschlankan" = als Schlankl herumziehen und „d'Boi(n) schlänkan = die Beine schlenkern; schlenkern gehört zu schlingen = drehen, dazu (Schlinge und) Schlingel, libländisch Schlunk und (aus der Studentensprache) Schlunkus, leipzig. Schlunks.

Als ich 1930 aus sprachlichen Erwägungen die Vermutung äußerte, „Kälberweis" dürfte irgendwie mit „kaiwln" = sich lärmend vergnügen zusammenhängen, wurde mir aus Sachgründen entgegengehalten, daß im Gegenteil zur Zeit des Dienstwechsels zu Neujahr die Dienstboten in ruhiger Zurückgezogenheit leben, ihre Kleider ausbessern usw., wie das auch A. John schildert. Doch kann sich das nur auf die weiblichen Dienstboten beziehen, wenn es heißt: sie bessern Kleider aus, stricken, spinnen; letzteres ist heute nicht mehr üblich. John spricht ausdrücklich von der früheren „guten" Zeit der Landwirtschaft. Die vorliegende Untersuchung hat uns gezeigt, daß früher, im 15. Jahrhundert urkundlich bezeugt, Lichtmeß auch im geschichtlichen Egerland Ziehtermin war. Das aus „Kälberweil" umgedeutete egerländische „Kälberweis" wäre leicht zu verstehen als (Art und) Weise, in der Zeit des Dienstwechsels zu kälbern, zu „kaiwln" in der Bedeutung übermut treiben; man vgl. den Vierzeiler aus Waier. Die Gegend von Ronsperg bis Neumarkt und die Oberpfalz haben die älteren Verhältnisse besser bewahrt. Man kann an die Zeiten von Neidhart von Reuental,

Digitized by Google

von Wernher dem Gartenaere („Meier Helmbrecht") bis Hans Sachs und Dürers Holzschnitt „Tanzende Bauern" denken, wenn auch die realistischen Schilderer des bäuerlichen Lebens, Ritter und Städter, manche Übertreibung und Verzerrung vorgenommen haben mögen.

* * *

Nach unseren sprachlichen und volkskundlichen Nahbetrachtungen wollen wir einen flüchtigen und vorläufigen Blick in die Ferne tun. Bisher konnten nur einzelne sprachliche Streiflichter über das Gebiet des bayrischen Stammes hinausgeworfen werden. Es erscheint wünschenswert, die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in einen größeren Zusammenhang zu stellen.

Den zweiten Jahrgang des „Teuthonista, Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte" (1925/26) eröffnet Th. Frings mit Ausführungen über „Kulturmorphologie", welche wegweisend und richtunggebend wurden für die deutsche Mundartengeographie des nächsten Jahrzehnts und die volkskundliche geographische Betrachtungsweise weiter führten. Der Blick ist nunmehr „frei geworden, um die Geschichte der deutschen Sprache an die Kulturgeschichte der Landschaften und Landschaftsverbände anzuschließen". Nach ähnlichen Bestrebungen in Marburg und Hannover wurden volkskundliche Stoffgebiete in den Rheinlanden erkundet durch einen Fragebogen, den Müller entworfen hatte. Die eingelaufenen Antworten wurden von Assistenten des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität in Bonn kartographisch dargestellt. Frl. Dr. Tille hat einzelne Fragen näher behandelt und geschichtlich dargestellt, u. a. für die Gesindetermine. „Aus dem heutigen Bild deckt sie, durch Restformen geleitet, den älteren Zustand ab. Für ein ursprünglicheres kartographisches Bild, das sie erschließt, und für die Bewegungen, die von einem älteren zum heutigen Zustand geführt haben, finden sich schließlich in der Sprachgeschichte die deutlichen Parallelen. Historische Zeugnisse zur Geschichte der Gesindetermine stützen und festigen ihre Beobachtungen." — Es folgt ein knapper Bericht von Edda Tille über ihre Forschungsergebnisse, welcher sich mit den „Gesindeterminen" in den Rheinlanden befaßt. Diese Termine sind „zum mindesten teilweise nicht modern". Die übersichtliche Kartenskizze S. 9 (Teuth. 2 Jhg.) ermöglicht ein Zurechtfinden in den sehr verwickelten Verhältnissen mit ihrer großen Mannigfaltigkeit der Gesindetermine. Wie in der Mundartengeographie zeigen sich auch in diesem Sachgebiet die Folgen der früheren territorialen Zersplitterung der Rheinlande. Am meisten fällt der große, zusammenhängende weiße Fleck der Gegenden mit Lichtmeßtermin auf. Zwei Verordnungen des Kurfürsten von Köln lassen den Zeitpunkt der Verallgemeinerung dieses Termins als Gesindetermin erkennen. Im Jahre 1718 wird angeordnet: „Die Dienstboten auf dem Lande sollen ferner . . . während des künftig jedesmal mit Lichtmeß zu beginnenden Mithjahres ihre Brotherrschaft nicht verlassen dürfen." 1751 heißt es: „Zufolge Vereinbarung mit Churpfalz soll . . . in den wechselseitigen an- und übergrenzenden erzstiftischen und Jülich-Bergischen Landen kein während des Dienstjahres austretender Dienstbote von einem in den gegenseitigen Gebieten wohnenden Brotherrn . . in Dienst genommen

Digitized by Google

werden." Von Köln aus gesehen hat der Lichtmeßtermin mehr südlichere als nördlichere Geltung, trotzdem dieses südliche Gebiet von obrigkeitlichen Grenzen durchzogen ist. „Das widerspricht allen unseren Erfahrungen über die wesentlich nördlich gerichtete Expansion Kölns." Um Köln herum sind „durch ganz moderne Entwicklung die vorauszusetzenden alten Verhältnisse zerstört" worden. — In einer anschließenden Schlußbetrachtung vergleicht Frings im Gebiete Bernkastel-Mainz die Kirchengrenze Trier/Mainz mit der Mundartgrenze trei/trocken (hd. trocken) und der Gesindetermingrenze Lichtmeß/Johannes (27. XII.). „Die Kölner Lichtmeßregelung, die an alte Gewohnheit anschließt, gleichviel woher sie stammt, erweist den Kölner Kulturkreis hier wie in der Sprachgeschichte als ausgesprochenes Sprenggebiet." Auf die „schwierige Frage" der Lichtmeßtermine im Gebiete des „Maifeldes, südlich der Kölner Kulturperipherie", geht Frings nicht ein. Der Nordbogen der Lichtmeßtermine wird als ein „Parallel- und Unterstück des Benrather (maken/machen) Linienbogens" bezeichnet und mit Diözesan = (Lüttich/Köln), Archidiakonats- und Patronatsgrenzen verglichen. — Ein besonderes Gewicht muß auf folgende Ausführungen Frings in der Einleitung über „Kulturmorphologie" gelegt werden. „Die Durchbrüche, die von Baiern ausgehend die Main- und dann die Rheinstraße erreichen, und z. B. in den Fällen der neuhochdeutschen Diphthongierung oder der ê-Paradigmen bei ‚gehen' und ‚stehen' bis vor die Tore von Köln ausstrahlen, sollte man nicht ohne die rheinisch-bairischen Beziehungen betrachten, die uns die deutsche Kulturgeschichte aufdrängt: das Problem Baiern und die Rheinlande z. B. in der Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts, das K. Wagner zunächst an dem einen Fall des Eilhartschen Tristrant so nüchtern-scharf, und darum so überzeugend dargestellt hat, das aber vom Annolied bis zum Servatius immer wieder anklingt. Es ist zugleich die Linie, die Köln mit dem Levantehandel verband — die Straße Köln—Venedig mit ihren Etappen und Anschlußorten: Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Mainz, Frankfurt —, aber auch die Richtung, in der die Wittelsbacher sich bewegen vom Anfang des 13. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Am Nordwestflügel des Westgermanischen verharren die Niederlande, am Südwestflügel Alemannien in Reliktlage: das ê-Paradigma im Falle ‚gehen', ‚stehen' hat die alemannisch-niederrheinisch-niederländisch-niederdeutsche â-Gemeinschaft in der Richtung der Mainstraße bis zur romanischen Sprachgrenze auseinandergestoßen." (Bayr. u. frk. gên, sonst gân.) Auf die Geschichte der Wittelsbacher Erwerbungen wird noch zurückzukommen sein.

In dem Buche „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden" von H. Aubin, Frings und J. Müller (1926) behandelt der letztgenannte Verfasser als Vertreter der Volkskunde die „rheinischen Wechseltermine des Gesindes" (Gesindetermine) sehr eingehend. Der Verfasser führt aus: In der Zeit der Ackerbestellung und der Ernte war die Einstellung eines mit den besonderen Verhältnissen des Hofes nicht vertrauten Gesindes nicht ratsam. Gewechselt wird am Schlusse des Wirtschaftsjahres (Oktober bis November), in anderen Gegenden im Vorfrühling und Frühling und schließlich im Winter (Weihnachtstermine). Die Verknüpfung mit

Digitized by Google

Heiligenfesten ergab sich aus der bäuerlichen Art der Zeitbestimmung. Der Bauer rechnet auch heute lieber nach bestimmten Festtagen anstatt nach den Monatsdaten. Es ist Überlieferung, das Gesinde auf ein Jahr zu dingen. Das wird noch bedingt durch die Art des Lohnes, z. T. in Naturalbeigaben. Wenn eine Magd für sich eine Ecke des Flachsfeldes erhielt, konnte dieser Teil des Lohnes nur einmalig, als Teilentgelt für eine Jahresleistung gegeben werden Auf den Kündigungstag und den darauffolgenden „Bündelches- oder Wanderschdag" folgt ein „Spieldag" oder mehrere im ganzen Süden und im Südwesten der Provinz. Das ganze große Mittelstück bis tief hinein ins Südniederfränkische weist den Lichtmeßtermin auf; das „Kerngebiet bildet ohne Zweifel die Kölner Kulturlandschaft". Der Lichtmeßtag ist nicht nur gekennzeichnet durch die kirchliche Lichterweihe, sondern „im Volksbrauch auch durch Schutzmaßnahmen gegen böse Gewalt". Alteinheimische Bauernregeln betonen das Beginnen neuer wirtschaftlicher Tätigkeit. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein galt diese Zeit des Vorfrühlings als besonderer Jahresabschnitt und wurde Usselt (Aushalt), Usbert (Ausfahrt), Uterjohnstit, Utgangstit genannt. Die kurkölnische Verordnung von 1718 kann gedeutet werden, daß kleine örtliche Abweichungen abgeschafft oder böswillige Außerachtlassung des schon früher in Kurköln geltenden Termines gerügt wurden. Der Kölner Lichtmeßtermin kann bis zur südlich der Ahr liegenden Kölner Diözesangrenze oder bis zur Südgrenze des kurkölnischen Amtes Andernach vorgedrungen sein, und „wenn einmal bis zum Nordrande des Maifeldes ein vom Norden kommender Durchbruch stattgefunden hatte, so ist bei der engen Verflechtung der übrigen Teile des Maifeldes und der untern Mosel eine weitere Ausdehnung leicht möglich gewesen." Acht Orte des Kreises Neuwied im Westerwald geben den Weihnachtstermin als früher herrschend an, heute gilt im ganzen Kreis der Lichtmeßtermin. Rheinfränkischer (kurmainzischer) Kulturstrom scheint „den Weihnachtstermin über die untere Mosel hinaus über das Maifeld, das Neuwieder Becken und den Westerwald hinauf getrieben" zu haben. Ein nach Süden getriebener kölnischer Stoß hat dann das Weihnachtsgebiet im Westerwald und Siegerländischen „mit Lichtmeßterminen überflutet". Soweit J. Müller.

Nun haben wir eingangs dieser Darlegungen, angeregt durch Winklers „Heimatsprachkunde", die enge sprachliche und volkskundliche Verflochtenheit des Lichtmeßtermins mit der bayrischen Oberpfalz erkannt. Eine genauere Betrachtung der Geschichte der Wittelsbacher Erwerbungen im Rheingebiet, auf die schon Frings hingewiesen hat, ergibt ein überraschendes Ergebnis. Rascher und verläßlicher Erkundung dient die Einsicht in Putzker „Historischer Schulatlas. Große Ausgabe" (49. Aufl. 1929), Karten: Bayern I—III, und Hans Ockel: „Bayerische Geschichte" (1914), daselbst weitere Literatur.

1180 war der bayrische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach durch Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden nach Achtung Heinrich des Löwen. 1214 belehnte Kaiser Friedrich II. den Wittelsbacher Ludwig und seinen Sohn Otto (II.) mit der Pfalzgrafschaft am Rhein. 1329 teilte Ludwig IV., deutscher König (er hatte 1322 das reichsfrei gewor-

Digitized by Google

dene Egerland an Böhmen verpfändet), im Hausvertrag zu Pavia seine Hausmacht und übergab den Söhnen seines Bruders Rudolf die Rheinpfalz und den größeren Teil der wittelsbachischen Besitzungen im Nordgau, welches Gebiet von nun an Oberpfalz genannt wird. (Sudetendeutsche Z. f. Vk. 1930 habe ich ausgeführt, wie die Scheidung der Oberpfalz von Altbayern in dem Sinne wirkte, sprachliche Unterschiede zu erhalten, die sich auf dem Gebiete des bayr. Nordgaues, zu dem ursprünglich auch das geschichtliche Egerland gehörte, ausbildeten.) Die pfälzische (ältere, rudolfinische) Linie des Hauses Wittelsbach scheidet sich nun von der bayrischen (jüngeren, ludwigschen). 1346 wurden von Ludwig die niederländischen Grafschaften: Holland, Seeland und Friesland erworben, welche 1433 an Burgund abgetreten wurden. Wir verfolgen zunächst die Geschicke der bayrischen Linie, soweit sie für unseren Gegenstand in Betracht kommen.

Nach verschiedenen Teilungen vereinigte Albrecht IV. die bayrischen Lande (ohne Oberpfalz) 1505. Maximilian von Bayern gründete 1609 die „Liga" der katholischen Fürsten gegen die „Union" der protestantischen Reichsstände, welche von dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. geführt wurde. 1777 starb die bayrische (ludwigsche) Linie aus.

Wichtiger ist für unsere Betrachtung die Geschichte der pfälzischen Linie wegen der Verbindung von bayr. Rheinpfalz und der seit 1559 zersplitterten Oberpfalz einerseits und der Herzogtümer Jülich und Berg am Niederrhein (von 1614 bis 1801, bzw. 1803) andererseits.

Jülich wurde 1799, förmlich wiederholt 1801, mit dem gesamten linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und kam 1815 wie auch Berg mit der Provinz Rheinland an Preußen. Berg verblieb 1803 noch bei Bayern. Damals kam Mannheim und Heidelberg, die kurpfälzisch waren, an Baden. Auf Berg verzichtete Bayern am 26. Dezember 1805. Die neue, heutige Rheinpfalz wurde 1814 auf dem Wiener Kongreß geschaffen, aus Bestandteilen der alten Kurpfalz (ohne Mannheim und Heidelberg), des Herzogtums Zweibrücken, des Hochstiftes Speyer und anderer Herrschaften.

Die von E. Tille zuerst veröffentlichten kurkölnischen Verordnungen von 1718 und 1751 gewinnnen neues Licht. In der zweiten wird ausdrücklich von Vereinbarung mit der Kurpfalz gesprochen und ich setze eine solche auch für 1718 voraus. Damals besaß die auch in Jülich und Berg regierende Linie Pfalz-Neuburg Besitzungen um Burglengenfeld und Schwandorf, Gebiete, welche die ältesten Teile der Mark auf dem bayrischen Nordgau ausmachen und noch heute zur Oberpfalz gehören. (Das Diedenhofer Kapitulare von 805 gibt als nördlichste Grenze deutschen Lebens eine Linie an, die von den Zollstationen Forchheim über Premberg bei Burglengenfeld nach Regensburg sich hinzieht, 905 war über Nabburg schon die Luhe erreicht.) 1742 erbt die Linie Pfalz-Sulzbach (letzteres liegt nordwestlich von Amberg) die Kurpfalz, Neuburg, Jülich und Berg. Man ordnete damals anscheinend die Rechtsverhältnisse in der neuen Gebietsgruppe, glich aus und trat mit Kurköln in Verbindung, was dort den Erlaß von 1751 auslöste. Da der Lichtmeßtermin in der Oberpfalz, wie wir gesehen haben, sehr alt ist, dürfen wir annehmen, daß er von dort nach Jülich und Berg in der Zeit nach

Digitized by Google

1614 übertragen wurde. Eger, das den Lichtmeßtermin schon 1460 urkundlich bezeugt, holte gewöhnlich von Nürnberg Rechtsbelehrung. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Gegend von Nürnberg in ihrer ältesten Geschichte mit dem bayr. Nordgau zusammenhing. Die Mundart der einheimischen Handwerkerschichten beruht auf nordbayrischer (oberpfälzischer) Grundlage, wenn auch mit ostfränkischen Einschlägen. Eigentliches Ostfränkisch wird erst in Fürth gesprochen.

Das Herzogtum Jülich reichte im Süden bis in die Gegend südlich der Ahrmündung, Berg griff in einem ziemlich breiten Streifen auf das Südufer des Unterlaufes der Sieg über. Das läßt die Ausdehnung der Lichtmeßtermine in diesem Südstreifen der früheren Herzogtümer Jülich und Berg durchaus begreiflich erscheinen. Ob auf dem schmalen Streifen von Kurköln, das zu beiden Seiten des Rheins von Jülich und Berg umschlossen war, der Vorfrühlingstermin ursprünglich war oder von Jülich und Berg her vor oder um 1700 der Lichtmeßtermin auf Kurköln übergriff, soll hier nicht entschieden werden. Eine gewisse Zurückhaltung scheint geboten, solange nicht der Atlas der deutschen Volkskunde vorliegt. Genauere Kunde von der Verbreitung der Lichtmeßtermine im gesamten deutschen Sprachgebiet, namentlich im Oberdeutschen sowie der Verbreitung von Ausdrücken wie „Kälberweil, Kälberweis" für die Zeit des Dienstwechsels könnte viel Aufklärung schaffen. Allerdings müßten, wie unsere Ausführungen gezeigt haben, geschichtliche Zeugnisse gesucht werden, da vielfach mit Verwischung der ursprünglichen Verhältnisse zu rechnen ist.

Im Jahre 1929 wurde von der Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin eine Probebefragung vorgenommen und ungefähr 12.000 Stück eines absichtlich bunt zusammengestellten Fragebogens in verschiedene Länder und Provinzen des Reiches gesandt. U. a. wurde auch Auskunft über den Dienstbotenwechsel verlangt. Über die nach den Antworten auf den Probefragebogen erweiterte, vorläufige Karte berichtet Th. Frings in „Deutsche Forschung" (Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft): „Aus dem Forschungsgebiete der Volkskunde." Im rheinischen Norden wechselt das Gesinde im Frühjahr (1./V.) und Herbst (1./XI.), aber auch zu beiden Terminen. Im Anschluß daran bedecken die Frühjahrs-Herbsttermine das Gebiet von Westfalen und Hannover bis zum Jadebusen; es ist „trotz vieler Abstufungen der große niederdeutsche Block", den Frings schon beim Osterfeuer herausarbeitete. „Ihm gegenüber deutet sich in östlicher Fortsetzung des Trierischen Weihnachtstermins ein mitteldeutsches Gebiet an, das über Mainz und Hessen nach dem Freistaat Sachsen weist, der einheitlich Weihnachtstermin hat." (26. Dezember bis 2. Jänner.) — In diesen Zusammenhang stellt sich der Scherzspruch:

„Heute ist Stephanitag,
Eß dich satt und pack dich wag!"

In schöner Übereinstimmung stehen die volkskundliche Erscheinung und die sprachlichen Ausdrucksmittel des Mitteldeutschen: der Reim Tag zu „wag" für weg und die Befehlsform der Einzahl „eß!" — dagegen oberdeutsch „iß" und (abgesehen vom oberdeutschen Fränkischen, nach Behaghel)

Digitized by Google

ich gib, ich nimm, ich brich. — Weiter Frings: „Gegenüber dem zersplitterten Rheingebiet tritt das Kolonialgebiet des Freistaates Sachsen als geschlossener Raum auf. Auch Ostpreußen ... erscheint einheitlich mit Martinitermin."

Die alte nördliche Abgrenzung des Lichtmeßtermins, der „Kälberweil", ist gegenüber dem Raume Oberpfalz-Geschichtliches Egerland durch das mitteldeutsche Teilgebiet Hessen-Obersachsen (und dessen Einflußgebiet in Böhmen) gegeben. Warum aber der bayrisch-süddeutsche Lichtmeßtermin über den Mainz-Trier'schen Raum hinweg auf Kurköln, Jülich und Berg übergesprungen ist, wurde in den obigen Zeilen zu ergründen versucht.[1])

Ein Lied aus der Robotzeit

Von **Dr. Anton Wallner**, Graz (Oberplan)

Im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift (IX 108) hat Rud. Hruschka ein altes Lied mitgeteilt, das er im Zlabingser Ländchen gerade noch erhaschte, ehe es gänzlich verscholl: die Zwiesprache eines Bäuerleins mit Seiner Gestrengen dem Herrn Pfleger. Dieses Lied war vor hundert Jahren auch in der Steiermark im Umlauf, denn es findet sich in der Sammlung des Landesarchivs, die um 1820 der volkstümliche „Prinz Johann" angeregt hat. Aus dieser Quelle hat es Ant. Schlossar (nicht ohne Fehler) in seinen Deutschen Volksliedern aus Steiermark (Innsbruck 1881) als Nr. 221 samt der Singweise abgedruckt. Der Sammlung des Erzherzogs entstammen auch die Nachbarnummern Schlossars „Der lustige Bauernknecht" (212), „Der verzweifelte Bauer" (218) und „Des Bauers Noth" (222), während Nr. 220 („Der verdrießliche Bauer") einem alten Druck entnommen ist. Die Nummern 221, 218 und 222 stehen zusammen in dem undatierten Folio-Heft, das den Titel führt „Lippel-Bauers Lieder". Diese fünf Stücke zeigen nun so auffällige Familienzüge, daß man sie alle einem Verfasser zuweisen möchte, und der könnte dann niemand anderer sein als Maurus Lindemayr.

---

[1]) Von der Hauptstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin wurde die Umfrage über die Gesindetermine noch nicht verarbeitet. Im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität in Prag wurde diese Umfrage bereits auf Karten übertragen. Danach ist der Lichtmeßtermin in folgenden Gegenden daheim: In den Orten Roßbach, Thonbrunn (hier neben Neujahr) und Niederreuth des Bezirkes Asch, in Stein bei Eger, früher auch in Schönbach bei Eger, ferner in der Umgebung von Königsberg a. d. Eger, in Werth und Hartenberg-Josefsdorf (Bezirk Falkenau a. d. Eger), in Leimgruben bei Tepl und — als äußerster Punkt im Osten — früher auch in Brunnersdorf bei Kaaden. Weiter nach Südosten findet sich der Lichtmeßtermin dann in früherer Zeit in Muttersdorf bei Hostau, ferner heute noch in Grafenried bei Bischofsteinitz und endlich in allen deutschen Ortschaften des Bezirkes Taus (Wasserfuppen, Philippsberg, Neumark, Fürthel, Donau u. a.) und des Bezirkes Neuern (Rothenbaum, Hadruwa, Chudiwa, St. Katharina, Freihöls u. a.). Ganz ausnahmsweise gilt der Lichtmeßtermin noch in Deutsch-Reichenau bei Friedberg, dem Hauptorte des kleinen „G'richt" benannten „Gebietes", das seinerzeit ein Bestandteil des Haslacher „Gerichtes" und damit des oberösterreichischen Mühlviertels war. Der Lichtmeßtermin in Brunnersdorf bei Kaaden erklärt Dr. Haßmann in einer brieflichen Mitteilung sehr richtig damit, daß viele Dörfer dieser Gegend Gründungen des Klosters Waldsassen sind. G. J.

Digitized by Google

Die Nr. 218 steht nämlich, was Schlossar entging, auch in Lindemayrs „Sämtlichen Dichtungen", die Pius Schmieder 1875 herausgegeben hat.

Lindemayr, den die reichblühende Dialektdichtung Oberösterreichs, zumal die in Pfarrhäusern heimische, als ihren Begründer verehrt, wurde 1723 zu Neukirchen am Hausruck geboren und wirkte dort von 1759 bis zu seinem Tode (1783) als Seelsorger. Der gelehrte Benediktiner redet als Poet seine urwüchsige Dorfmundart und malt das Landleben mit niederländischem Pinsel. Lindemayrs Bauernklagen (über Steuerdruck, Soldatenplage und behördliche Schurigelei) sind Anklagen gegen das System, aber seine Pfleger und Profoßen sind bei aller Grobheit keine Unmenschen und seine Bauern sind keine Unschuldslämmer. Heute haben diese Dichtungen auch ihren kulturhistorischen Reiz und sind eine Fundgrube für Mundartforschung und Volkskunde.

Erst vier Jahrzehnte nach Lindemayrs Tode, im Jahre 1822, erschien eine (recht lückenhafte) Sammlung seiner „Lieder und Komödien" im Druck. Aber schon zu seinen Lebzeiten hatten die Lieder ihren Weg ins Volk gefunden und wurden mündlich und handschriftlich weithin verbreitet, ohne daß man nach ihrer Herkunft fragte. Als Volkslied wurde das „Hirtenlied in der hl. Nacht" in verschiedenen Gegenden Oberösterreichs von Sammlern aufgezeichnet, bis es durch die von Lindemayrs Neffen angelegte Lambacher Handschrift mit anderen herrenlosen Stücken als sein Eigentum erwiesen wurde. Auch Schlossar bringt, ohne den Autor zu ahnen, dieses Hirtenlied, das er im oberen Murtal fand, als „Gang zur Krippe" (Nr. 46). Anonym steht unter den „National-Liedern", die Gabriel Platzl zu Sulzau für den Erzherzog sammelte, als Nr. 97 das Stempel-Lied Lindemayrs (Schmieder, S. 280) und in dem Liederheft des Math. Liebenwein aus dem J. 1803 (gleichfalls im steirischen Landesarchiv) stoßen wir gleich eingangs wieder auf einen Bekannten, den „Klagenden Bauer" (Schmieder, 275). Selbst der „allwissende Schmeller" zitiert im Bayrischen Wörterbuch Gedichte Lindemayrs gelegentlich als „Volkslieder". Es ist also kein besonderes Wagnis, wenn man für die fünf oben aufgezählten Bauernlieder, die sichtlich aus Lindemayrs Zeit stammen und die sein Gepräge tragen, auch seine Autorschaft in Erwägung zieht.

Ein und das andere dieser Musenkinder würde freilich ihr Vater kaum wiedererkennen, so übel hat die Wanderschaft von Mund zu Mund ihnen mitgespielt. Auch das Pflegerlied ist nicht gut weggekommen. Das läßt in den beiden überlieferten Texten schon der wechselnde Wortlaut erkennen und noch mehr der zerrüttete Reimbestand. Zwar wird hie und da der Fehler der einen Fassung durch die andere berichtigt, aber noch öfter kommen beide in einer billigen Assonanz überein, mit der sich der formstrenge Lindemayr schwerlich begnügt hätte. Die beiden Aufzeichnungen gehen also entweder auf eine gemeinsame, schon arg zersungene Vorlage zurück, oder Lindemayr kommt als Verfasser nicht in Betracht. Aufschlußreich ist bei diesem Dilemma die Überlieferung eines anderen Liedes, der „Bauernnoth". Sie liegt uns in der authentischen Fassung bei Schmieder (S. 270) und in der Vulgata bei Schlossar (Nr. 218) vor. Das Original weist mit einer Ausnahme (Vámögn: göbn) durchaus reine Reime auf;

Digitized by Google

die Kopie aber ersetzt sie an sechs Stellen durch Assonanzen. Sie hat außerdem von den ursprünglichen acht Strophen zwei eingebüßt und bringt die übrigen in verworfener Abfolge. Und sie verkehrt schließlich zweimal den guten Sinn des Originals in hellen Unsinn. So ähnlich mag es auch dem Pflegerlied ergangen sein in dem halben Jahrhundert zwischen seiner Entstehung und der steirischen Niederschrift, die ich nun buchstabengetreu folgen lasse. Die Vorschläge der Fußnoten suchen den Reim dort herzustellen, wo er beiden Fassungen fehlt.

Vom Bauernstand.

1.

Itz hon ich mir schon grod gnu ghaust,
I hätt a Lust zu wondern.
Es is mein Treu schon völlig aus,
Was muß ich jetz anfongen?[1])
Drhausen laßt sich a nix mehr,
Es ist schon alls vergeben,
Doch sogt zu mir mei gstrenger Herr.[2])
Mir hätten's beste Leben.

2.

Danägst sagt mir der Diener an,
Sollt a die Steur hobn geben.
Ma hobn anonda freundlich gtröst,
Ich hon ihm klagt mei Leben.
Ma hobn anonda recht zugeschneitzt,
Er huast mich gleich an Lumpen.
Auf d'lezt bin ich ihm gworden zu gscheidt,
Er hot an mir nix gfunden.

3.

Wie ich bin kömma in d' Kanzley,
That mich der Pfleger frogen,
Wo ich a wollt gebn d'alte Steur?[3])
Do that ich na drauf sogen:
Hon jetz kuan Geld, mei gstrenger Herr,
Hon noch nit gor ausdroschen.
Do denk ich mir gleich in der Still,[4])
Er schlogt mir schon in d' Goschen.[5])

4.

Wos is der Diener, schreit er gleich,
Laß dich in Koter stecken;
Do zittert mir mei gonzer Leib,
That mich nit wengerl schrecken.
Doch denk ich mir gleich in der Still:[6])
Wird wohl'n Hals nit gelten;
Bin i nur stat und loos a weng
Und that mich enda(!)melden.

5.

Zum Schlapperment, mei gstrengr Herr,
Es huaß nit glei in Kotter[7]),
Geht mir mein Treu nur gor so sper,
Mei Weib will mir nix kochen.
I hon oft a Suppen, ich sags fein rund[8]),
Möcht Oan sich schier vergessen;
Gstrengen Herrn sein Pudelhund
That gwiß kuan Bissen fressen.

6.

Da jo, mei lieber gstrenger Herr,
Wo sollt a Geldl klecken?
Wo sollt m'r olles nehma her?
Bold muß m'r lossen decken.
Pflüg und Arn muß m'r hoben[9]),
Wagen und andre Sochen;
Wonn i gdenk an d' ganze Wirtschaft,
Vergeht mir wohrlich 's Lochen.

Digitized by Google

7.

Und is a Krieg wohl in dem Land,
Muß a d'r Baur herholten,
Soldaten stelln, dos was m'r schon[10]),
M'r nimmt a kan kan olten.
Und Fürsponn stelln und Liefering gebn[11]),
Dös kon i mir a wohl denken,
M'r därf dazu ka Wörtl sogen[12]),
Si thaten an glei aufhänken.

8.

So sey nur still und hör bold auf[13]),
Mir gwährt schon zlang dein Predgen,
A zeitlang will ich noch warten aus,
Ich will dir etwas geben.
Do host vir Zwanzger, geh nach Haus,
Thu zu der Wirtschaft schauen;
A Zeit long will ich dir noch warten aus,
Mußt aber dein Fleiß a brauchen[14]).

9.

A jo, mein lieber gstrenger Herr,
Dofür thu ich Dank sogn,
Is mir mein Maul a gor so speer,
Zween Zwanzg'r will ich wogn.
Ins Wirtshaus is mei erster Gang
Will ich mei Herz erquickn,
Wonn ich dos Geldl beinonder hon,
Wir ichs schon fleißig schickn.

Diese halb steirische, halb schriftdeutsche Fassung steht dem Original erheblich ferner als die aus dem Zlabingser Ländchen. Doch hat sie eine Strophe mehr bewahrt, die ursprünglich vielleicht das Lied abgeschlossen hat. Jedenfalls ist sie an der überlieferten Stelle ganz müßig, während sie als Schlußstrophe den Steuerstreit vollends zu Gunsten des Bäuerleins entscheiden würde: der Büttel, der das versprochene ‚Geldl' eintreiben soll, muß mit leeren Händen abziehen und die neue Steuer hat eigentlich der Pfleger dem Bauer entrichtet. Die Herstellung der heillos verderbten Strophe muß aufs Geratewohl erfolgen:

Dánägst hat mi dá Deaná büeßt,
Sollt eh die Steur habm göben.
Mir habm ánandá freundli grüeßt,
I han eahm klagt mei Löben.
Er hat mi aber recht angschneizt[15]),
Haißt mi án schlechten Kunten.
Aſ d'lößt wár gleiwohl i dá Gscheidtst:
Er hat án mir nix gfunten!

Von der Schlußstrophe muß ich noch einmal auf die Eingangsstrophe zurückgreifen. Sie enthält in der mährischen Version eine rätselhafte Zeile, die auch in der 4. und 5. Strophe wiederkehrt: M e i o a c h l M ü a h, d a B u g l g r a u. Überall verdirbt die Zeile den Reim. Dieser fordert in der 1. Strophe ‚grauſt' (:ghauſt), was dann die verständlichere Wendung ergibt: M e i O a c h l, m i r d e r B u g l g r a u ſ t ‚bei meinem Eid, mir schaudert der Rücken!' Die Bestätigung für diesen Wortlaut liefert uns wieder Lindemayr, bei dem es einmal heißt (in der Komödie ‚Der ernsthafte Spaß': Schmieder 69):

Schau, Hanns! das hilft nöt h a u ſ e n.
Des solt dá wálláti ja selbn d á B u g l g r a u ſ e n[16]).

Digitized by Google

Auch die Beteuerung m e i n A i c h e l (sprich: Oachl) — es ist die beim Schwören und Fluchen übliche Verhüllung für ‚mei Oad' — begegnet bei Lindemayr, und zwar auf Schritt und Tritt[17]). Den steirischen Schreiber befremdete der Ausdruck, denn er hat ihn durch ‚mein Treu' ersetzt, hier und in seiner 5. Strophe, wo also zu bessern ist: Geht mir, mein O a ch l, gar so sper[18]). Nicht anders verfährt dieser steirische Schreiber in Nr. 222: ‚Es ist ja, mein Treú, ka Wunder; Und dás is, mein Treú, nit récht', wo der Rhythmus beidemal ‚mein Oachl' verlangt. Im Hirtenlied (Nr. 46, 4) aber ist das authentische Mein Aichl (Schmieder 266) gar zu N a M i ch e l umgedeutet worden. Überhaupt war wohl auf bairischem Sprachboden diese Beteuerung von eng begrenzter Geltung, denn auch Schmeller führt sie nur aus Lindemayr an. Dem 19. Jahrhundert überliefern nur noch Weihnachtslieder (vgl. Lexer, Kärnt. Wbch. 81) den veralteten Ausdruck, der selbst dem großen Landsmann Lindemayrs, Franz Stelzhamer, nicht mehr geläufig war.

Die Sage von der Sidonia Heidenreich

Von **Dr. Herbert Weinelt**, Prag

Unfern des Dorfes Reschen im nordmährischen Bezirk Römerstadt liegt auf einem Bergrücken über dem Zusammenfluß des Pürkauer Wassers mit dem Hangensteiner Bach die spärliche Ruine einer mittelalterlichen Burg, von der keine Urkunde berichtet und die kaum über die nächste Umgebung hinaus bekannt ist. Das Volk nennt die Burgstelle „Wüstes Schloß", während in der Umgebung der anscheinend sehr unfeine Flurname „auf der Hur" gilt. Wer nach der Herkunft dieses Namens und

---

[1]) ‚Weil koana hilft den andern'? Vgl. Schmieder 280: Hilft kain Bitten, hilft kain Bethen, Richt mit Schelten á nöt vil. Das wird mih áf d'längst no nethen, Wir grads durchgehn in der Still. [2]) ‚Und gleiwohl sagt m. g. Herr', muß es wohl heißen; denn dies ‚gleichwohl' gehört mit w a h r l á (6, 8), s t a t t l á, á r t l á (‚seltsam'), w á l l á t i (‚nachgerade') und i e z u n d r zu den Kennwörtern für Lindemayrs Sprache. [3]) ‚Wo i wolltgeb n die Steur, die neu'. Vgl. Schmieder 275 d' Stoiern wernd allö Jahr m e h r; 280 á n i v i Maut; 270 Sán d' Rüstgeldá kám zán dáschwingá, Und gleiwohl höbns N o r i n g á an. [4]) ‚glei hinterher'. [5]) Vgl. Schmieder 112, 180, 70. [6]) V. 5—8 richtig bei Hruschka 3, 5 ff. [7]) ‚Ös hoaßts mi glei einlocha?' [8]) V. 5—8 richtig bei Hruschka 4, 5 ff. [9]) ‚Pflüg und Arn (‚Eggen') kriegst nit gschenkt: bedenkt' (Hruschka)? [10]) ‚das ist bekannt.' [11]) Vgl. Schlossar Nr. 218 und Schmieder 244. [12]) ‚redn'. [13]) ‚So sei nur still, es is scho recht; Scho z'lang daurt mir dei Predi. Und weils dir geht halt gar so schlecht, laß i di heint no ledi'. [14]) Der bei Lindemayr nicht seltene Reim lautet natürlich: schauá: brauhá. [15]) d. i. angeschnauzt. [16]) Ähnlich im Altdeutschen: do ward im grausen aller seiner gelider (Gesta Romanor. ed. Keller, Nr. 40). — Sonst gebraucht Lindemayr für das Gruselgefühl, das er auffällig oft betont, eine gewöhnlichere Wendung: Es schaurt má d' Haut (175); so schaurt má d' Haut (122); Wann i dran denk, schaurt má d' Haut (28). [17]) Mein Aichel: S. 266, 290, 296, 316, 317, 335, 338; mein Aid: S. 114, 277, 283, 309, 318, 232, 354. [18]) Der mährische Gewährsmann stopft offenbar hier und in der nächsten Strophe nur eine Gedächtnislücke mit der Wiederholung seiner unverstandenen Zeile.

Digitized by Google

nach der Bedeutung der einstigen Burg Erkundigungen in der Umgebung einzieht, erfährt folgende Volksüberlieferung:

Sidonia Heidenreich, eine junge Adelige aus Tirol, wurde wegen einer nicht standesgemäßen Liebschaft mit einem Diener verstoßen und aus der Heimat gewiesen. Die Reschner Gegend sei ihr als Aufenthaltsort bestimmt worden und hier habe sie sich eine kleine Burg, das heutige „Wüste Schloß" erbaut. Nach ihr aber wurde die Gegend „auf der Hur" benannt, wenngleich sie in späteren Jahren ein gottergebenes Leben geführt habe.

Diese „Sage", die in etwas breiterer, nicht immer logisch ausgeschmückter Form in der Bezirkskunde[1]) und mit mehreren Zudichtungen in zwei verschiedenen Fassungen im „Römerstädter Ländchen"[2]) wiedergegeben wurde, ist indes kein Machwerk F. A. Hebers — dem wir auch einen ganzen, immer wieder als Sage aufgetischten Ritterroman über die nahe Burg Rabenstein verdanken —, sondern eine sehr alte, fest im Volk verwurzelte Überlieferung, der ein geschichtliches Ereignis zugrunde liegt. Sie wird m. W. erstmals auf der riesigen Landkarte der Herrschaft Rabenstein-Janowitz von Sourgaut[3]) aus dem Jahre 1759 erwähnt. Es heißt dort: „Rudera eines jemaligen Schlosses. Wüste-Schlos-Berg. Allda soll eine Sydonia Heyderin adelichen Herkomens, aus dem Römis. Reich (wegen ihren begangenen jungfräulichen Fehlers) ihre Lebens Zeith zugebracht haben. Ruht in St. Wenceslai Kürchen zu Hangenstein, aber ihr Grabstein anfangs der Kirchen. Sie wahre jedoch sollte evangelischen Martin Luthers Religion gewesen seyn. Und dörfte ihr Reschen unterthänig gewesen seyn, weil alldortige Waldung der Kürchen und Pfarabey gewidmet worden, dann so hätte fromm gelebt ut dicta."

Die Sidonia Heidenreich hat aber wirklich gelebt, sie war die Besitzerin des Hofes im nahen Dorf Hangenstein und liegt in der dortigen Kirche begraben. Der noch erhaltene Grabstein zeigt ihr Bild mit der leider nicht mehr vollständig zu entziffernden Inschrift: „Anno domini 1572 den 23. Oktober... die edle... Frau Siedonia Heidenreichin... von Fells ... dem ... Gott Entschlafen ... das Gott genedig sei hie u. dort in Ewigkeit Amen."[4])

Der Versuch, Näheres über Sidonia Heidenreich zu erfahren, scheitert, weil die zeitgenössischen Schriften darüber schweigen. K. Berger[5]), der die

[1]) Der politische Bezirk Römerstadt. Ein Beitrag zur Heimatkunde. — Römerstadt, 1885. S. 51 f.

[2]) 6. Jahrg. (1927), 78 ff., 14 (1936), S. 69 ff.: es wird eben leider die Forderung, die Sagen so aufzuzeichnen, wie sie das Volk erzählt, noch zu wenig beachtet.

[3]) Im Schloßarchiv Janowitz. Die Abschrift besorgte in dankenswerter Weise Herr Cand. phil. Wilhelm Friedrich.

[4]) J. Thöndel bringt im Römerstädter Ländchen 14 (1936), S. 69, folgende Lesung: „Anno domini 1572 Jahr den 23. Oktober, die Ehrenfeste Frau Sidonia Heidenreichin von Fels aus dem Etscheanot Gott entschlafen, das Gott gnädig sey, hier und dort in Ewigkeit, Amen." Etscheanot (?) scheint wirklich auf Tirol (Etsch) zu deuten.

[5]) Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 12 (1908), S. 231.

Digitized by Google

Burgstelle „Verwunschenes Schloß" nennt — wohl eine Erfindung älterer Römerstädter Lokalchronisten — und daneben ein Schloß Hora im Anschluß an andere kennen will, berichtet ohne Quellenangabe, Sidonia habe als Lehen der Herrschaft Rabenstein die zwei Höfe in Hangenstein samt Waldbesitz auf Lebenszeit erhalten. Sie ließ auf ihre Kosten ein hölzernes Kirchlein erbauen und stiftete dazu um 1540 eine protestantische Pfarrei. Den Fehltritt bringt Berger als geschichtliches Ereignis, die Fassung klingt dem Text der alten Landkarte recht ähnlich. Nun teilt Thöndel[6]) eine im Landesarchiv in Brünn aufbewahrte Nachricht abschriftlich mit, die Berger benützt zu haben scheint, in der aber andererseits als Gewährsmann wieder nur ein alter Mann aus Reschen angeführt wird; zudem besteht eine teilweise wörtliche Übereinstimmung mit der Angabe auf der Landkarte von 1759, so daß auch hier ein gewisser Zusammenhang besteht. Als historische Nachricht ist deshalb auch die Mitteilung Thöndels nicht zu werten; es heißt außerdem, Sidonia sei um 1500 nach Hangenstein gekommen. Sie hätte also, da ihr Tod für 1572 feststeht, ein wahrhaft biblisches Alter erreicht.

Zusammengefaßt ergibt sich, daß allen diesen Nachrichten kein Quellenwert zukommt.

Als Sidonia Heidenreich lebte, war die Burg, das heutige „Wüste Schloß", schon lange eine Ruine, erst später ist vom Volk Sidonia mit der Burg in Verbindung gebracht worden. Auch besteht kein Zusammenhang mit dem Flurnamen „auf der Hur", denn der Berg heißt in älteren Berichten Hora, das ist nichts weiter als das tschechische Wort für Berg, das sich mundartgerecht zu „Hur" weiterentwickeltete. Es entsteht nun die Frage, ob nicht die Erzählung vom Fehltritt der Sidonia erst durch den Flurnamen ausgelöst wurde; das könnte aber erst geschehen sein, nachdem ihre Person in Verbindung mit der Burg gebracht worden war.

Es ist wohl heute kaum mehr möglich festzustellen, woher Sidonia Heidenreich wirklich kam und welcher Familie sie entstammte. Zur Genüge aber wurde aufgehellt, daß in der „Sage" ein historischer Kern steckt, wenn er auch nicht in wünschenswerter Klarheit herausgeschält werden konnte. Daß es sich um keine Volkssage handelt, war von allem Anfang an klar. Es sollte indessen versucht werden, an einem Einzelbeispiel zu zeigen, daß manchen Volksüberlieferungen, die als erst ins Volk gedrungenes literarisches Gut anmuten, eine wenn auch mannigfach verdeckte und oft schwer erkennbare geschichtliche Begebenheit zugrunde liegt.

✤

[6]) A. a. O. S. 68.

Digitized by Google

Graselsagen aus Südmähren

Von **Rud. Hruschka**, Piesling

(Durch die folgenden Sagen werden die in den Jahrgängen 1931 (S. 10—20) und 1934 (S. 164/165) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze ergänzt.)

(Schluß.)

Grasels Decknamen für Pieslinger Quartiergeber und Hehler

Grasel liebte es, nicht nur selbst unter falschem Namen aufzutreten, sondern auch für seine gelegentlichen Quartiergeber und Hehler in den verschiedenen Orten Decknamen zu wählen. So soll er in Piesling öfter in dem Bauernhaus Nr. 38 genächtigt haben, für welches er den zum Hausnamen gewordenen und heute noch von alten Leuten gebrauchten Namen „Losch" geprägt hat. Ebenso gewährte ihm der jüdische Familiant Prinz, den Grasel mit geraubter und gestohlener Ware belieferte, in seinem Hause häufig Unterkunft. Weil ihm dieser hiefür immer nur Schleuderpreise bezahlte, war der Jude „bald reich" geworden, weswegen ihn Grasel nur den „Baldreich" nannte. Nach einer andern Fassung soll Prinz jenes Häuschen bewohnt haben, das später einem Baldreich gehörte. Ein anderer Pieslinger Jude, namens Singer, war Fleischhauer und Pferdehändler; dieser kaufte dem Räuber die gestohlenen Pferde und Schafe ab, weswegen er ihm den Namen „Michl Fleischmann" gab.

*

Im Strafverfahren gegen Grasel wurde einwandfrei festgestellt, daß trübe Elemente des Judentums in Piesling, Hafnerluden, Schaffa u. a. Orten insoferne Nutzen zogen aus den Einbrüchen Grasels, als sie ihm Kleider, Stoffe, Tisch- und Bettwäsche, Leinwand, Goldhauben usw. um Schleuderpreise abdrückten; unter ihnen befanden sich die Handelsleute Lazar und Esther Prinz aus Piesling, gegen die das Kriminalgericht in Znaim die Untersuchung führte. Das Urteil ist unbekannt; sicher ist, daß Lazar Prinz, der nach dem gerichtlichen Grundbuch der Stadt Zlabings mit Löwy König zu je einer Hälfte im Werte von 80 fl. Eigentümer des Judenhauses Nr. VII a und VII (heute Nr. 111 und 110) war, als Familiant abgestiftet und sein Besitz laut Lizitationsprotokolles am 27. August 1819 dem Aron Salzer um 410 fl. W. W. verkauft wurde. Es ist daher die in der Sage überlieferte Angabe, das Prinz'sche Häuschen hätte später einen Besitzer, namens Baldreich, gehabt, unrichtig. Familien dieses Namens siedelten sich wohl später in Piesling an, doch besaßen sie andere Häuser, und zwar kaufte Josef Baldreich aus Gdossau am 25. September 1863 das Judenhaus Nr. XIV und Laurenz Baldreich aus Kurlupp am 5. Mai 1874 das Judenhaus Nr. IV (heute Nr. 107) — Juden mit dem Familiennamen Singer gab es im Jahre 1820 in Piesling sechs, und zwar bewohnten sie die Häuser Nr. 9, 22, 27, 30 und 33 der Judengemeinde; ihre Berufe sind jedoch aus dem Häuserverzeichnis nicht ersichtlich. Der Name „Fleischmann"

Digitized by Google

war übrigens der Mädchenname seiner aus Böttau stammenden Mutter Regina, den sich Grasel selbst beilegte; er nannte sich aber auch Franz Schönauer und Frey. — Der heute noch gebräuchliche Hausname „Losch" der Bauernwirtschaft Nr. 38 in Piesling ist der Name einer Familie, die hier um 1750 seßhaft war, und stammt von Elisabeth, Tochter des Johann Losch, her, die im Jahre 1766 den Besitzer der Wirtschaft Nr. 38, Laurenz Irschitz (1739—1815), heiratete.

Grasels Flucht aus Piesling

Gelegentlich eines Pieslinger Kirchweihfestes lernte Grasel auf dem Tanzboden ein bildhübsches Mädchen kennen, in das er sich sterblich verliebte; es war die Tochter des damaligen Besitzers des Bauernhauses Nr. 38, die gleichfalls Gefallen gefunden hatte an dem schmucken Jägerburschen, der von nun an öfter zu Pferd nach Piesling kam und bei der Familie des Mädchens abstieg. Niemand im Orte wußte, wer eigentlich der vornehme Fremdling war und auch das Mädchen und ihre Angehörigen konnten oder wollten keinerlei Auskunft geben über ihn. Da beschloß der Pieslinger Amtmann, Licht in dieses Geheimnis zu bringen. Als wieder einmal Grasel in Piesling weilte, beauftragte er einen Beamten des Kriminalgerichtes, sich mit dem Gerichtsdiener in das Bauernhaus zu verfügen und ihm den jungen Mann vorzuführen. Die beiden entsprachen dem Auftrag und trafen Grasel gerade auf dem Hof, ohne Hut und Rock. Als sie ihm den Zweck ihres Erscheinens mitgeteilt hatten, ersuchte er sie, sich eine kleine Weile gedulden zu wollen, da er noch nach dem Pferde sehen wolle. Es dauerte auch wirklich nicht lange, da kam Grasel aus dem Stalle zurück, aber hoch zu Roß, mit dem er, da das Tor geschlossen war, die heute noch stehende, ungefähr zwei Meter hohe Hofmauer übersetzte und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Jetzt erst wußte der Amtmann und der ganze Ort, wer der Jägerbursche war.

Nach einer in der Familie Androsch, Piesling Nr. 22 und 40, erhaltenen mündlichen Überlieferung soll ihr Großvater, Lorenz Androsch (1780 bis 1846), den Räuber Grasel einmal nach einer Tanzunterhaltung von Piesling über die Haid nach Ranzern gefahren haben, ohne zu wissen, wer sein Fahrgast war. Erst beim Verlassen des Wagens gab sich dieser zu erkennen und entschädigte den Fuhrmann mit einer reichlichen Belohnung.

*

Grasel war, wie aus den gegen ihn erlassenen Steckbriefen hervorgeht, ein bildungsloser Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte; er gab sich entsprechend seiner Unbildung als Pferdehändler, Viehtreiber, Schweinehändler u. dgl. aus, wohl aber niemals als Jäger und es dürfte daher auch nur eine aus übertriebenen Vorstellungen von Grasels Persönlichkeit erklärliche Erfindung sein, daß er zuweilen auch als Herr zu Pferd auftrat. Merkwürdigerweise war diese Meinung schon bei Lebzeiten des Räubers verbreitet, wie der Inhalt der 6. Strophe des aus dem Jahre 1817 stammenden „Graselliedes" erkennen läßt:

„Dann breiteten sie sich aus
bis an die österreichische Grenze,

Digitized by Google

allwo sie in einem Schinderhaus
verbrachten ihre Tänze.
Geputzet wie ein großer Herr,
tat er zuweilen reiten,
von Postwägen, hin und her.
Kisten mit Geld abschneiden."

Grasel und der Kurlupper Müller

Zur selben Zeit, als Grasel seinen Einbruch beim Branntweinjuden Jelinek in Ungarschitz verübte, befand sich der Kurlupper Müller, Josef Beer, gerade auf dem Heimwege nach seinem Dorfe. Er war in Geschäften in Fratting gewesen und hatte sich dort gegen seine Gewohnheit etwas länger verhalten, als ihm lieb war. Er näherte sich in Ungarschitz gerade dem Hause des Branntweinjuden, da hörte er einen kurzen, schrillen Pfiff, den ein Aufpasser zur Warnung Grasels ertönen ließ. Sogleich kam dieser aus dem Hause des Juden heraus, um Nachschau zu halten, ob ihm eine Gefahr drohe. Als er jedoch sah, wer der Herannahende war, sagte er laut: „Ach! Das ist ja der Kurlupper Müller, der wird mich nicht verraten!" Dann kehrte er wieder ins Branntweinhaus zurück und ließ den Müller unbehelligt seines Weges ziehen.

Von demselben Müller erzählt man in Kurlupp auch, daß er einmal an einer im „Alten Hof" zu Jamnitz veranstalteten Tanzunterhaltung teilnahm, an der sich auch Grasel beteiligt habe. Dieser sei damals besonders durch seine Eleganz allen Besuchern des Festes aufgefallen und als flotter Tänzer ein Liebling der Frauenwelt gewesen. Außer dem Müller kannte ihn jedoch niemand und auch dieser hütete sich, sein Geheimnis zu lüften!

*

Der Einbruch in Ungarschitz wurde von den beiden Grasels (Vater und Sohn) und den drei Gall aus Drosendorf im Fasching 1812 verübt; der Branntweinjude hieß aber nicht, wie die Sage angibt, Jelinek, sondern Matthias Kraus.

Der Grasseltisch in Drosendorf

Im Gasthause des Franz Mandl in Drosendorf, Hauptplatz Nr. 36, steht in einer Ecke ein uralter Tisch, dessen Platte im Ausmaß von 127 cm mal 90 cm aus zwei Eichenbrettern von je 30 mm Dicke angefertigt ist. Er bildete schon zur Zeit, als noch der Urgroßvater des jetzigen Besitzers die Gastwirtschaft betrieb, einen Bestandteil des Inventars dieser alten Gaststätte und wird Graseltisch genannt, weil nach der mündlichen Überlieferung bei diesem Tische der Räuber Grasel häufig mit der schönen „Schinderhanni" (nach einer anderen Fassung auch „Schindernettl") aus Autendorf gesessen sein und gezecht haben soll. Der Wirt ahnte wohl, wer sein Gast war, dem das Geld so lose in der Tasche saß, hütete sich aber trotz des hohen, auf die Ergreifung Grasels ausgesetzten Kopfgeldes, denselben zu verraten, weil er die Rache des Räubers fürchten mußte.

Digitized by Google

Diesem Graseltisch kommt übrigens auch deswegen ein Seltenheitswert zu, weil er bei dem großen, in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1846 ausgebrochenen Brand, der von den damaligen 92 Häusern der Stadt 80 in Asche legte, neben einem henkellosen Steinkrug und einem bronzenen „Herrgott" als einziges Möbelstück dieses Gasthauses vor der Vernichtung durch das Feuer verschont blieb.

*

Die zur Zeit Grasels in Autendorf jenseits der Thaya gelegene Drosendorfer Waffenmeisterei gehörte mit jener in Stallek bei Zlabings zu den Lieblingsaufenthaltsorten des Räubers; die Hauptanziehung bildeten jedenfalls die heranwachsenden Töchter der Schinder: in Drosendorf die „Reserl" (Theresia Hamberger), in Stallek zuerst die falsche Thekla Swoboda, die Grasel bestahl, und später die „Salerl" (Rosalia Eigner), die am 20. September 1814 ein Kind von Grasel gebar, das in Zlabings auf den Namen Johann Georg getauft wurde. — Die in der obigen Sage als „Schinderhanni", bzw. „Schindernettl" bezeichnete Geliebte Grasels ist jedenfalls mit der am 9. Oktober 1797 in Autendorf geborenen und in den Strafakten ausdrücklich als Grasels Geliebte genannten Theresia Hamberger, Tochter des am 19. Mai 1810 in Autendorf Nr. 19 verstorbenen Waffenmeisters Johann Paul Hamberger und seines Weibes Anna Maria, geb. Traxler aus Nespitz, identisch. Sie hatte drei Schwestern, die gleichfalls in Autendorf geboren und in Drosendorf getauft wurden, und zwar Katharina (geb. 25. November 1787), Antonia (geboren 20. März 1800) und Josefa (geb. 13. März 1805). Erstere wird im Strafverfahren gegen Grasel überhaupt nicht und letztere nur unter dem Namen „Anna" (im Volksmund „Nettel") erwähnt; diese kam aber wegen ihrer Jugend für ein Liebesverhältnis mit dem Räuber ebensowenig in Betracht, wie ihre Schwester Antonia, weil Grasel erst im Herbst 1812 die Familie Hamberger (in den Matriken auch „Hainberger" geschrieben) kennengelernt hatte und im November 1815 bereits gefangen wurde. Theresia Hamberger, die trotz fast einjähriger Gefangenschaft und harter Züchtigung im Drosendorfer Arrest Grasel nicht verriet, bis man ihr durch List das Geheimnis entriß, wurde am 2. September 1816 nur zu sechs Wochen Kerker verurteilt, während ihre Mutter mit Urteil vom 2. Oktober 1816 fünf Jahre Kerker erhielt, aus welchem sie jedoch schon anfangs Jänner 1820 entlassen wurde. Von ihren Brüdern, die nicht in Drosendorf geboren wurden, war Johann ein Dieb, der im September 1815 aus dem Drosendorfer Arrest entsprungen und nicht wieder zustande gebracht worden war, und Ignaz ein Räuber, der seine mit Grasel begangenen Verbrechen mit einer zwölfjährigen Schanzarbeit in schweren Eisen auf der Festung Kufstein büßte. — Es sei schließlich noch angefügt, daß Breier in bezug auf Grasels Liebesleben drei Geliebte erfindet: Marie, die Tochter des Halters von Oberhöflein, die Ehgartner Nandl aus Horn und eine Kathi, die mit Grasel gleichzeitig verhaftet wird.

Digitized by Google

Die Sage von der Verwendung der auf Grasels Kopf ausgesetzten Prämie

In Drosendorf erzählt man, daß das vom Staate für die Ergreifung Grasels ausgesetzte Kopfgeld im Betrage von 4000 fl. dem herrschaftlichen Bediensteten Schopf aus Autendorf zufiel, der sich hiefür das am Stadtplatz liegende Haus Nr. 60 gekauft habe.

*

Die Ergreiferprämie in der von der Sage angeführten Höhe erhielt nicht Schopf, sondern der Jude David Mayer, der ein Vertrauter der Brünner Polizeibehörde war. Dieser gab sich, um das Vertrauen Grasels zu erwecken, als „Einbrecher Michl" aus und „befreite" nach einem behördlich genehmigten Plane und mit Hilfe des Justiziärs und Kriminalgerichtsverwalters von Drosendorf, Franz Josef Schopf, am 7. November 1815 die Resi Hamberger aus dem Drosendorfer Arrest, die dann in Unkenntnis der mit ihr gespielten Komödie das für Grasel so verhängnisvolle Zusammentreffen mit seinem vermeintlichen Freund Michl herbeiführte. Neben der Ergreiferprämie erhielt Mayer auch noch 2509 fl., die er an Barauslagen aufrechnete. — Der Drosendorfer Justizverwalter Schopf bekam aus der Staatskasse nur seine wirklichen Ausgaben im Betrage von 215 fl. vergütet, wurde aber „in Rücksicht seiner angerühmten Verwendung" bei der Ergreifung des Räubers vom Kaiser mit der „mittleren Zivilverdienstmedaille mit Oehrl und Band" ausgezeichnet. — Neben dem bereits ausgewiesenen Betrage von 6724 fl. erhielt noch der Brünner Polizeidirektor von Okacz seine aufgerechneten Auslagen mit 601 fl. ersetzt, die Penkhart, welche als angebliche Vagabundin und Geliebte Michls zur Resl Hamberger in den Drosendorfer Arrest gesperrt worden war, 400 fl., der Kanonier Vollmost, der bei der Gefangennahme Grasels in Mörtersdorf werktätig mitgeholfen hatte, 130 fl. und vier Mörtersdorfer Bauern zusammen 120 fl., so daß den Staat die Ergreifung Grasels 7975 fl. kostete.

Fasching in Deutsch-Litta bei Kremnitz (Slowakei)

Von **Lotte Lehmann**

Wenn die Faschingszeit kommt, da geht in Deutsch-Litta alles drunter und drüber. Da vergißt man auf alle Not und alles Elend und begeistert sich am „Woschong". Schon einige Zeit vorher kommen die Littner, die das Leben von ihrer Heimat entfernt hat, wenn es ihnen nur einigermaßen möglich ist, wieder zusammen. Die Saisonarbeiter, Dienstmädchen usw., die in der Fremde, in den Sudetenländern, in Österreich, Frankreich oder Deutschland in Arbeit waren, wollen beim Faschingstanz wieder daheim sein. Denn der Littner hängt zäh an seiner steinigen, kargen und doch so schönen Bergheimat. Unter den Burschen, die in einer Burschenschaft zusammengefaßt sind, der der selbstgewählte Burschenrichter voran-

Digitized by Google

steht, herrscht Hochbetrieb. Mädchen und Burschen sind wie ausgewechselt und denken nur mehr an den Tanz. Vorm Fasching werden die Stuben geweißelt, denn während der Faschingstage darf man nicht weißeln, auch nicht nähen, sonst werden die Finger „schwürig". Die Hausfrauen backen, wenn es der Geldbeutel noch erlaubt, „Krop'n" und „Pelschen" (Germteigkuchen mit Mohn oder Topfen gefüllt) und das Schweindl wird abgestochen. Die Männer suchen ein paar Kronen für Schnaps zusammen. Eine übermütige Stimmung herrscht im ganzen Dorfe. Das kleine Tanzhaus ist an den letzten drei Faschingstagen mit Menschen vollgestopft. Entlang der Mauer sitzen die Weiber und Männer, um sich zu unterhalten und zuzuschauen. In der Mitte tanzen Mädchen und Burschen. Ein buntes Bild geben die schönen Trachten der Mädchen ab. Die

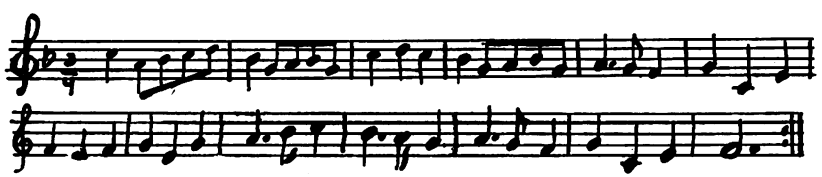
Die „Brücke" beim Faschingstanz, einer Abart des Schwerttanzes.

Burschentracht ist leider schon abgekommen. Die Mädchen tragen über dem weißen „Niederla" (Hemd mit großen gebauschten Ärmeln) den roten, schön verzierten „Broustfleck" (Leibchen). Ober dem gefältelten schwarz-grün gemusterten „Kittel" ist das weiß-rot gestreifte „Pendelhemd" sichtbar. über den Kittel wird das „Färberschürzl" (Blaudruckschürze mit weißen Mustern, unten mit rotem Streifen eingefaßt) getragen. Kittel und Zöpfe, an deren äußerstem Ende eine bunte Masche hängt, fliegen im Rhythmus des Tanzes. Da geht es nun freilich oft recht wild zu, bricht ja doch alle urwüchsige Kraft bei dieser Gelegenheit aus Burschen und Mädeln heraus. Zweischritte, Walzer und Märsche sind nicht so beliebt wie der Tschardasch, der aus den Menschen eine wirbelnde, drehende und taumelnde Menge macht. Wer da beizeiten nicht Zehen, Schienbeine und Rippen versorgt, kommt ohne blaue Flecke nicht heim. Im Vorjahr wurden Volkstänze eingeführt, die mit Begeisterung getanzt werden. Auch die „Littner Platschpolka" wurde wieder ihrer Vergessenheit entrissen. Am Faschingsonntag um Mitternacht kommen die Burschen

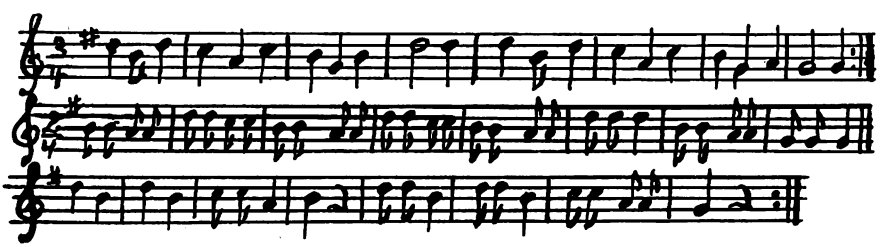
Digitized by Google

herein und eröffnen mit dem „Woschongstanz" den Fasching. Ist dann die Nacht zu Ende, haben die Musikanten 2 bis 3 Stunden geschlafen, dann beginnen 8 Burschen mit ihrem Burschenrichter den „Woschongstanz" auch durch das Dorf zu tanzen, von der Musik begleitet. Hemdärmelig, die Hüte mit bunten Bändern und Rosmarin geschmückt, in der Hand schlanke Gerten, hüpfen und springen sie vor der eifrig blasenden Musik von Haus zu Haus. Eine endlose Kinderschar begleitet sie natürlich. Bei jedem Hause fragt der Burschenrichter an: „Ich möchte recht schön bitten, wenn sie uns möchten erlauben, den ehrlichen Woschong zu tanzen. Wir haben den Brauch nicht aufgebracht und wollen ihn nicht lassen abkommen!" Darauf lassen die Hausleute die Burschen mit folgenden Worten ein: „Wenn's ihr den ehrlichen Woschong wißt's zu tanzen, dann kommt's herein." Da tanzen sie ihren alten schönen Faschingstanz, zuerst hüpfen sie im Kreise und schwingen mit den Gerten. Dreimal verlassen sie die Stube, um wieder hereinzukommen. Das dritte Mal kommen sie mit einem hohen Sprung hereingehüpft, damit der Hanf im nächsten Jahr höher wächst. Zum Schluß machen sie mit den Gerten die Brücke, unter der alle andern durchtanzen müssen. Nachher spielt die Musik einen Walzer, wozu die umstehenden Frauen und Mädchen schnell zum Tanze erwischt werden. Leider spielt die Musik nicht mehr die alte schöne Weise des „Woschongstanzes", sondern lehnt sich an die slowakische Fassung dieses Tanzes an. Hier sei die alte deutsche Weise und die neue slowakische wiedergegeben:

Die alte Weise.



Die neue Weise (slowakisch).



Nach dem Tanze sammelt der Burschenrichter Spenden in eine eiserne Kasse ein. Jedes Mädchen muß 10 Kč zahlen, dafür darf es dann drei Tage lang den Fasching durchtanzen. Denn mit diesem eingesammelten Gelde veranstalten die Burschen jeden Abend den Tanz. In früherer Zeit

Digitized by Google

war es üblich, die Faschingstänzer mit Speck, Eiern oder Würsten zu entlohnen. Heute gibt man nur Geld. Am Faschingsmontag gehen die Faschingstänzer in den Oberort. Dann machen auch die Leute aus dem Unterort Besuche. Sie „gehen in die Zeil" zu Verwandten und Bekannten. Dann wird Fleisch, Gebackenes, manchmal auch Schnaps aufgetischt. Am Faschingsdienstag gehen die Tänzer in den Unterort, dann werden auch Besuche im Unterort gemacht. Außer den Faschingstänzern geht der „Hüter", der Dorfhirte von Haus zu Haus. Er trägt einen Spieß und einen Korb. In jedem Hause singt er ein Faschingslied (leider slowakisch) und bekommt dafür Eier oder Speck. Den Speck spießt er auf den Spieß auf und geht wieder weiter. Auch die Zigeuner ziehen mit Musik im Dorfe umher und wollen sich verschiedene Nahrungsmittel erbetteln.

Am Faschingsdienstag läuten um 9 Uhr abends die Glocken den Fasching aus. Der Dorfrichter (Gemeindevorsteher) klopft mit dem Stock an das Tanzhaus und vermeldet, daß mit dem Tanze jetzt Schluß sei. Nun wird er von den Burschen bestürmt und bedrängt, auch ins Wirtshaus zum Trunke eingeladen, währenddessen Burschen und Mädeln den Tanz bis zur 12. Stunde verlängern. Nach 12 Uhr wird nicht mehr getanzt, denn dann ist Fastenzeit angebrochen. Mit glühenden Köpfen geht alles heim. Aschermittwoch früh läuten die Glocken zum Hochamte und zur Einäscherung. Dann ist es mit aller ungebundenen Lustigkeit und Fröhlichkeit vorbei. In der Fastenzeit darf man nicht tanzen, sonst „tritt man im Sommer in die Dornen." Aber abends versammelt sich in jedem Hause dann die Familie um den Hausvater zum Rosenkranzgebet.

Nordmährische Hochzeitsbräuche

Von **Franz J. Langer**, Prag (Klein-Mohrau i. M.)

Nicht nur daß die Hochzeitsbräuche meistens örtliche Abweichungen aufweisen, es finden sich auch Fälle, daß in einzelnen Familien und Sippen bestimmte Bräuche einen besonderen Platz einnehmen oder eine wesentlich abweichende Gestaltung gegenüber den gleichen Gepflogenheiten am Orte erfuhren.

Meistens wird dies dadurch veranlaßt, daß sich in der betreffenden Sippe jemand befindet, der es als Ehrenamt ansieht, den Posten eines Sprechers einzunehmen. So wird in einer Familie in Nordmähren von einem heute schon 80jährigen Verwandten dies Amt ausgeübt, der schon seit Jahrzehnten, ja seit seiner frühesten Jugend die gleichen Ansprachen hält. Nach seinen eigenen Angaben sind sie einer Schrift entnommen, die er sich in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts kaufte. Im Laufe der Zeit ist sie ihm zwar abhanden gekommen, aber das hindert ihn nicht, daß er seiner Aufgabe in fließender Sprache stets gerecht wird.

Die Brautübergabe bietet die erste Gelegenheit und die Hochzeitstafel eine weitere Möglichkeit, bei welcher er entweder zur Erbauung oder zur Unterhaltung Ansprachen hält. Die Brautübergabe vollzieht sich folgendermaßen. Es versammeln sich der Bräutigam mit seinen Eltern und

Digitized by Google

Anverwandten, und die Braut, geführt von ihren Eltern, schließt sich dem Kreise an. Nun tritt der Sprecher vor und hält nachstehende Ansprache:

„Geehrter Herr Bräutigam! Im Namen des Allmächtigen übergebe ich Ihnen die von Ihnen auserkorene und von Gott bestimmte, ehrsame und tugendhafte Jungfrau Braut, geschmückt mit dem Jungfraukranz und guten Tugenden und stelle sie Ihnen vor Augen.

Geehrtes Brautpaar! Die Zeit und Stunde naht heran, wo Sie die Hand des Priesters mit dem Bande des heiligen Sakramentes der Ehe verbindet. Durch diese heilige Verbindung, meine Lieben, sollen Sie die beiderseitigen Schicksale und Fügungen Gottes miteinander ertragen, die Lasten des Lebens einander erleichtern, mit Rat und Tat einander unterstützen und mit Liebe und Sorgfalt, Hand in Hand durch das Leben wandeln. Dadurch werden Sie Ihr eheliches Glück befördern und der liebe Gott wird Sie segnen.

Geliebte Eltern! Es stehen nun vor euch eure lieben Kinder. Sollten sie euch durch jugendlichen Leichtsinn irgendwie beleidigt haben, so bitte ich statt ihrer um Verzeihung.

Bevor Sie aber hier, geehrtes Brautpaar, das elterliche Haus verlassen, so bitten Sie nochmals um den elterlichen Segen, denn an Gottes und der Eltern Segen ist alles gelegen.

Und Ihnen, Herr Bräutigam, überreiche ich nun die Rose der Liebe. Pflücken Sie sie aber nicht ab, sondern ehren Sie sie, schmücken Sie sie und wahren Sie sie Ihr Leben lang. Amen."

Hierauf erteilen die Braut- und Bräutigamseltern dem Brautpaare ihren Segen und der Bräutigam bedankt sich für das Vertrauen und die Ehre, die ihm dadurch zuteil wurde, daß ihm die Braut anvertraut wurde. Nachher folgt der Gang oder meistens die Fahrt zur Kirche, wo die Trauung, verbunden mit einer Brautmesse, stattfindet.

Nach der Rückkehr aus der Kirche versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft bei Tisch. Meistens sind noch neue Gäste, die der Trauung in der Kirche nicht beigewohnt hatten, dazugekommen. Im allgemeinen bietet eine Hochzeit Gelegenheit dazu, daß sich die Verwandtschaft zu einem Familienfest zusammenfindet und nicht selten sind die Kranzelpaare bereits die Anwärter für die nächste Hochzeit.

Wenn dann der Hunger gestillt ist und die ernste Stimmung ins Gemütliche, ja Lustige übergeht, dann tritt wieder der Sprecher auf, um ein Loblied auf die Frauen zu singen. Die Ansprache hat folgenden Wortlaut:

„Geehrte Hochzeitsgäste! Gestatten Sie, daß ich mir das Wort erlaube. Daß ich kein Redner bin, das weiß ich und bevor werden fünf Minuten verflossen sein, werden Sie es ebenfalls wissen. Ich verlange daher keinen Beifall für mein Talent, sondern für das von mir gewünschte Thema. Mein Thema ist eines der gefährlichsten auf der Welt, das schon so mancher, der es nicht vorsichtig behandelte, mit seinem Kopfe, mit seiner Hand und mit seinem Herzen gebüßt hat. Mein Thema ist ein altes Märchen, für das sich aber die jungen Leute am meisten interessieren. Mein Thema ist ein Glück ohne Anfang, eine Liebe ohne Ende und ein Rätsel, das noch keiner

Digitized by Google

gelöst hat. Kurz gesagt, mein Thema, das sind die Damen. Und wie der Soldat nicht gern von seiner Tapferkeit, der Gelehrte von seiner Weisheit und der Reiche nicht gern von seinen Schätzen spricht, so verhält sich's auch mit diesem schönen Geschlechte.

Denn sie sind alles, haben alles und geben nicht alles. Aber man spricht nicht gerne davon. Ich aber will heute davon sprechen. Denn solange sich der Himmel wie eine blaue Riesenkreoline[1]) über uns wölbt und solange die Erde mit einem zarten Pantoffel betreten wird, besteht ein Glaubensbekenntnis in folgenden drei Paragraphen: Alles mit den Damen, alles durch die Damen und kein Vergnügen ohne die Damen. Es geht ein dunkles Gerücht hervor: Als Adam das erstemal die Eva erblickte, daß er sich da überglücklich schätzte und zugleich an den Herrn die Bitte richtete: Ach Herr, nimm mir meine Rippe raus und mach mir lauter Even draus!

Geehrte Versammelte! Hat nicht Vater Adam ganz aus seiner Seele gesprochen? Möge die Bibel mehrmals erzählen, daß Adam unglücklich war, weil er das Paradies verlor. Ich aber glaube es nicht recht. Denn Madame Eva begleitete ihn, folglich nahm er sein Paradies mit sich.

Nun, geehrte Versammelte! So befinden wir uns hier in einem Paradies. Um uns her blühen die Rosen der Liebe, der Schönheit in der Gestalt der Frauen und Damen. Nun ein jeder, der jemals eine zarte Frauenhand drückte, ein jeder, der jemals von den rosigen Lippen einen glühenden Kuß erhielt, und jeder, der jemals die Pfade im Irrgarten Ibidas[2]) wandelte und dessen Herz als Meisterwerk der Liebe schlägt, der lasse sein Glas erklingen und seine Stimme im begeisterten Trinkspruch erschallen: Unsere Frauen und Damen leben hoch!"

Unter allgemeiner Heiterkeit schließt sich die Hochzeitsgesellschaft den Hochrufen an. Es werden dann meist noch andere heitere Vorträge gehalten, vielfach necken sich die Gäste gegenseitig, indem sie sich Papierknäuel, Korkstöpsel, auch Erbsen und Bonbons zuwerfen. Eine kleine Tanzerei, die das Brautpaar einleitet, darf natürlich nicht fehlen, und wenn dann gegen neun Uhr abends die Kinder zu Bette gebracht werden, ist die Stimmung oft schon recht gehoben, ohne daß man an einen baldigen Schluß denken möchte, der gewöhnlich erst nach Mitternacht gemacht wird.

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz

(Fortsetzung)*)

Zahnweh: Die ersten Zähne, die sogenannten „Zitznzehn" fallen heraus. Sie fangen an zu wackeln und werden von den Eltern oder auch von den Kindern selbst oft mittels eines Bindfadens herausgerissen. Kranke Zähne beginnen zu „modern" und werden, falls nicht rechtzeitig eingegrif-

[1]) Verderbt aus Krinoline (Reifrock). — [2]) Wahrscheinlich verderbt aus Armida. Nach der Gestalt in Tassos „Befreitem Jerusalem", die unter anderen den tapferen Rinaldo in ihren Zaubergarten lockt, hat Armida überhaupt die Bedeutung „verführerisches Weib" erlangt. Anm. d. Schriftleitung.

*) Zu S. 17 des vorigen Heftes ist nachzutragen, daß man die aufgesprungenen Füße mit aus Kienholz gebrannter Wagenschmiere bestrich.

Digitized by Google

fen wird, ausgefressen, daß nur Schalen von ihnen übrig bleiben. Solche Zähne erzeugen das schmerzvolle Zahnweh. Mittel dagegen sind zahlreich: kaltes Wasser, Salz, Pfeffer, Tabak, Rum, alle möglichen Zahngeister, heiße Fußbäder, Krenpflaster auf den Nacken, Hasen- oder Otternschmalz u. v. a. und, wenn sie alle nicht helfen, als letztes Mittel kaltes Eisen in Form einer Zange oder eines „Pelikans", wie solche die dörfischen Zahnreißer benützen. Zur Stillung des Blutes verwenden sie Salz. In hartnäckigen Fällen legen sie eine Silbermünze auf die Wunde, die angeblich sicher hilft. Stellt sich Beinhautentzündung ein, wobei die betreffende Wange aufschwillt, so verwendet man außer den genannten Mitteln auch Knoblauch, den man sich ins Ohr steckt, vor allem aber „Mahlsacklen", Säckchen mit geröstetem (g'pölwrln) Mehl, dem man Kampfer (Kqffr) beimengt, gefüllt. Erwärmt, halten sie die Wärme lange zurück. Durch die Einwirkung derselben werden die Schmerzen erträglicher und wird der Ablauf der Entzündung beschleunigt. Beliebte Mittel sind das Einräuchern mit getrockneten Otternhäuten oder Schwämmen.

Vor 50 Jahren wußte man hier noch wenig oder gar nichts vom Plombieren der Zähne und Zahnersatz galt als Schande. Heute wendet man durch den Einfluß der Schule der Zahnpflege erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Der Rotlauf, die „Ratka" (tschech. nádcha), meldet sich an. In stiller Einsamkeit kommt es einem manchmal vor, als ob man gerufen würde. Das darf man nicht beachten. Wenn man sich meldet, bekommt man die „Ratka". Die Mittel sind die gleichen wie bei der Beinhautentzündung.

Bei Kopfschmerz sind als kühlendes Mittel dünne Kartoffelplatten (Pretschlen), die man auf die heiße Stirne legt und mit einem Tuche festbindet, allgemein gebräuchlich.

Mäßiges Nasenbluten hält man für gesund. Es beugt Kopfweh vor. Anhaltendes Nasenbluten stillt man durch Einziehen von kaltem Wasser, Essigwasser oder durch kalte Umschläge auf den Nacken.

Gegen Augenkrankheiten schützt man sich durch Ohrringe. Noch vor 40 bis 50 Jahren sah man auch bei vielen Männern und Knaben dünne Ringlein oder Plättchen von Gold oder Silber in dem einen oder andern Ohre. Wenn einem etwas ins Auge fällt, muß man es schließen, das Oberlid herunterziehen und dreimal ausspucken. Krebsaugen, Reservekalk der Krebse, die man in das betreffende Auge einführt, befördern den hineingefallenen Gegenstand heraus. Bei Entzündungen werden die Augen mit Wasser aus dem Marienbrünnl in Ainfersdorf, einem nahen Gnadenorte, und mit Fenstertau gewaschen. Auch das Auflegen von Eiweiß hartgekochter Eier wird angeraten. Sporenstqub von trockenen Bovisten macht nach der Volksmeinung blind. Kranke Augen läßt man auch durch heilbeflissene Frauen auslecken.

Halsweh: Gurgeln mit Tee aus Salbei- und Eibischblättern, diese heißen Blätter oder Speck als Umschlag, Lutschen von gekochtem Speck; scherzhaft: ein Knie zubinden. Bei Mandelentzündung sind die „Zoppn g'sqlln". Sie werden durch Streichen der Handgelenke nach oben wieder in die richtige Lage gebracht.

Digitized by Google

Hat man sich wundgelaufen, den Wolf bekommen, leisten eine Inselkerze oder Hirschinselt, im Notfalle Straßenstaub gute Dienste.

Warzen (Hienrborzln) bindet man mit Roßhaaren ab oder macht in einen Bindfaden soviele Knoten, als man Warzen hat, und vergräbt ihn unter einer Dachtraufe. Wenn der Faden verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden. Warzen gelten als übertragbar, namentlich durch Blut, das von ihnen stammt.

Bei Verbrennungen legt man geriebene rohe Kartoffeln als kühlendes Mittel auf oder bestreut die angefeuchteten Stellen mit Salz. Wenn man bei leichten Verbrennungen z. B. des Fingers die verbrannte Stelle eine Weile über die heiße Ofenplatte hält, was allerdings sehr schmerzt, entsteht keine Blase; die Haut vertrocknet und der Schmerz läßt nach. Darüber, ob man Brandblasen aufstechen soll oder nicht, sind die Ansichten geteilt.

Bei Schnupfen (Kataara) macht man Fußbäder und trinkt Haferstrohtee oder gekochten „ordinärn", „beisn" Schnaps mit Zimmt und Zucker.

Bei Husten gebraucht man Lindenblüten in Milch gekocht, mit Kandiszucker gesüßt; Tee aus Süßholz, Feigen und Johannisbrot; aus Haferstroh, Quecken, Kornblumen und Feldstiefmütterchen; Honig, Honig mit geriebenem Kren; Stajnborzl (Engelfüß), Brostborzl (Kalmus) kandiert und den Saft von gebratenen Zwiebeln.

Schlimm ist die „Piesa Stapp", die Grippe. Da gilt es vor allem zu schwitzen. Das bewirken die verschiedenen Tees und besonders gekochter Schnaps. Vorbeugend gegen Fieber gilt das Verschlucken eines geweihten Palmkätzchens am Palmsonntag. Sonst bekämpft man es mit Wärme, die übrigens als Allheilmittel gegen alle Krankheiten gilt. „Wärme erhält das Leben", ist eine vielgebrauchte Redewendung. Vor 50 bis 60 Jahren kannte man nur warme Umschläge und hat damit bei Lungenentzündung (Kält un Stachn), von der die schwer arbeitende, darbende und deshalb vielfach unterernährte Bevölkerung häufig heimgesucht wird, oft großes Unheil angerichtet. Erst in den letzten Jahrzehnten ist man darin anderer Meinung geworden. Bei Lungenentzündung macht man jetzt Umschläge mit in kaltes Essigwasser eingetauchten Tüchern, mit Quark und Essig und regelrechte Wickel, wie der Arzt sie anordnet. Kleinen Kindern macht man „Potschkrln" aus Sauerteig auf die Füße. (Schluß folgt.)

Anmerkungen zu sudetendeutschen Schwänken

Von **Otto F. Babler**, Olmütz

1. Eine Kriegsgeschichte. (G. Jungbauer, Das lustige Buch, Karlsbad-Drahowitz 1936, S. 86, Nr. 104.)

Den gleichen Schwank bringt auch die große Sammlung russischer Volksmärchen von A. N. Afanasjew, Narodnyja russkija skazki, Ausgabe Moskau 1873, III, S. 504; Ausg. Berlin 1922, S. 397, Nr. 249 c:

„Wo warst du", fragte der Nikephor den Stephan, „daß man dich so lange nicht gesehen hat?" — „Wo ich war? Bei den Tataren!" — „Bei

Digitized by Google

den Tataren? Was hast du dort gemacht? — „Gekämpft habe ich." — „Und hast du wenigstens einen Tataren geschlagen?" — „Und ob!" — „Und wie hast du ihn geschlagen?" — „Nun so: ich gehe übers Feld und rassele mit dem Säbel; da sehe ich auf einmal: unter einer Weide liegt ein Kerl von einem Tataren und hat die Hände weit von sich gestreckt. Da schleiche ich hinter der Weide heran und haue ihm mit dem Säbel eine Hand ab — er liegt. Ich haue ihm die andere ab — er liegt noch immer!" — „Ei, du bist doch ein Dummkopf, Stephan", sagt der Nikephor, „du hättest ihm doch den Kopf abhauen sollen!" — „Ja, daran habe ich auch gedacht, aber der Kopf — war schon weg!"

Der Schwank, den wir hier in zwei Fassungen bringen, ist wohl ziemlich verbreitet. Die russische Fassung dürfte aber die echtere sein, denn die Sitte, gefallenen Feinden die Köpfe abzuhauen, wurde bei primitiven Völkern häufig geübt, kommt aber in einem modernen Kriege kaum vor.

2. Die armen Pferde! (G. Jungbauer, a. a. O., S. 56, Nr. 72.)

Dieses Schwankmotiv ist recht weit verbreitet und hat bei Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature, Bloomington-Helsinki 1934, IV, S. 167, eine eigene Nummer: J 1874 (Relieving the beast of burden). Wir wollen hier einige Parallelen bringen, die natürlich den Stoffkreis bei weitem noch nicht erschöpfen. Dem sudetendeutschen Schwanke am nächsten verwandt ist eine ukrainische Fassung bei Wolodimir Hnatjuk, Halicko-ruski anekdoti, Lemberg 1899, S. 46, Nr. 129:

Die Last. Einst fuhr ein Bauer mit seinem Wagen auf der Straße und holte ein Weib ein, das in die Stadt ging und auf den Schultern einen schweren Sack trug. „Setzt Euch her zu mir, Gevatterin", sagte der Bauer, „ich nehme Euch mit, denn ich fahre auch in die Stadt!" Das Weib setzte sich in den Wagen, behielt aber den Sack auf den Schultern. „Wollt Ihr, Gevatterin, den Sack nicht auf den Wagen legen? Es wird Euch schwer fallen, ihn zu halten!" — „Ei, Gott gebe Euch Gesundheit, daß Ihr mich mitfahren lasset. Aber sollte ich Euch noch eine so schwere Last auf den Wagen legen? . . ."

Ähnlich erzählt ein kroatischer Schwank bei Milan Lang, Samobor (Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena) XIX, Zagreb 1914, S. 96, Nr. 48: Ein Mann trug einen Sack Mais in die Mühle. Unterwegs holte ihn ein Bauer mit einem leeren Leiterwagen ein und sagte ihm: „Komm, mein Lieber, auf dem Wagen fahren!" Er aber erwiderte: „Danke schön, aber ich will nicht fahren, denn es schmerzt mich mein Fuß." — „Komme nur fahren, wenn dich der Fuß schmerzt!" redete ihm der Bauer zu. Er stieg also auf den Wagen, blieb aber darauf stehen und hielt den Sack in den Händen. Da sagte ihm der Bauer: „Warum legst du den Sack nicht auf den Wagen und warum hälst du ihn? Willst du denn stehend fahren und den Sack immerfort halten?" Der Mann aber entgegnete: „Ich danke schön. Genug daran, daß Ihr mich führet, warum solltet Ihr noch meinen Sack führen? . . ."

Adolf Schullerus erzählt in seinem Büchlein Geschichte vum Tschiripik, Hermannstadt 1928, S. 14: Der Tschiripik ritt auf senger weisser Gorr of de Johrmert. Den Eissack vol mät helzeräne Liefeln uch

Digitized by Google

Schäffelcheren hatt e net, wä em et sonst fekt, hängder sich af'm Rueff, fangdem e hatt sich en iwer de Schulder gehangen. „Woräm drift te den Eisfack esi spasich", frochten en de Leut, wä e af de Johrmertsplatz kam. „Na, ich wul, de ueremGorr fil net esi schwer dvon, doräm hun ech en af de Räck genug." — (Dazu auf dem Umschlage des Buches ein Holzschnitt von Trude Schullerus.)

Ähnlich beginnt auch ein chinesischer Schwank von den drei Dummen, den C. Arendt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, I, 1891, S. 329, mitteilt: Der Gerichtsdiener . . . sieht einen Menschen, welcher auf einem Esel reitet, dabei aber zwei schwere Säcke mit Reis auf den Schultern trägt, so daß er unter seiner Last ächzt, als auch der arme Esel sich kaum von der Stelle zu bewegen vermag . . . .

W. A. Clouston (The Book of Noodles, London 1888, S. 19) bringt eine Fassung des Schwankes, deren Held einer von den Narren von Gotham ist, und zitiert hierauf eine versifizierte lateinische Fassung, die das Mißverständnis wieder den Narren von Norfolk zuschreibt:

Ad foram ambulant diebus singulis;
Saccum de lolio portant in humeris,
Jumentis ne noccant: bene fatuis,
Ut prolocutiis sum acquantur bestiis.

Der Schwank wird auch im Zusammenhang mit Nasreddin Hodscha erzählt. So bei Albert Wesselski, Der Hodscha Nasreddin, Weimar 1911, II, S. 163, Nr. 490, und Anm. S. 229. Bei Karel Šafář, Sprýmy hodži Nasr-ed-dina efendiho, Prag 1932, kommt das Motiv sogar zweimal vor — S. 108, Nr. 170: Einst fuhr der Hodscha auf den Markt, und als er dort Gemüse gekauft hatte, stopfte er es in einen Sack, warf den Sack über die Schulter, schwang sich auf seinen Esel und ritt heim. Unterwegs sagte ihm jemand: „Efendi, warum legst du den Sack nicht rückwärts auf den Sattel des Esels und warum reitest du nicht bequem?" Der Hodscha entgegnete: „Nur Gerechtigkeit! Der Esel sollte nicht nur für uns die Beine von der Erde heben, sondern wir sollten ihm auch noch den Sack aufbürden, der uns zur Last geworden ist? Etwas solches habe ich bisher niemals getan!" — Und dann S. 169, Nr. 259: Weiland Hodscha lud auf seinen Esel Holz, schwang sich auf ihn, schob die Füße in die Steigbügel und richtete sich auf den Füßen empor. Als die Gassenjungen den Hodscha sahen, wie er so daherritt, liefen sie zusammen und lachten. Einer von ihnen sagte: „Hodscha Efendi, warum setzest du dich nicht auf den Esel und reitest nicht bequem?" Weiland Hodscha antwortete: „Kinderchen, nur Gerechtigkeit! Als ob nicht die Last genügen würde, die er auf dem Rücken hat, sollte ich ihm noch meine Schwere aufbürden? Wie gütig er ist, daß er meinen Fuß von der Erde hebt!" — (Zu diesem letzteren Schwanke steht dortselbst S. 167 eine Illustration von Václav Mašek.)

3. Die Hirtin als Bürgermeisterin (G. Jungbauer, a. a. O., S. 95, Nr. 114.)

Albert Wesselski gibt in seiner Ausgabe von Heinrich Bebels Schwänken (München 1907, II, S. 138, Nr. 110) Nachweise zu diesem Schwanke, der auch in Stith Thomsons Motif-Index, Bd. IV, S. 67, Nr. J 953. 8, ver-

Digitized by Google

zeichnet ist (Woman in finery in church thinks people are standing up to see her when they rise at gospel reading). So wollen wir uns damit begnügen, hier eine slowakische Parallele aus Miroslav Pácalts Veselé historky slovenské, Bratislava 1932, S. 25, zu bringen:

Der stolze Zigeuner. Ein Zigeuner bekam vom Landesherrn rote Husarenkleider. Stolz geht er darin am Sonntag in die Kirche. Der Herr Pfarrer gibt gerade den Segen, die Leute stehen auf. Der Zigeuner sagt ihnen: „Bleibt nur sitzen, bleibt nur sitzen — auch ich war einst ein armer Mensch!"

Dr. Josef Hanika

Dr. Josef Hanika hat sich an der deutschen Universität in Prag für Deutsche Volks- und Altertumskunde habilitiert.

Josef Hanika wurde am 30. Oktober 1900 zu Mies in Böhmen geboren, besuchte hier die deutsche Volksschule und das deutsche Staats-Gymnasium, an dem er 1919 mit Auszeichnung maturierte. Vom Wintersemester dieses Jahres an studierte er an der deutschen Universität in Prag Germanistik und Slawistik und absolvierte den Turnlehrerbildungskurs. Er legte 1921 die Lehramtsprüfung aus Turnen, 1923 aus Tschechisch, 1924 aus Deutsch ab und erwarb 1925 das philosophische Doktorat.

Ab 1922 war er wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für deutsche Philologie der deutschen Universität in Prag, ab 1923 ebenda Assistent, ab 1927 Professor an der deutschen Staatsgewerbeschule in Reichenberg, seit 1930 ist er Professor am deutschen Staatsrealgymnasium in Prag III.

Das durch die Jugend- und Erneuerungsbewegung geweckte Interesse für die Volkskunde wurde an der Universität durch die Vorlesungen Professor Hauffens und Jungbauers in wissenschaftliche Bahnen gelenkt. Seit 1922 arbeitete er besonders in der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel. Er sammelte hier Volkslieder, die er dem deutschen Arbeitsausschuß für das Volkslied in Prag übergab, bearbeitete die Hochzeitsbräuche und zeichnete sonstige Volksüberlieferungen auf.

Digitized by Google

Durch seine Tätigkeit wurde die Aufmerksamkeit auf den volkskundlichen Reichtum dieser Sprachinsel gelenkt. Er führte die Aufnahme der Wenkersätze für den deutschen Sprachatlas in der Slowakei durch, die er für die genannte Sprachinsel meist selbst besorgte, schließlich bearbeitete er in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung die Mundart, Namenkunde, Siedlungs- und Rechtsgeschichte der Sprachinselgruppe Kremnitz, Deutsch-Proben und Hochwies. Seit 1928 leitete er durch 7½ Jahre die Zeitschrift „Karpathenland".

Sein besonderes wissenschaftliches Arbeitsfeld wurde die Volkstracht. 1928 hielt er auf dem I. Internationalen Volkskunstkongreß einen Lichtbildervortrag über die deutschen Volkstrachten in der Slowakei, behandelte 1929 in einem längeren Aufsatz in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde die westböhmischen Trachten und erhielt dann von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag den Auftrag für ein sudetendeutsches Trachtenbuch. Für diesen Zweck sammelte er Stoff in den einzelnen Trachtenlandschaften, studierte die Bestände in einheimischen Museen und unternahm Reisen ins Ausland, um einen möglichst weiten, vergleichenden Überblick zu gewinnen. (Sommer 1934 Nürnberg, Ostern 1935 Wien; Sommer 1935 Berlin, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen, Hamburg, Hannover; Sommer 1936 Weltkongreß für Freizeit und Erholung in Hamburg mit Trachtengruppen aus den meisten europäischen Staaten.) Die Ergebnisse dieser vergleichenden Untersuchungen sind niedergelegt in dem Buche „Sudetendeutsche Volkstrachten, I. Teil, Reichenberg, 1937. Es zeigt wie alle anderen Veröffentlichungen Hanikas, daß er auch ein gewiegter Philolog und Slawist ist.

Hanika ist Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der Staatsanstalt für das Volkslied, der tschechoslowakischen Arbeitsstelle des deutschen Volkskundeatlas und mehrerer wissenschaftlicher und heimatkundlicher Vereine und Verbände.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen.

a) In Buchform:

1. Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel. Reichenberg, 1927.
2. Ostmitteldeutsch-bayrische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. Münster i. W. 1933.
3. Sudetendeutsche Volkstrachten. I. Teil. Reichenberg, 1937.

b) Aufsätze:

1. Aus der Kremnitzer Sprachinsel. Bundeskalender, 1923.
2. Die Kremnitzer Sprachinsel. In: Winter, Die Deutschen in der Slowakei u. Karpathorußland. Münster i. W., 1926.
3. Die falsche Braut. Heimatbildung, 1926/27.
4. K. Havlíčeks „Taufe des hl. Vladimir" und Blumauers „Aeneis". Mitteilungen des Vereines f. Geschichte d. Deutschen i. B., 1927.
5. Der Pulnsberg (Burgberg) bei Drechslerhau.
6. Volksrätsel.
7. Zur Wortgeographie d. dt. Mundarten i. d. Slowakei.

Digitized by Google

8. Der Name der Bergstadt Kremnitz.
9. Die Namen d. Bergstadt Königsberg in ihren Anfängen.
10. Beiträge zur Namenkunde der Häuergemeinden.
11. Ein Pflaumendörrhäuschen in Deutsch-Proben.
12. Häu oder Hau?
13. Die Herkunft des Namens Kolbenheyer.
14. Vom Volksglauben i. d. Kremnitzer Sprachinsel.
15. Das Drümel. (Erweiterter Abdruck aus der Spina-Festschrift, 1929.)
16. Nickelsdorf — Poruba.
17. Die Herkunft der ältesten Bewohnerschaft von Kremnitz.
18. Zwei Erbrichterurkunden aus der Kremnitzer Sprachinsel. (Mit Walter Kuhn.)*)
19. Volkskundliches aus der Kremnitzer Sprachinsel. Deutsche Welt, 1928.
20. Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten. Sudetendeutsche Zeitschrift f. Volkskunde. Als Sonderdruck in den Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan, 1929.
21. Costumes populaires allemands en Slovaquie. Art populair. II. Bd. Paris, 1931.
22. Volkskundliche Werte des Karpathendeutschtums. Archiv für das gesamte Auslanddeutschtum. 1931.
23. Egerländer Art. Volk und Rasse, 1932.
24. Studie über ein karpathendeutsches Volkslied. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1933.
25. Der Bauer und seine Tracht. Der deutsche Landwirt, 1934.
26. Die Entstehung der Kremnitzer Sprachinsel und ihrer Mundart. Schlesisches Jahrbuch, 1935.
27. Die Volkstracht in ihrer Bedeutung für die Volks- und Heimatforschung. Heimatbildung, 1935.
28. Egerländisch-altenburgische trachtenkundliche Beziehungen. Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde, 1936.
29. Zur Geschichte der ersten Egerländer Volkskunde. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1936.
30. Sudetendeutsche Volkstrachten. In dem Bildwerk „Sudetendeutschtum", 1936.
31. Das sächsische Kopftuch in Mähren. Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde, 1937.
32. Vergleichende Forschungen über die weibliche Tracht. Forschungen und Fortschritte 1937.
33. Die Karpathendeutschen. In: Wähler, Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutsche Stämme und Volksschläge. Jena, 1937.

* * *

*) Die Aufsätze 5 bis 18 erschienen in der Zeitschrift „Karpathenland".

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Volksmäßige Deutung von Ortsnamen.

Der naive Sinn des Volkes hat sich die Namen der südwestmährischen Orte Hostes und Sitzgras durch folgende Sagen zu erklären versucht:

Hostes.

Sitz'n dia Bau'rn amol afn Sunta naumatto (nachmittag) ban Richta in seiner hölzan Stum (Stube) banaun (beieinander) auf dia schmol'n Bänk und toan rotschlog'n, wias dos Dörfl hoaß'n mecht'n, wals semol (damals) nou koan Naum (Namen) nou nit g'hobt hot und da g'strejng Herr in Datscherz (Datschitz) drin g'sogt hot: „Wanns ös enk (euch) koan Naum find'ts, sou wird i selwa (selber) oán geb'n, der wos enk valleicht ost (nachher) nit g'soll'n wird." Oll's is stad; a niada (jeder) raukt und denkt no und koan sollt nix ei(n), wos si(ch) schicka tat, nit laung (lang) und leicht zan sog'n war, dabei owa (aber) an Leid'n (den Leuten) a g'solln tat. — Oar (einer) is dabei g'wejst (gewesen), der nit laung stad (still) sitz'n kau (kann); der wejzt mit'n Hintan afm Bankl a bißl hin und her. Da Richta steht auf, schaut'n an, moat (meint), der woaß g'wiß schà (schon) wos, traut si(ch) owa nit füra (hervor) damit und frogt'n: „Nau (nun), host as (hast du es)?" Und dia andern olli glei(ch) draf (drauf): „Asa (also) host as!" Dos hot ollingan (allen) glei(ch) g'soll'n und sou is inser Dörfl za (zu) sein Naum kejma.

(Den Namen des erstmalig 1398 als „Hostkowicze" urkundlich genannten Dorfes Hostes leitet die tschechische Namensforschung von dem Personennamen „Hostek" ab.)

Sitzgras.

Von der schon im 14. Jahrhundert in Sitzgras bestandenen Feste haben sich bis heute hinter dem Pfarrgarten Spuren erhalten. Der Hügel, auf welchem sie stand, läßt deutlich die alte Wallanlage erkennen, die von zwei Seiten von tiefen Tälern geschützt war, und die Steinreste darauf, heute noch „G'mäuer" genannt, stammen von der ehemaligen Burg her.

Die Sage berichtet nun, daß zur Zeit, als die Burg noch bewohnt war, der Grundherr die Gepflogenheit hatte, allabendlich in der warmen Jahreszeit an dem mit saftigem Gras bewachsenen Abhang der Burg sitzend auszuruhen. Die Untertanen sagten dann: „Er sitzt schon wieder im Gras!" Und daher soll die Siedlung, die mundartlich „Sitzgras" heißt, ihren Namen haben.

(Im Codex dipl. mor. (II, 37; IV, 211 u. VII, 469) hieß das Dorf im Jahre 1260 „Zuzicraia", 1268 „Cuzcreio", 1345 „Czizkras", 1358 „Czuzkray", 1366 „Czuzkray" und „Czyzkrayz", 1371 „Cizkray" und 1387 „Cizkrayow", welchem Namen die heutige tschechische Schreibart „Cizkrajov" entspricht. Der deutsche Ortsname ist auf die im Jahre 1345 verwendete Bezeichnung „Czizkras" zurückzuführen.)

Piesling a. d. Thaya. Rudolf Hruschka.

Digitized by Google

Urlaub (Leichenrede).

(Wurde früher bei Leichenbegängnissen vom Vorbeter gesprochen, ehe der Sarg geschlossen wurde.)

Nun, so seid mir alle willkommen und freundschaftlich gegrüßt, alle Freunde und Verwandte und alle, die Ihr zugegen seid. Ich habe Euch heute etwas vorzubringen, von einer Traurigkeit, nämlich vom Tod. — Es ist ein fremder Bote angekommen, ein Bote mit einem schwarz gesiegelten Brief. Der Bote stellte sich vor die Behausung des ..... und rief: „Heraus mit einem Menschen! Ich muß von dieser Behausung eines abholen und er muß mit mir reisen in die lange Ewigkeit!" Aber das ganze Haus war ganz erschrocken, mit diesem Boten zu reisen. Aber es hilft alles nichts. Der Bote ruft zum zweitenmal: „Heraus mit einem Menschen; der Wille Gottes muß vollzogen werden!" Nun endlich wagte sich der schwerkranke .... und will mit diesem Boten kämpfen; aber der Kampf dauert nicht lange. Der Bote spannte seinen Pfeil und schoß ihn in sein mattes Herz, so daß er gleich zum Tod hingestreckt ist, daß er kein Glied mehr bewegen noch ausstrecken konnte. — Alle Freunde, Bekannte und Verwandte, weil Ihr nun sehet, daß seine Augen erloschen, seine Ohren taub und sein Mund hin ist und seine Zunge sich nicht mehr bewegen kann, um ein einziges Wort zu sprechen, so will ich, wenn es mir erlaubt ist, meine Zunge in seinen Mund legen und von Euch allen den letzten Urlaub nehmen.

Nun komme ich zu Dir, mein vielgeliebtes Weib; bei Dir tu ich mich bedanken für die eheliche Liebe in unserem Ehestande, welcher ..... gedauert hat. Nun ist das Eheband auf dieser Welt gebrochen und die Zeit der Ehe ist auf dieser Welt aus; aber in der Ewigkeit werden wir uns wieder erfreun. Mein vielgeliebtes Eheweib, mache Dir nichts daraus, denn es ist der Wille Gottes, dem wir uns nicht widersetzen können. Ich tue mich bedanken für die erlittene Geduld, welche Du in unserem Ehestand und auch in meiner Krankheit, welche ..... gedauert hat, getragen hast. Darum bitte ich Dich, vergiß auf meine arme Seele nicht, halte öfters eine heilige Messe, Almosen und Rosenkranz oder doch ein andächtiges Vaterunser. So behüt Dich Gott, leb in Gesundheit und Frieden! Gelobt sei Jesus Christus!

Nun komme ich zu Euch, meine lieben Kinder! In Eurer zartesten Jugend muß ich von Euch scheiden, ich kann nicht mehr unter Euch leben. Meine liebe Ehefrau, nimm Dich der armen Kinder an, ich weiß es, daß ein hartes Kreuz Dich drückt! Nimm es auf Dich, ich kann Dir nicht helfen. Erziehe sie zur wahren Frömmigkeit und Gottesfurcht, damit wir beim Gericht bestehen können, daß keines verloren geht. So behüt Euch Gott, lebt in Gesundheit und Frieden!

(In ähnlicher Weise folgt nun der Abschied von Eltern, Geschwistern, Nachbarn u. a., zuletzt von den Leichenträgern.)

Nun komme ich zu Euch, meine geliebten Träger, und tue mich bedanken für die letzte Gefälligkeit, die Ihr mir erweisen werdet. So bitte ich Euch vom Herzen, nehmet meinen Leib und traget ihn hinunter in den Gottesacker. Dort leget ihn in das finstere Grab, wo ich dann ruhen werde bis

Digitized by Google

auf den Jüngsten Tag, bis mich der Posaunenschall auferweckt. Behüt Euch Gott, lebt in Gesundheit und Frieden!

Und nun nehme ich Abschied von allen, welche in diesem Hause versammelt sind.

Behüt Dich Gott, du vielgeliebtes Haus,
wo ich so oft gegangen ein und aus!
Behüt Dich Gott, du vielgeliebter Ort,
von dem ich muß heute reisen fort!
Behüt Dich Gott, du vergängliche Welt,
der Totenwagen ist schon für mich bestellt:
er steht schon draußen vor der Tür,
mein Verbleiben ist nicht mehr hier.
Darum verzeihet mir alles und wünschet mir öfters die ewige Ruh
und betet auch einen Vaterunser dazu.
Gelobt sei Jesus Christus!

Friedberg. Fanni Greipl.

Die Habsburger in der Volkserzählung.

(Die nachstehenden Geschichten wurde vor etwa 50 Jahren in Olmütz erzählt.)

1. Die Ursache der Habsburgerlippe. Die Habsburgerlippe zeigte sich besonders ausgeprägt bei dem Kaiser Leopold I. Man erzählt, der Kaiser sei zu früh auf die Welt gekommen. Da schlachtete man Schweine, nahm sie rasch aus und legte das Kindchen hinein, ihm so den Mutterleib ersetzend. Davon habe es die große Lippe (Schweinslippe) bekommen.

2. Von der Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs I. Die Thronbesteigung des 18jährigen Erzherzogs am 2. Dezember 1848 im erzbischöflichen Palais in Olmütz wurde entsprechend gefeiert. Im Rausche wollte der junge Monarch in die Stadt, um dort irgend eine unüberlegte Tollheit zu begehen. Da habe sich angeblich ein alter, ergrauter Offizier vor die Tür gestellt und gerufen, daß nur über seine Leiche der Weg ins Freie gehe, und dadurch den trunkenen jungen Kaiser, dem die Macht zu Kopfe gestiegen war, von einer Unbesonnenheit, die sehr üble Folgen hätte haben können, abgehalten.

Kornitz. Georg Tilscher.

Neues zur Erforschung der alten Steinkreuze.

Seit nahezu 50 Jahren haben deutsch-böhmische Gelehrte und Heimatfreunde sich in Wort und Tat um die Erforschung der alten Steinkreuze bemüht und innerhalb des deutschsprachigen Gebietes längs des weitgedehnten Sudetenzuges zwischen Eger und Reichenberg etwa 300 Standorte festgelegt. Die volkskundlichen Zeitschriften bilden eine Fundgrube größerer und kleinerer Zusammenstellungen und vielfach sind ganze Tafeln von mühevollen Strichzeichnungen beigefügt.

Auch die handschriftlichen Zeugnisse zur Steinkreuzforschung wurden aus mittelalterlichen Urkundsbüchern geistlicher und weltlicher Gerichts-

Digitized by Google

herren sorgfältig zusammengetragen. Während hierbei aber, wie im ganzen übrigen Mitteleuropa, die deutsche Sprache allein auftritt und damit den gesamten Brauch des Steinkreuzsetzens auch nach dieser literarischen Seite zu einer germanischen Angelegenheit stempelte, fanden sich lediglich im Urkundenbuch der Stadt Aussig von 1490 und 1496 zwei Sühneverträge in tschechischer Sprache.

Gegenüber der überwiegenden Zahl der übrigen Beweise ließ sich dieser Einzelfall, auf dem um die Jahrhundertwende in der Fachliteratur hingewiesen wurde, wohl verhältnismäßig leicht auf Grund ortsgeschichtlicher Vorgänge mit dem Gesamtproblem in Einklang bringen. Eine ähnliche Mitteilung kam jedoch im vergangenn Sommer noch zu meiner Kenntnis und gibt der sicheren Vermutung Raum, daß sich alle Steinkreuze auch südwärts der deutsch-tschechischen Sprachgrenze, an der die früheren Forscher wohl sämtlich haltgemacht haben, in gleicher Art und Größe finden wie im nördlichen Böhmen.

Angesichts der kommenden Reisezeit möchte ich alle Wanderer, Rad- oder Motorradfahrer zunächst flüchtig auf diese neue Entdeckung hinweisen und zur Ausdehnung der Steinkreuzforschung anregen. Als langjähriger Leiter der Dresdner Zentralstelle für Steinkreuzforschung wäre ich außerordentlich dankbar, wenn mir jeder Fund dieser Art aus Böhmen mit genauer Orts-, Gesteins-, Größen- und Inschriftangabe und womöglich mit Skizze oder Bild auf einer Postkarte mitgeteilt würde.

Dresden-A. 20. Dr. Kuhfahl.

*

Ernennung. Dr. Johann Klein, Professor an der deutschen Realschule in Jägerndorf, wurde vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag mit Erlaß vom 25. Jänner 1937 zum ordentlichen Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der „Staatsanstalt für das Volkslied" ernannt.

J. J. Ammann-Gedenkstein. Das Denkmal für den Begründer der volkskundlichen Forschung im Böhmerwald Prof. J. J. Ammann, dem die Höritzer Passionsspiele ihre Entstehung verdanken, wird in Höritz am 1. August enthüllt. Bei diesem Anlaß werden wertvolle Handschriften aus dem Nachlaß Ammanns, der von 1883 an durch seine Schüler am deutschen Gymnasium in Krumau und durch befreundete Lehrer die volkstümlichen Überlieferungen des südlichen Böhmerwaldes gesammelt und wissenschaftlich untersucht hat, ausgestellt werden.

Dr. Erich Knoll †. Am 22. März ist in jungen Jahren dieser hochbegabte, für die heimische Volkskunde begeisterte Professor des deutschen Staatsrealgymnasiums in Brüx an einem heimtückischen Leiden, zu dem schließlich eine Zahnsepsis kam, verschieden. Am 10. Oktober 1909 zu Bergstadt geboren, war Knoll schon als Schüler der Realschule in Römerstadt Mitarbeiter unserer Zeitschrift. An der Prager Deutschen Universität war er einer der tüchtigsten volkskundlichen Arbeiter und versah das Amt eines Bibliothekars am Seminar für deutsche Volkskunde durch drei Jahre in

Digitized by Google

einer musterhaften, vorbildlichen Weise. Die Nachricht von dem Hinscheiden dieses braven, bescheidenen und liebenswürdigen Mannes hat alle, die ihn kannten, mit tiefster Wehmut erfüllt.

Anton Günther †. Am 29. April ist der weithin bekannte Sänger des Erzgebirges aus dem Leben geschieden. Über das Leben und Schaffen Günthers hat sein Landsmann Hans Fischer im Jahrgang 1931 unserer Zeitschrift eine eingehende Abhandlung mit mehreren Abbildungen veröffentlicht.

Staatsanstalt für das Volkslied. Der deutsche Arbeitsausschuß hielt am 6. März, die Hauptstelle am 30. April ihre Jahresversammlung ab. Der abgeschlossene I. Band der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" mit dem stattlichen Umfang von 648 Seiten ist nun auch gebunden zum Preise von 180 Kč (18 Mark) bei der Univ.-Buchhandlung J. G. Calve in Prag erhältlich. Die 1. Lieferung des II. Bandes dürfte gegen Ende des Jahres erscheinen.

Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes. Auf Antrag des Fachbeirates für deutsche Volkskunde Prof. G. Jungbauer wurde der 5000 Kč betragende, dieses Jahr zum ersten Male zur Verteilung kommende Preis für wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde dem Priv.-Doz. für deutsche Volks- und Altertumskunde an der Deutschen Universität in Prag Dr. Josef Hanika verliehen.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. An weiteren Einläufen ist zu verzeichnen:

26. Thomas Maurer, Adamsfreiheit: Sieben Sagen in Mundart und hochdeutscher Übertragung.

27. Josef Ficker, cand. phil., Prag: Siebzehn Sagen aus der Gegend von Mähr.-Schönberg.

28. Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau: Dreizehn Erzählungen.

29. Trude Schnobl, cand. phil., Prag: Drei Sagen aus der Deutsch-Brodeker Sprachinsel.

30. Richard Baumann, Chodau: Acht Sagen aus Doglasgrün.

31. Georg Tilscher, Kornitz: Zwanzig Volkserzählungen (Sagen, Schwänke u. a.).

32. Anton Schön, cand. phil., Prag: Sage aus Frankstadt.

33. Fanni Greipl, Friedberg: Die kluge Bauerntochter (Märchen).

34. Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch, Prag: Neun Sagen aus Rokitnitz, aufgezeichnet von W. Hanisch.

Die erste Egerländer Volksliedersammlung im Rundfunk. Am 7. April brachte der Leipziger Sender das Hörspiel „Das alte Liederbuch" von Franz Heidler. Im Mittelpunkt des Stückes steht der Lehrer Karl Kraus von Lobs bei Falkenau, der im Jahre 1816 für den Grafen Friedrich Nostitz die Volkslieder und volkstümlichen Lieder der Gegend aufzeichnete. Die Handschrift, die auch die Singweisen der Lieder enthält, ist im Besitz des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Digitized by Google

Böhmerwaldmuseum in Bildern. Unter dieser Überschrift hat Prof. Fritz Blumentritt in Budweis eine aufschlußreiche Sammlung von Lichtbildern und von Zeichnungen hergestellt und in Budweis, Reichenberg und anderen Orten vorgeführt. Diese Ausstellung soll nicht allein das vorhandene Volksgut festhalten und der Nachwelt überliefern, sondern Handwerker und Gewerbetreibende anregen, sich wieder den alten Mustern zuzuwenden und sie zu erneuern. Hoffentlich findet das schöne Beispiel auch in anderen sudetendeutschen Landschaften Nachahmung.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai.)

256. Bei dem Glauben an ein geheimnisvolles Ferngefühl und eine Fernwirkung muß auch das Schlucken erwähnt werden. Hat im Adlergebirge jemand Schlücken, so sieht er auf die Uhr und zählt die Ziffern, auf denen sich der große und kleine Zeiger befinden, zusammen. Die Zahl, die sich ergibt, weist auf den entsprechenden Buchstaben des Alphabets hin, z. B. 6 = f, der wiederum den Anfangsbuchstaben des Namens jener Person bildet, die an einen gedacht und dadurch das Schlucken verursacht hat. (Anton Schön, Frankstadt, der zugleich zahlreiche ältere Umfragen für das Archiv beantwortet hat.)

337. In Harta bei Hohenelbe war folgende Zukunftserforschung bei kleinen Kindern üblich. Beim Abstillen legte die Mutter eine Geldmünze, einen Rosenkranz und ein Stück Brot vor das Kind. Je nachdem das Kind das Geld, den Rosenkranz oder das Brot ergriff, wurde es sparsam (reich), fromm oder fleißig. (Franz Meißner, Reichenberg.)

361. Zur Antwort auf diese Umfrage über neue Bezeichnungen auf Seite 122 des vorigen Jahrgangs wird ein Seitenstück mitgeteilt: In einem Orte bei Neuhaus, in dessen Umgebung Versicherungsbrände sehr häufig sind, steht eine kleine Fabrik, die im Winter mit Wasserkraft und im Sommer, wenn der Bach wenig Wasser führt, mit Dampfkraft betrieben wird. Wenn der Bach wenig Wasser führt und die Löschung eines Brandes sehr erschwert ist, beginnt alljährlich die Zeit der Versicherungsbrände. Man sagt daher: „Wenn die Dampfpfeife der Fabrik im Frühjahr zum ersten Male pfeift, brennt es bald darauf." (Dr. Franz J. Beranek, Pardubitz.)

363. Während man in Arnau zwischen dem Kleid der Frauen und dem Gewand der Männer ganz genau unterscheidet, wird in Nieder-Langenau Kleid für Männer- und Frauenkleidung gebraucht. (F. Meißner.) In Nieder-Mohrau bei Römerstadt wird ebenfalls zwischen dem Kleid der Frauen und dem Gewand der Männer streng unterschieden. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau.)

380. Ein hölzerner Glockenturm befindet sich in Goldenstein in Nordmähren. (A. Schön.)

388. Zur Vertreibung des Ungeziefers ging früher in Nieder-Langenau in der Nacht vor dem Gründonnerstag einer aus der

Digitized by Google

Familie nackt um das Haus und rief zum Fenster hinein: „Sind die Flöhe zu Hause?“ Aus der Stube wurde geantwortet: „Nein! Im andern Hause, beim N. N.“ (F. Meißner.)

389. Das Trinken von Harn soll in Nieder-Langenau bei heftigem Magendrücken und bei Kolikanfällen vorkommen. (F. Meißner.)

391. Hausinschriften sandten ein: Dr. F. J. Beranek (aus der Vorstadt Neugebäu von Neuhaus), O. Zerlik, Karlsbad (15 Sprüche aus Westböhmen), Dr. Hertha Wolf (aus Selnitz und Graupen), Franz J. Langer (aus Hohenstadt), Johann Thöndel, Bergstadt (aus Nordmähren), J. Bernard, Nieder-Mohrau. Nach Mitteilung von J. Maschek in Holeischen gibt es in diesem Orte einen Sprüchemaler, der auf die neue Scheuer Maschecks den Spruch malte:

Was uns Gott der Herr beschert
Aus der kühlen Erden,
Soll in dieser neuen Scheuer
Aufbewahret werden.

392. Eine Erinnerung an die Robotzeit lebt heute noch im Volksgedächtnis, nämlich, daß der Junghahn erst dann dem Zinsherrn gebracht werden durfte, wenn er frei von der Erde auf die Wagendeichsel fliegen konnte. (O. Zerlik.) Drei Erzählungen, die sich auf die Robotzeit beziehen, sandte G. Tilscher ein (s. Einlauf zum Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung.)

396. Auch in Nordmähren tragen die Brautleute ein neues Hemd. (J. Thöndel, Bergstadt; J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Das bisherige Ergebnis dieser Umfrage beweist, daß der von O. Zerlik mitgeteilte Glaube (Brautleute sollen am Hochzeitstage ein zerrissenes Hemd haben), sich nirgends belegen läßt.

397. Hausmittel gegen Kopfweh sind: Der „Krennuntschel“, das ist ein Zummel (Schnuller) aus Leinenfleckl, gefüllt mit Kren und Essig. Damit wird die Stirn eingerieben. Man reibt sie auch mit „Arnika“ ein, den in Koruschnaps angesetzten Johannisblumen. Mitunter nimmt man gegen Kopfweh Baldrian. Oder man kocht Lein, füllt ihn in ein Säcklein und legt ihn über. Ähnlich verwendet man auch Kamillen oder man legt die grünen Blätter des Holunders über. Früher wurde gegen Kopfweh auch „Ader geschlagen“ oder „ein Egel angesetzt“. Ein neueres Mittel ist der „Krenstift“ (Migränestift); auch Aspirin, Pyramidon u. a. sind bereits auf dem Dorfe bekannt. (Adolf Horner, Königswerth.) Gegen Kopfweh hilft ein in kaltes Wasser getauchtes oder mit geschnittenen rohen Kartoffeln belegtes Tuch, das um den Kopf gebunden wird. (J. Thöndel.)

398. Zu dem Legen von Geheimzeichen unter den Grenzstein schreibt Geometer Josef Bradač aus Winterberg: Bei uns ist dies allgemein üblich. Wenn es mir nur irgendwie möglich ist, gebe ich Glas, Porzellan, Ziegelbrocken oder Schmiedeschlacke unter den Stein. Dies geschieht nicht so sehr, um das Wiederauffinden des Grenzpunktes zu erleichtern, der ja nach dem jetzigen Vermessungsverfahren leicht festzustellen ist, sondern um die beim Grenzsteinsetzen anwesenden Grundbesitzer vor einem Umsetzen zu warnen und ihnen zu bedeuten, daß die

Digitized by Google

„Zeugen" bei einem Prozeß die richtige Stelle angeben. Die Instruktionen unserer Herrschaft (Fürst Schwarzenberg) geben schon vor 140 Jahren die Weisung, Zeugen unter die Steine zu legen. Früher scheint es allgemeiner Brauch gewesen zu sein, den Grundbesitzern nach dem Steinsetzen eine Ohrfeige oder sonst einen Schlag zu versetzen. Beim Setzen der Grenzsteine zwischen der Herrschaft Winterberg und der Gemeinde Wallern vor etwa 140 Jahren mußten die Wallerer hiezu zwei Mann stellen. In der Grenzbeschreibung steht bei jedem verzeichneten Grenzstein die Anmerkung: „Bei diesem Steine wurde der N. N. gestrichen." Abends kam die Grenzkommission im Gasthause zusammen und da wurden auch diese Zeugen mit einem guten Essen bewirtet. Ich pflege selbst bei Vermessungen — immer scherzweise — dem übergebenden Vater den Rat zu geben, er möge dem Sohne bei jedem Steine eine Watsche versetzen, damit er sich die Stelle, wo der Stein ist, gut merke. — A. Horner teilt mit: Heute werden bei Grenzsteinen keine Zeugen mehr verwendet, weil meist künstliche Grenzsteine oder wenigstens bearbeitete Natursteine gesetzt werden. Unsere alten Bauern wissen aber noch von Grenzzeugen, und zwar wurden dazu benützt Kieselsteine oder Scherben aus Ton oder Steingut, später auch Porzellan und Glas, aber immer Scherben, die nicht „zusammenmürseln", also nicht verwittern. Häufig stoßen wir auf die Grenzzeugen in alten Rainungsbüchern (Horner teilt mehrere Stellen aus dem Rainungsbuch der Stadt Elbogen mit, die sich auf die Jahre 1633, 1638, 1701, 1730, 1733 und 1736 beziehen und beweisen, daß es ununterbrochen Brauch war, Ziegelstücke und andere Zeugen unter die Grenzsteine zu geben). In neuerer Zeit bediente man sich der Grenzzeugen noch bei der Verlochsteinung von Grubenmassen auf Braunkohle, d. h. bei der Grenzvermarkung der Grubenmassen durch Grenzsteine. Hier heißen diese Grenzzeugen auch Gezeuge oder Wahrzeichen. Z. B. Verlochsteinung der Carolina-, Johanna-, Antoni- und Magdalenengrubenmassen vom 18. April 1860: „Die Lochsteine . . . wurden auf Gezeuge von Ziegelstücken, Glasscherben und Quarzsteinen eingesetzt." Oder Verlochsteinung des Margarethenmasses vom 8. April 1859: „Als Wahrzeichen wurden Ziegel- und Braunkohlenstücke unterlegt." Oder Verlochsteinung der Ludwigmassen zu Falkenau vom 30. November 1883: „. . . und wurden als Wahrzeichen Kupfermünzen, Kohlenstücke, Thon- und Porzellanschieferscherben unterlegt." — In der Sprachinsel Deutsch-Brodek besteht auch heute noch der Brauch, Glasscherben und Kohlenstücke unter die Grenzsteine zu legen. (G. Tilscher, Kornitz.)

400. Eine überdachte Holzbrücke, die seitlich verschalt war, führte bis 1912 zwischen Kreuzberg und Gersdorf über die Mohra. (J. Thöndel.) Ein schmaler Steg, der mit einem Dach versehen ist, befindet sich bei Weikersdorf im Theßtal. (A. Schön.)

401. Im Weitraer Gebiet kommt der hl. Nikolaus allein. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember gehen die „Knecht", am Abend des 6. Dezembers die „Herrn". Beide tragen umgekehrte Pelze und Gesichtsmasken. (Karl Samek, Erdweis.) Hier kommt der „Niklas" nicht als

Digitized by Google

Bischof, sondern als alter Mann mit einem Flachsbart, Pelzmantel und Mütze. (A. Horner.) Vor etwa 60 Jahren kam in Arnau der hl. Nikolaus häufig in Begleitung des Knechtes Ruprecht, doch traten beide auch allein auf. (F. Meißner.) In Wachtl, einem Orte der kleinen Sprachinsel Deutsch-Brodek, begleitet den Nickel der Tod. (G. Tilscher.) Hier war früher der Nickel der Schrecken der Kinder. Beim Eintreten sprach er z. B.:

„Ich bin der Nickel von Passich,
Den ich krieg, den fraß ich!"

Oder:

„Ich bin der Nickel vom Schneegebirg,
Die bösen Kinder ich erwürg'.

Heute stellen die Kinder Teller in die Fenster, die der Nickel mit Gaben füllt. (J. Thöndel.) Auch hier versteht man unter dem „Nickel" die vermummte Schreckgestalt mit Ketten u. dgl., also den Krampus. (J. Bernard.) In unserer Gegend ist der Nikolaus unbekannt. Verwandte, Tanten, klingeln vor der Stubentür und schütten, ohne zu klopfen, Obst, Dörrobst und Süßigkeiten hinein, dabei auch einen gebackenen Bajazzo, der den hl. Nikolaus darstellen soll. In den größten Apfel pflegte man früher einen „Sechser" (ein Zwanzighellerstück), heute eine Krone hineinzustecken. Vermummte, dem Krampus ähnliche Gestalten schrecken hier die Kinder am Vorabend des Luzientages. (Anton Wesserle, Deutsch-Proben.)

402. Am Heiligen Abend soll man schon zu Mittag oder noch vor dem Nachtmahl B r o t essen, damit im kommenden Jahr das Korn gut gedeiht. Ebenso ißt man an diesem Tage zu Mittag Erbsen, damit das Geld nicht ausgeht. Ißt man Schwammbrühe, so bekommt man kein Halsweh. Butter, die am Heiligen Abend vom Nachtmahl auf dem Tisch übrigbleibt, wird als Heilmittel aufgehoben, weil sie „etwas Offenes" heilt. (A. Horner.) Am Heiligen Abend muß stets ein ganzes Brot auf dem Tisch sein. Der Wirt (Hausvater) macht darauf drei Kreuze, schneidet es ab, gibt der Hausfrau den Anschnitt und reicht hernach jedem zwei Schnittchen, das eine dem Andenken der Verstorbenen zu Ehren und das zweite, damit den Lebenden das Brot nie ausgehe. (A. Wesserle.)

404. Der W e i h n a c h t s b a u m m i t L i c h t e r n, hier Zuckerbaum oder Christbaum genannt, ist bei den Bauern erst seit etwa 70 Jahren üblich. Vorher kannte man nur einen Dorn, einen sogenannten Hirndorn, den Zweig eines Weißdornstrauches, den das Christkind mit Huzeln (gedörrten Birnen), getrockneten Zwetschken und „Pferdebretteln" (Lebzelten) behängte. Weihnachtsgeschenke gab es außer Kleidern kaum. Kleine Mädchen erhielten gelegentlich tönerne Schüsselchen und eine hölzere Docke, die „Holzerpeppi", zum Geschenk. Man sagte: „Das Christkindl hat eingeschmissen". Beim Bauer findet die Bescherung auch heute noch am Weihnachtsmorgen, also am ersten Feiertag, früh statt. (A. Horner.) In Nordmähren ist der Weihnachtsbaum mit Lichtern schon seit mehreren Geschlechtern üblich, so daß sich der Beginn nicht feststellen läßt. (J. Thöndel und J. Bernard.) Hier tauchten zunächst um 1880 kleine Kerzchen am

Digitized by Google

Christbaum auf. Ihn mit Lichtern zu versehen, wurde erst vor dem Weltkrieg allgemeiner Brauch. (A. Wesserle.)

405. Die Vorstellung vom goldenen Rößl scheint auch im Gebiet um Weitra vorzuliegen, wo es heißt, daß das Christkindl in einem goldenen „Kobelwagen", von goldenen Pferden gezogen, vom Himmel herabkommt. (K. Samek.) In Runarz heißt es, daß Kinder, die am Heiligen Abend fasten, ein goldenes Schweinchen über den Dachfirst laufen sehen. (G. Tilscher.) Dem entspricht, wenn man im Tschechischen die Kinder auffordert, am Heiligen Abend zu fasten, weil sie dann das „zlaté prasátko" (goldene Schweinchen) sehen werden. (Dr. F. J. Beranek.)

407. Arme Leute blasen vor Weihnachten Eier aus, vergolden sie mit Rauschgold und zieren damit den Christbaum an Stelle der teueren Glaskugeln. Oft versieht man die Eier mit Flügeln, Schnabel und Schwanz und ahmt so Vögel nach. Dies verstand die im Jahre 1932 gestorbene Frau Johanna Hussar-Filkorn sehr kunstvoll zu machen. (A. Wesserle.)

408. Hier erhalten die Dienstboten Weihnachtsgeschenke, vor allem Wäsche und Kleider, zuweilen auch eine „Gans zum Rupfen", d. h. die Federn einer Gans, mitunter auch ein „Hamothklaidl" (Heumahdkleid) = ein billiges, aber dauerhaftes Kleid. (O. Zerlik für die Gegend um Theusing.) In unserer Gegend bekommen die Dienstboten gewöhnlich nur Äpfel und Nüsse und ein Kleidungsstück. (A. Horner.) In Kornitz gibt man den Mägden zu Weihnachten Stoff auf Kleider, Wäsche und auch Geschirr, ferner Süßigkeiten vom Christbaum. Auch die Knechte werden ähnlich beschenkt. (G. Tilscher.) Die Geschenke, welche die Dienstboten am Heiligen Abend erhalten, haben sich schon so eingebürgert, daß man sie als einen festen Bestandteil des Lohnes betrachten kann. (J. Bernard.) Weihnachtsgeschenke kannte man bis zum Weltkrieg überhaupt nicht und heute beschenken sich nur die Vornehmen. (A. Wesserle.)

409. Der Heilige Abend heißt bei uns „Christnacht", der Ausdruck „Mutternacht" ist unbekannt. Die Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig sind die zwölf Unternächte. (A. Horner.) Auch in der Umgebung von Neuhaus werden sie Unternächte genannt. (Dr. F. J. Beranek.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist noch üblich im Gebiet von Weitra. (K. Samek.) Hier war früher zu Silvester das Schießen aus Lochschlüsseln üblich. Da dabei viel Unglück geschah, wurde es polizeilich verboten. (A. Wesserle.)

411. Ein Flurname, der auf den Namen von Geistern zurückgeht, dürfte in dem heutigen Ortsnamen Schrattenberg (in Niederösterreich in unmittelbarer Nähe der südmährischen Grenze) vorliegen. Daß dies ursprünglich ein Flurname war, beweist eine Eintragung im Urbar der Liechtensteinischen Herrschaft von 1414, wo es heißt: „so ist auch daselbs ein weingartenperig genant der Schretenperig". (Dr. F. J. Beranek.) Zum Namen „Kotzmannla" verweisen mehrere Einsender auf Zusammensetzungen mit „Katze". Nach J. Maschek heißt um Holeischen die Schafgarbe „Kotzaschwanzla". A. Horner bemerkt, daß von den als Flurnamen

Digitized by Google

häufigen „Katzennamen" der Bezirke Elbogen und Falkenau der „Katzenbühl", mundartlich „khots pül", von besonderer Bedeutung ist und führt folgende urkundliche Formen an:

1408, Kaufvertrag des Heinrich von Kager . . . kopacs perk.

1436, Schenkungsvertrag Nikolaus und Hans Orens . . . Copatzberg.

Im Falkenauer Waisenbuch . . . Kotzperg (1483), Kotzbühl (1624), Khotzbiel (1626), Koz pühl (1638), Khatzbühl (1682).

Im Theresianischen Kataster . . . Katz — Kotzbühl.

Im Josefinischen Kataster . . . Katzenbühl.

Im Gedenkbuch der Stadt Falkenau (1841) von P. Joseph Körbl . . . Kotzbühl (das Wort war also auch zu dieser Zeit noch nicht zu „Katzenbühl" eingedeutet). Horner fügt hinzu: „Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß wir es hier mit einer Tautologie zu tun haben. Denn das Bestimmungswort muß zum heutigen tschechischen Wort kopec gestellt werden und bedeutet also auch Hügel, Bühl. Selbstverständlich stammt es nicht unmittelbar von kopec ab, sondern von einem Vorläufer dieses Wortes."

Franz J. Langer, Klein-Mohrau in Mähren, verweist auf den Flurnamen „Hexenloch" für den Abschnitt des Marchtales zwischen der Straßenabzweigung nach Woitzdorf und unterhalb der Mündung des Walbergsdörfler Baches in die March. Zugleich macht er auf den sonderbaren Flurnamen Opferus aufmerksam, womit eine fast kreisrunde Waldlichtung am Abhang des berüchtigten Sauberges bezeichnet wird. An den um diesen Platz stehenden Bäumen, wo nach Hormayrs Taschenbuch (1821) ein Raubritter sein Schloß hatte, sind Heiligenbilder angebracht. Nach der Volksüberlieferung soll an der Stelle nicht bloß jener Raubritter umgehen, sondern auch eine Hexe ihr Unwesen treiben.

412. Am Abhang des Grulicher Schneeberges gibt es Steinhalden, die Klappersteine heißen. Diese ziemlich lose liegenden Steine klappern bei heftigem Wind oder wenn man sie betritt oder wenn man einen Stein über diese Halden hinunterwirft. (F. J. Langer.)

413. Bachlitaneien, in welchen alle Mühlen vorkommen, gibt es im Leibitschtale bei Königsberg und im Amselbachtale unweit Plan. (A. Brosch, Eger.)

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind soll man in keinen Spiegel schauen lassen, damit es nicht hoffärtig wird; man soll es keinem Regen aussetzen, damit es keine Sommersprossen bekommt; man soll ihm die Fingernägel abbeißen, denn würde man sie abschneiden, so würde aus dem Kind ein Dieb; man soll eine Laus, die man bei einem solchen Kinde findet, auf einem Pfannenstiel töten, dann bekommt das Kind eine sehr klangvolle Stimme. (Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau.) Man darf das Kind nicht loben, ohne „Bhöits Guad!" zu sagen und mit dem Knöchel irgendwo anzuklopfen, sonst würde man es „verschreien"; man darf nicht darüber steigen, sonst wächst es nicht mehr; ist man aber darüber gestiegen, so muß man wieder zurücksteigen; man darf ihm die Haare nicht schneiden, weil man ihm damit den Verstand wegschneidet; man darf

Digitized by Google

seine Fingernägel nicht abschneiden, sondern muß sie abbeißen; man darf es nicht in den Spiegel blicken lassen, damit es nicht eitel werde; es darf nicht laufen lernen, sonst lauft es in den Tod hinein; man darf mit ihm nicht im Regen umhergehen, sonst bekommt es Sommersprossen; man darf es nicht prügeln, denn sonst helfen später die Prügel nichts mehr; man darf es nicht durch das Fenster (einer anderen Person) hinauslangen, sonst wird es ein Gauner. (A. Brosch, Eger.) Nicht in den Spiegel schauen lassen, weil es sonst stolz wird; keine Haare schneiden, weil ihm dies Unglück bringt; nicht abregnen lassen, weil es dadurch Sommersprossen bekommt; nicht mit auf den Friedhof nehmen, weil es sonst sterben muß; nicht laufen lassen, weil es sonst in das Unglück hineinläuft; nirgend durchkriechen lassen, weil es dann nicht mehr wächst; unter der Wiege keinen Hund liegen lassen, weil es dadurch die „Hundeschüttler" (Furunkeln) bekommt; zwei Kinder unter einem Jahr dürfen nicht zusammenkommen, da sonst das eine das Unglück tragen muß. (A. Horner.) Es darf in keinen Spiegel schauen, sonst wird es eitel, denn der Spiegel ist „sichtig"; man muß die Nägel abbeißen; man darf die Haare nicht schneiden, damit sie später schön wachsen; man darf mit dem Kind auf keinen Friedhof gehen, sonst muß es sterben; man darf mit ihm in keinen Regen kommen, sonst wird es sommersprossig; man darf ihm kein Geld in die Hand geben, sonst wird es liederlich; man darf mit ihm über keinen Bach springen, sonst ertrinkt es. (Dr. Hertha Wolf, für Mariaschein.) Man muß die Nägel abbeißen und man darf über das am Boden sitzende Kind nicht schreiten, weil es dann im Wachstum zurückbleibt. (F. J. Langer.) Nicht in den Spiegel blicken lassen (sonst eitel) und nicht im Regen hinaustragen (sonst Sommersprossen), die ersten sechs Wochen überhaupt nicht aus dem Hause hinaustragen. (J. Thöndel.) Die Nägel nur abbeißen; die Haare nicht schneiden, weil sonst der Verstand abgeschnitten werden könnte; nicht in den Spiegel schauen lassen (sonst eitel); nicht allein lassen, damit es nicht ausgetauscht wird. (J. Bernhard, der noch für die Wischauer Sprachinsel bemerkt, daß es auch dort verpönt war, über ein sitzendes Kind zu steigen, weil sonst das Kind nicht mehr wachse.) Nicht in den Spiegel (weil hoffärtig); nicht in den Regen (Sommersprossen), Mairegen ausgenommen, der das Wachstum begünstigt; nicht darüber steigen und nicht durch das Fenster hinausgeben (bleibt im Wachstum zurück); dem in der Wiege liegenden Kind nicht von der Kopfseite kommen, weil es sonst schielt; Fingernägel nicht schneiden, sondern abbeißen, weil es sonst jähzornig wird; früher durfte man endlich den mit Haaren bewachsenen Teil des Kopfes vor Vollendung des ersten Lebensjahres nicht waschen, weil nach der Volksmeinung der durch die Unsauberkeit entstandene Kopfgrind Krankheiten des Kindes verhinderte. (Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya.) Nicht in den Spiegel sehen lassen, nicht die Nägel und Haare schneiden, aber in den Regen soll man das Kind stellen, dann wächst es schnell. (A. Wesserle.)

415. Ueber das Versehen der Mutter wird als Tatsache berichtet, daß das Kind Feuermale bekommt, wenn die schwangere Mutter ein

Digitized by Google

brennendes Haus sah, und daß das Kind etwas Gemeinsames mit jedem Tiere hat, an dem sich die Mutter verschaute. (K. Samek.) In Uhligsthal war eine Frau, die während ihrer Schwangerschaft ganz auf Fische erpicht war. Sie gebar ein Kind, das wie ein Fisch aussah und keinen Mund hatte, weshalb es verhungern mußte. (R. Müller.) Eine Frau saß ahnungslos abends bei Tisch mit dem Rücken gegen die Tür, durch die ein Bettler eintrat. Durch das Geräusch erschreckt, wandte sich die Frau um. Der Bettler zeigte auf Mund und Ohren, er war taubstumm. Als diese Frau nach einigen Monaten ein Kind zur Welt brachte, war es ebenfalls taubstumm. (A. Brosch, nach Erzählung der Frau selbst, die dies erlebt hat.) In unserer Gemeinde gab es 1914 einen großen Brand. Ein schwangeres Weib erschrak dabei sehr und schlug mit der Hand auf die Brust. Das Kind, ein Mädchen, brachte ein Feuermal mit auf die Welt. Ich kenne selbst einen Fall, wo die durch einen Einbruch aufgeregte Frau so erschrak, daß sie nicht schreien konnte. Ihr Kind kam stumm zur Welt und blieb stumm. Eine schwangere Frau soll niemals einen Toten betrachten, sonst hat das Kind stets einen bleichen Gesichtsausdruck. (O. Zerlik.) Die Schwester meiner Großmutter sah im schwangeren Zustande einen Bettelmann mit nur einer Hand. Das Kind hatte auch nur eine Hand. Meine Mutter erzählt das für gewiß. Eine Frau in Grafseth hatte im schwangeren Zustande immer ein unbezähmbares Gelüste nach Hasenfleisch. Dadurch kam es, daß ihre beiden Töchter Augen wie die Hasen hatten, die rötlich und von weißlichen Wimpern umrahmt waren. Die Töchter hatten auch sehr unruhige Augen. An einer dieser Töchter, die ich noch gut kannte, versah sich wieder eine schwangere Frau und auch ihr Kind hatte Hasenaugen. (A. Horner.) Meine Großmutter pflegte folgende zwei Fälle zu erzählen. Einer Frau, die schwanger war, lief eine Maus über den Arm, worüber sie sehr erschrak. Als das Kind zur Welt kam, hatte es am Arm einen haarigen, grauen Fleck in Gestalt einer Maus. Eine andere Frau ging mit ihrer schwangeren Tochter aus. Da trafen sie einen Mann, der das ganze Gesicht voll von Flechten hatte. Die Tochter erschrak und ihre Mutter gab ihr schnell den Rat, sich auf den Oberschenkel zu greifen; denn dort würde es niemand sehen, wenn das Kind ein Mal bekäme. Und wirklich, als das Kind zur Welt kam, hatte es eine Flechte auf dem Oberschenkel. (Dr. Hertha Wolf.) Im Jahre 1888 wohnte ich in Olmütz mit einem Mitschüler namens Alfred Sommer, einem Kaufmannssohn aus Bautsch oder Bärn, der mir wiederholt erzählte, daß seine schwangere Stiefmutter in Wien eine Ausstellung besucht und dabei einen Knopf, der ihr besonders gefiel, sehr genau betrachtet habe. Ihr Kind hatte auf dem Arme ein rotes Mal, das ganz jenem Knopfe glich. (G. Tilscher.) Ich kannte einen Mann, der am Rücken ein Gebilde in der Form eines Natternnestes hatte. Seine Mutter soll in der Zeit der Schwangerschaft beim Grasmachen in ein Kreuzotternnest gegriffen und in ihrem Schreck sich mit der Hand an den Rücken gelangt haben. Im Orte Doberseik hatte sich ein Weib in einen Affen verschaut. Das neugeborene Kind hatte einen Affenkopf. Es starb am dritten Tage, der Mutter hat man es nicht gezeigt.

Digitized by Google

In Reschen erschreckte bei einer Tanzunterhaltung ein als Teufel verkleideter Mann eine schwangere Frau, die ein Kind mit einem Teufelsgesicht auf die Welt brachte, das aber gleich nach der Geburt starb. In Bergstadt hat eine Frau am linken Oberarm ein Mal, das wie eine kleine Leberwurst aussieht. Ihre Mutter soll im schwangeren Zustand vor einem Schweineschlachten besondere Sehnsucht nach einer Leberwurst gehabt haben. (J. Thöndel.) Vor einigen Jahren wollte ich ein armes, sehr blasses Kind durch die Jugendfürsorge zur Erholung auf vier Wochen unterbringen. Allein die Mutter wollte sich von dem Kinde nicht trennen und war dagegen. Sie meinte, das Kind sei gar nicht krank, sondern sehe nur deshalb so blaß aus, weil sie seinerzeit, als sie das Kind unter dem Herzen trug, irgendwen gesehen habe, der auch so blaß war. (J. Bernard.)

417. In Eger gilt ein ähnlicher Glaube. Wenn man als Gevatter das erstemal in eine Kirche kommt, darf man drei Wünsche äußern. (A. Brosch.) Auch hier ist der Glaube von den drei Wünschen in der Kirche bekannt. (A. Horner.) Dasselbe gilt für die Gegend von Bergstadt in Nordmähren. (J. Thöndel.)

418. Die Kröte ist giftig. Sie spritzt den Menschen an, was ein Brennen der Haut zur Folge hat. (A. Brosch.) Man weicht den als giftig angesehenen Kröten aus. Bekommt ein landwirtschaftlicher Arbeiter eine Geschwulst am Arm oder auf der Hand, so schiebt man die Ursache gern den Kröten zu. Es soll zuweilen geschehen, daß beim Klee-Häckselschneiden Kröten mit aufgeschnitten werden. Berührt der Häckselschneider eine solche zerschnittene Kröte, so bekommt er meist kranke Hände. (O. Zerlik.) Früher hielt man die Kröte für giftig, weil sie den Menschen „beseicht", d. h. ihm einen giftigen Saft entgegenspritzt. Daher wurden früher Kröten gern geprellt. Das Krötenprellen bestand darin, daß man ein Brett auf einem Pfahl in die Waage brachte, dann die Kröte auf das eine Ende legte und mit einem Prügel auf das andere Ende schlug, so daß die Kröte hoch in die Luft geschleudert wurde. Der Glaube an die Giftigkeit der Kröte ist heute durch die Aufklärung der Schule fast ganz geschwunden. (A. Horner.) Die ätzende Flüssigkeit, welche die Kröte absondert und vom Volke „Krötenseech" (Harn) genannt wird, gilt als giftig. Auf die Haut gebracht, verursacht sie Entzündungen; wenn eine Verletzung vorhanden ist, kann Blutvergiftung eintreten. Aus diesem Grunde pflegt man die Kröten, sobald man welche trifft, meist gleich den Kreuzottern zu erschlagen. (F. J. Langer.) Nur die sogenannte Feuerkröte ist giftig, während die Hauskröte und Hausnatter als unheilverhütend beschützt werden. (J. Thöndel.) Auch hier wird die Kröte, jedenfalls ihres ätzenden Saftes wegen, für giftig gehalten. (J. Bernard.) Die Kröte spritzt den Menschen mit ihrem Gift an. Sie wird allgemein auch als Hexe betrachtet, die den Menschen behexen kann. Daher wird jede Kröte getötet. (A. Wesserle.)

419. Meine im Jahre 1923 verstorbene Großmutter Rosina Bauer war in der ganzen Gegend bekannt als Nothelferin in allen Leiden. Sie pflegte auch kranke Augen, die sie nie mit den Fingern berührte, auszulecken und so von Schmutz u. a. zu säubern. (A. Wesserle.)

Digitized by Google

420. In Eger, wo Stadtarchivar Dr. H. Sturm diesbezüglich im Archiv nachsah, ließ sich keine Gesindeordnung feststellen. (A. Brosch.) Im Jahre 1715 gründete die Stadt Deutsch-Proben die Bauernbruderschaft, die eine besondere Gesindeordnung aufstellte, nach welcher der Dienstbote den Dienst zu Allerheiligen antreten mußte. Jeder Dienstbote mußte ehelicher Abstammung sein, weggelaufene Dienstleute durfte niemand aufnehmen usw. (A. Wesserle.)

Umfragen*)

421. Wann dingt man neue Dienstboten? (In manchen Gegenden schon ein halbes Jahr vor Dienstantritt.)

422. Wie erfolgt das Dingen (durch den Dienstgeber selbst, durch Vermittler usw.)?

423. Wird dabei ein Angeld gegeben?

424. Wann kündigt man den Dienstboten?

425. Wie erfolgt das Kündigen? (Im südlichen Böhmerwald genügt es z. B., wenn der Bauer den männlichen und die Bäuerin den weiblichen Dienstboten bis etwa Ende Juli nicht fragt, ob er auch im nächsten Jahre bleiben wolle.)

426. Wann erfolgt der Dienstaustritt der männlichen und weiblichen Dienstboten? Wie heißt der Tag (Ausstehtag u. a.) und wie nennt man das Abziehen (Abkälbern u. a.)?

427. Wie heißt die Zwischenzeit, die freie Zeit zwischen dem Dienstaustritt und dem Eintritt in einen neuen Dienst (Kälberweil u. a.)? Ist eine solche Freizeit nicht üblich?

428. Wann erfolgt der Dienstantritt? Wie heißt der Tag (Einstehtag u. a.)?

429. Ist der Dienstantritt mit abergläubischen Bräuchen verbunden, z. B., daß der Bauer, wie O. Zerlik mitteilt, den Dienstboten mit Wasser beschüttet, damit er nicht faul werde?

430. Wird der Lohn wöchentlich, monatlich oder erst — von Vorschüssen abgesehen — am letzten Tag des Dienstjahres ausbezahlt?

Schrifttum

P. Geiger, Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1931 und 1932. Hg. im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin, 1937. 542 S. Preis geh. 33 Mark.

*) Die Antworten auf die 150. Frage des „Atlas der deutschen Volkskunde" sind, wie die eben durchgeführte Verarbeitung im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität in Prag gezeigt hat, wegen der ungenauen und ungenügenden Fragestellung wenig befriedigend, weshalb hier versucht wird, durch Einzelfragen eine teilweise Ergänzung des Stoffes zu erzielen. Es wird gebeten, stets auch die ortsüblichen oder mundartlichen Ausdrücke anzuführen, z. B. „aufziehen" für „eintreten", „ausmachen" für „dingen" u. a.

Digitized by Google

Auch dieser Band, dessen Vorwort einen Nachruf auf den am 28. November 1936 gestorbenen Begründer der Bibliographie Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer bringt, zeichnet sich durch Gründlichkeit und Verläßlichkeit aus. Für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei war Priv.-Doz. Dr. J. Hanika als Mitarbeiter tätig.

A. Bach, Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Eine Einführung. Mit 18 Kartenbeigaben. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1937. 530 S. Preis geh. 17 Mark 80, geb. 19 Mark 60.

Zu der Überfülle an Neuerscheinungen gesellt sich dieser mächtige Band, der aber nicht, wie andere „Volkskunden" der letzten Jahre, enttäuscht, sondern über alle Fragen der wissenschaftlichen Volkskunde gründlich unterrichtet und dazu das Schrifttum nahezu erschöpfend verzeichnet. Auf einen Wurf läßt sich selten ein Meisterwerk schaffen. Auch bei diesem Buch könnte man manche Einwände erheben. Sie sind aber unbedeutend gegenüber der Gesamtleistung, die dem Ziel des Buches voll entspricht, das ein Lehr- und Arbeitsbuch sein will, das aber auch ein Mahner und Führer zur Einigkeit sein möchte „in einem Augenblick, da den Forschern verschiedener Richtungen die Gefahr droht, aneinander vorbeizureden".

J. Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten. 1. Teil. (XXII. Band, 1. Teil der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde.) Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. XXVI u. 290 S.

Endlich ist dieses wichtige Werk, das die weibliche Tracht entwicklungsgeschichtlich und kulturgeographisch untersucht und für die Trachtenforschung ganz Europas von Bedeutung ist, erschienen und sowohl geheftet wie auch gebunden in einer sehr geschmackvollen Ausstattung erhältlich. Auf die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse des Buches kann bei dem beschränkten Raume unserer Zeitschrift nicht eingegangen werden. Preis geh. 65 Kč, geb. 80 Kč.

L. Schmidt, Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig, 1937. 76 S. Preis 4 S 97.

Mit den in diesem Buche abgedruckten 22 Spielen beweist der rührige Wiener Forscher, daß Niederösterreich keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, arm an Volksschauspielen ist. Wie Schmidt in der knappen, aber aufschlußreichen Einleitung ausführt, bilden den Grundstock dieser Stücke Umzugspiele, die deutliche Beziehungen zu den gleichen Spielen bei den Deutschen des Preßburger Gebietes und Südmährens zeigen. Von der zweiten Gruppe, den Stubenspielen, hat Niederösterreich nur zwei Beispiele aufzuweisen, wobei das Stubenspiel des Waldviertels aus dem Böhmerwald stammt und erst um 1840 aus Wallern nach Gmünd gebracht worden ist. Bei der dritten Gruppe, den Krippenspielen, handelt es sich um bewegliche Krippen, hinter denen gesungen und gesprochen wurde. Zu dieser Gruppe gehört auch das Egerer Weihnachtsspiel des Andreas Schubert.

K. Horak, Rundtänze; K. Horak u. R. Klatt, Singtänze. Heft 3 und 4 der Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1937. Jedes Heft 16 S. Preis des Heftes 1 Mark 50.

Auch diese Hefte, die als Folge 10 und 11 der Ostdeutschen Heimathefte erschienen sind, bieten wie die bereits früher besprochenen echtes und wertvolles Volksgut. Das 3. Heft enthält 17 Rundtänze, das 4. Heft 15 Singtänze, darunter mehrere, die im geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet heute nur mehr im Kinderspiele anzutreffen sind.

K. M. Klier, Wir lernen Volkslieder! Drittes Dutzend aus der Lehrstunde des Wiener Senders. Verlag der Augustinus-Druckerei, Klosterneuburg bei Wien, 1937. 30 S. Preis 50 Groschen.

Die unter dem Gesichtspunkt „Volkslied und Wiener Klassiker" verfaßte Sammlung ist sehr lehrreich. Es ist stets ein Volkslied der entsprechenden gleichen oder ähnlichen Stelle des Klassikers (Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms) gegenübergestellt, so z. B. das Lied „Das Jagen, das is ja mein Leben" (Fassung aus

Digitized by Google

dem Burgenland) und die Arie „Will der Herr Graf ein Tänzchen nun wagen" aus Mozarts „Die Hochzeit des Figaro".

E. Sedlatschek u. F. Strnad, Mein guter Kamerad. Ein Knabenliederbuch. Als Hilfsbuch für die Erziehung zur Wehrhaftigkeit herausgegeben. Roland Verlag Morawitz, Prag, und P. Sollors Nachf., Reichenberg, 1937. 77 S. Preis geb. 11 Kč 40.

Die Auswahl der Lieder ist sehr sorgfältig getroffen, das heimatliche Lied steht im Vordergrund. Neben sudetendeutschen Volksliedern bringt das Büchlein auch Watzliks „Böhmerwald" (Weise und Satz von G. Becking) und das Wuldalied, bei dem statt des Decknamens Dionys Teichmüller der Verfasser Dr. Anton Wallner (siehe unsere Zeitschrift 1935, S. 167 ff.) zu nennen gewesen wäre.

H. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf. Mit 80 Abbildungen. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, 1936. 207 S. Preis in Ganzleinen geb. 4 Mark 80.

Der Verfasser bezeichnet als Voraussetzungen und Bedingungen für die Brauchtumsforschung: Bäuerliches Blut, eigenes Erleben, einwandfreies volkskundliches Sachwissen, Rassenkunde, Frühgeschichte und natürliches bäuerliches Denken. Zu dem „einwandfreien volkskundlichen Sachwissen" gehört wohl auch die genaue Kenntnis des einschlägigen Schrifttums. Und gerade diese Voraussetzung fehlt dem Buche. Im Jahre 1936 ein Buch zu veröffentlichen, das sich in der Hauptsache auf das vor nahezu 70 Jahren erschienene Buch „Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus mit bes. Beziehung auf Niedersachsen" (Hannover 1878) von H. Pfannenschmid stützt[1]) und völlig unwissenschaftliche Zeitungsaufsätze (z. B. den Steinerts, der sogar in Tanzbildern Runen entdeckt) heranzieht, dabei aber das wissenschaftliche Schrifttum der letzten Jahrzehnte — Herman Wirth u. a., wie sie die spärliche Übersicht „Einschlägiges Schrifttum" verzeichnet, gehören nicht dazu — gar nicht benützt, ist wohl mehr als bedenklich. Wenn der Verfasser wenigstens das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens hie und da befragt hätte, so wären ihm wohl kaum so viele falsche und lächerliche Deutungen unterlaufen. Es hätte ihm auch zuweilen dort Auskunft geben können, wo Kenntnisse in der Frühgeschichte die Voraussetzung für die Brauchtumsforschung sind. Wer sich damit beschäftigt, muß aber auch in der Sprachwissenschaft daheim sein. Und wer dies ist, kann unmöglich schreiben, daß man in dem Ausdruck „Bilmes" ... „vermutlich die Worte ‚Beil' und ‚Messer' zu erblicken hat" (S. 140) oder behaupten, daß die „Kerwa" (Kirchweih) ursprünglich eine „Kürweihe", ein „Kürfest", ein „Fest zur Auslese der Ehegatten" gewesen sei (S. 150 ff.). Hier mag auch angefügt werden, daß dem Verfasser überdies das „natürliche, bäuerliche Denken" abgeht. Sonst hätte er nicht im Anschluß an seine Deutung des Wortes „Kerwa" bemerkt, daß für den Bauern der Frühling und der Sommer der beste Zeitpunkt zur Hochzeit ist. Der Vorfrühling ja, aber von der Zeit an, wo die Arbeit auf Feld und Wiese beginnt, bis zum Einbringen der Ernte, hat der Bauer keine Zeit zum Hochzeitsfeiern. Der Bauer ist endlich kein Mensch, der in allem und jedem nur Sinnbilder sucht und sieht. Nichts steht dem deutschen Bauern ferner als die Sinnbildforschung H. Wirths und anderer, die der deutschen Wissenschaft geradezu zum Verhängnis wird. Wenn das so weiter geht, wird die deutsche Volkskunde vom deutschen Bauern selbst ausgelacht werden. Der runde Krapfen ist natürlich Sonnensinnbild (S. 41, 156)! Der Verfasser sollte denn doch einmal eine Bäuerin fragen, warum sie die Krapfen nicht viereckig bäckt. Zum Schluß noch eine Bemerkung! Es ist begreiflich und verständlich, wenn jede neue Bewegung und Richtung bestrebt ist, alles Vorangegangene als schlecht und dumm, und das Neue, selbst Gepredigte als gut, gescheit und einzig richtig zu erklären. Man soll aber denn doch nicht zu weit gehen und Wissenschaft und Weltanschauung so gleichsetzen, daß man jede wissenschaftliche Arbeit, die nicht in diese Weltanschauung eingeschaltet und gleichgeschaltet ist und es auch nicht sein kann, wenn sie Jahre oder Jahrzehnte vor Beginn der neuen Bewegung geleistet worden ist, nur deswegen in Verruf erklärt. Und wenn die bisherigen Vertreter

[1]) Dabei schreibt der Verfasser den Namen Pfannenschmid durchweg falsch Pfannenschmidt!

Digitized by Google

einer Wissenschaft, die schließlich und endlich Fachleute waren, sind und auch bleiben werden, während gar manche Eintagsfliege, die sich auf einem ungewohnten und unbekannten Boden breitmachen will, bald verschwinden wird, mit Steinen beworfen werden, dann soll man sich dies vorher gut überlegen. Auf S. 105 des Buches heißt es bei einer versuchten Erklärung des „Hüpfens" der Sonne am Ostermorgen: „‚Volkskundler' sprechen dann davon, daß die Sonne Freudensprünge über die Auferstehung Christi mache". Da ist offensichtlich an Stelle des Ausdruckes „Volk", denn dies deutet zuweilen in der angegebenen Weise, das Wort „Volkskundler" gerückt. Wie nennt man das?

A. Becker, Osterei und Osterhase. Vom Brauchtum der deutschen Osterzeit. E. Diederichs Verlag, Jena, 1937. 67 S. Preis geb. 1 Mark 60.

Das in der Sammlung „Volksart und Brauch", herausgegeben von A. Spamer, erschienene und mit 22 Abbildungen versehene Buch bringt viel mehr als seine Überschrift besagt. Denn Osterei und Osterhase werden nur im 3. Abschnitt behandelt, während der 1. und 2. Abschnitt das gesamte Osterbrauchtum darstellt und erklärt.

E. Wehn, Der Kampf des Journals von und für Deutschland gegen den Aberglauben seiner Zeit. Eine volkskundliche Untersuchung auf geisteswissenschaftlicher Grundlage. Diss. der Universität Köln. Selbstverlag, Düsseldorf, 1937. 199 S.

Das Journal von und für Deutschland (1784 bis 1792) ist eine wichtige Fundgrube für den Aberglauben jener Zeit, der von der Aufklärung heftig bekämpft wurde. Die vorliegende Arbeit, die von Prof. Dr. A. Wrede angeregt und gefördert wurde, untersucht in erschöpfender Weise den Aberglauben, der durch das Journal aufgegriffen und bekämpft wurde, und ist daher ein gutes Vorbild für die Durchforschung anderer Zeitschriften und Werke, die gleichfalls wertvollen Stoff für die Geschichte der deutschen Volksüberlieferungen darbieten.

G. Streitberg, Die wortgeographische Gliederung Ostsachsens und des angrenzenden Nordböhmens. Heft 10 der Mitteldeutschen Studien und Beiheft 14 der Zeitschrift für Mundartforschung. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale), 1937. 132 S. und 61 Kartenblätter. Preis geh. 9 Mark.

Diese inhaltsreiche Arbeit ist für das nordböhmische Gebiet vom Erzgebirge bis zum Jeschken-Isergebirge, das in gleicher Weise wie die reichsdeutsche ostsächsische Landschaft berücksichtigt wurde, von bleibendem Werte und erfordert für unser Gebiet nur noch Weiterführung und vor allem Untersuchung jener Räume, in welchen tschechische Ausdrücke, z. B. kapsa (Tasche), šiška (Baumzapfen) usw. in Betracht kommen.

F. J. Beranek, Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). 7. Band der Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten. Mit einer Grundkarte und drei Pausen. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Reichenberg, 1936. 298 S. Preis 40 Kč.

Durch Vorlesungen von Prof. A. Pfalz über die bayrisch-österreichischen Mundarten wurde Beranek als Hörer der Wiener Universität zunächst angeregt, eine Lautlehre der Mundart des Dorfes Boitelsbrunn in Südmähren zu verfassen. Weitere Sammel- und Forscherarbeit an der Deutschen Universität Prag ergab so viel Stoff, daß Beranek die erste wissenschaftliche Untersuchung der Mundart ganz Südmährens liefern konnte, die als eine Musterleistung zu bezeichnen ist. Denn der Verfasser, dem das wissenschaftliche Rüstzeug und die wissenschaftliche Betrachtungsweise wohl vertraut sind, hat fast durchwegs aus eigener Beobachtung geschöpft und bei Wanderungen durch das ganze Gebiet von der Wischauer Sprachinsel im Osten bis zum Neuhaus-Neubistritzer Ländchen im Westen, das in die Untersuchung einbezogen wurde, seine Aufnahmen unmittelbar aus dem Munde des Volkes gemacht. Aus diesem Grunde ist das Buch verläßlich und gediegen und die wertvollen Schlußfolgerungen, die in den Abschnitten 89—96 zusammengefaßt werden, sind völlig begründet und gesichert.

Digitized by Google

Emil Popp, Die Sprache Ulrichs von dem Türlin. Heft 7 der Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. 89 S. Preis 32 Kč.

Diese eingehende Untersuchung macht es wahrscheinlich, daß der Kärtner Ulrich von dem Türlin, der seinen „Willehalm" — eine Umarbeitung der ersten, etwa zehn Jahre älteren Fassung — zu Beginn der 60er Jahre des 13. Jahrhunderts König Ottokar II. gewidmet hat, vorher nicht in Böhmen geweilt hat und vielleicht nur zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Prag gekommen war, um sein Gedicht persönlich zu überreichen.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von E. Seemann, herausgegeben von John Meier. 5. Jahrgang. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1936. 192 S.

Den größten Teil dieses Jahrganges füllen die Untersuchung der Balladen „Rheinbraut" und „Graf Friedrich" auf ihren ursprünglichen Motivbestand durch J. Meier und E. Seemann, ferner neun Einzelbeiträge von J. Meier und ein Aufsatz „Das Fortleben des Kudrungedichtes" von dem spanischen Forscher R. Menéndez Pidal. Von den weiteren Beiträgen beziehen sich auch auf das sudetendeutsche Gebiet „Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken" und besonders „Das Besenbinderlied".

Folk. Zeitschrift des Internationalen Verbandes für Volksforschung. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis des Jahrganges (jährlich 4 Hefte) 15 Mark.

Mit diesem 112 Seiten umfassenden ersten Heft legt der im Vorjahre begründete Verband nach einem Geleitwort Berichte über die Ziele und das Entstehen des Verbandes in deutscher und englischer Sprache vor, woran sich die Beiträge „Heimat, Kolonie, Umvolk" von L. Mackensen, „La Technique de la Construction rurale en bois" (ein Beitrag zur flämischen Hausbauforschung) von Cl. Tréfois und „Einige Bemerkungen zur Kartographie" von Jan de Vries anschließen. Das Heft enthält ferner die Forschungsberichte „Norwegian folklore-research through 25 years" von R. Christiansen und „Le mouvement folkloriste en Grèce" von S. Antoniadis, endlich Berichte über die englischen und estländischen volkskundlichen Arbeitsstellen und Besprechungen.

Auslandsdeutsche Volksforschung. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von H. J. Beyer. Verlag Ferd. Enke, Stuttgart. Preis des Jahrganges 14 Mark.

Diese neue Zeitschrift hat den Zweck, „die Verbindung zwischen dem großen Kreis der Forscher und der praktischen Arbeit herzustellen und die Erforschung des Auslanddeutschtums in neue Wege zu lenken". Jedes Heft bringt Aufsätze, Forschungsberichte, Besprechungen, Kurznachrichten und eine Bibliographie. Aus dem Inhalt des 1. Heftes, das 112 Seiten umfaßt, ist für uns Sudetendeutsche wichtig: E. Hölzle, Die sudetendeutsche Frage in Versailles; H. Harmsen, Volksbiologische Fragen des Deutschtums in Süd-Osteuropa; A. Rollau, Der Grenzlandroman (behandelt wird je ein Roman von Fritz Mauthner, A. Ohorn, K. O. Strobl, H. Watzlik, R. Hohlbaum, R. Haas, H. Scholz, W. Pleyer, G. Rothacker und E. Frank); G. Waldmann, Volksliedforschung im Auslandsdeutschtum.

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. Herausgeber A. Brackmann, H. Hassinger und Fr. Metz. Schriftleiter E. Meynen. Jährlich vier Hefte im Gesamtumfang von mindestens 832 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis des Jahrganges 20 Mark, für das Ausland 15 Mark.

Der gediegene Inhalt des 1. Heftes dieser vornehm ausgestatteten, rein wissenschaftlich eingestellten Zeitschrift empfiehlt diese Neuerscheinung aufs beste, vor allem auch dem wissenschaftlichen Arbeiter in der Tschechoslowakei, der namentlich aus den folgenden Beiträgen viel Nutzen ziehen wird: H. Aubin, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung; W. Weizsäcker, Eindringen und Verbreitung der

Digitized by Google

deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren (mit einer Karte); H. Zatschek, Die Witigonen und die Besiedlung Südböhmens (mit einer Bildtafel und einer Karte); A. Klaar, Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und des böhmischen Grenzgebietes (mit einer Bildtafel und einer Karte, auf welcher die Siedlungsformen auch ganz Südböhmens bis Netolitz, Budweis und Wildingau eingetragen sind); E. Schwarz, Fortschritte und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Volksforschung in den Sudetenländern. In der Abhandlung „W. H. Riehl und die Erforschung der deutschen Grenzlande", mit der Friedrich Metz das Heft eröffnet, fesselt den Sudetendeutschen besonders der Abschnitt über den Leithawinkel.

Bayerischer Heimatschutz. Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege. Geleitet von J. M. Ritz. 32. Jahrgang, München, 1936. 208 S.

Dieser Jahrgang der vorzüglichen und stets prächtig mit Bildwerk ausgestatteten Zeitschrift, die seit Jahren auf dem Gebiete der Volkskunst führt, ist der volkstümlichen Möbelmalerei in Altbayern gewidmet, die Torsten Gebhard eingehend behandelt und eine reiche Fülle von teilweise farbigen Abbildungen anschaulich beleuchtet. Diese ergebnisreiche wissenschaftliche Untersuchung betrifft in vielen Punkten auch unser angrenzendes sudetendeutsches Gebiet im Böhmerwald und im Egerland. Auf S. 78 f. wird bemerkt, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Wallern ein Allesköner ansässig war, Ignaz Schraml, der sich 1834 auf einem Altar in Honetschlag als Maler, Bildhauer, Staffierer und Schreiner bezeichnete und mit seinem Sohn Johann zusammen arbeitete. Ebenda wird erwähnt, daß 1825 ein Johann Tauber als erster Schreiner nach Hohenau kam, der zuerst in Groß-Zdikau und danach in Pagetschin (Herrschaft Winterberg) tätig gewesen war. (Ein Ort Pagetschin läßt sich in den amtlichen Ortsverzeichnissen nicht feststellen.) Auf S. 82 wird die Farbigkeit der Malerei im Bayerischen Wald als ausgesprochen hell und kräftig bezeichnet, „während sie jenseits der Grenze, vom Egerland angefangen bis zum Rand der südböhmischen Landschaft, gedämpfter bleibt, um erst im Slawischen wieder volltönende Akkorde, aber anderer Tonart, anzunehmen". Einzelne Feststellungen, z. B. daß der Oberpfälzer bei seinen Möbeln Dunkelblau als Gesamtfarbe und Weiß als Farbe der Füllungen bevorzugt, wogegen Grün zurücktritt und Rot als Grundfarbe ganz fehlt (S. 88), dürften sich mit den Beobachtungen der Trachtenforscher decken.

L. Franz, Religion und Kunst der Vorzeit. Von vorgeschichtlichem Zauberglauben, Totenkult und Kunstschaffen. Mit 32 Bildtafeln. Verlag A. O. Czerny, Prag und Leipzig, 1937. 65 S. Preis kart. 48 Kč, in Ganzleinen geb. 60 Kč.

Die bisherige Urgeschichtsforschung hat sich um den Lehrsatz des Marxismus, daß die Urgesellschaft nicht nur staatenlos, familienfrei und ohne Eigentumsbegriff gelebt, sondern daß sie auch Religion nicht gekannt habe, wenig gekümmert. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit packt Franz diese Frage an und weist nach, daß es auch in der Urzeit Religion gegeben hat. Religion ist nach der Begriffsbestimmung des Verfassers (S. 13) „der Glaube an Wesen, Mächte oder Kräfte, die jenseits der empirisch-logischen Erkenntnissphäre des Menschen existieren, die man als heilig empfindet, das Gefühl der Abhängigkeit von ihnen und der Glaube, daß man sie durch Handlungen zur Erfüllung von Wünschen wirksam gestalten kann". Das Dasein dieser Religion beweisen jene Kunstwerke der vorgeschichtlichen Menschen, die ausschließlich kultisch-magischen und daher religiösen Zwecken gedient haben. In diesem Zusammenhang befaßt sich Franz besonders eingehend mit dem Fruchtbarkeitszauber und dem Totenkult. Es ist geradezu unbegreiflich, wenn ausgerechnet von einem katholischen Geistlichen (s. die Sonntagsfolge der Wiener „Reichspost" vom 25. April) das von hohem wissenschaftlichen Ernst zeugende Buch angegriffen wird, das sich bemüht, die Urform und den Ursinn aller Religion und der damit verknüpften Kunst aufzudecken und zu erklären.

Heimatkunde des Karlsbader Bezirkes. Geleitet von Th. E. Hutter. 2. Heft: Kunstgeschichte I. Teil: Baukunst und Bildnerei. Von

Digitized by Google

Eugen Linke. 112 S. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 15 Kč 50; für Bezieher einzelner Hefte und im Buchhandel 18 Kč 50.

Das reich bebilderte Werk bietet wertvollen kunstgeschichtlichen Stoff aus Karlsbad und dem weiteren Umkreis der alten Kurstadt.

F. Heger, Volkstum auf Vorposten. Die deutschen Sprachinseln der Tschechoslowakischen Republik. Verlag C. Weigend, Dux, 1936. 112 S.

Das treffliche Buch bringt alles Wissenswerte über unsere Sprachinseln, es sollte daher nicht allein in jeder Bücherei vorhanden sein, sondern auch im Schulunterricht verwendet werden. Zahlreiche Bilder beleben die knappe, aber anschauliche und klare Darstellung.

A. R. Franz, Preßburg, die ehemalige Hauptstadt Ungarns, die Hauptstadt der Slowakei, eine alte deutsche Stadt. Verlag Grenze und Ausland, Berlin u. Stuttgart, 1935. 84 S. u. 25 Abbildungen nebst einem kunsthistorischen Plan. Preis kart. 2 Mark 70.

Das Büchlein, das auch die wirtschaftliche Bedeutung und die Geschichte der Stadt bespricht, ist wohl der beste Kunstführer durch Preßburg und daher jedem Besucher dieser schönen, an Kunstdenkmälern reichen Donaustadt zu empfehlen.

E. Stranik, Österreichs deutsche Leistung. Eine Kulturgeschichte des südostdeutschen Lebensraumes. Verlag A. Luser, Wien und Leipzig, 1936. 368 S. Preis in Ganzleinen 12 S 96.

Dieses sehr aufschlußreiche Buch verdient eine Nachahmung auf sudetendeutschem Boden. Denn auch die Sudetendeutschen könnten in einem Buche über ihren Beitrag zur deutschen Kulturleistung nachweisen, daß er an Umfang und Gehalt mehr bedeutet als man für gewöhnlich annimmt. In dem vorliegenden Werke sind die Sudetendeutschen als ehemalige Österreicher sehr stark vertreten. Ihre Zahl ließe sich bei einer Neuauflage beträchtlich vermehren. Ich erwähne bloß die Musiker S. Sechter, J. E. Habert, den Chemiker und Erfinder des metallfreien Emailgeschirrs M. Pleischl, den Begründer der Bleistiftindustrie Hardtmuth, den Volkskundler Hauffen u. a. Am schwächsten sind die Abschnitte, die sich mit der Dichtung beschäftigen. Während W. Pleyer genannt wird, fehlt H. Watzlik; während Sealsfield gefeiert wird, wird A. Stifter in einer ziemlich verständnislosen Weise behandelt.

A. Schmidt, Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart. Verlag A. Luser, Wien und Leipzig, 1935. 207 S. Preis in Ganzleinen 8 S 64.

Bei uns Sudetendeutschen ist noch viel zu wenig bekannt, daß wir mit diesem ausgezeichneten Buche auch eine Übersicht und Würdigung unserer heimischen Dichtung besitzen, die in den drei großen Teilen „Drama", „Roman" und „Lyrik" des Werkes stark vertreten ist, vor allem beim Roman, wo rund 10 Seiten dem sudetendeutschen Schrifttum gewidmet sind. Mit sicherem Blick hat Schmidt alles wirklich Echte und Wertvolle herausgehoben und alles Halbe und Unfertige weggelassen. Daher ist sein Buch auch ein verläßlicher Ratgeber für jeden, der einen Überblick über die österreichische und zugleich sudetendeutsche Dichtung, soweit sie gesund ist und Dauerwert besitzt, gewinnen will.

Urban Roedl, Adalbert Stifter. Geschichte seines Lebens. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, 1936. 468 S. Preis geh. 5 Mark 50, in Leinen 7 Mark 50.

Seitdem bekannt geworden ist, daß sich unter dem Decknamen Urban Roedl der Karlsbader jüdische Schriftsteller Bruno Adler verbirgt, ist in der reichsdeutschen Presse gegen dieses Buch, das zuerst sehr gelobt worden ist, scharf Stellung genommen worden. Demgegenüber muß der unbefangene Leser und Kenner Stifters gestehen, daß über den Dichter bisher kein so aufschlußreiches und geistreiches Buch geschrieben wurde, das zudem auf sehr gründlichen Vorarbeiten beruht. Ich selbst, der ich aus dem Geburtsorte Stifters stamme und über die Person, das Leben und insbesondere das Eheleben des Dichters seit Jahren Ein-

Digitized by Google

zelheiten weiß, die der großen Öffentlichkeit unbekannt sind, war nicht wenig überrascht, als ich beim Lesen dieses Buches fand, daß der Verfasser eine so genaue Kenntnis aller Lebensumstände besitzt, wie sie keiner seiner Vorläufer — weder A. R. Hein und noch weniger J. Bindtner —, aufweisen konnte. Dies hat den Verfasser befähigt, das bisher so wenig erkannte Dämonische und unendlich Tragische im Wesen und Schaffen des Dichters, aber auch das Zwiespältige, das unleugbar vorhanden ist, anschaulich herauszuarbeiten. Dadurch wird A. Stifter keineswegs verkleinert und erniedrigt, sondern im Gegenteil menschlich vergrößert, aber auch nähergerückt und verständlich gemacht. Was den begeisterten Verehrer Stifters an dem Buche abstößt, ist ein Mangel an Gefühlswärme, eine allzu nüchterne, kaltherzige Einstellung in der Art der sensationslüsternen Zeitungsmenschen, die ganz intime Dinge, welche ein anderer verschweigt, in den Vordergrund rücken. Für die Heimat des Dichters sind einige Fehler zu berichtigen. Zu S. 9: Der Ort Oberplan hat mit slawischen Kolonisten nichts zu tun; die äußerste Spitze der seinerzeitigen slawischen Sprachgrenze bildeten Ortschaften, die durch Höhenzüge im Norden und Nordosten Oberplans von diesem Orte auch geographisch abgegrenzt waren. Zu S. 11: Ansbach statt Anzbach. Zu S. 42: Das Lied „I hab a schens Häuserl am Roan" ist kein Volkslied, der Verfasser ist J. F. Castelli (1822). Zu S. 46: Machtlbuche (Martinsbuche) statt Machtbuche. Zu S. 51: Weißenbach statt Weißenberg. Zu S. 62: Die Moldau biegt schon bei Hohenfurth, und nicht erst bei Rosenberg, nach Norden um. Zu S. 448: Das tschechische (statt böhmische) Volk. Störend wirkt, daß bald richtig St. Thoma, bald wieder St. Thomae geschrieben wird.

A. Stifter, Der Hochwald. Erste Fassung, herausgegeben von M. Stefl. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. 127 S. Preis geb. 16 Kč 20.

Zu der im gleichen Verlag bereits erschienenen Urfassung der „Narrenburg" gesellt sich nun auch die des „Hochwald", wie sie 1842 im Taschenbuch „Iris" gedruckt war.

H. F. Blunck, Eulenspiegel verliert sein Gebetbuch. Schelmenmären und Tiergeschichten. Derselbe Verlag. 62 S. Preis geb. 8 Kč 10.

Das Büchlein enthält 13 heitere Geschichten, die so recht die Eigenart des norddeutschen Dichters, der Wirklichkeit und Sagenwelt miteinander vermengt, beleuchten.

W. Pleyer, Die Brüder Tommahaus. Roman. Deutsche Hausbücherei, Hamburg. Im Buchhandel durch den Verlag A. Langen-G. Müller, München, 1937. 319 S. Preis in Leinen 5 Mark 50.

Die erschütternde und dabei doch wieder tröstende Wahrheit dieses Sprachgrenzromanes wird nur so recht der Grenzlandmensch aus bäuerlichem Geschlecht miterleben können. Und der weiß auch, daß hier nichts gefälscht oder übertrieben ist, daß W. Pleyer Land und Leute wie kaum ein zweiter kennt und meisterhaft zu schildern versteht. Wer überdies die bisherige dichterische Entwicklung W. Pleyers verfolgt hat, wird deutlich den raschen und gesunden Anstieg feststellen, der sich nicht zum geringsten in der gedankenreichen und dabei flüssigen Sprache ausspricht.

K. Bacher, Lesweinbeer. Neue Dichtungen in südmährischer Mundart. Selbstverlag, Wien XX, Petraschgasse 3/10. 163 S.

F. J. Beranek bemerkt in seinem oben angezeigten Buch ganz richtig, daß bloß „die Werke des leider noch viel zu wenig bekannten, weitaus bedeutendsten der südmährischen Mundartdichter, des Lyrikers, Epikers und neuerdings auch Dramatikers Dr. K. Bacher" in der Sprache „verläßlich einwandfreie Mundart" bieten. Dies trifft auch für dieses neue Werk zu, das innerhalb des bayerisch-österreichischen Mundartgebietes und darüber hinaus weiteste Verbreitung verdient. Aus dem reichen Inhalt seien die ersten drei Gesätze eines sehr zeitgemäßen Gedichtes mitgeteilt:

Deutschlond, i hob di ge'n (gern),
i liab di, Österrei'! —
Wos soll denn do iatzt we'n (werden)?
Streits enk wia Monn und Wei' (Weib)!

Digitized by Google

Es seids de Eltern mir,
i bi aus enkern Bluit —
und zreißts mer's Herz fatzt schier,
schauts on, — loits do dron guit?

Wonn i bein Vodern steh,
so spirrt mi d' Muider aus,
wonn i zur Muidern geh,
verriegl't der Vober 's Haus.

Franz Schlögel, Heimkehr zum Volk. Gedichte und Lieder. Verlag A. Luser, Wien u. Leipzig, 1936. 133 S. Preis in Pappband 5 S 25.

Bei der Überfülle von Lyrik, die Jahr für Jahr erscheint, kann sich nur das Allerbeste und Schönste durchsetzen. Zu diesem gehört unstreitig das Buch des Wieners Schlögel, das reine und echte Dichtung ist und in den Liedern des Abschnittes „Heimkehr zum Volk", in dem diese Sammlung gipfelt, Bauernlieder bringt, deren Ton zuweilen an alte Volkslieder erinnert.

Marie Grengg, Starke Herzen. Novellen. Verlag A. Luser, Wien u. Leipzig, 1937. Preis 13 S 50.

Fünf Novellen, die einzeln in hübschen Bändchen mit handgemalten Titelbildern oder in einem zierlichen Pappkästchen vereinigt erhältlich sind, legt hier die hochbegabte Dichterin und Künstlerin, die auch diese Erzählungen mit eigenen Federzeichnungen geschmückt hat, vor. Zwei Novellen verdienen besondere Beachtung der Sudetendeutschen: „Der Räuber", mit Grasel, dem Mittelpunkt so vieler Sagen, als Haupthelden, und „Der Henker", wo die rührende Liebesgeschichte des Egerer Scharfrichters und volkskundlichen Forschers K. Huß in ergreifender Weise dargestellt wird.

Johannes Bammer, Zwölf Lieder der Zeit. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. Preis der Ausgabe für Klavier und Gesang 16 Kč 50, der Volksausgabe 2 Kč 90.

Diese Ausgabe enthält 12 gut ausgewählte Gemeinschaftslieder — darunter „Wir tragen ein Licht" von F. Höller —, zu welchen der sudetendeutsche Tondichter J. Bammer die Musik geschrieben hat, die sich dem einfachen und volkstümlichen Wortlaut der Lieder geschickt anpaßt.

Karl Schreitter-Schwarzenfeld, Gedanken, Stimmungen, Sprüche. Selbstverlag, Prag, 1937. 62 S.

Mit diesem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein legt der bekannte Prager Rechtsanwalt eine Sammlung von Gedichten vor, die von Gedankentiefe, reifer Lebenserfahrung und wahrer Heimatliebe und in ihrer Form von Sprachgewalt und Sprachgewandtheit zeugen. Als Probe möge der Spruch „Frohe Schmiede" folgen:

Warum weinen, warum klagen,
Daß die alten Götzen fallen,
Daß voll Unruh' unf're Zeit?

Warum weinen, warum klagen,
Daß nicht alle Blüten reifen,
Daß das Leben lauter Kampf?

Laßt getrost die Funken stieben!
Neue Werte gilt's zu schmieden!
Laßt uns frohe Schmiede sein.

Louise Diel, Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Nach Dokumenten und Gesprächen. Paul-Liszt-Verlag, Leipzig, 1937. 340 S. Preis geb. 6 Mark 80.

Aus diesem mit 22 Tiefdrucktafeln, auf welchen die zu festlichen Anlässen herausgegebenen italienischen Briefmarken abgebildet sind, und einem Lichtbild des Duce versehenen Buche kann auch der volkskundliche Arbeiter viel lernen. Aus der

Digitized by Google

Kennzeichnung Mussolinis, der aus dem Volke herausgewachsen ist und das Volk nicht bloß kennt, sondern auch zu behandeln versteht, gewinnt man einen wichtigen Beitrag für die Volkspsychologie, aber auch für die Beurteilung jener genialen Persönlichkeiten, welche einmal in tausend oder zweitausend Jahren aus der Mitte des Volkes emportauchen und der Gegenwart und der Zukunft neue Wege weisen. Das Buch, deren Verfasserin eine begeisterte Verehrerin des Duce ist, bietet aber viel mehr als die Überschrift sagt. Denn es wird die gesamte politische und wirtschaftliche Entwicklung Italiens bis zu Beginn 1937 — einige Unterlagen stammen sogar aus dem März 1937 — dargestellt. Hie und da wird man allerdings beim Lesen dieses Lobgesanges auf Mussolini nachdenklich. Auf S. 302 rühmt die Verfasserin die große Menschlichkeit und Güte Mussolinis, seine große Liebe zum Kinde, zum hilflosen Geschöpf. Daß dies in dem Verhältnis Mussolinis zu den Deutschen Südtirols, die in dem ganzen Buch mit keinem Wort erwähnt werden, keineswegs stimmt, scheint Louise Diel nicht zu wissen. Vielleicht hat sie einmal Zeit, um auch die alles eher als menschlich und gütig behandelten Kinder und Erwachsenen im deutschen Südtirol zu besuchen und darüber ein Buch zu schreiben, das vielleicht ebenso wie das vorliegende mit einem Geleitwort von H. Göring erscheinen könnte. Vielleicht blickt sie, bevor sie ein weiteres Italienbuch — drei Bücher, und zwar „Das faschistische Italien", „Mussolinis neues Geschlecht" und das Jugendbuch „Italien — wir gehen auf große Fahrt" sind schon früher erschienen — schreibt, einmal auf Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück und stellt fest, ob Italien überhaupt ein einzigesmal im Laufe der Geschichte den Deutschen Glück und Vorteil gebracht hat.

Max Weihmann, In allen Sätteln. Reiterbuch eines deutschen Arztes. Derselbe Verlag, Leipzig, 1937. 227 S. Preis geb. 4 Mark 50.

Ein flott geschriebenes, mit vielen Lichtbildern geschmücktes Buch, das uns das wechselvolle Leben eines Deutschen vorführt, der schon im Italienisch-Türkischen Tripoliskrieg 1911/12 auf türkischer Seite, dann im Weltkrieg an den verschiedensten Fronten als Arzt tätig war und auch in den Nachkriegsjahren in ferne Länder kam.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. Ergänzungsband A—Z. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1935. Preis 23 Mark 40.

Das Verbot dieses Bandes wurde aufgehoben, so daß man ihn jetzt in der Tschechoslowakei beziehen kann. Er bringt zu den 20 Bänden alles das, was in der Zwischenzeit an Neuem und Wichtigen geschehen ist, und füllt eine oder die andere Lücke der früheren Bände, wobei die Besprechungen dieser Bände in unserer Zeitschrift voll berücksichtigt worden sind. Auf S. 297 werden die Sudetendeutschen unter den Mitteldeutschen angeführt, obwohl doch ein beträchtlicher Teil zu den Oberdeutschen gehört. Auf S. 361 finden sich bei Gierach, der z. B. nicht mehr Herausgeber der „Sudetendeutschen Lebensbilder" ist, veraltete Angaben. Hier — wie auch in anderen Fällen — muß sich die Volkskunde dagegen wenden, daß man Personen, die nur Philologen sind und keinerlei volkskundliche Arbeiten veröffentlicht haben, als Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde bezeichnet. Hie und da würde das Wort „Förderer" vollauf genügen, gar oft ist aber auch dies nicht am Platze. In einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift werden wir den Stand der volkskundlichen Forschung auf deutschem Boden behandeln und zeigen, wie eins der Hindernisse für die gesunde Entwicklung und den Aufstieg der deutschen Volkskunde darin besteht, daß Männer, die nicht Fachleute auf dem Gebiete der Volkskunde sind, an wichtigen Stellen sitzen, mag es nun die volkskundliche Abteilung einer Akademie, ein Lehrstuhl an einer Hochschule oder sonst eine Stelle sein, und über die Fachleute zu entscheiden haben. Dabei werden wir berichten, wie man auch hierzulande die Volkskunde in die gleiche Abhängigkeit bringen wollte und die Entwicklung der deutschen Volkskunde zu einem selbständigen und unabhängigen Fach erschwert hat.

Anton Baumstark, Vom geschichtlichen Werden der Liturgie. Kl. 8°, XII u. 159 S. Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau 1923. Geheftet 30 Pf., geb. 90 Pf. (Auslandspreis).

Digitized by Google

Das vorliegende 10. Bändchen der vom Abte Ildefons Herwegen von Maria Laach herausgegebenen „Ecclesia orans“ wird nunmehr zu einem derart niedrigen Preise auf den Markt gebracht, daß die Anschaffung dieser geschichtlichen Erläuterung des Bestandes an liturgischen Formen einem jeden Volkskundler möglich ist. Hoyer.

Ludwig Andreas Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Ein Durchblick. 8°, XXVIII u. 252 S., 12 Bildtafeln. Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau 1936. Kart. 3.75 Mk., in Leinen 4.65 Mk. (Auslandspreis).

Mit einer Fülle von Einzelheiten werden die aus der Begegnung von Germanentum und Christentum fließenden Urkunden volksfrommen Brauchs dargestellt und dabei wird den stammes- und landschaftsgebundenen Zügen dieser volkhaften Ausprägung des Christentums besonderes Augenmerk geschenkt. Hoyer.

* * *

Das deutsche Erbe. Monatschrift für volkhafte Dichtung. Geleitet von K. F. Leppa. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. Jahresbezug 30 Kč.

Die neue Zeitschrift bringt aus der bunten Fülle deutschen Schrifttums auserlesene Proben, die immer wieder an die Größe des deutschen Volkes und den reichen Schatz seiner Dichtung erinnern und so das Deutschbewußtsein aufrechterhalten und stärken.

Volk und Kultur. Zeitschrift für die deutsche öffentliche Bildungspflege. Geleitet von Toni Köhler. Verlag des Instituts für deutsche Volksbildung in Prag. Jahresbezug 24 Kč.

Diese Monatschrift ist die Fortsetzung der früheren „Volksbildungsarbeit“. Sie wird herausgegeben von dem neuen Institut für deutsche Volksbildung und ist zugleich Mitteilungsblatt des Sonderausschusses für das gesamte Volksbildungswesen beim Verbande der deutschen Selbstverwaltungskörper und der Gesellschaft für Musikerziehung, deren Obmann Außenminister Dr. Krofta ist. Folge 1—3 (Umfang 96 Seiten) enthält u. a. eine Übersicht über den Stand und die Tätigkeit der deutschen öffentlichen Gemeindebüchereien im Jahre 1935 von R. Balaš. Folge 4 bringt die von J. Kühnel geleitete Beilage „Bild und Funk“, eine Fortsetzung der früher von der Prager „Urania“ herausgegebenen Zeitschrift „Bilddienst und Schulfunk“.

Volksdienst (Prag). — In der 1. Folge 1937 dieses Nachrichtenblattes des Deutschen Kulturverbandes bespricht Franz Heger die wichtige Frage der Wiederbelebung der Volkstrachten, in der 8. Folge wird ein Streitspiel zwischen Sommer und Winter aus dem Schönhengstgau veröffentlicht.

Journal of Chinese Folk-Lore. Geleitet von Prof. Dr. Ching-Chi Young. Herausgegeben von „The Chinese Folk-Lore Society“. Canton.

Mit dieser Zeitschrift, deren 1. Heft im September 1936 erschienen ist, erhielt China einen Mittelpunkt für die sehr verzweigten Fragen seiner Volkskunde. In dem 314 Seiten umfassenden Heft stehen u. a. Abhandlungen über Hochzeitssitten, Totenbräuche, Neujahrsbräuche, Sagen und Märchen, Volkslieder, Kinderreime. In dem Verzeichnis des volkskundlichen Schrifttums zu Beginn des Heftes, in dem auch unsere Zeitschrift angeführt wird, sind neben zahlreichen Druckfehlern einzelne sachliche Fehler. Die chinesische Volkskunde-Gesellschaft wurde bereits im Jahre 1926 durch Professoren und Studenten der Sun-Yat-Sen-Universität in Canton gegründet, an der Dr. Ching-Chi Young als Professor für Volkskunde und Anthropologie wirkt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 4. Heft

Zur Feier J. J. Ammanns

Von Hans Watzlik

Die alten, schlichten, urgewohnten Formen, die das Leben
des Volkes dichterisch und bildhaft, froh und ernst bekränzen,
herstammend aus des Vorfahrs rätselhaftem Blut und Schicksal,
gewachsen aus dem Land, das uns seit jeher trägt und nährt,
gewollt von Gott, gelassen überliefert, unsrer Treue anvertraut:
die alten, wunderbaren Formen dürfen uns nicht schwinden!
Ein Volk, das sie verächtlich, kalt, gleichgültig von sich wirft,
ein solches Volk verdirbt, welkt ab gleich einem kranken Baum,
die Wurzeln hungern ihm, sie dorren in der hohlen Tiefe.
Ein solches Volk wird wegesirr, zwiespältig, selbst sich fremd,
verliert sein heil'ges Urgesicht, verliert — weh ihm! — die Seele,
löst ruhmlos sich in fremdem Blute auf — und ist gewesen. —

Wir aber, Freunde,
wir feiern heute einen seltnen Menschen und sein Führertum.
Wir feiern spät ihn, doch darum mit reiferem Verständnis,
aus höh'rer Schau, und näher ist er und begreiflicher als einst.
Er lebte uns, ein Amtmann unsers Volkstums, von sich selbst bestellt.
Er sah erkennend unserm Volk ins uralt ewig junge Auge.
Was dazumal den vielzuklugen Herren totes, müßiges
Gerümpel deuchte, überjährt und wert, daß es verschrotet werde:
Du hast den Reichtum drin erkannt und die Notwendigkeit,
die Weisheit und lebend'ge Zeugekraft. Und was entlegen
wie eine schöne, wilde Bauernblume hold sich selber blühte,
du schautest das Gedicht im Weben unsers armen Volkes.
Du suchtest seinen kargen Herd auf, lauschtest, was am Spinnrad
einfältig ward erzählt an altertümlichem Gerücht,
du sahst des Volkes Seele spiegelnd sich in Lied und Sage,
du sahst den Waffentanz der Jugend und den Brauch der Hirten
und Ackerer, den bunten, herben Kranz des Bauernlebens.
Ehrfürchtig nahmst du auf, was gläubig in den niedern Stuben
beim Spanlicht ward gespielt: das große Herrgottspiel des Waldes.
Den Schatz, den einsam du uns hobst und retteteſt zur rechten Zeit,
lebendig gabst du ihn dem Volk zurück. Du legteſt Grund,

Digitized by Google

du senktest Samen, weckte st Sinn und lehrtest die Bedeutung,
belebtest das Absterbliche und tatst dein stilles, starkes Werk.
Dann gingst du, wahrlich nicht mit Dank verwöhnt, ein alter Mann,
enttäuscht aus deiner Werkstatt, unserm Land, und starbest anderswo.

Wir aber, die wir dankbar heute in Erinnrung brennen,
wir bannen deinen Geist herüber aus dem Schattenreich.
Wir fühlen seine treue Schwinge still entfaltet über uns.
Sieh, lebensgrün und dauernd durch die Zeiten wirkt dein Werk;
Teil unsrer Tage, schönernd unsre Arbeit, unsre Feste!
In rüstger Jüngerschaft, die du erweckt hast, wirkst du weiter
in immer breiteren Bezirk. Hoch ragen deine Bäume,
dein Wort ist Frucht geworden. Und das Volk steht wachen Blutes,
das Spiel der Landschaft ehrend und das Lied des Dorfes singend,
sich freuend am vertrauten, holden Schimmer eigner Güter,
und heiter atmend in den väterübernommnen Sitten.
Das Anvertraute streng beschützend, schützt das Volk sich selbst.
In harter, ahnungsvoller Zeit, in Jahren der Entscheidung
kehrt suchend sich das Volk den eignen Wesenstiefen tiefer zu,
und wie dem müden Riesen feurig wieder seine Kräfte wachsen,
wenn seine Erde er berührt, wird stark es an der eignen Art
und steht voll Heldenlust, geschlossen in sich selber, unbezwinglich.

Du hoher Lehrer! Ew'ge Kräfte stürzen auf uns über
aus deinem Werk. Wir danken dir. Die wir in frommer Rührung
dein steinern Denkmal heute hier bekränzt, geloben:
Noch ernster wollen dein Vermächtnis wir, noch würdiger es ehren
in der lebend'gen Pflege unsers Volkstums. Alle hier
sind dir im Geist verschworen. Immerdar. So wahr uns helfe Gott!

✤

Digitized by Google

Volkskunde und Erziehung

Von Dr. Otmar **Bohusch**, Iglau

Nicht mehr das „Ob" dieser Zusammenstellung, nur noch das „Wie" ist heute eine Frage. Daß Volkskunde in unseren Erziehungsplan gehört, ist selbstverständlich — nur über Methodisches dürfen daher diese Zeilen sprechen, die Erschautes und Erlauschtes, Erdachtes und Erprobtes sind.

Die Volkskunde, richtig erfaßt, ist der lebensnächste Gegenstand unserer Schulen. Der Deutschlehrer lehrt sie nicht als eigenes Fach innerhalb seiner vielen Aufgaben, sondern verknüpft sie immer wieder mit dem Lesestoff, der Schrifttumskunde, der Sprach- und Stillehre usw., holt sie immer wieder aus diesen und anderen Teilgebieten heraus. Die Volkskunde strebt aber aus diesem ohnedies weiten Rahmen hinaus in die zersplitterten und auseinanderstrebenden Einzelwissenschaften unserer Schule. Sie ist für den Geographen und Historiker der natürliche Ausgangspunkt und der handlichste Vergleichsmaßstab für das Wissen über Land und Leute der Heimat und Fremde in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Der naturgeschichtliche Unterricht kann solcher Hilfsmittel wie der Volksmedizin oder der im Volke lebenden bildkräftigen Tier- und Pflanzennamen nicht entraten. Von der Volkskunde her blitzen dem Jugendlichen die ersten soziologischen Streiflichter am hellsten auf. Von den Arten der Feldbestellung, dem Segen und dem Fluche der Auswanderung und anderen volkswirtschaftlichen Fragen weiß der Volkskundler stets Anregendes, oft Entscheidendes zu berichten. Alles zu erweiternde Beweise dafür, daß der Deutschkunde wirklich die Mitten- und Mittlerinstellung in unserem Bildungsplane gebührt und daß Volkskunde jedes Schulfach durchdringen muß.

Spielend, beinahe von selbst fliegt bald hier, bald dort Volkskundliches dem Unterricht zu. Die Lebensnähe scheint förmlich einer systematischen Behandlung zu widerstreben. Der Deutschunterricht darf aber nicht vergessen, daß Volkskunde eine Wissenschaft ist. Namentlich in den höheren Klassen wird er die gewonnenen Ergebnisse möglichst straff ordnen müssen und die oberste Klasse darf schon etwas über die philosophischen Grundlagen, über Wert und Ziel, hören. Das bedeutet noch lange kein Versinken in der toten Theorie, noch lange kein Vergeuden der Zeit mit Streitfragen, die für die Schüler unzugänglich wären.

Das Ziel der Volkskunde ist allerdings nicht nur die Vermehrung der Kenntnisse, sondern auch die seelische Bereicherung. Der volkskundliche Unterricht muß die Schüler von dem Werte unserer Volkskultur so überzeugen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch bereit sind, sie vor Vergehen und Vergessen zu bewahren. Der Städter faßt Volkskunde vielfach noch als bloße Unterhaltung, als wohlwollende Herablassung auf. Er schätzt seine wässerige, buntscheckige Umgangssprache höher als die naturgewachsene Mundart. In diesen schiefen Ansichten bestärken ihn noch die Filme, die ihren Mangel an geistigem Gehalt nur zu gerne dadurch verdecken wollen, daß sie Volksbräuche, Volkstänze usw. verzerren. Schlager-

Digitized by Google

eintagsfliegen, die das Kind noch im Schoße der Familie aus dem Rundfunk hört, verderben den Geschmack. Hier steht der Feind; nicht zu besiegen durch wüstes Schimpfen, aber durch die unermüdliche Kleinarbeit der Schule. Allerdings sei vor der Übertreibung gewarnt, Der Gesangsunterricht beispielsweise kann das Kunstlied nicht entbehren, es sei denn, er werde einseitig. An vielen Orten stehen einander „Hie Kunstlied — dort Volkslied" ablehnend gegenüber. Durch diese Stellungnahme verarmt in jedem Falle unser geistiger Besitz. Längst wendet sich die künstlerische Anteilnahme unserer Gesangsvereine dem Volksliede zu. Es gibt keinen namentlichen Gegner der Volkskunst mehr und wir hoffen, daß sich immer Begeisterte in den Dienst des Volksliedes stellen werden. Wir halten unsere Anschauung vom echten und unechten Volksliede für näher der Wahrheit als die des Geschlechtes vor uns. Aber leidenschaftlich kämpfen statt vorsichtig werben ist kein Beitrag zur Gemeinschaft, sondern stellt das Kind leicht in das Kreuzfeuer „Eltern gegen Lehrer" oder gar „Lehrer gegen Lehrer". Jeder arbeite nach seiner Überzeugung und voll Achtung vor dem Streben des anderen, der genau so von der Wahrheit des Satzes überzeugt ist: Für das Kind ist das Beste noch gerade gut genug.

Unsere Jugend liebt den Sport, nicht zuletzt seine schönste, frischeste Blüte: das Wandern. Man wirft der Schule vor, daß sie dieser Begeisterung verständnislos gegenüberstehe. Mit Unrecht! Wir sind bloß gegen Rekordwahnsinn und Wochenendtorheiten (womöglich bei Jazz). Wandern muß einen tieferen Sinn haben: hineinschauen, hineinhorchen, hineinleben in die Landschaft, durch die du streifst. Und das heißt schlicht: Volkskunde. Ohne sie wird das Reisen bald zum öden Abgrasen von Sehenswürdigkeiten an der Hand des Baedekers. Hier geht es um eine wichtige Aufgabe. Wie viele Menschen gibt es doch noch, für die Ausspannung Langeweile heißt!

Volkskunde darf keine tote Wissenschaft sein, die Menschen aus dem Leben in verstaubte Archivräume abzieht. (Damit wage ich kein Wort gegen die so nötige Urkundenforschung usw. zu sagen.) Volkskunde muß unserem geistigen Leben immer neue Kräfte zuführen. Das Theater liegt danieder, die Hausmusik scheint durch den Rundfunk überholt, die Ausstellungen bildender Künstler sind eine ungern gesehene Seltenheit; die Feiern, die man an staatlichen Festtagen oder sonstigen Gedenktagen veranstaltet, weisen bunt zusammengewürfelte Vortragsfolgen auf; die Vorträge der Bildungsausschüsse werden zu unangenehm empfundenen Pflichtbesuchen einer dünnen Schicht. Ziehen wir nur einmal die Schätze unserer Heimat aus den Museen und Archiven! Lied und Spiel, Brauchtum und Tracht packen. Dies gilt besonders für unsere Schülerakademien. Sie sollen nicht aus musikalischen Einzelvorträgen begabter Schüler (die ihr Können gar nicht in der Schule erarbeitet haben), aus irgend einem matten, verstaubten Lustspiel, 2, 3 Lesebuchgedichten und bestenfalls einigen turnerischen Vorführungen bestehen. (Ein bißchen habe ich übertrieben.) Jede Feier ist eine starke Mehrbelastung des Lehrers; doch für den, der das Zeug dazu in sich fühlt, eine frohe Arbeit. Freilich muß sie eine Rich-

Digitized by Google

tung haben, denn nur dann ist sie ein Stück Erziehung. Das Losungswort kann von Zeit zu Zeit der Heimat gewidmet sein, der engeren und weiteren. Wie leicht lassen sich schöne Sagen oder kräftige Bräuche, Zwiegesänge oder der Volkshumor dramatisieren, ein Lied- oder Tanzabend aus der Heimat veranstalten. Vielleicht liegt noch hie und da ein geistliches oder weltliches Spiel in der Archivtruhe. Wer sucht, der findet! Laienbühne und nicht Dilettantentheater! Daß der Gebildete die ehrwürdigen Schätze der Volkskunst nur dort ändert, wo es unbedingt nötig ist, versteht sich von selbst. Aber aus lauter Ehrfurcht muß man sie nicht vermodern lassen! Die regelmäßige Wiederkehr der Staatsfeiern fördert ihre Erstarrung. Und doch kann man sie davor wie vor dem unseres Staates und unseres Volkes unwürdigen Schicksal, bloße Übersetzungen aus dem Tschechischen zu sein, durch eine volksmäßige Abschaltung retten. Selbst die jugoslawischen und rumänischen Gegenseitigkeitstage gewinnen durch volkskundliche Vergleiche, durch die erst ein richtig anschauliches Bild über den zu feiernden Staat entsteht.

Volkskundlicher Unterricht ist nicht Lern-, sondern Arbeitsschule. Der Schüler muß selbst zum Sammler und Beobachter werden. In Hausübungen, Hausarbeiten und vor allem in Redeübungen kann er seine Erfahrungen niederlegen. Von den einfachen Wiedergaben der Heimatsagen bis zum Eindringen in die sachliche Volkskunde ist für eine reiche Abwechslung gesorgt. Die Sprach- und Redeübungen werden durch volkskundliche Themen vor dem traurigen Schicksal bewahrt, ihre Entstehung einem gerade zufällig entdeckten Schmöker zu verdanken. Auf der Oberstufe schützen sie den ästhetischen-literarischen Charakter des Deutschunterrichtes vor der Eintönigkeit. Der Lehrer und die Mitschüler können leicht die Quellen der Schülerarbeit prüfen. Denn eines muß allen Schülern gerade im volkskundlichen Unterricht eingeimpft werden: die Achtung vor der mühesamen, aber unersetzlichen genauen wissenschaftlichen Arbeit und die Überzeugung von der Wertlosigkeit jedes tastenden und phantasierenden Herumpfuschens. Jeder Landstrich weist ja leider solche in ein wissenschaftliches Gewand gekleidete Mißdeutungen von Orts-, Flurnamen usw. zur Genüge auf. Sie und die strenge, Kenntnisse und Quellenforschung voraussetzende echte Namenforschung müssen immer wieder gegenüber gestellt werden. Das gleiche gilt z. B. vom Brauchtum, in dem mit Vorliebe urgermanische Überlieferung und Entlehnung aus fernsten Landen hervorgezaubert wird. Doch darf der Lehrer nie vergessen, daß Irrdeutungen oft von höchst verdienten, fleißigen Heimatforschern, denen nur die Schulung fehlte, stammen.

Es hängt zum Großteil vom Entgegenkommen der Gemeindechroniſten ab, ob den Schülern (in diesem Falle handelt es sich um die „auswärtigen") die Einsicht in ihre Dorfgeschichte gewährt wird. Einfacher ist es, das Wichtigste aus der Heimat- und Volkskunde in kleine Hilfsbüchlein zusammenzutragen. Sie sind an manchen Orten vorhanden. Doch sollte man hier wie bei den Bezirkskunden, Heimatbüchlein usw. systematischer vorgehen. Die Sagen sollten nicht ohne Angabe ähnlicher (heute verhältnismäßig leicht zugänglicher) Stoffe herausgegeben werden. Die Geschichte

Digitized by Google

der Heimat muß nicht erzählt werden (was ja der Lehrer selber besorgen kann), sondern lieber an wichtigen Urkunden u. dgl. erläutert werden. Für die Gegend kennzeichnende Haus- und Hof-, Flur- und Orts-, Tier- und Pflanzennamen sollten in einer geschickten Auswahl aufgenommen werden. Proben der Mundart in Merksätzchen, kulturgeschichtliche Inschriften auf Giebeln und Gedenksteinen usw. sind heute noch immer verstreut. Der Forderung an den Lateinunterricht, auch die Denkmäler der Heimat zu berücksichtigen, könnte man Rechnung tragen. Vielleicht ist die Herausgabe solcher Hilfsbücher heute zu teuer. Dann muß man sich eben mit einfachen Vervielfältigungen begnügen. Ja, soll man sich begnügen! Denn erst die jahrelange Praxis beweist, was für die Aufnahme in ein Buch geeignet ist. Manchem Heimatbuche sieht man den Übereifer an, beispielsweise in den schon erwähnten oberflächlichen Namendeutungen. Die Schule kann unmöglich Namenforscher heranbilden. Wozu also erst den Versuch? Unsere Aufgabe ist es, den Kindern die Schönheit unserer alten Namen in Flur und Heim aufzuzeigen — für immer. Wir müssen sie dazu erziehen, an ihnen festzuhalten, sie nicht aus Bequemlichkeit oder Überhebung wegzuwerfen. Für die Personennamen heißt das: Erziehung zur richtigen Namengebung! Die Vorkriegserscheinung, daß mit 5, 6 Namen ein Dorf auskam, ist gebannt, die Modetorheit, Kinder nach Filmstars (weniger nach politischen Erscheinungen) zu taufen, noch nicht!

Das Ziel des Sagenlesens muß sein: 1. die schönsten, d. h. die eigenwüchsigen Sagen der Heimat und 2. die großen Gestalten der sudetendeutschen (und allgemeindeutschen) Sage kennen zu lernen. So wie die Märchen, das Kinderlied und das Kinderspiel muß das Kind auch die Sage spätestens in der 2., 3. Mittelschulklasse aufgenommen haben, sonst bleibt diese Quelle versiegt. Da Sage und Märchen die Stil- und Sprachbildung entscheidend beeinflussen (weil sie in einem Alter gelesen werden, in dem das Gedächtnis am regsten arbeitet), müssen sie in einem einwandfreien Deutsch geschrieben sein, (soweit ihre Eigenart nicht die Mundart verlangt).

Kein leichtes Kapitel ist die Mundartpflege in der Schule. Immer wieder muß der Lehrer mundartliche Eigenarten abüben, damit seine Klasse phonetisch und grammatisch die Hochsprache erlerne. Die Mundartdichtung der Heimat scheint ihm oft nicht dessen wert, Kunstgedichte zu vernachlässigen. Und erst die ferneren Mundarten! Wer soll z. B. in der schlesischen Schule Proben der Egerländer Mundart lesen? Trotzdem ist die Mundartenpflege für keinen Lehrer eine Spielerei. Wortschatzübungen gewinnen durch den ständigen Hinweis auf die vielen und vielen Ausdrücke, die im Volke leben, bedeutend, ja sie erst führen zu einer wirklichen Bereicherung des Wortschatzes. Mundartenkenner hellen ihren Schülern leicht kulturgeschichtliche Zusammenhänge auf. Die Mundarten der sudetendeutschen Landschaften sollten freilich auf Schallplatten allgemein, d. h. möglichst billig, zugänglich gemacht werden. Da wohl jede deutsche Mittelschule, viele Volksbildungsanstalten, manche Bürgerschule als Käuferin in Betracht käme, sollte man die Aufnahme wertvoller und kennzeichnender Mundartproben auf Schallplatten nicht länger

Digitized by Google

verzögern. Ohne sie wird die Mundartenkunde in der Schule stets in der Luft hängen.

Die Wortschatzübungen führen zu den Standessprachen. Zwei Gebieten müssen wir da besonders unsere Aufmerksamkeit widmen. Die Sportsprache wimmelt von überflüssigen Fremdwörtern. Die Soldatensprache ist bei sprachlich nicht Gefestigten ein Kauderwelsch aus deutschen Eigenschaftswörtern, Artikeln und tschechischen Haupt- und Zeitwörtern, ein Kauderwelsch, das weder den Deutschen noch den Tschechen genehm sein kann. Es ist die Pflicht des Tschechischlehrers dem Staate und nicht weniger dem Volke gegenüber, dafür zu sorgen, daß der Deutsche mit möglichst viel tschechischen militärischen Ausdrücken einrückt. Mit dieser Aufgabe steht aber die Reinhaltung unserer Sprache in keinem Widerspruch.

Die Volkskunde an unseren Schulen ist noch jung. Daher ist der Auf- und Ausbau der nötigen Hilfsmittel dringend. Die Schwierigkeiten, auf die die Anschaffung von ausländischen Werken für die Lehrerbüchereien stößt, sollte uns dazu bewegen, unseren Besitzstand an heimat- und volkskundlicher Literatur zu erhöhen. In den Oberklassen kann die „Sudetendeutsche Zeitschrift für deutsche Volkskunde" den Schülern zugänglich gemacht werden, um ihre Anteilnahme immer wieder aufzurütteln. Der Besuch von Museen und Ausstellungen ist eine ebenso nötige Ergänzung des Deutschunterrichtes wie der von Fabriken für den Chemieunterricht. Die lichtbildnerischen Neigungen unserer Zöglinge sollen für die sachliche Volkskunde genützt werden. Die Trachtenkunde wird hoffentlich unseren Schulen bald bunte Wandtafeln zur Verfügung stellen.

Denn man muß wirklich unsere Arbeit, die Arbeit des Lehrers, ohne die doch die Volkskunde undenkbar ist, tatkräftig und ausdauernd unterstützen. Wir haben es nicht leicht. Wie oft kommt der Lehrer an eine Wirkungsstätte, in deren Volkskunde er sich erst einarbeiten muß! Wie wenig Zeit er dafür hat, weiß nur der, der selber erfahren hat, wie viele freie Nachmittage und Abende von den Verbesserungen gefressen werden. Und in der Volkskunde muß der Lehrer überzeugend vor der Klasse stehen. Er hat keinen Leitfaden, nicht die Fuchtel des Reifeprüfungsfaches als Bundesgenossen. Nur an seinem Worte hängt der Erfolg. Wie schwer ist es, Stadtkinder, Kinder von Arbeitern und Beamten, die bald hier, bald dort sind, zu erwärmen. Erst langsam kann man sie, z. B. vor Festen oder beim Lesen von volkskundlich reichhaltigen Werken, zum alten Gute hinführen. (In der Sprachinsel ist es noch am besten. Ja, da muß man eher vor der Überschätzung des Heimischen warnen und die Zusammenhänge mit dem Ganzen aufdecken.)

Diese Seufzer sollen nur um Verständnis werben, rühren von keinem Überdruß und Mißmut her. Überdruß und Mißmut wären auch jetzt am wenigsten am Platz, jetzt wo wir in Jungbauers „Deutscher Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen" einen ebenso nötigen wie schönen Helfer gefunden haben.

* * *

Digitized by Google

Aberglauben — mißverstanden!

Von **Dr. Walter Wolf**, Freiwaldau

In der in Berlin erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. August 1937 war auf der ersten Seite folgendes zu lesen: „In einem der Alpenländer ist es zu einem kuriosen Streit zwischen Bauern und den Hotels und Gastwirten gekommen. Ein paar Gemeinden haben Tanzveranstaltungen verboten mit der Begründung, die Bevölkerung glaube, diese Tanzerei sei schuld an den Hagel- und Unwettern, die in der letzten Zeit über das Land niedergegangen sind. Mit anderen Worten: Die Bauern sind der Meinung, der Himmel schleudere ein Donnerwetter über das tägliche Tanzvergnügen. Die Gastwirte bezeichnen natürlich diese Ansicht als puren Aberglauben, fürchten, daß ihnen die Gäste weglaufen und wegbleiben und wenden sich an die Regierung ..." Der ganze Vorfall ist gewiß sehr beachtlich. Fast möchte man meinen, so wüster Aberglaube sei heute nicht einmal in den entlegensten Gebirgsdörfern mehr möglich — und siehe da, sogar in Kurorten mit viel großstädtischem Fremdenverkehr kommt so etwas vor!

In seiner weiteren Ausführung versucht der Berichterstatter jedenfalls, die abergläubischen Bauern zu entschuldigen, wenn er schreibt: „Die Bauern sind offenbar der Meinung, man müsse sich darin an das Gebot des Herrn halten, sechs Tage solle der Mensch arbeiten und am siebenten ruhen und sich ein Fest machen. Jeden Tag „Umanandhüpferci" mit einer für die Bauern greulich-quäkenden Musik — daran nehmen sie Anstoß." — Diese Erklärung scheint auf den ersten Blick einleuchtend, entspricht aber keineswegs den Bewußtseinsvorgängen des abergläubischen Menschen. Denn es ist ja nicht so, daß unsere Bauern aus reinem Ordnungssinn zusammengesetzt wären und verletzte Ordnung selbst um den Preis, als abergläubisch in der ganzen Nation verschrien zu werden, wieder herstellen wollten. Nein, etwas anderes ist wesentlich und primär: Die erlebte Not, die „Hagel- und Unwetter, die in der letzten Zeit über das Land niedergegangen sind"! Diese abzustellen, sucht man eine Ursache, die man bekämpfen kann. Läßt sich die wahre Ursache nicht bekämpfen, dann muß eben eine andere, x-beliebige Ursache, irgend ein Prügelknabe, herhalten: Darin besteht eben der Aberglauben. In unserem Falle sind es die Tanzunterhaltungen. Man könnte wetten, daß in anderen Jahren, da es keine Unwetterkatastrophe gab, niemand an den Tanzunterhaltungen Anstoß nahm. Es ist einmal so, daß Aberglauben stets durch irgendwelche menschliche Hilflosigkeit bedingt ist; erst dann versagt Logik und Überlegung.

Man könnte ferner wetten, daß unsere Bauern in ihrer Hilflosigkeit neue Blüten des Aberglaubens treiben werden, sollten die Unwetterkatastrophen nach erfolgtem Tanzverbot nicht aufhören! Viele, aus dem gegenwärtigen Leben gegriffene Fälle, die ich in meinem Aufsatz „Aberglauben im Werden" im diesjährigen ersten Heft dieser Zeitschrift bringen konnte, erhärten die ausgesprochene Vermutung. Ein weiteres Beispiel, diesmal aus dem Treiben eines primitiven Volksstammes, entnehme ich einem erschütternden Bericht von Fr. Aegidius Müller „Wahrsagerei bei den Kaffern" (Anthro-

Digitized by Google

pos II. 1907, S. 48—49): „So fand in manchen Gegenden, z. B. im Pondolande, fast täglich irgendein Hexenprozeß statt. Vor wenigen Jahren wurde dort einmal ein Wahrsager in einen Kraal gesandt, um zu erforschen, wer das Vieh krank gemacht hätte. Der Verdacht fiel zunächst auf ein altes Weib. Diese leugnete und wurde zur Erpressung eines Geständnisses zwischen heiße Steine gezwängt. Schließlich wurde sie erschlagen, nachdem sie, um die Qualen los zu werden, sich schuldig bekannte. Aber das Vieh blieb krank. So „roch" denn der Doktor nunmehr ein junges Mädchen dafür aus, daß sie das Vieh behexe. Auch dieses wurde langsam zu Tode gemartert. Aber das Vieh genas nicht. Dann sollte ein junger Mann einen Pavian in seiner Hütte haben, der nachts das Vieh krank mache. Der Unglückliche wurde einen hohen Felsabhang hinabgestürzt. Ein vierter Mann wurde auf Anstiften des Wahrsagers bis an den Hals vergraben, dann schlug man ihm das Gehirn aus dem Kopfe. Das nächste Opfer war wieder ein junges Mädchen; es wurde am ganzen Körper mit Fett beschmiert und gebunden über einen großen Ameisenhügel gelegt, bis die Bisse der Ameisen sie zum Bekenntnisse brachten. Sie wurde zu Tode gesteinigt. Und so fielen noch zwei Unglückliche aus demselben Kraale dem elenden Aberglauben zum Opfer. — Es ist vergebens, die Kaffern zu ermahnen, diese schrecklichen Prozeduren abzuschaffen. Sie halten dieselben einfach für notwendig, um Unheil vom Volke abzuhalten ..." Also immer neue Mittel sucht der abergläubische Mensch, um seiner Not Herr zu werden! Not macht wohl wirklich erfinderisch — bei intelligenten Menschen; meist ist jedoch der Aberglauben „erfinderisch"!

Und nun wird man wohl auch die psychologischen Hintergründe des mittelalterlichen, europäischen Hexenglaubens leichter verstehen. Rechtliche oder religiöse Beweggründe können diesen furchtbaren Aberglauben nicht so lange lebensfähig erhalten haben. Es waren allgemeine Nöte, Seuchen unter Menschen und Haustieren, Naturkatastrophen, Kriege, die den Hexenglauben als Allheilmittel gegen alles Unheil nicht aussterben lassen wollten!

Oft hört und liest man von der Notwendigkeit, Aberglauben zu bekämpfen. Man wird in diesem Streben erst Erfolg haben, wenn man die Ursachen des Aberglaubens bekämpft, wenn man den Menschen dazu erzieht, sich auch durch schwere Unglücksfälle nicht unterkriegen zu lassen. Es ist dies in erster Linie eine Angelegenheit des Willens und des Gemütes, nicht des Verstandes! Der antike Stoizismus hatte wohl eine gewisse Berechtigung.

Oder wie rät doch Nietzsche „allen Religionsstiftern und ihresgleichen", sich stets zu fragen: „Was habe ich eigentlich erlebt? Was ging damals in mir und um mich vor? War meine Vernunft hell genug? War mein Wille gegen alle Betrügereien der Sinne gewendet und tapfer in seiner Abwehr des Phantastischen?" Diese Gewissensfragen sollte sich jeder stellen, der in große Notlage gerät; dann werden seine geistigen Kräfte nicht durch Aberglauben geschwächt werden können.

* * *

Digitized by Google

Bauer und Dienstboten

Von **Franz Götz**, Poschkau

Einen Dienstboten halten sich hier nur die etwas größeren Bauern. Es kommt selten vor, daß sich jemand mehrere hält, höchstens einen Knecht oder zwei und eine oder zwei Mägde. Diese werden entweder aus demselben Orte, d. h. aus der eigenen „Gemain" geholt, oder man dingt sie in einer andern Gemeinde.

Ein neuer Dienstbote wird entweder von dem „Herrn" selbst oder einem Vermittler oder einer Vermittlerin schon zwei Monate vor Weihnachten gedungen. Um sich die neue Arbeitskraft zu sichern, gibt man ihr 50 Kr Mietgroschen = Angeld. In „Friedenszeit", gemeint ist die Zeit vor dem Weltkriege, zahlte man ihr 5 Gulden. Ein kräftiger Handschlag bekräftigte diesen Handel, bzw. Dienstvertrag. Die „Knachta" ziehen schon am Neujahrstage während des Segens auf, selten zu Silvester, während „dä Moid" mit ihrem Koffer oder der „Bod" erst am Dreikönigstag vom Herrn mit einer Fahrgelegenheit abgeholt werden und um etwa 3 Uhr nachmittags „aufziehen". Manchmal holt die Vermittlerin „dä Dienstmoid", „dan Mänsch", selber ab und sagt zu ihr: „Du mußt met dr Tschaon (soviel wie dummes Mädel) — das ist die Vermittlerin selbst — eis Dinst gehn!" Für die Vermittlung bekommt die „Tschaon" von der Bäuerin entweder ein Brot, ein Stück Speck, etwas Mehl oder sonst etwas, was sie sich wünscht. Manchmal erhält sie für die Vermittlung nur ein Trinkgeld.

Wenn die Dienstboten „aufziehn", so begrüßt sie die Bäuerin gleich beim Betreten der Wohnung mit den Worten: „Seh doch gleich hindrn Oufn, dos dr nie bang wed!", das bedeutet, daß dem Dienstboten jede Arbeit leicht von der Hand gehen soll, damit er fleißig werde.

Kommt der Knecht von seiner ersten Feldarbeit nach Hause zurück, so erwartet ihn die beim Eingange oder hinterm Tore versteckte Magd, manchmal auch die Tochter des Hausherrn (Haustochter), mit einer Butte Wasser und beschüttet ihn damit unverhofft. Das soll heißen, daß der Knecht auf dem Felde immer bei seiner Arbeit fleißig sein soll. Unter großem Gelächter der Hausleute zieht er nun ins Haus und ruft der ihn begießenden Magd zu: „Leih dr och vöel aus!", d. h. „warte, das werde ich dir schon abzahlen!" Kehrt die Magd mit ihrem ersten Gras (dem ersten Futter) nach Hause, so wartet er schon mit einem Topf Wasser versteckt und beschüttet sie. Das bedeutet, die Magd soll bei ihrer Arbeit nie schläfrig (faul) sein. Bei männlichen Dienstboten besorgt diesen nassen Empfang immer das „Weibsvolk", beim weiblichen Geschlechte immer „dos Moansbeld". „Aoroppln, Mellich, Brout, a Steckla Speick, Käis un Butte" bilden die Hauptkost. Meist nur „Sonntech (Sunntech) es Flaesch un Steärzkuche odä Steärzkrapfn". Früher wurde der vereinbarte Arbeitslohn gewöhnlich erst zu Weihnachten dem Dienstboten ausgezahlt. Der Dienstbote (der Knecht) erhielt „aolla Sunntech" vom „Herrn" ein Trinkgeld, „eina", später „femf Kronna" und da hatte er kein Verlangen nach dem Lohn. Die Magd erhielt anstatt des Geldes ab und zu ein „Kouptichle, eine Schirz" oder sonst etwas. Hat der Knecht Geld zu etwas Besonderem gebraucht, ging er z. B. zur „Braut",

Digitized by Google

das heißt, war er Brautführer oder ging er sonst zu einer „Musich", so hob er sich von seinem Herrn Geld aus, wenn er kein anderes hatte. Es kam oft vor, daß der Knecht am Schlusse des Jahres nur noch 1 Krone 50 Heller Lohn stehen hatte. Der erste Knecht und die erste Magd (Großknacht un Groußmoid) erhielten früher 40 Gulden Jahreslohn und außerdem bis zu 30 Kreuzer Trinkgeld, je nachdem wie groß die „Tour" (der Weg, die Arbeit) war. Ein „starkes", d. h. fleißiges Mädel erhielt außer seinem Jahreslohn auch etwas Trinkgeld, ein „Johrklaed un an Joahrtichla". Das Trinkgeld wurde auch „Zehrgeld" genannt.

Nicht immer lebten die Herrenleute mit ihren Dienstboten im gulen Einvernehmen. Waren sie faul oder war der Herr zu grob, dann gab es so manchen Strauß auszufechten. Hielten die Dienstboten die ewigen Vorwürfe und Nörgeleien ihrer Dienstgeber nicht aus, so liefen sie inmitten der größten Arbeit davon und ließen den „Grobian" allein. Kein gutes Zureden half mehr, die Dienstboten wieder zurückzugewinnen. Aber auch andere weigerten sich, an ihre Stelle zu treten. Das war gewöhnlich für die Herrenleute die unangenehmste Zeit.

Im August, manchmal erst im Oktober, fragt man den Dienstboten, ob er „das frische Joahr" noch bleiben wird. Wenn er das bejaht und der Herr mit ihm zufrieden ist, so bekommt er wieder den Mietgroschen. Erhält er aber in dieser Zeit keine Mietgroschen, so weiß der Dienstbote daraus, daß man ihn nicht haben will und er „zieht aus". Der „Auszieht og" ist gewöhnlich der Stephanietag. Der Herr bleibt da einige Tage ohne Knecht und während dieser Freizeit (die Zeit ohne Dienstboten) können die Dienstboten „treik un noß woschn", d. h., sie können, „treik woschn" (über jemanden übel nachreden), „noß woschn" (die eigene Wäsche waschen und sie in Ordnung bringen). Die Mädeln ziehen aus, wenn in Bodenstadt Wasser geweiht wird, das ist am 5. Jänner, gewöhnlich nach dem „Mittichassn". Die Hausfrau gibt der Magd nebst ihrem Lohn „Stäezkrapfn" oder „Stäezkuchn" mit auf den Weg. Der neue Dienstherr kommt und holt sie nebst ihrem Koffer oder der „Lod" (Lade) ab und das neue Dienstverhältnis beginnt beim neuen Herrn.

Heute wird der Lohn des Dienstboten gleich beim Antritt vereinbart, und zwar der Monatslohn. Die Mädeln erhalten in Poschkau 120 bis 140 Kč, die Knechte dagegen 150 bis 200 Kč monatlich. Im Olmützer Land bekommen die Dienstboten nur 100 bis 120 Kč monatlichen Lohn. Dazu kommt noch die Krankenkassa. Ist ein Dienstbote in der früheren Zeit krank geworden, so wurde er im Hause seines Herrn höchstens durch sechs Wochen gepflegt. Bei länger dauernder Krankheit löste man das Dienstverhältnis auf und entließ den Dienstboten. Geheilt wurde meistens nur mit Hausmitteln.

* * *

Digitized by Google

Zur Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues

Von **Dr. Rudolf Fischer**, Leitmeritz

Das Egerland hat neben anderen Besonderheiten auch eine eigene Bauweise: hier und dort leuchten aus dem Grün der Bäume die roten Fachwerkgiebel alter Vierkanthöfe. Still und stolz schauen sie in die Heimat, ein Vermächtnis unserer Ahnen.

Ihre Zahl ist schon kleiner geworden. Immer wieder geht ein alter Hof in Flammen auf. An seiner Stelle wird gewöhnlich ein moderner Ziegelbau errichtet. Nur ganz vereinzelt wird versucht, die Egerländer Bauart zeitgemäß weiterzuführen.

Die Geschichte unseres Fachwerkbaues ist eigentlich noch unerforscht. Wenn wir die Egerländer Höfe mustern, so finden wir gewöhnlich in der Scheune eine Jahreszahl aus dem 18. Jahrhundert. Sicher hat das Fachwerk damals seine höchste Ausbildung erfahren. Unter Maria Theresia und Josef II. stieg ja die Kraft auch des Egerländer Bauerntums, die nun in den stattlichen, malerischen Giebeln ihren sichtbaren Ausdruck fand. Aber Wohlstand und wieder erwachendes Selbstbewußtsein allein hätten diese Bauten nicht geschaffen, wenn nicht die Kunst der Zimmerleute am Werk gewesen wäre. Nach Bruno Schier[1]) weist keine andere deutsche Landschaft reichere Ziergiebel auf als das Egerland. Nicht nur das Wohngebäude, auch das Wirtschaftsgebäude, das Hoftor mit dem Sonnenstrahlenmotiv und selbst das Taubenhaus lassen die Höhe des Egerländer Zimmerhandwerks erschätzen.

Wiewohl diese Bauweise ihre eigenen Merkmale hat, ist ihre Verwandtschaft mit dem fränkischen Fachwerk der Maingegend unverkennbar. Das Egerland stand ja zu Franken in innigen kulturellen Beziehungen und so kann der Egerländer Stil des 18. Jahrhunderts als eine Weiterbildung und Ausgestaltung der fränkischen Bauart angesehen werden. Daß dem so ist, dafür zeugt uns jener Egerländer Zimmermeister, von dessen Leben und Schaffen wir Kunde haben: Johann Georg Fischer (1742—1793). Er hinterließ uns außer seinem „Schreibbüchlein" mit persönlichen Aufzeichnungen und außer seinen Gesellenbriefen einige kostbare Baupläne, die ein ungewöhnliches technisches Können offenbaren[2]).

Johann Georg Fischer, geboren zu Nebanitz, entstammt einer alten Zimmermanns- und Handwerkerfamilie. Diesem Geschlechte gehörte — wie wir nun feststellen konnten — auch der gleichnamige Schnitzer Johann Georg Fischer (gest. 1669) an, der neben den Haberstumpf und Eck der bedeutendste Meister der bekannten Egerer Kunsttischlerei war. Nach überstandenen Lehrjahren begab sich Fischer, der Zimmermann, auf eine weite Wanderschaft. Doch am längsten arbeitete er in Franken: nach den erhal-

[1]) Vgl. Die Deutsche Volkskunde, hg. v. Spamer (Leipzig, 1935), 2, Bilderatlas S. 413.

[2]) Vgl. Josef Fischer, Aus den hinterlassenen Aufzeichnungen eines alten Egerländer Zimmermeisters, „Unser Egerland" 1915—16. — Dazu Rudolf Fischer, Der Meister des Egerländer Fachwerkbaues Johann Georg Fischer (1742—1793), „Egerer Zeitung" v. 16. Dez. 1934 und „Eghalanda Bundeszeitung". 14. Jg., 2. F.

Digitized by Google

tenen Gesellenbriefen ein Jahr in Bamberg und drei Vierteljahre in Mainz. Damals zeichnete er auch die von ihm unterfertigten Baupläne, die größere fränkische Bauten darstellen. Bewundernswert ist die Sorgfältigkeit und Genauigkeit der Ausführung. Nach seiner Heimkehr ließ sich Fischer in Au bei Nebanitz als selbständiger Zimmermeister nieder. Es kann kein Zweifel sein, daß er das in Franken Gelernte im Egerland übte und weiterentwickelte.

Er war gewiß der Mann dazu. Aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen spricht eine heilige Berufsauffassung und ein bei aller Bescheidenheit selbstsicheres Persönlichkeitsgefühl, das nur auf außerordentlichen Leistungen beruhen kann. Daneben gibt das „Schreibbüchlein", das auch Alois John zu würdigen wußte, ein einzigartiges Bild aus dem Zimmermannsleben des 18. Jahrhunderts überhaupt.

Johann Georg Fischer starb im Alter von 51 Jahren. Sein Sohn Johann Niklas Fischer wurde zu Au sein Nachfolger. Nachkommen dieses Mannes haben am Zimmerhandwerk festgehalten bis in die Gegenwart. Bei Vergebung eines größeren Baues pflegte man im Egerland zu sagen: „Das können nur die Auer Zimmerleute machen."

Johann Georg Fischers Vater und Großvater, ebenfalls Zimmermeister, waren sicher auch im Fränkischen gewesen. So wird der Zusammenhang der Egerländer Bauweise mit Franken leicht begreiflich. Doch auch die Entwicklung, die das Fachwerk im Egerlande nahm, wird deutlich, wenn wir die Egerländer Bauten mit den fränkischen Plänen vergleichen. Diese Entwicklung zur charakteristischen Egerländer Bauweise vollzog sich also im bäuerlichen Egerland erst im 18. Jahrhundert.

Hoffen wir, daß es der Forschung gelingt, die Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues noch tiefgründig und anschaulich darzustellen![3]) Hoffen wir aber auch, daß die trauten Fachwerkgiebel, die uns so erfreuen, noch lange unzerstört erhalten bleiben! Sie sind ein Gruß von unsern Vätern.

Kleine Mitteilungen

Zu den Gesinderterminen im Egerlande

Bis jetzt war ich in 22 Orten des Egerlandes (in den Bezirken Eger, Wildstein, Asch, Gvaslitz und Weseritz) und habe mit den Bauern selbst die ganzen Fragen durchgenommen.

Als vorläufiges Ergebnis kann ich mitteilen, daß überall Neujahr als Gesindetermin gilt und nirgends mehr Lichtmeß. In Stein bei Eger war ich beim Ortsvorsteher. Von ihm und einigen alten Leuten habe ich erfahren, daß um 1860 schon Neujahr als Gesindetermin üblich war, ebenso wurde mir in Niederreuth bei Asch, wo nur zwei Bauern mit Dienstboten sind, gesagt, daß schon seit 1880 Neujahr Gesindewechsel ist, so daß also die Angaben für den „Atlas der deutschen Volkskunde" unrichtig oder ungenau sind.

Für Dingen gilt überall „dinga", „afdinga".

Meistens sucht sich der Bauer die Dienstboten selbst, bloß in Unter-Pilmersreuth bei Eger erfolgte das Dingen durch Vermittler. Der Vermitt-

[3]) Vorarbeit leistet Rudolf Käubler, Die ländlichen Siedelungen des Egerlandes, Leipzig 1935, S. 77 ff.

Digitized by Google

ler „Hächt" genannt, verhächte oder verhäigelte die Dienstboten (verhäigeln = verschachern, verhandeln).

Angeld wird in neuerer Zeit im engeren Egerlande nicht mehr gegeben. Bekannt sind die Namen hiefür: „Döinstgeld", „Haftlgeld".

Als Kündigung gilt fast durchwegs das Unterlassen der Frage, ob er (oder sie) wieder bleiben will. Der Termin ist selbst bei den einzelnen Bauern desselben Dorfes verschieden, meistens Kirchweih bis Weihnachten.

Dienstaustritt (sowohl männl. als auch weibl.), der „Oz̈öihtogh", ist im engeren Egerlande am 2. oder 3. Jänner, im Weseritzer Gebiet vom 31. Dezember bis 2. Jänner.

Die Zwischenzeit heißt im engeren Egerlande „Kälberweis", im Weseritzer, Ascher, Graslitzer Gebiete (soweit ich bis jetzt gekommen bin) ist kein besonderes Wort dafür üblich. Im Weseritzer Gebiet ist zwar das Wort „Kälberweis" ganz unbekannt (schon vergessen?), jedoch erhält der abziehende Dienstbote das „Kälberzeigh" und den „Kälberloab".

Daran anschließend habe ich überall nach einem diesbezüglichen Liede gefragt und als vorläufiges Ergebnis vier Kälberweislieder aufgezeichnet.

Dienstantritt ist nach Neujahr bis längstens 15. Jänner. Der Tag heißt übereinstimmend „Anzöihtogh".

Abergläubische Bräuche sind keine vorhanden.

Fast durchwegs ist Jahreslohn üblich. Vorschuß nehmen heißt „afhia(b)m", „Louhn afhia(b)m".

Für das Wort „Kälberweis" wurden mir folgende Erklärungen gegeben:

1. Kälberweis, d. h. Kälberzeit, weil man nur die notwendigste Arbeit macht und sich der Aufzucht der Kälber widmen kann.

2. Weil man Zeit zum „Kaibln" (albern tun) hat.

3. Kälberweis, d. h. Kälberweisung, weil der Bauer dem neueintretenden Dienstboten die Arbeit weist: Futter richten, Füttern usw.

Von allen diesen Deutungen kommt mir die dritte am natürlichsten und richtigsten vor. Kälberweis ist darnach nicht durch Verstümmelung aus Kälberweil entstanden, sondern hat sich aus Kälberweisung entwickelt. Zu bemerken ist, daß im Egerlande allgemein weisen für zeigen üblich ist.

Eger. Albert Brosch.

Wie ein Schmied seine Flechte loswurde

Der Schmiedemeister unseres Dorfes war früher in Glemkau bei Hotzenplotz als Gehilfe. Auf dem linken Arme in der Nähe des Handgelenkes hatte er eine ziemlich große Flechte von der Größe eines Handtellers. Alle möglichen Mittel hatte er schon versucht, um die Flechte loszuwerden, doch ohne den gewünschten Erfolg. Auffallend war auch der Umstand, daß die Flechte bei zunehmendem Monde sich lebhaft rötete und größer wurde, hierauf bei abnehmendem Monde etwas zurückging, um sich dann neuerdings zu vergrößern. Eines Tages sagte ihm ein Mann, der auf dem Dominium in Glemkau beschäftigt war, er solle doch die Flechte einem „unbekannten Manne" mitgeben. Wenn ein fremder Fuhrmann vorbeikomme, brauche er bloß sagen: „Vetter, nehmt mir einmal meine Flechte

Digitized by Google

mit!". Nach dem Fuhrmanne solle er sich erst nicht weiter umschauen; nach Belieben könne er auch ein Vaterunser dabei beten. Es wurde gerade die Straße durch das Dorf gebaut. Fährt da eines Tages nach Vollmond ein Steinfuhrwerk vorüber. Der Schmiedegehilfe nimmt die günstige Gelegenheit wahr und ruft dem Fuhrmanne nach: „Heh, Vetter, nehmt mir meine Flechte mit!" Der Fuhrmann schaut sich nach dem Rufer um, dieser jedoch tut, als wenn nichts gewesen wäre. Die Flechte wurde immer kleiner und war innerhalb eines Monates noch vor Eintritt des nächsten Vollmondes spurlos verschwunden. Auch heute ist keine Spur zu finden, wie ich mich vor etwa drei Wochen selbst überzeugt habe, als mir der Schmiedemeister dies erzählte. Der Mann, welcher ihm den Rat gegeben, hat dasselbe Mittel mit Erfolg an sich erprobt.

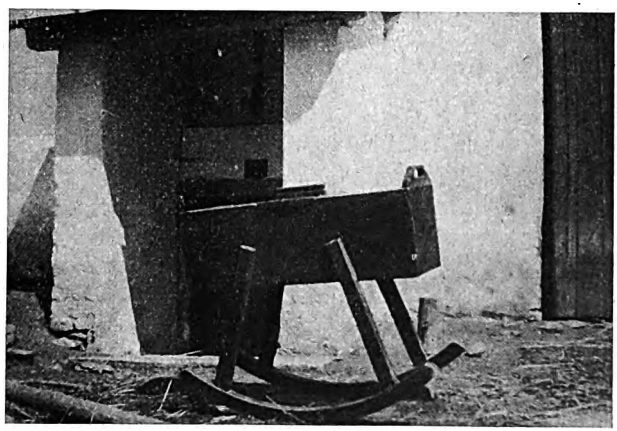
Bekannter sind andere Mittel: das Bestreichen mit Tabaksaft aus der Pfeife, dazu nimmt man den „ungenannten Finger" (Ring- oder Goldfinger), in der Richtung gegen den Uhrzeiger; das Bestreichen mit nüchternem Speichel erfolgt auf dieselbe Weise; auch die Feuchtigkeit von schwitzenden Fenstern soll helfen. Als Junge habe ich sogar gesehen, wie der Knecht unseres Nachbarn zum Vater kam und sich eine Flechte im Gesicht am Kinn mit Eisenschwärze bestrich. Eisenschwärze war die tintenähnliche Flüssigkeit, womit der Vater bei der Schuhmacherei die Sohlenränder bestrich, um sie dann glänzend zu reiben. Das Bestreichen erfolgte ebenfalls mit dem ungenannten Finger in Form eines Kreuzes.

Grosse (Schlesien). Johann Schreiber.

Eine Butterwiege aus der Iglauer Sprachinsel

Eine Butterwiege wird noch in Pattersdorf vereinzelt verwendet. Sie dient zum Schlagen der Butter an Stelle eines Butterfasses oder einer Butterstampfe.

Der mittlere Teil kann herausgezogen werden. Er ist siebartig durchlöchert und gestattet der Milch, aus dem vorderen Teil nach dem rückwärtigen abzufließen. Durch das Wiegen und das dadurch hervorgerufene Anschlagen des Schmettens an das Gitter werden die Fettteilchen herausgeschlagen.



Eine Butterwiege.

Iglau. Ignaz Göth.

Digitized by Google

Das Licht im Kohlengrund

(Sage)

Ein Jäger, der um Mitternacht auf die Schweinejagd ging, kam in den Kohlengrund bei Gajdel, einem Orte nördlich von Deutschproben in der Slowakei. Er wollte den durch das Engtal führenden reißenden Gebirgsbach überqueren, rutschte aber auf einem glatten Stein aus und fiel der Länge nach hin. Bei diesem Sturze verlor er das Bewußtsein und ertrank. Von dieser Nacht an brannte stets in der Stunde von 11 Uhr bis Mitternacht ein kleines Lichtlein auf einem Stein mitten im Bache.

Die Jägerstelle hatte ein junger Mann erhalten. Dieser kam einmal, als er nachts einen angeschossenen Eber verfolgte, zu dem Bache und erblickte das merkwürdige Licht. Erschreckt wandte er sich und wollte die Flucht ergreifen. Da ertönte eine traurige Stimme, die ihm zurief: „Fliehe nicht, denn es wäre dein Verderben! Du mußt mich anhören und alles, was ich dir nun auftrage, auch pünktlich erfüllen. Gehe nach Hause und begib dich auf den Söller meiner einstigen Wohnung. Dort wirst du eine alte Truhe finden und darin ein Päckchen. Dies nimm und gib es meiner Nichte, deren Vormund ich war. Öffne es aber ja nicht, denn dies würde dir teuer zu stehen kommen!" Hierauf erlosch das Licht.

Der junge Jäger eilte nach Hause. Richtig fand er in einer aus schwerem Holz gemachten, alten und bemalten Truhe ein versiegeltes Päckchen. Er konnte der Neugier nicht widerstehen und öffnete es. Obenauf lag ein zusammengefaltetes Papier, auf dem folgendes geschrieben war: „Nichts hinterlasse ich Dir, das ich unrecht erworben hätte. Trachte den von Deinen Ahnen erworbenen Schatz zu vergrößern, wie wir alle es taten. Dies aber kannst Du nur durch gute Taten. Dein ganzes Erbe liegt mitten im Zimmer unter dem Fußboden. Dein Onkel."

Kaum hatte der junge Jäger dies gelesen, da ergriff ihn unbezähmbare Habgier. Ohne der Mahnung und Warnung des Lichtleins im Kohlengrund zu gedenken, wollte er sich selbst in den Besitz des Schatzes setzen. Er ging in das Zimmer und riß den Fußboden auf. Da lag eine Kiste, oben mit Papier verdeckt. Er riß das Papier weg und sah, daß die Kiste mit Gold und wertvollen Edelsteinen bis oben angefüllt war. Wie betäubt starrte der Jüngling auf den unermeßlichen Schatz.

Am nächsten Morgen kamen Holzarbeiter an dem Forsthaus vorbei. Zu ihrer Verwunderung fanden sie alle Türen offen. Sie traten ein und erschraken nicht wenig, als sie inmitten des Zimmers den jungen Jäger stehen sahen. Er war aber nicht mehr am Leben, sondern in Stein verwandelt. Im aufgerissenen Fußboden aber stand die Kiste wieder fest verschlossen. Sie ließ sich weder öffnen noch heben. Da scharrte man sie aus Furcht, es könnte noch größeres Unheil geschehen, wieder ein und deckte den Boden wieder zu.

Digitized by Google

Noch heute erzählen Leute, daß sie das Licht im Kohlengrund gesehen haben. Und man meint, daß der Schatz im Forsthaus nur dann gehoben werden könnte, wenn das Licht einmal erloschen sei.

Gajdel bei Deutsch-Proben. Ignaz Gürtler.*)

Fachschaft deutscher Germanisten und Volkskundler in Prag. Am 1. Juni fand im Deutschen Haus die gründende Hauptversammlung dieser Fachschaft statt. Die Vereinigung erstrebt die engere Zusammenfassung der Studenten. Sie will in Verbindung mit der Professorenschaft, kulturellen Vereinen und den Erziehungsverbänden einerseits die fachliche Tätigkeit erweitern und nach der anderen Seite hin Bindungen zwischen Wissenschaft und Volk herstellen, die heranwachsenden Mittelschullehrer und Volksbildner auf ihre kulturellen und erziehlichen Aufgaben hinweisen und die volkskundliche Betätigung fördern. Die Arbeit soll sich in mehreren engeren Kreisen vollziehen, daneben will die Fachschaft mit größeren Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit treten.

J. J. Ammann-Feier. J. J. Ammann (geb. 1852 zu Hohenems in Vorarlberg, gest. 1913 in Meran) wirkte von 1882 bis 1910 als Professor

J. J. Ammann-Feier.

am deutschen Gymnasium in Krummau. Durch seinen Innsbrucker Professor Ignaz Zingerle mit dem volkskundlichen Stoffgebiet vertraut gemacht, begründete er die volkskundliche Forschung im südlichen Böhmerwald und

*) Durch Vermittlung von Ernst A. Potuczek, Brünn, dem Gürtler die Sage im September 1936 übersandt hat.

Digitized by Google

veröffentlichte eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, die grundlegend und wegweisend waren (vgl. hiezu S. X f. der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen"). Vor allem befaßte er sich mit dem Höritzer Passionsspiel. Er gab den Text des alten Volksschauspieles mit einer gründlichen Einführung über die Quelle, Geschichte und Beziehung zu anderen Volksschauspielen heraus. Er war auch der Anreger und eifrigste Mitarbeiter bei der großzügigen Erneuerung des alten Spieles, die mit Hilfe des Deutschen Böhmerwaldbundes 1893 durchgeführt wurde, und lieferte für diese Aufführung die Neubearbeitung.

Am 1. August d. J. wurde dem verdienten Forscher beim Passionsspielhause in Höritz unter massenhafter Beteiligung der Bevölkerung, insbesondere der Turnerschaft und Jugend, ein würdiges Denkmal errichtet, dessen Entwurf von Prof. Felix Schuster (Krummau) stammt. Die Feier wurde durch eine Festmesse in der Ortskirche eingeleitet, bei welcher ein Schüler Ammanns, der Erzbischöfl. Konsistorialrat Prof. Raimund Jungbauer (Wien), in seiner Festpredigt die edle und vorbildliche Persönlichkeit des unvergeßlichen Lehrers schilderte. Sein Leben und sein wissenschaftliches Werk behandelte Prof. Dr. G. Jungbauer (Prag), ebenfalls ein Schüler Ammanns, in der ausführlichen Festrede, nach welcher noch Prof. Dr. Karl Brunner, Dekan der Universität Innsbruck, und Dr. Gustav Stadler, Direktor des Gymnasiums in Krummau, sprachen. An die Enthüllung des Gedenksteines schloß sich eine Feier im Schauspielhaus, die durch einen Festspruch von Hans Watzlik, den wir oben abdrucken, eröffnet wurde. Nach einem Vortrag über die Geschichte des Höritzer Passionsspieles von Bezirksvikär P. Paulus Heinrich folgten Orgelvorträge von Isidor Stögbauer und Gesangsvorträge von Prof. Dr. Franz Longin und Frau. Eine Dankrede des Oberlehrers Heinrich Kurz, der sich als Obmann des Denkmalausschusses dauernde Verdienste erworben hat, schloß die eindrucksvolle Feier.

Den ganzen Festtag über waren in den Räumen der Volksschule Werke, Handschriften, Bilder und andere auf Ammann bezügliche Gegenstände ausgestellt, die seine Bedeutung für die Volkskunde des Böhmerwaldes im allgemeinen und für das Höritzer Passionsspiel im besonderen klar und anschaulich erkennen ließen.

Staatsanstalt für das Volkslied. Die 1. Lieferung des II. Bandes der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" mit dem Beginn des IX. Abschnittes (Volkstümliche Lieder) ist soeben erschienen und bei der Univ.-Buchhandlung J. G. Calve zum Preise von 25 Kč erhältlich.

Atlas der deutschen Volkskunde. Die Hauptstelle in Berlin übergibt nun die Ergebnisse des großen Gemeinschaftswerkes der Öffentlichkeit. Sie beabsichtigt, sechs Lieferungen mit insgesamt 150 Karten (Größe 69.5×70 cm) herauszugeben. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und kann vom Kommissionsverlag S. Hirzel in Leipzig um den Preis von 3 Mark 80 bezogen werden. Die Karten werden ausgegeben: 1. ungeknickt in einer Papprolle (Mehrpreis je Lieferung 20 Pf.); 2. in der Mitte einmal gefaltet in einer Mappe (Mehrpreis je Lieferung 40 Pf.). Porto wird berechnet. Mitarbeiter des Atlas der deutschen Volkskunde, wozu auch alle

Digitized by Google

Beantworter der Fragebogen in der Tschechoslowakei gehören, können die Lieferungen zu einem Vorzugspreis von je 3 Mark 15 unmittelbar von der Hauptstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, beziehen.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Bis Ende Juni wurden von 3050 Volkserzählungen Abschriften hergestellt und an die Hauptstelle abgeliefert. Je ein Durchschlag befindet sich bei der Prager Arbeitsstelle. Bei dieser sind an weiteren Einläufen zu verzeichnen:

35. Josef Ficker, cand. phil., Prag: Sieben Sagen aus der Gegend von Mähr.-Schönberg, darunter mehrere über den Pfarrer Lautner.

36. Josef Stich, Oberlehrer, Neuhäusl bei Roßhaupt: Eine Sendung mit sieben mundartlichen Märchen und einem Schwank und eine Sendung mit zehn Märchen, bzw. märchenhaften Volksromanen.

37. Rudolf Volkmer, stud. gymn., Haida: Vier Sagen.

38. Otto Zerlik, Karlsbad: Zwei Sagen aus Neusattl bei Elbogen.

Hausdurchsuchung im Böhmerwaldmuseum. Am 21. August kam der Leiter der seit 1. Mai in Oberplan bestehenden Staatspolizei Dr. Burian mit zwei Beamten in das Böhmerwaldmuseum. Die Leitung des Vereines „Böhmerwaldmuseum" war nicht verständigt worden. In dem Büchereiraum des Museums, der öffentlich nicht zugänglich ist und als Arbeitsraum für wissenschaftliche Forscher dient, wurden vier handgezeichnete Karten von der Wand genommen und beschlagnahmt. Es waren dies die Karten:

1. Hans Schreiber, Mundartenkarte des Böhmerwaldes. 1 : 250.000. Auf dieser Karte ist in der linken unteren Ecke ein kleines Kärtchen Böhmens, auf dem die Sprachenverhältnisse mit Farben eingezeichnet sind. Neben der Farbe, die das deutsche Sprachgebiet bezeichnet, steht: Deutschböhmen. Diese Karte wurde zwischen 1900 und 1910, also lange vor Errichtung der Tschechoslowakischen Republik, angefertigt.

2. Herfried Pachelhofer, Geldanstalten des deutschen Südböhmens. 1 : 200.000. Nr. 13 der Industriekarten, gezeichnet 1910.

3. Hans Schreiber, Schutzvereine des deutschen Südböhmens. 1 : 200.000. Nr. 9 der Sprachenkarten, gezeichnet um 1925.

4. Hans Schreiber, Schulen des deutschen Südböhmens, 1 : 200.000. Nr. 6 der volkspolitischen Karten, angefertigt 1930.

Auf diesen Karten wurden die Ausdrücke „Deutschböhmen" (bei Nr. 1) und „des deutschen Südböhmens" (bei Nr. 2—4) beanstandet. Gegen den Obmann des Vereines „Böhmerwaldmuseum", Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer, gegen den Sachwart des Vereines, Fachlehrer Karl Feil, und gegen den Angestellten des Vereines, Verwalter Franz Schubert, wurde von der Leitung der Staatspolizei beim Bezirksgericht in Oberplan die Anzeige nach § 14, Ges. Nr. 50/23, S. d. G. u. V. (Schutzgesetz) erstattet.

Digitized by Google

Antworten

(Einlauf bis 30. September.)

357. Auf Hühnerfedern kann man es nicht „ersterben", auch kann man darauf nicht schlafen. (J. Stich, Neuhäusl.)

361. Neue Bezeichnungen kommen immer wieder auf. Hier sind jetzt die Kochbillards sehr beliebt. Wer viel trifft, ist ein „Schiebist"; wer es noch besser kann, wird sogar „Oberschiebist". Der geringste Treffer ist 10, den Zeitverhältnissen entsprechend hat man dafür den Ausdruck „Krisenloch" geprägt. Die Figur auf dem Brette nennt man „Negus", weil das Spiel zu Ende des italienisch-abessinischen Krieges aufkam. (Johann Schreiber, Grosse.)

377. Hier wurde vor drei Jahren Petroleum in mehreren Fällen gegen Diphtherie verwendet; wie es scheint, nicht ganz ohne Erfolg. (J. Stich.)

391. Nach Mitteilung von Georg Tilscher (Kornitz) war auf dem Hoftore des letzten Bauernhauses in Runarz vor nicht langer Zeit noch nachstehende Hausinschrift (gotische Buchstaben mit roter Ölfarbe gemalt) zu lesen:

„Ich hab mein Haus gebaut an der Straßen.
Lassen wir die Neider neiden und die Hasser hassen!
Was mir Gott gegeben hat, müssen sie mir doch lassen."

397. Ein Hausmittel gegen Kopfweh ist Schwarzbrotrinde, in Essig aufgeweicht und über die Stirn gelegt. Auch übergebundene Kartoffelscheibchen werden verwendet. Kopfweh und Rotlauf hält ein Kreuzschnabel im Zimmer ab. (J. Stich.)

401. Der hl. Nikolaus (Nigló) kommt bei uns entweder allein oder mit einem Engel, dem Christkind; auch mit dem Teufel; doch erst seit etwa 30 Jahren. Früher kam nur der Zempara. Am Vorabend des Luzientages kam die Luzia, in eine Schütte Stroh eingewickelt, mit einem langen Messer und wollte den Leuten den Bauch aufschneiden und mit Stroh ausfüllen. Der Brauch kam ab, weil er gar zu schreckhaft war. Auch wurde der Luzia manchmal das Bund Stroh angezündet. (J. Stich.) Hier kommt der hl. Nikolaus vom Krampus begleitet, oft aber auch allein. Oft wird den Kindern bloß mitgeteilt, daß er da war und in den im Fenster aufgestellten Tellern „eingelegt" hat. (Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.)

402. In der Gegend von Mähr.-Trübau wurde früher nur in einzelnen Familien vor dem Nachtmahl am Heiligen Abend Brot gegessen. (K. Ledel.)

403. Im Schönhengstgau heißt es, daß es im Hause ein Unglück geben wird, wenn sich am Heiligen Abend ein Stück Vieh im Stalle von der Kette gerissen hat. (K. Ledel.)

404. In Reichenthal stand der erste Christbaum mit Lichtern vor etwa 50 Jahren. Um 1825 legten am Hl. Abend die Kinder ihre Schürzen oder ein Tuch auf den Tisch und in der Nacht bescherte dann das Christkind ein. Es kam in einem goldenen Wagen. Man stellte für das Christkind Kaffee, „gebackene Knödel" und von allem Essen ein wenig ins Fenster,

Digitized by Google

für seine Pferde gab man ein Büschel Heu hinaus. Später, etwa um 1850, kam der „Drahbaam" auf. Er war an der Decke an einer Schnur befestigt. Wenn man ihn ein wenig drehte, kam er lange nicht aus dieser Bewegung. Er trug entweder einige Holzreifen oder eine Holzspirale, gegen die Spitze zu sich verjüngend. Diese Reifen waren mit feingeschnittenen Papierfransen verziert. Das Holz selbst war schon vorher mit farbigem Seidenpapier bekleidet. An den Reifen hingen Äpfel, Nüsse, Zwetschken, Hutzeln und auch Lebküchlein. Haselnüsse wurden an dünnen Fäden mittels Siegellack befestigt. Ein Kolatschen (Ringgebäck) gehörte zu jeder Bescherung. Nach der Mette gab es die „Mettenwürste": Jedes Kind bekam eine Leberwurst in einem irdenen Töpfchen oder Schüsselchen. Die ersten grünen Weihnachtsbäume kamen vor 55 Jahren auf. Arme oder kinderlose Leute hängten oft nur einen geschmückten Tannenast mit Lichtern auf. (J. Stich.) In den Dörfern um Mähr.-Trübau hat sich der Christbaum seit etwa 80 Jahren nach und nach eingebürgert. Das gegenwärtige Geschlecht erhielt in seiner Jugend am Hl. Abend noch vielfach außer Kuchen in einer Backschüssel Äpfel, Nüsse und Lebkuchen, aber daneben auch schon einen Weihnachtsbaum, anfangs ohne, später mit Lichtern. Gegenwärtig gibt es fast in jeder Familie mit Kindern einen Lichterbaum. (K. Ledel.)

407. Als sich der Christbaum einzubürgern begann, gab es darauf neben Äpfeln, Nüssen und Lebkuchen auch ausgeblasene gefärbte Eier. Derzeit findet man noch ungefärbte Eierschalen als Christbaumschmuck in Form von Körbchen oder mit Watte, Maschen und Sternchen beklebt. (K. Ledel.)

408. Die Dienstboten erhalten als Weihnachtsgeschenk Wäsche. (J. Stich.) Im Schönhengstgau sind Weihnachtsgeschenke an die Dienstboten ebenfalls allgemein üblich, aber kein Bestandteil des Lohnes. Wer vor Weihnachten den Dienstplatz verläßt, erhält keine Geschenke. (K. Ledel.)

409. Die auf den Hl. Abend folgenden Nächte heißen Unternächte („Internächte"). In diesen Nächten darf man nicht „z' Rockengehn"; sonst vertragen die Hühner die Eier. (K. Ledel.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist im Schönhengstgau nur mehr in einzelnen Orten, das Schießen am Hl. Abend dagegen noch allgemein üblich. (K. Ledel.)

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind darf man nicht zum Fenster hinausheben, sonst wird es ein Dieb. Man darf es beim Liegen nicht von der Kopfseite her anschauen, sonst schielt es. (J. Stich.) Das neugeborene Kind soll man unter den Tisch halten, damit es stets Glück habe. Wenn es die Mutter gleich nach der Geburt anfaßt, bekommt es an dieser Stelle ein Muttermal. Man muß das Kleinkind, besonders vor dem „Berifen" schützen, was durch rote und blaue Maschen u. a. geschieht. Wenn es „berift" ist, muß es die Mutter ablecken oder mit ihrem Hemde abwischen. Haare und Nägel dürfen dem Kinde im ersten Lebensjahre nicht geschnitten werden, soll man ihm nicht den Verstand, die Ehre und das Glück abschneiden. Die Nägel muß die Mutter dem Kinde abbeißen. Schneidet sie ihm die Nägel ab, wird es ein Dieb. Über ein sitzendes oder liegendes Kind darf man nicht schreiten, sonst wächst es nicht. Man darf es nicht in den Spiegel

Digitized by Google

schauen lassen, sonst wird es schielen. Wenn man es „vollregnen" läßt, bekommt es Sommersprossen. (K. Ledel.)

415. Zum Versehen der Mütter lassen sich viele Beispiele anführen. Im Nachbardorfe lebt ein Spenglergehilfe, der über dem linken Auge einen kohlschwarzen, stark behaarten Fleck hat, das verkleinerte Bild eines Maulwurfes. Seine Mutter erschrak auf dem Felde über einen Maulwurf und der Knabe brachte das Mal mit auf die Welt. — Ich selbst habe auf dem linken Beine in der Kniekehle ein Feuermal, einen roten Fleck. Meine Mutter erzählte mir, daß sie eines Tages beim Abkochen einen Topf vom Herde zurückzog, der sehr heiß war. Im ersten Schrecken fuhr sie sich mit der Hand in die Kniekehle. Dies war nach ihrer festen Überzeugung die Ursache, warum ich mit dem Feuermal zur Welt kam. (J. Schreiber.)

418. Man hält jede Kröte für giftig und sagt, die Kröte „bläst einen an". (J. Stich.) Hier glaubt man dasselbe, weil die Kröte den Menschen anbläst, bzw. anspritzt. (K. Ledel.) Früher hielt man die Kröte allgemein für giftig und tötete sie, wo man sie traf. Wortbildungen mit „Kreet" (Kröte) bezeichnen etwas Minderwertiges: Alle Giftpilze sind „Kreetnschbämer", zum Füttern unbrauchbares Gras ist „Kreetngros", ein stumpfes, nahezu unbrauchbares Messer ist ein „Kreetnpohr'r" (Krötenbohrer), ein kleiner, unansehnlicher Teich ein „Kreetnteich". (G. Tilscher.)

421. Man dingt die neuen Dienstboten im Egerland, wo A. Brosch (vgl. die Kleinen Mitteilungen) in 22 Orten nachgeforscht hat[1]), in der Zeit von Kirchweih bis Neujahr oder im Laufe des Novembers, zu Anfang Dezember oder 14 Tage vor Neujahr. — Um Klein-Mohrau in Mähren dingte man früher zu Michaeli. (Franz J. Langer.) — In der Gegend von Römerstadt erfolgt das Dingen im Herbst, besonders im Oktober. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau.) — In Frankstadt dingt man in den Monaten August bis Oktober (Anton Schön), im südlichen Schlesien in der zweiten Hälfte des Jahres. Die alten Dienstboten fragt man gewöhnlich vor „Michéle", ob sie bleiben wollen. Wer bis zu diesem Tage nicht gefragt wird, gilt als gekündigt. (J. Schreiber.) — In Deutsch-Proben dingt man zu Johanni (24. Juni). (Anton Wesserle.)

422. Im Egerland erfolgt das Dingen durch den Dienstgeber und nur selten, z. B. in Unter-Pilmersreuth bei Eger, durch einen Vermittler. In neuester Zeit erhält man Dienstboten auch durch die Bezirksvermittlung, z. B. in Rössin bei Weseritz und in Niederreuth bei Asch. (A. Brosch.) Der Dienstgeber dingt selbst um Klein-Mohrau i. M. (F. J. Langer), um Nieder-Mohrau (J. Bernard) und in Deutsch-Proben (A. Wesserle), dagegen bedient man sich einer Vermittlerin in Kornitz (G. Tilscher), wo sie „Mie-

[1]) Harlosee, Honau, Planes, Plaschin und Rössin im Bezirk Weseritz, Altsattl im Bezirk Teplitz, Neudorf und Sirmitz im Bezirk Wildstein, Honnersdorf, Kropitz, Langenbruck, Mühlbach, Reissig, Scheibenreuth, Schlada, Trebendorf, Treunitz und Unter-Pilmersreuth im Bezirk Eger, Halbgebäu, Niederreuth und Wernersreuth im Bezirk Asch und Stein im Bezirk Graslitz. Von diesen Orten fällt Wernersreuth, das nur von Häuslern ohne Dienstboten bewohnt wird, bei unserer Fragestellung weg.

Digitized by Google

terin" heißt, und um Grosse in Schlesien (J. Schreiber), wo die „Mittfrá" (Mietefrau) in den meisten Fällen tätig ist.

423. Im Egerland wird zumeist noch ein Angeld (Döinstgeld oder Haftlgeld) gegeben, in einzelnen Orten ist es bereits abgekommen. (A. Brosch.) Um Klein-Mohrau i. M. betrug der „Mietgroschen" vor dem Weltkriege fünf Gulden, jetzt beträgt er 100 Kč. Dieses Angeld wird später mit dem Lohn verrechnet. (F. J. Langer.) In Kornitz wird gewöhnlich ein Monatslohn, zuweilen auch mehr, als „Dienstgeld" (Angeld) gegeben. (G. Tilscher.) In Nieder-Mohrau wird ein Angeld, der „Mietgroschen", in der Regel gegeben. (J. Bernard.) Auch in Frankstadt wird es „Mietsgroschen" genannt. (A. Schön.) Um Grosse heißt das Angeld „Mittgeld" (Mietegeld). (J. Schreiber.) In Deutsch-Proben gibt man gewöhnlich 20 Kč, zuweilen aber auch 100 Kč Angeld. (A. Wesserle.)

424. Den Dienstboten wird gekündigt im August (Röffin), im August oder September (Altsattl), vom August bis November (Harlosee), um Kirchweih (Langenbruck, Schlada, Trebendorf), im November (Honau, Planes, Reissig), zwischen Kirchweih und Weihnachten (Plaschin), vor Weihnachten (Mühlbach), etwa 4 Wochen vor Neujahr (Sirmitz, Kropitz, Halbgebäu), 14 Tage vor Neujahr (Honnersdorf, Treunitz, Unter-Pilmersreuth, Stein), vor Neujahr (Neudorf, Niederreuth, Scheibenreuth). (A. Brosch.) Als Kündigung gilt, wenn der Dienstbote bis Michaeli nicht gefragt wird, ob er auch im nächsten Jahr bleiben will. In neuester Zeit kommt zu Jahresende auch die 14tägige Kündigungsfrist in Anwendung. Diese gilt während des Jahres, wenn ein Teil mit dem andern nicht zufrieden ist. (F. J. Langer.) Gekündigt wird gegenseitig zur selben Zeit (Ende August und Anfang September), wenn gedingt wird. (G. Tilscher.) Gekündigt wird 14 Tage vorher. (J. Bernard.) Wer bis zum Michaelstag nicht gefragt wird, gilt als gekündigt. (J. Schreiber.) Gekündigt wird zu Johanni. (A. Wesserle.)

425. Das Unterlassen der Frage gilt als Kündigen in allen angeführten Orten des Egerlandes mit Ausnahme von Stein bei Graslitz, wo die unmittelbare Kündigung üblich ist (A. Brosch), ferner in Klein-Mohrau in Mähren (F. J. Langer), in Kornitz (G. Tilscher), in Frankstadt (A. Schön), in Nieder-Mohrau (J. Bernard) und in Grosse (J. Schreiber). In Deutsch-Proben sagen die Dienstboten es selbst, ob sie bleiben wollen oder nicht. (A. Wesserle.)

426. Der Dienstaustritt erfolgt in Harlosee und Altsattl zwischen dem 26. und 31. Dezember („Ozöichtogh". Beim „Ozöign" = Abziehen bekommt der Dienstbote einen „Kälberloab"), in Planes am 31. Dezember (ohne „Kälberloab"), in Röffin am 31. Dezember oder 1. Jänner (mit „Kälberloab"), in Plaschin zwischen dem 31. Dezember und 2. Jänner, in Halbgebäu, Neudorf und Treunitz am 1. Jänner, in Niederreuth am 2. Jänner (früher vor etwa 1880 einen Tag nach Lichtmeß), in Honau, Honnersdorf, Langenbruck, Mühlbach, Scheibenreuth und Trebendorf ebenfalls am 2. Jänner. In Sirmitz, Kropitz, Reissig, Schlada und Unter-Pilmersreuth ist der 2. Jänner der „Zoudöintogh" und der 3. Jänner der

Digitized by Google

„Ozöichtogh". Wer am 2. Jänner noch arbeitete, bekam früher eine Schütte Stroh und den „Kälberloab". In Sirmitz ist der „Abziehtag" in neuester Zeit am 1. Jänner. In Stein bei Graslitz ist er acht Tage nach Neujahr. (A. Brosch.) Knechte „wandern" gewöhnlich zu Stephanie (26. Dezember), Mägde am 31. Dezember (F. J. Langer). Ebenso war es früher in Runarz; in Kornitz erfolgt der Dienstaustritt der männlichen und weiblichen Dienstboten am 1. Jänner. (G. Tilscher.) In Nieder-Mohrau „wandern" die männlichen Dienstboten zum Johannistag (27. Dezember), die weiblichen zu Neujahr. (J. Bernard.) In Grosse „wandern" jene am „Staffastage" (26. Dezember), diese am Tage vor Neujahr oder am 2. Jänner, niemals aber am Neujahrstage selbst. Scherzweise heißt es, daß die Mägde eine Woche länger bleiben müßten als die Knechte zum Ersatz für das während des Jahres zerschlagene Geschirr. (J. Schreiber.) Das „Auswandern" der Dienstboten erfolgt zu Allerheiligen. (A. Wesserle.)

427. Die Zwischenzeit hat in Harlosee, Altsattl, Planes, Rössin, Honau, Plaschin (also im Bezirk Tepl und Weseritz), ferner in Niederreuth bei Asch und Stein bei Graslitz keinen Namen, in den anderen Orten heißt sie „Kälberweis". Sie dauert 3 bis 14 Tage. (A. Brosch.) In Kornitz dauern die „Stärztäg" bis zum 6. Jänner. Knechte und Mägde erhalten beim Dienstaustritt einen Laib Brot, das „Stärzlabl". In den Stärztagen besuchen sie ihre Angehörigen. Bleiben sie beim Bauer — auch da erhalten sie das „Stärzlabl" — so versorgen sie bloß das Vieh und können über die übrige Zeit frei verfügen. (G. Tilscher.) In Frankstadt, wo die männlichen Dienstboten am Stephanietage oder Johannestage „ziehen" oder „wandern" und zu Neujahr den neuen Dienst antreten („aufziehen"), während die weiblichen Dienstboten zum Neuen Jahr ausziehen und zu Dreikönig den Dienstantritt haben, gibt es für die freie Zwischenzeit keine besondere Bezeichnung. (A. Schön.)

428. Der Dienstantritt erfolgt in den angeführten Orten des Egerlandes zwischen dem 2. und 15. Jänner. Dieser „Einziehtag" (Aözöihtogh) darf in Plaschin auf keinen Unglückstag (Montag, Mittwoch, Freitag), fallen. (A. Brosch.) Der Dienstantritt geschieht am gleichen Tage wie der Austritt. (F. J. Langer.) Er erfolgt am 6. Jänner. Der neu eintretende Dienstbote erhält einen Laib Brot, den er, da er ihn selbst nicht braucht, seinen Angehörigen gibt. Gefällt er dem Dienstgeber nicht oder umgekehrt, so wird gleich nach den ersten 14 Tagen gekündigt. Solche Dienstboten „stärzen" dann zu Maria Lichtmeß, dem 2. Stärztag. Daß ein Dienstbote im Laufe des weiteren Jahres den Dienst verläßt, kommt nur selten vor. (G. Tilscher.) Der „Aufziehtag" fällt mit dem Austrittstag zusammen. (J. Bernard.) Auch hier erfolgt das „Aufziehen", d. i. Eintreten in den neuen Dienst, am selben Tage wie der Austritt. (J. Schreiber.) Man nennt den Tag „Einstelltag" oder „Antrittstag". (A. Wesserle.)

429. Als abergläubischer Brauch kann für die Orte Plaschin und Rössin im Bezirk Weseritz angeführt werden, daß sich der neue Dienstbote beim Betreten ein wenig auf die Ofenbank setzen muß, „daß 's ihm neat ant tout". In Halbgebäu wird er beim Eintritt ins Haus mit Weihwasser

Digitized by Google

besprengt, was früher auch in Unter-Pilmersreuth üblich war. (A. Brosch.) Den neuen Dienstboten obliegt es, am Tage vor Dreikönig Wasser weihen zu gehen. Wenn sie mit dem geweihten Wasser zurückkommen, werden sie damit besprengt. (G. Tilscher.) Mit Wasser beschüttet man die Mägde, die um den Haustisch gehen müssen, damit sie sich an das Haus gewöhnen. (A. Wesserle.)

430. Der Lohn wird nach Abzug der Vorschüsse in allen angeführten Orten des Egerlandes zu Ende des Jahres ausgezahlt, in Schlada und in Halbgebäu hat sich in letzter Zeit die monatliche Auszahlung eingebürgert. (A. Brosch.) Am Schluß des Jahres ist auch sonst (F. J. Langer, G. Tilscher, A. Schön, J. Bernard) die Abrechnung üblich, nur um Grosse (J. Schreiber) wird der Lohn zumeist monatlich ausgezahlt.

Umfragen

431. Welche Redensarten gebraucht man Personen gegenüber, die eine Tür hinter sich offen lassen? Z. B. Hast du daheim keine Tür? Du hast aber einen langen Schweif?

432. Nach einer Mitteilung von A. Horner kauft man einem Verstorbenen sein Glück ab, wenn man ihm Geld in den Sarg wirft. Wo gilt dasselbe?

433. Wo besteht der aus Nordmähren (Dr. Hans Englisch) überlieferte Glaube, daß der, welcher in der Fastenzeit tanzt, einen Pferdefuß bekommt?

434. Was darf eine Mutter, deren Säugling gestorben ist, nicht tun? Nach einer Einsendung von J. Schreiber darf sie z. B. bis zu Johanni keine Beeren essen.

435. Wo hat die Verstaatlichung der Wälder das Abkommen alter Bräuche (Maibaum, Sonnwendfeuer, Weihnachtsbaum, Bräuche beim Sammeln von Beeren, Pilzen u. a.) verursacht? (Vgl. S. 152 des Jahrgangs 1935 unserer Zeitschrift.)

436. Nach einer Mitteilung von A. Horner darf man am Bartholomäustage kein Grünfutter — weder Klee noch Gras noch Rübenblätter — heimholen, weil man sonst Vieh notschlachten muß. Denn der Spruch sagt: „Nimmst du mir mein Kraut, so nehme ich dir deine Haut!" Wo findet sich der gleiche Glaube?

437. Hat das Volk noch abergläubische Vorstellungen über das Sodbrennen, seine vermeintliche Ursache und seine Bekämpfung?

438. Noch im 17. Jahrhundert sollen am Elbeursprung Quellopfer stattgefunden haben. Wer kennt Überlieferungen davon, z. B. Sagen?

439. Nach einer Zeitungsmeldung soll bei Wenkau im Bezirke Preßnitz eine Hexenbirke stehen, zu der von weither kranke Leute kommen, die sich barfuß vor die Birke stellen, den leidenden Teil ihres Körpers mit einem alten rostigen Nagel berühren und diesen Nagel dann in Kopfhöhe in den Stamm schlagen. Wo gibt es Ähnliches?

Digitized by Google

440. Wo sind Butterwiegen (vgl. die Kleinen Mitteilungen) oder andere altertümliche Geräte noch in Gebrauch?*)

Schrifttum

W. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. (Vgl. die Anzeigen in den früheren Heften unserer Zeitschrift.) Verlag Athenaion, Potsdam. Preis jeder Lieferung 1.80 M.

Neu liegen die Lieferung 23/24 und 25 vor. Die erste bildet Heft 10 und 11 des III. Bandes und enthält den Schluß des Beitrages „Sprachgeographie" von Fr. Maurer, die stoffreiche Darstellung der „Volkssprache" vom volkskundlichen Gesichtspunkt durch Wilhelm Will und den Beginn der wertvollen Abhandlung „Deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung" von A. Bach. Die 25. Lieferung (4. Heft des II. Bandes) bringt die Fortsetzung des mit vielen Abbildungen versehenen Beitrages „Sitte und Brauch" von A. Spamer.

A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 7. Lieferung (20 Karten) und 8. Lieferung (Schluß des Textes: Titelbogen und Bogen 37—46). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1937. Preis jeder Lieferung 5 Mark.

Von der 7. Lieferung sind die Ortsnamenkarten volkskundlich besonders wichtig. Recht anschaulich zeigt die „Karte der Rodungsnamen Deutschlands", wie die Massen dieser Namen im Böhmerwalde und Fichtelgebirge auftreten. Mit der 8. Lieferung schließt das VI. Kapitel „Die Herrschaft der Ideen" und damit das ganze Werk ab, dem ein Verzeichnis der romanischen oder von Romanen überlieferten vorromanischen Ortsnamen, ein Sachweiser und ein Namenweiser beigegeben sind.

Heinrich Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Lieferung 1 (Abelia—Agrimonia). Verlag S. Hirzel, Leipzig 1937. 144 Spalten. Preis 5 Mark.

Dieses großangelegte Werk wird in 20 bis 25 Lieferungen ungefähr 80.000 Pflanzennamen botanisch und sprachlich behandeln. Den Herausgeber, der in erster Reihe Botaniker ist, unterstützt der Sprachwissenschafter W. Wißmann. Das sudetendeutsche Gebiet ist ausgiebig vertreten. In der „Namenliste der Gewährsleute" finden sich folgende Sudetendeutsche: K. Hatz (Gurschdorf), A. Horner (Königswerth), H. Jedlitschka (Wagstadt), R. Leidolf (Sedlnitz), K. Prinz (Tetschen a. d. E.), W. Retter (Oberlohma), H. Schreiber (Krummau), Fr. J. Seitz (Turn), O. Steidl (Eger), J. Stelzhamer (Olleschau), K. Storch (Nürschan) und Fr. Stransky (Hochenelbe). Notwendig wäre, auch aus Ostböhmen, Südmähren und aus dem karpathendeutschen Gebiet Beiträge zu gewinnen.

W. Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Mit 234 Bildern auf 112 Tafeln und 7 Karten im Text. 4. Auflage. J. F. Lehmann Verlag, München 1937. 142 S. Preis für das Ausland kart. 4 Mark 50, in Leinen geb. 5 Mark 62.

Das von uns schon früher angezeigte Buch liegt bereits wieder in einer neuen, verbesserten und erweiterten Auflage vor, deren Erscheinen der Verfasser, der am 24. September 1936 im 56. Lebensjahr gestorben ist, leider nicht mehr erleben durfte.

Werner Emmerich, Von Land und Kultur. Beiträge zur Geschichte des mitteldeutschen Ostens. Zum 70. Geburtstag Rudolf Kötzschkes. Verlag des Bibliographischen Instituts A. G., Leipzig 1937. 254 S.

*) Frage Nr. 431 stellt Otto F. Babler, Olmütz-Heiliger Berg; Frage Nr. 438 Univ.-Prof. Dr. Leonhard Franz, Prag XIX., Šárecká 31.

Digitized by Google

Nahezu alle Beiträge dieser Festschrift befassen sich mit der Vorgeschichte und Geschichte Sachsens und sind daher auch für das angrenzende sudetendeutsche Gebiet wichtig.

Josef Dünninger, Volkswelt und Geschichtliche Welt. Gesetz und Wege des deutschen Volkstums. Essener Verlagsanstalt, Berlin-Essen-Leipzig 1937. 234 S. Preis geh. 4 Mark 20, geb. 5 Mark 50.

Das sowohl durch einen gedankenreichen Inhalt als auch durch eine schöne Sprache ausgezeichnete Buch gibt in seinem 1. Teile „Volkstum und Geschichte" eine Geschichte des deutschen Volkstums im kleinen und umreißt in seinem 2. Teile „Einheit der Volkswelt" Sinn und Zweck der deutschen Volkskunde, deren Stoffgebiete (Sitte, Brauch, Tracht, Volkssprache und Volksdichtung, Volkskunst, Volksreligion usw.) in der Weise betrachtet werden, daß der Zusammenhang der Gesamtheit des Volkslebens stets deutlich sichtbar bleibt.

Dr. Gerhard Heilfurth, Das erzgebirgische Bergmannslied. Ein Aufriß seiner literarischen Geschichte. Glückauf-Verlag, Schwarzenberg im Erzgebirge, 1936. 142 S. Preis geb. 7 Mark 50.

In dieser aufschlußreichen Untersuchung wird auch der böhmische Teil des Erzgebirges und sein Schrifttum voll berücksichtigt. Die Lieder selbst werden in drei großen Zeitgruppen (1530—1658, 1658—1800 und 1800—1934) behandelt. Beispiele bringt der Liederanhang, der mit dem berühmten Kuttenberger Lied — dem Lied von dem siegreichen Kampf der deutschen Berggesellen mit den „Behemischen bauren" — beginnt.

Heinz Gaßner, Bibliographie des Volksliedes im nordöstlichen Altbayern. Oberpfalzverlag M. Laßleben, Kallmünz 1937. 63 S.

Mit dieser fleißigen und verläßlichen Arbeit hat die deutsche Volksliedforschung wieder ein willkommenes Hilfsbüchlein erhalten, das einen raschen Überblick über den Volksliedbestand der Oberpfalz und Niederbayerns ermöglicht und zugleich das einschlägige Schrifttum verzeichnet.

Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes. Reihe 2 der Pommernforschung = Band 6 der Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern. Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1937. 196 S.

Nicht weniger als 375 Kinderspiele bietet die vorliegende Sammlung, die zudem nur eine Auswahl aus dem reichen Spielschatze Pommerns darstellt. Eine Übersicht über das Schrifttum gibt der Herausgeber der ganzen Reihe, der rührige Leiter des Volkskundlichen Archivs Karl Kaiser.

Adolf Helbok und Heinrich Marzell, Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende. 6. Band der Reihe „Deutsches Volkstum". Mit 82 Abbildungen und 48 Tafeln. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1937. 154 S. Preis geb. 5 Mark 80.

Auf 121 Seiten des Buches entwirft Helbok ein eindrucksvolles Bild von Haus und Siedlung, wobei er immer wieder auf die vorgeschichtlichen Grundlagen zurückgreift und die Haus- und Siedlungsformen als Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens des Volkes kennzeichnet. Unter den Bildern befinden sich auch sudetendeutsche Aufnahmen: Mitteldeutsche Gevierthofanlage mit Ecktor im Egerland, Mitteldeutsches Gehöft in Nordböhmen, Umgebinde sudetendeutscher Blockhäuser in Nordböhmen, Bauernhäuser in Eisdorf (Zips). Als Muster eines Waldhufendorfes dient eine Aufnahme der von Böhmerwäldlern begründeten Siedlung Wolfsberg im Banater Erzgebirge (Rumänien). Diesem Hauptteil des Werkes ist ein Beitrag über „Bauerngarten und Bauernpflanzen" von H. Marzell angeschlossen.

Jahrbuch der volkskundlichen Forschungsstelle. Band I. Band 6 der Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga 1937. 144 S. Preis geh. 2 Mark 40.

Digitized by Google

Von den vier Beiträgen dieses Jahrbuches sind besonders hervorzuheben: O. Masing, Volkslieder der baltischen Deutschen im 19. Jahrhundert; Fr. A. Redlich, Gemischtsprachige Dichtung im Baltikum (mit Proben deutsch-russischer Mischlieder).

Edith Kurtz, Heilzauber der Letten in Wort und Tat. Band 5 der genannten Veröffentlichungen. Derselbe Verlag, Riga 1937. 185 S. Preis geh. 4 Mark.

Diese Zusammenstellung der urtümlichen Heilbräuche der Letten bildet einen wertvollen Beitrag zur Volksmedizin.

Herbert Sachse, Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1937. 73 S. Preis geh. 4 Mark.

Ausgehend davon, daß das Deutschtum Ungarns nach der amtlichen Zählung von 1930 einen Rückgang von 13.2 Prozent gegenüber 1920 zu verzeichnen hat, untersucht der Verfasser die Verhältnisse in den einzelnen Siedlungsgebieten und forscht den Ursachen dieses auffälligen Rückganges nach, der sich — abgesehen von der Einflußnahme der Behörden — aus der Abwanderung Deutscher, aber auch aus einem Wandel des Bekenntnisses erklärt. Denn fast immer ist dieselbe Beobachtung zu machen: In den meisten Gemeinden stimmt die Abnahmesumme der Deutschen und die Zunahmesumme der Madjaren genau überein.

Georg Schreiber, Die Sakrallandschaft des Abendlandes. Mit besonderer Berücksichtigung von Pyrenäen, Rhein und Donau. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1937. 39 S. Preis 1 Mark 30.

Dieses 2. Heft der Mitteilungen des Deutschen Instituts für Volkskunde in Münster i. W. bringt auch für die Einordnung sudetendeutscher Gebiete in diese oder jene „Sakrallandschaft" manchen Beleg. So wird z. B. im Abschnitt „Der heilige Berg Montserrat" bemerkt, daß sich in Prag nach Einführung der Schwarzspanier durch Ferdinand III. im Jahre 1636 die Bezeichnung einfindet: „Abtei U. L. Frau von Montserrat zu Emaus" und daß nach Prag die Kopie eines Gnadenbildes übergeführt wurde. Mit einer solchen Kopie beschenkten die Generale Don Bartholomeo und Don Balthasar Maradas die Dechanteikirche zu Maria Geburt in Wodnian, das sie während des Dreißigjährigen Krieges eine Zeitlang pfandweise besaßen. Eine der drei Statuen der Madonna von Montserrat, die P. Benedikt von Pennalosa mit aus Spanien gebracht hatte, wurde am 8. September 1666 in feierlicher Prozession in die neuerbaute Kirche in Bösig übertragen, die in kurzer Zeit zu den bedeutendsten Wallfahrtsorten Böhmens gehörte. „Auch eine Kirche unweit des südmährischen Städtchens Zlabingo (Druckfehler für Zlabings) erhielt die h. Maria von Montserrat zur Titelheiligen". Näheres über diese Kirche bei Sitzgras hat unser Mitarbeiter Prof. Dr. Th. Deimel im Jahrgang 1936 unserer Zeitschrift auf S. 69 f. mitgeteilt.

Das Römische Rituale, nach der Vatikanischen Ausgabe des Rituale Romanum übersetzt von Dr. P. Paulus Lieger, O. S. B. 592 S. Preis geb. 5 S. (3 Mark). Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien.

Diese erste und einzige deutsche Übersetzung des vollständigen Römischen Rituale bringt nicht nur alle liturgischen Obliegenheiten des Priesters außerhalb der Messe dem der lateinischen Sprache unkundigen Laien nahe, sondern ermöglicht auch in ganz vorzüglicher Weise, den großen Schatz zu heben, welcher aus der Tiefe der altehrwürdigen Riten und Bräuche der römisch-katholischen Kirche erstrahlt. Dr. Ernst Hoyer.

Otto Zerlik und Gustav Bayer, Hoi-la-rou-di! Egerländer Volkslieder. Liedsätze von Friedrich und Heinrich Kernich. Buchschmuck von J. M. Göhsl. Heinrich Hohler-Verlag, Karlsbad-Donitz 1937. 32 S. Preis 12 Kč.

Mit Freuden wird jeder Egerländer diese hübsche Sammlung von 31, meist kurzen, schnaderhüpfelartigen Liedern begrüßen, die dem Volksmund selbst ent-

Digitized by Google

nommen und unverfälscht herausgegeben wurden. Dies, die mundartliche Schreibweise, die Adolf Horner tadellos besorgt hat, die gelungenen Liedsätze der Brüder Kernich und die trefflichen Bilder des akademischen Malers Göhsl machen das Heft zu einer vorbildlichen Leistung.

G. Jungbauer, Heimat und Volk. Deutsche Sagen. Bücherei für Schule und Haus. Volkskundliche Reihe Nr. 3. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1937. 213 S.

Von den 250 deutschen Sagen aus der Tschechoslowakei, die diese Ausgabe vereinigt, sind 172, also fast drei Viertel, in der gleichen Form bisher nirgends im Druck erschienen.

Karl Storch, Deutsche Märchen aus Westböhmen, 1. Teil, 32 S. — Dr. Luis Bergmann, Schmiedeeiserne Grabkreuze aus Westböhmen, 1. Teil. 8 S. u. 18 Tafeln. — Band 1 und 2 der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern, hg. von Dr. Luis Bergmann. Verlag der Zeitschrift „Unsere Heimat" (A. Knab), Plan bei Marienbad, 1937. Preis eines jeden Bandes 10 Kč.

Im 1. Heft legt K. Storch 17 von ihm gesammelte Märchen in naturgetreuer Mundart vor und macht in den Anmerkungen ausführliche Mitteilungen über seine Gewährsleute. Im 2. Heft sind 19 Grabkreuze nach eigenen Aufnahmen des Verfassers sehr klar und wirksam wiedergegeben, ihre zeitliche Eingliederung wird im Textteil versucht.

Československá vlastivěda. Řada II. Národopis. (Tschechoslowakische Vaterlandskunde. Reihe II. Volkskunde.) Sfinx-Verlag B. Janda, Prag, 1936. 392 S. Preis geh. 190 Kč, geb. 225 Kč.

Dieser im Juli 1937 erschienene Band enthält neben allgemeinen Beiträgen über die Bevölkerung der Tschechoslowakischen Republik von A. Boháč und zur Demographie der im Ausland lebenden Tschechen und Slowaken von J. Auerhan Abhandlungen aus dem Gebiete der tschechischen und slowakischen Volkskunde von K. Chotek, Drahomira Stránská und J. Matiegka und eine zusammenfassende Übersicht über die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakischen Republik von Dr. G. Jungbauer, deren Übertragung ins Tschechische Stan. Petira besorgte.

Dr. Albin Oberschall, Berufliche und soziale Schichtung der Deutschen in der Tschechoslowakei. Hg. vom Bund der Deutschen, Verlag der Buchdruckerei Wächter B., Abt. Wia-Verlag, Teplitz-Schönau, 1937, 59 S.

Dieses Heft unterrichtet besser als dickleibige Bände über die Lage der Sudetendeutschen. Es ist keine trockene Zusammenstellung von Zahlen, der Verfasser geht auch auf Ursache und Folgen der Erscheinungen ein. Volkskundlich ist besonders die nachstehende Stelle (S. 19) beachtenswert: „Dieser mehr industrielle Einschlag bei den Deutschen und mehr landwirtschaftliche Einschlag bei den Tschechen sickert bis in die feinsten Regungen der Volksseele durch, die sich in Brauchtum und Kunst kundtun. Man denke an die Vorliebe der Tschechen für die Trachten der Landbevölkerung, man halte sich demgegenüber bei den Deutschen vor Augen das blühende Städtewesen und die von Deutschen durchgeführten herrlichen Dombauten, Rathäuser usw., man erinnere sich bei den Deutschen der Lieder, die von Gewerbekunst und Gewerbefleiß zeugen, bei den Tschechen der Gesänge von dem Segen der Mutter Erde (siehe die Oper „Die verkaufte Braut" oder „Jenufa" usw.) ... dieser Unterschied zwischen — sagen wir einmal mit einer kurzen Formel — „deutschem Bürger" und „tschechischem Bauer" ist auch heute noch da und beherrschend".

Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Einheitsbewegung. Werden und Erfüllung. Nach der Beschlagnahme 2. Auflage. Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig, 1937. 105 S.

Die Konrad Henlein gewidmete Schrift stellt nach einem geschichtlichen Rückblick auf 1848 und die Zeit des nationalen Reifens in den Sudetenländern von 1849 bis 1918 die politische Entwicklung der Nachkriegszeit dar. Im letzten Abschnitt

Digitized by Google

„Konrad Henleins Einheitstat. Die Erfüllung" wird die Gründung der SdP., ihre Aufgabe und Bedeutung ausführlich geschildert. In manchen Punkten ist die Schrift ergänzungsbedürftig. Zuweilen ist sie einseitig. So fällt auf S. 39 f. auf, daß die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag nur kurz erwähnt, dagegen auf Gierach ein langes Loblied angestimmt wird, der nach Pfitzner „zum Anwalt der sudetendeutschen Leistungen gegenüber dem Auslande, förmlich ihr nichtbeamteter ‚Kulturminister' wurde". Zu dieser lächerlichen Behauptung wird wohl jeder Kenner der Verhältnisse den Kopf schütteln.

Dr. Ernst Ströer, Sudetendeutsches Balladenbuch. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. 239 S.

Das Buch, das neben Balladen auch Stücke enthält, die nicht zur erzählenden Dichtung gehören, fesselt den volkskundlichen Forscher, weil er bei den zahlreichen Bearbeitungen sudetendeutscher Sagenstoffe beobachten kann, wie ein wirklicher Dichter den aus dem Volk genommenen Stoff zu gestalten weiß, der an sich selbst meist schon von dichterischer Schönheit und Kraft erfüllt ist. Gerade diese Balladen, die auf heimischen Sagen aufbauen (die Abschnitte „Sage, Spuk, Legende"), sind besonders eindrucksvoll.

Heinrich Micko, Adalbert Stifters früheste Dichtungen. Zum ersten Male herausgegeben. Mit zwei Faksimilien. Verlag der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen. Prag, 1937.

In einer Prachtausgabe, die in einer Auflage von nur 300 Stück erschienen ist, legt hier H. Micko 54 Gedichte Stifters vor, die aus den Jahren 1823 bis 1831 stammen und daher Jugendversuche sind, an die man keinen strengen künstlerischen Maßstab legen darf. Bloß ein Drittel dieser Gedichte ist bisher nicht gedruckt. Das Buch ist sowohl für den Forscher wie auch für den Verehrer Stifters eine kostbare Gabe.

Das Kolbenheyer-Buch. Eingeleitet und ausgewählt von Ernst Frank. Mit einem Bilde des Dichters. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1937. 256 S. Preis kart. 21 Kč, geb. 31 Kč 50.

Mit Sorgfalt und Verständnis ausgewählte Stücke aus den erzählenden Werken und einzelne Gedichte Kolbenheyers wurden in dieser Sammlung wirkungsvoll vereinigt, und zwar in drei großen Abschnitten: Kreis der Heimat, Ruf und Gericht, Das Ich und das All. Dieser trefflichen Probe aus den Werken des Dichters ist sein schön und liebevoll geschriebenes Lebensbild vorangestellt.

Stefan Andres, Moselländische Novellen. 300 S. Preis geb. 5 Mk. 50. — Anton Gabele, Talisman. 158 S. Preis geb. 3 Mark 60. — Martin Raschke, Wiederkehr. Tagebuch einer Kindheit. 128 S. Preis gebunden 3 Mark 40. — Karl Röttger, Das Unzerstörbare oder die Vollendung des Einst. 189 S. Preis geb. 3 Mark 80. — Pola Gauguin, Mein Vater Paul Gauguin. 280 S. Preis geb. 6 Mark 50. — Karl von Seeger, Imam Schamil, Prophet und Feldherr. Mit 8 Bildtafeln und einer Karte. 311 S. Preis geb. 6 Mark 50. — Alles Paul-List-Verlag, Leipzig, 1937.

Die moselländischen Novellen — zum Teil sehr düstere Stoffe aus dem Bauernleben — packen durch ihre wirklichkeitsgetreue Darstellung und gute Kennzeichnung der Volksart. — Ergreifend ist die Geschichte von seinem Jugendland, die der Bauernsohn Gabele seiner Frau und seinen drei Buben erzählt, wobei vor allem die Gestalten seines Vaters und seiner Mutter wie aus Stein gemeißelt vor die Augen des Lesers treten. — Reizende Kindheitserinnerungen, aber bei den sommerlichen Landaufenthalten erlebt, schildert das Buch Raschkes. — Ebenfalls aus eigenem, sehr schwerem Erleben heraus ist das dreiteilige Werk Röttgers entstanden, dessen zweiter Teil „Das Auge der Mutter" ein hohes Lied auf die stets opferbereite und für das Wohl ihrer Kinder unermüdlich sorgende Mutter ist. — Das Lebensbild, das P. Gauguin von seinem Vater, dem unglücklichen Künstler (1848—1903), entwirft, könnte man auch mit den Worten „Der Fluch des Mischbluts" überschreiben. Denn er, der Sohn eines Franzosen und einer Peruanerin,

Digitized by Google

erkannte jeden Tag klarer die widerstreitenden Kräfte seiner Seele. „Sie waren wie zwei Persönlichkeiten, die in seinem Leben und seiner Kunst immer neue Konflikte heraufbeschworen: der Europäer und der Barbar" (S. 149). — Ebenso spannend liest sich die Lebensbeschreibung des Tscherkessenführers Imam Schamil, die der genaue Kenner der russischen und kaukasischen Geschichte K. von Seeger verfaßt und mit einer ausführlichen Einleitung versehen hat.

Deutsche Monatshefte in Polen (Posen). — Aus dem Juliheft ist der „Beitrag zur Volkspersönlichkeitsforschung des deutschen Ostkolonisten" von E. Lendl, aus dem August-Septemberheft die Abhandlung „Volkslied und Liedträger in Mittelpolen" von K. Horak besonders hervorzuheben.

Volk an der Arbeit (Prag-Reichenberg). — Unter dieser neuen Überschrift erscheint seit Juli die frühere Monatsschrift „Heimatbildung". Sie wird von der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung" herausgegeben, die Schriftleitung liegt in der Hand von Dr. Josef Schneider und Dr. E. Wolfgramm (Prag VII, Šimáčkova 16), als Verleger zeichnet wie früher der Sudetendeutsche Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Aus dem reichen Inhalt der bisherigen Hefte kann nur einzelnes herausgehoben werden. Aus dem 7. Heft: A. Herr, Sudetendeutsche Kulturpolitik; J. Streit, Vom Rundfunk. Aus dem 8. Heft: O. Schürer, Deutsche Kunstleistungen in der Zips; J. Schneider, Wilhelm Wostry; X. Schaffer, Volkskunst, Museum und Händler. Aus dem 8. Heft: W. Decker, Feiergestaltung und Freizeit u. a.

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). — Aus Heft 3/4: Dr. H. Weinelt, Befestigte Kirchen in Mähren; R. Hruschka, „G'stanzln" aus Südwestmähren. Aus Heft 5/6: Dr. A. Knöbl, Der nordmährische Mensch; Dr. K. Baron Maydell, Die Geländeflur in den Sudetenländern: Dr. H. Horntrich, Das südmährische Pfingstsingen. Von diesem Doppelheft an zeichnet als Schriftleiter des Hauptteiles (Volksforschung) Dr. H. Weinelt. Aus Heft 7/8: Dr. Ing. A. Hoenig, Sudetendeutsche Stadtanlagen.

Volksdienst (Prag). — Aus Folge 13: J. Hübner, Eine deutsche Bauernhochzeit in Bardhaus; O. Goldbach, Volkskunst und Scheinkunst. Aus Folge 16: Dr. F. J. Beranek, Die Pardubitzer deutsche Sprachinsel (mit Kartenskizze und vier Bildern). Aus Folge 17: Franz Heger, Für ein sudetendeutsches Museum (Zu dieser Anregung vgl. unsere Zeitschrift, Jahrgang 1928, S. 4, und 1929, S. 128 f.). Aus Folge 19: R. Pawikausky, Die deutsche Holzfällerkolonie Hrabovo; F. Heger, Von der Sprachgrenze; M. U. Kaspavek, Die Deutschen von Demandice (Slowakei).

Beiträge zur Klaviermusik. Sudetendeutsche Monatshefte (Prag-Reichenberg). — Folge 10 bringt ausgewählte Stücke aus der Reifezeit und den letzten Lebensjahren Mozarts. Aus dem Inhalt des 12. Heftes sind Stücke des aus Preßburg gebürtigen Hans Newsidler (gest. 1563 in Nürnberg) und des 1721 in Prag gestorbenen Graf von Vogi hervorzuheben. Die 1. Folge 1937 eröffnen vier Klavierstücke von J. Bammer, die 2. Folge ist J. S. Bach und die 3. Folge dessen Sohn C. Ph. E. Bach gewidmet. — Folge 4/5 bringt Stücke des aus Friedberg im Böhmerwalde stammenden Lehrers Anton Bruckners Simon Sechter (1788—1867).

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Das Juniheft 1937 ist dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zum Eintritt in das 75. Bestandsjahr und seinem Vorsitzenden Prof. Dr. W. Wostry zur Feier des 60. Geburtstages gewidmet. Es enthält u. a. Beiträge von E. Lehmann (Volkheit im Volkstum), B. Schier (Böhmisch-sächsische Volkstumseinheit im Lichte der Sachforschung), G. Heilfurth (Anton Günthers grenzländisches Liedschaffen) und J. Hanika (Das sächsische Kopftuch in Mähren).

Schönere Heimat. Erbe und Gegenwart. Hg. vom Bayerischen Landesverein für Heimatschutz, München. Jährlich 6 Hefte. Jahresbezugspreis mit drei Heften des Werkblattes „Der Bauberater" und einem reich bebilderten Jahrbuch, 5 Mark 25.

Aus dem Inhalt des 1. Heftes dieser empfehlenswerten Zeitschrift für Heimatpflege seien die durchweg mit prächtigen und anschaulichen Bildern versehenen Beiträge genannt: Der Heimat Erbe; Straßen des Führers in der Landschaft; Heimatschutz und Reklame; Vom Lehrling zum Meister in alter Zeit; Gute und schlechte

Digitized by Google

Kriegerdenkmäler, die auch im Bilde einander gegenübergestellt werden (eine Arbeit, für die unsere sudetendeutschen Kriegerdenkmäler ebenfalls hinreichenden Stoff liefern würden); Das saubere Dorf.

Die Volkslieder der Sudetendeutschen

werden vom Beginn des Jahres 1938 an zum ersten Male in einer Gesamtausgabe erscheinen, die eine Fülle bisher ungedruckten Liedgutes enthalten wird. Diese Gesamtausgabe erscheint in 8 Vierteljahrs-Lieferungen, so daß das gesamte Werk im Jahre 1940 vollständig abgeschlossen ist.

Als Herausgeber zeichnen

Univ.-Prof. Dr. Gustav Jungbauer und Dr. Herbert Horntrich,

zwei hervorragende und anerkannte Volksliedforscher, womit die Gewähr einer einwandfreien Arbeit gegeben ist. Das Werk wird alle Liedgattungen des Volksliedes umfassen, u. zw. Brauchtumslieder, Ständelieder, Balladen, Liebeslieder, Schwank- und Spottlieder, Scherz- und Spiellieder und geistliche Lieder. Die Noten werden im Stich hergestellt. Auch sonst wird der Ausstattung des Werkes die größte Sorgfalt gewidmet, so daß es eine Zierde jeder Bücherei sein wird.

Jede Lieferung umfaßt 96 Seiten. Sie kostet bei spesenfreier Zustellung in guter Verpackung Kč 52.— (RM. 5.—, S 10.—). Die Annahme der 1. Lieferung verpflichtet zur Abnahme des gesamten Werkes (8 Lieferungen), wobei jede Lieferung sofort nach der Zustellung zu bezahlen ist. Bei der Anlage des Werkes wurde auf eine Zweiteilung Rücksicht genommen, so daß das ganze Werk in 2 Bänden zusammengefaßt werden kann.

Nach Erscheinen des Gesamtwerkes werden wir über Wunsch Halblederdecken für beide Teile zum Preise von je Kč 25.— (RM. 2.50, S 5.—), für beide Teile also Kč 50.— (RM. 5.—, S 10.—) liefern.

Bei Vorausbezahlung des Gesamtpreises nach Übersendung der 1. Lieferung ermäßigt sich dieser auf Kč 380. —(RM. 38.—, S 76.—) [ohne Einbanddecken].

Das Erscheinen dieses für das Sudetendeutschtum so wichtigen Werkes ist aber nur dann gesichert, wenn sich bis Weihnachten 1937 eine entsprechende Anzahl von Beziehern gemeldet hat.

Roland Verlag Morawitz,
Prag VII, Messe-Palast.

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 **5./6. Heft**

Neue Wege volkskundlicher Forschung*).

Von **Dr. Dr. Ernst Lehmann**, Friedland i. B.

Grenzt es nicht an Vermessenheit, am Ende einer Tagung, die so überaus eindrucksvoll die Fruchtbarkeit volkstumsgeographischer und sprachgeschichtlicher Wege für die Heimatforschung und den Anspruch unserer Volksgruppe auf den Heimatboden in einer Reihe wertvollster Forschungsberichte herausgestellt hat, nun noch über neue Wege volkskundlicher Forschung zu sprechen? Der Aufbruch unseres Volkes hat aber unserer deutschen Volkskunde nicht nur neue Antriebe gegeben, er hat sie auch vor neue Anforderungen gestellt, vor Anforderungen, die doch wohl das Beschreiten neuer Wege und die Erschließung neuer Forschungsbereiche erfordern. Dabei sei nicht auf Anforderungen eingegangen, die das Wesen der deutschen Volkskunde verkennen und auf Sprengung ihres Rahmens und ihrer Eigenart hinauslaufen[1]). Um aber darüber entscheiden zu können, ob Anforderungen zu Recht oder zu Unrecht bestehen, muß die Aufmerksamkeit auf die letzte Ausrichtung der deutschen Volkskunde gelenkt werden. Da dürfte sich gegenwärtig wohl feststellen lassen, daß derzeit eine recht erfreuliche Übereinstimmung über die letzte Ausrichtung besteht. Trotz aller Sonderansichten im einzelnen weiß man doch, daß es letztlich um die Frage: „Was ist deutsch?"[2]) geht, um die Erforschung des „Volkstümlichen im Volkhaften"[3]) oder besser, um die „Volkheit im Volkstum"[4]), daß Volkskunde als Gegenwartswissenschaft es mit der Gemeinschaftsart des unbekannten Deutschen[5]) zu tun hat, um nur einige der neuesten Zielangaben herauszugreifen. Wovauf es allen diesen Zielsetzungen ankommt,

*) Nach dem Vortrag, gehalten bei der Hochschulwoche des „Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung i. d. Tschechoslk. Rep." in Böhm.-Leipa am 10. Juli 1937.

[1]) Vgl. die unzutreffenden Kritiken von M. H. Boehm, Das eigenständige Volk, 1932; E. Krieck, Völkische politische Anthropologie I, 1935; O. Kroh, Völkische Anthropologie als Grundlage deutscher Erziehung, 1934; E. Kayser, Bevölkerungswissenschaft und Geschichtswissenschaft (Archiv f. Bevölkerungswissenschaft V (1935), S. 145 ff. und neuerdings E. Krieck, Die Wissenschaft in der Lehrerbildung (Volk im Werden, Maiheft 1937).

[2]) Mackensen L., Volkskunde in der Entscheidung, 1937, S. 6.

[3]) Spamer A., Deutsche Volkskunde, 1934, I. S. 3.

[4]) Lehmann Emil, Volkheit im Volkstum, Zum Ziel und Verfahren der Volkskunde (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 1937, S. 66 f.).

[5]) Lauffer O., Was heißt deutsche Volkskunde? (Zs. f. Vkd., 10. Jg., S. 63.)

Digitized by Google

das klingt bereits bei dem Altmeister unserer sudetendeutschen Volkskunde, Adolf Hauffen, an, der schon in seiner 1896 erschienenen „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde" als Ziel der Volkskunde die Ermittlung des Begriffes „Volksseele" bestimmte.

Damit gab er ihr bei aller Anerkennung ihrer geschichtlich-philologischen Arbeitsweise eine seelenkundliche Zielsetzung. Heute erkennt man, daß nur auf dieser Linie sich die Volkskunde als selbständige Eigenwissenschaft rechtfertigen läßt. Beim Verlassen dieser Linie droht die deutsche Volkskunde leicht in eine ganze Reihe von unabhängigen Teilforschungen mit wohl ausgebildeten geschichtlich-philologischen, geographisch-kartographischen oder gar soziologischen Verfahren zu zerfallen. Daß diese Teilforschungen äußerst wertvolle Ergebnisse bereits erzielt haben und weiter erzielen werden, sei nicht in Frage gestellt, für das Hochziel der Volkskunde aber können ihre Ergebnisse nur Ansatz- und Ausgangspunkt sein. Hier gilt das Wort W. H. Riehls: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol, über Küche und Keller sind in der Tat für sich allein Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche und poetische Würde durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer Volkspersönlichkeit, und von diesem Begriff der Nation gilt dann allerdings im vollsten Umfang der Satz, daß unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium sei[6])." In diesem Sinne stellt Spamer heute fest: „Lied, Brauchtum, Glaubensvorstellung und das volkstümliche Werk der Hand sind lediglich die äußeren Ansatzpunkte zum Vorstoß in die Seelentiefe[7])."

„Die praktische Volksforschung ging aber ziemlich unbeeinflußt von den Zielsetzungen die alten Wege und blieb zumeist den einzelnen Stoffgebieten verhaftet, die zuerst die Romantiker und die junge Germanistik gepflegt hatten", wie Spamer ebenda ausführt. Erst in den letzten Jahren bemüht man sich ernsthaft auf breiter Linie über das Sammeln und Erforschen des geistigen und gegenständlichen Volksgutes hinauszugehen. Bei der Erforschung des Volksgutes, also von Volkssprache und Volksdichtung, Volksglaube und Volksbrauch, Volksrecht und Volksmedizin, Haus und Siedlung, Volkskunst und Volkstracht fängt man nun an, über die rein gegenständliche Forschung hinaus, das es erzeugende, tragende und wandelnde Volk zu beachten, und kommt darauf, daß auch das Volksgut nur so zu verstehen ist. „Von der Gemeinschaft aus ist die Fragestellung an das Volksgut zu richten, während umgekehrt richtiges Verstehen des Volksgutes zur Erschließung der Gemeinschaft verhilft[8])." Bei der Volksliedforschung bricht sich diese Erkenntnis etwa in der bedeutsamen Forderung Bahn: „Zuerst der Sänger, dann das Lied![9])." Man sucht daher z. B. nach dem

---

[6]) Riehl W. H., Die Volkskunde als Wissenschaft (Kulturstudien 1862), S. 215.
[7]) Spamer A., Die deutsche Volkskunde, 1934, Bd. I, S. 3.
[8]) Bringemeier M., Die soziologische Methode der deutschen Volkskunde (Peßler R., Handbuch der deutschen Volkskunde, I., S. 21).
[9]) Bringemeier M., Gemeinschaft und Volkslied, Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlandes, 1931.

Digitized by Google

Schwabentum im Schwabenlied[10]), treibt Biologie der Volksdichtung, d. h. man bezieht ihre Lebensverhältnisse und Untergründe in den Kreis der Forschung ein. Man erkennt heute, daß das Rätsel z. B. nicht dazu da ist, um „Vom Einzelnen dem Einzelnen aufgegeben zu werden. Es verlangt nach einer Gemeinschaft mit ihrem erhöhten Lebensgefühl in gemeinsamer geistiger Haltung, verlangt die gesteigerte Spannung im Wettbewerb des Ratens, bedarf zu vollem Leben des Beifalls und Gelächters zum Getroffenen und Verfehlten[11])".

Mackensen erkennt als entscheidend für Sitte und Brauch das Dasein von Traditionsgemeinschaften[12]). Die stark soziologisch eingestellte Volkskunde, die vor allem von Schwietering und seinen Schülern Bringemeier, Brinkmann und Hagemann getragen wird, geht aus auf die Erforschung der Lebensformen der einzelnen Bestandstücke des Volksgutes innerhalb einfachster sozialer Gebilde, wie etwa der Hof- und Dorfgemeinschaften. Durch möglichst viele zellenhaft umgrenzte Einzeluntersuchungen aus allen Gegenden des deutschen Raumes soll die besondere Haltung der verschiedenen Volksgruppen erforscht und auf diese Weise die Einsicht in die Fülle und die Mannigfaltigkeit des Volkslebens gewonnen werden. Derartige Einzeluntersuchungen fehlen für unsere sudetendeutschen Gebiete fast noch völlig. Es wäre eine Aufgabe gerade der rechten volkskundlichen Heimatforschung, solche Untersuchungen zu schaffen, bietet sich doch gerade da die Möglichkeit zu volkskundlicher Heimatforschung und nicht nur zu volkskundlicher Forschung in der Heimat[13]) oder heimatkundlicher Regionalforschung[14]), denn da muß die Heimat wirklich als Ganzes genommen werden und nicht bloß als ein zufälliger Ort für die Volksgutforschung, da muß die Ganzheit ihrer Beziehungen und der Gemeinschaftsgestaltungen berücksichtigt werden.

Da wird sich dann aber auch eine Sichtung der einzelnen Bestandstücke des Volksgutes als nötig erweisen. Bei einer solchen heimatkundlichen Volksforschung in unserem Grenzland mag der Gesichtspunkt Emil Lehmanns gelten: „Was keinen Bezug zum Bestand des Volkes hat, das gehört offenbar auch nicht in die Volkskunde[15])." Für die grenz- und auslanddeutsche Volkskunde muß sich eben der Schwerpunkt der Volkskunde völlig im Sinne Riehls vom Volksgut auf den Volksmenschen, auf die Volksgemeinschaft verlagern. Freilich nicht nur deshalb, weil unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium ist, sondern ganz einfach deshalb, weil es hier um die Volkserhaltung, um den Bestand der Volksgruppe, des Volkes selbst geht, und nicht nur um verschiedene Bereiche der volkhaften Entfaltung, um Volkslied oder Volkssitte,

[10]) Kolesch H., Schwabentum im Schwabenlied, 1936.
[11]) Panzer Fr., Das Volksrätsel (Spamer, Die deutsche Volkskunde, I., S. 280).
[12]) Vgl. seine Darstellung von Sitte und Brauch in Spamers Deutscher Volkskunde. S. 110 ff.
[13]) Vgl. Lehmann Emil, Heimat und Bildung, 1925, S. 107.
[14]) Vgl. Süßenmilch G., Heimatgestaltung und Wissenschaft, in Heimatbildung, 1937, S. 81.
[15]) Lehmann Emil, Volkheit im Volkstum (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 12. Jg., S. 68).

Digitized by Google

die man vielleicht als wertvoll und schön empfindet und deshalb dem Volke erhalten will. Im Grenzland- und Auslanddeutschtum darf es für die Volkskunde keine vornehme, ästhetische Zuschauerhaltung geben. „Und wenn sie schon nicht mitkämpft, so muß sie doch wie der Waffenmeister neben den Kämpfenden stehen[16])." Um diese Aufgabe des Waffenmeisters übernehmen zu können, muß sie, wenn auch nicht gerade zu einer kämpferischen, heroischen, so doch zu einer existenziellen Wirklichkeitsvolkskunde werden, für die es kein Zurücktreten vor den entscheidenden Fragen der Volkserhaltung gibt, soweit dafür die volkskundliche Forschung zuständig ist, und kein übermäßig langes Aufschieben, nur weil wissenschaftlich noch diese oder jene Voruntersuchung nicht abgeschlossen, der zugehörige wissenschaftliche Apparat noch nicht genügend ausgebaut ist.

Aber was für die Volkskunde im Grenzland- und Auslanddeutschtum gilt, gilt doch auch für die gesamte deutsche Volkskunde. Sie ist ja nicht als beschauliche Spezialwissenschaft entstanden, sondern Volksnot ist der Wurzelboden volkskundlichen Interesses, wie jüngst wieder Bach[17]) in seinem großen, grundlegenden Werk im Hinblick auf Möser, Arndt, Jahn, Goerres und W. H. Riehl überzeugend darlegte. Ja man könnte noch weitergehen und den Satz wagen: Unsere deutsche Volkskunde ist nicht in erster Linie eine Geisteswissenschaft, die es mit Vergegenständlichungen zu tun hat, die, einmal geschaffen, dem Fluß des Lebens und der Geschichte entrückt, selbst ihren Schöpfern als objektive Formen entgegentreten, sondern im Sinne Freyers eine Wirklichkeitswissenschaft[18]), die es vornehmlich mit Formen aus Leben zu tun hat, die immer im Flusse sind und zu denen wir selbst gehören. Dem Ursprung der Soziologie aus der Notlage entspricht auch der der Volkskunde, wie sich im Anschluß an Bach im Sinne Freyers leicht darlegen ließe.

Dann aber bedeutet auch die Forderung nach einer Sichtung des Volksgutes im Hinblick auf die Volkserhaltung kein Hineintragen außerwissenschaftlicher Gesichtspunkte, die geeignet wären, die Wissenschaftlichkeit der Volkskunde zu gefährden. Eine deutsche Volkskunde als Wirklichkeitswissenschaft darf sich aber auch dem Außenseiter nicht als bloßes Additionsprodukt aus Volkslied-, Märchen-, Haus- und Trachtenforschung usw. darstellen, sie muß vielmehr mit Mackensen[19]) nach einem neuen Gliederungsplan suchen, der nicht nur von der Stoffbeschaffenheit, sondern vielleicht von Handlungen aus zu entwerfen wäre. Vor allem aber muß ihr die Erforschung der Vorgänge der Volkwerdung im ganzen und der völkischen Vergemeinschaftung in allem einzelnen am meisten am Herzen liegen. Zur Hauptfrage muß ihr dann mit Emil Lehmann werden: „Wo wird Volk? Worin verwirklicht sich Volksgemeinschaft? Woran vergemeinschaftet sich das Volk? ... Was erwächst dem Volk an Gliederungen

[16]) Ebenda, S. 77.
[17]) Bach Ed., Deutsche Volkskunde, Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben, 1937, S. 7 f.
[18]) Vgl. Freyer H., Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft 1930, und Einführungen in die Soziologie 1932.
[19]) Mackensen, Volkskunde in der Entscheidung, 1937, S. 34.

Digitized by Google

oder wenn man will, an Schichten und Gruppen zu seiner Erhaltung und zur Durchsetzung oder Steigerung des Volkwerdens, zur immer engeren und wirksameren völkischen Einigung?[20])."

Bei der Behandlung aller Bereiche des Volksgutes haben dann eben diese Fragen in den Vordergrund zu treten. Das heißt nicht, daß alle anderen Fragen wertlos wären, aber das Hauptaugenmerk muß auf das gerichtet werden, was eine engere Beziehung zum Bestand und Werden des Volkes aufweist. Dabei werden auch neue Gebiete erschlossen werden müssen, mögen sie nun zum Volksgut gehören oder unmittelbarere Entfaltungsformen des Volkslebens darstellen.

Zunächst ist da zu fragen: Hat die deutsche Volkskunde ihre Sammel- und Forschungsarbeit schon auf alle Bereiche des geistigen und gegenständlichen Volksgutes erstreckt. Bezüglich der Erziehung im Volke ist diese Frage zu verneinen, denn als geschlossenes Teilgebiet der wissenschaftlichen Volksgutskunde ist die Erziehung im Volke der bisherigen Volkskunde noch völlig unbekannt, wie allein ein Blick in die neuesten großen Werke von Spamer, Peßler und Bach dartut. Hier kennt man nur die praktische Frage nach der Verwertung der Volkskunde in der Erziehung, die da von Freudenthal und Weismantel behandelt wird. Das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde" von Erich und Beitl aber kennt nicht einmal das Wort Erziehung oder Bildung als Stichwort. Damit ist nicht gesagt, daß die Volkskunde die Erziehung im Volke bisher völlig vernachlässigte, bei Sitte und Brauch im Lebenslauf zwischen Taufe und Hochzeit wurde ihr zumeist eine gewisse Beachtung geschenkt. Mir erscheint es nun aber nach der allgemeinen Zustimmung zu meinem Werke über „Erziehung im Volke"[21]) nicht mehr zweifelhaft, daß die Erforschung der Erziehung im Volke genau so wie die des Volksrechtes und der Volksmedizin zu den Aufgaben der Volkskunde gehört, und zwar nicht nur aus Gründen der Vollständigkeit, sondern weil gerade diese Arbeit auch wertvolle Beiträge zum Hochziel der Volkskunde ergeben kann. Das Verhältnis unserer einzelnen Volksschläge und Stämme zum Erzieherischen ist recht unterschiedlich, es spielt in ihrem Gesamtaufbau eine verschiedene Rolle, der Obersachse z. B. ist zweifellos der Erziehung geneigter als etwa der Egerländer. Doch diese Dinge müssen erst in bezirks- und gauweiser Einzelforschung evarbeitet werden. Da ist z. B. die Frage zu klären, ob wirklich die Nordböhmen geborene Schulmeister sind, wie vielfach behauptet wird[22]). Aber auch die Erziehungsweisheit, die Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsziele, die als Volksgut von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und gewandelt werden, können nach entsprechender Erforschung wertvolle Bausteine für die theoretische Volkskunde liefern. Vor allem aber läßt sich die Erziehung im Volke auch dann noch erforschen, wenn die Tracht nicht mehr getragen, das Volkslied verklungen ist, Märchen nicht mehr erzählt werden, denn wo Menschen unterschiedlichen Alters leben, muß erzogen werden. Diese Erzie-

[20]) Lehmann, Volksheit im Volkstum, S. 69.
[21]) Lehmann Ernst, Erziehung im Volke, Darstellung der volkhaften Erziehung auf volkskundlicher Grundlage, 1936.
[22]) Winter E., Ferdinand Kindermann, 1926.

Digitized by Google

hung aber geschieht nicht bloß auf Grund augenblicklicher Eingebungen, sondern stets auch auf Grund überlieferter Erziehungsweisheit mit Hilfe von durch Generationen bewährten Erziehungsmaßnahmen nach ehrwürdigen Erziehungszielen, die man im bodenständigen Volke schwerer als die eigenen Kinder aufgibt. Die Erforschung der Erziehung im Volke kann aber vor allem für die Lehrerschaft eine Brücke zur wissenschaftlichen Volkskunde bilden. Wendet sich die Lehrerschaft der im Volke geübten Erziehung zu, dann erschließt sich ihr das Volksleben im Heimatraum und zugleich die Volkskunde in ihrem eigenen Erziehungsbereich, dann stößt sie auf die innigste Beziehung zwischen Erziehung und Volkskunde. Daher wäre zu empfehlen, daß sich die Lehrerschaft von der Erziehung im Volke aus die Volkskunde erarbeitet. Hier ist vor allem noch völlig unbebautes Land, sind kaum die Grundlagen durch mein Werk gelegt, daher kann hier frisch mit dem Sammeln des Stoffes begonnen werden.

Da empfiehlt es sich, zunächst nach dem volkhaften Erziehungsbewußtsein und Erziehungszielen zu fragen, denn sonst besteht die Gefahr, daß man über die unbewußte funktionelle Erziehung, die Prägung nicht hinauskommt. Da ist es gut, wenn man sich davon überzeugt, daß man sich im Volke doch bis zu einem gewissen Grade seines erzieherischen Tuns bewußt ist, über Erziehungsfragen nachsinnt und nach Zielen und Leitbildern sein Tun ausrichtet. Man muß da einfach auf Gespräche und Unterhaltungen von Müttern achten. Freilich, seine Erziehungsziele verrät das Volk nicht gern. Es fällt dem Mann aus dem Volke nicht leicht, seine geheimsten Wünsche für Beruf und Lebensart seiner Kinder jedermann zu offenbaren. Zumeist erscheinen die Erziehungsleitbilder in bestimmten Angehörigen verkörpert. „Schau dir den Onkel Fritz an, das ist halt ein rechter Mann, der versteht seine Sache!" Streng wird auf die Beachtung der Leitbilder gesehen. „Lieber kein Kind, als ein entartetes!" Die Frage, volkhafte Erziehungsziele und Artbewußtsein dürfte eine entscheidende Fragestellung bei der Erforschung der Erziehungsziele des Volkes sein und sich zu einem wertvollen Beitrag zu einer Rassenforschung auf volkskundlicher Grundlage ausbauen lassen.

Ferner ist festzustellen, wie sich volkhaftes Erziehen in den einzelnen Ordnungen und Gefügen des Volkes abspielt: in Ehe und Familie, durch Mutter und Vater, im Kreis der Geschwister, im Verhältnis zu den Großeltern, Onkeln und Tanten und in der gesamten Freundschaft und Vetternschaft, sowie in den anderen Gefügen des Volkes, also in den räumlichen, altersmäßigen und beruflichen. Schließlich hat man sich zu beschäftigen mit den volkhaften Erziehungsmaßnahmen und Bildungsgrundformen. Die Vorformen wie Pflege, Gewöhnung, Vorbild, Beispiel und Wetteifer können Anlaß dazu geben, auf all das einzugehen, was sich volkskundlich über das Kleinkind zusammentragen läßt, um es auf seinen erzieherischen Gehalt zu überprüfen. Auch für die Bildungsgrundformen strömt im allgemeinen reicher volkskundlicher Stoff zu, ob es sich nun um das Spiel handelt oder die ersten Schritte ins Arbeitsleben oder um Lehre im eigentlichen Sinne. Bei der Zucht ist besonders auf die volkstümlichen Schreckgestalten und

Digitized by Google

die verschiedenen Redewendungen zu achten, mit denen gedroht und eingeschüchtert oder auch gelobt und ermuntert wird.

Die Beantwortung der Frage nach dem Bildungswert des Volksgutes ist der gesamten Volkskunde aufgegeben, als Teilfrage der volkskundlichen Erziehungsforschung dürfte sie sich aber am leichtesten beantworten lassen. Sie dürfte gleichbedeutend sein mit der Frage nach dem arteigenen Volksgut als Grundlage der neuen Volkserziehung. Damit kommen wir aber schon zur praktischen Auswertung der volkskundlichen Erziehungsforschung. In dankenswerter Weise haben diese Fragen bereits Lehrer auf Grund meines Buches in Angriff genommen, so etwa Fachlehrer Zintl[23]), der in Anerkennung der Überlegenheit des Bildungsgutes der in der Heimat bestehenden und wirksamen volkhaften Gemeinschaften über den Allerweltsbildungsstoffen vom Lehrer die Beantwortungen folgender Fragen fordert: 1. Worin besteht das Bildungsgut der in der Heimat wirksamen Gemeinschaften überhaupt? 2. Welchen Bildungswert besitzt es? 3. Welche Bildungsgüter sind für die Aufnahme in den Lehrplan seiner Schule besonders geeignet? 4. Wie übermittelt man diese Bildungsgüter in einer den Stoffen und Altersstufen am besten entsprechenden Form? Nun, dazu gibt es ja auch bei uns schon mancherlei wertvolle Hilfsmittel, es sei hier nur kurz auf Gustav Jungbauers Deutsche Volkskunde verwiesen[24]), die eine gute Übersicht auch über diese Fragen bietet. Wenn im Deutschen Reich die Volkskunde zu den Grundwissenschaften der Lehrerbildung gezählt wird, so ist dies von dieser Frage aus voll und ganz zu verstehen und nur zu wünschen, daß auch bei uns der Volkskunde eine solche Stellung von der Lehrerschaft eingeräumt würde. Die Anerkennung der Erziehung im Volke als Teilgebiet der Volkskunde und ihre planmäßige Erforschung in unseren Bezirken und Gauen kann dazu aber zweifellos wertvolle Vorarbeiten leisten. Aber auch der Erwachsenenbildung vermag eine planmäßige Erforschung der Erziehung im Volke entscheidende Einsichten zu bieten, so durch die Aufdeckung der beständig in den einzelnen Volksgefügen wie Jungmannschaft, Berufskameradschaft, Stammtisch und Nachbarschaft erfolgenden gegenseitigen Erziehung, an die anzuknüpfen ist.

Doch wir wollen uns hier nicht mit den Auswirkungen praktischer Art befassen, sondern mit der volkskundlichen Forschung selbst. Da wäre ferner eine Volkskunde der Schule zu fordern. Hat die Erziehung im Volke als volkskundliches Forschungsgebiet es mit den Erziehungsvorgängen zu tun, die vor und neben der Schule einhergehen und nach ihr ihre Wirkung tun, so müssen sie doch auf ihr Verhältnis zur Schulerziehung überblickt werden. Zunächst muß da aber erst einmal mit Emil Lehmann[25]) gefragt werden: Wie steht denn die Schule im Volke, was ist von der Schulerziehung aus volkhafter Wurzel erwachsen, wie muß auch die vollentfaltete Schule auf die

[23]) Zintl E., Aufgaben der Heimatschule, in Freie deutsche Schule 1937, Folge 3, S. 28.

[24]) Jungbauer G., Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen, 1936.

[25]) Lehmann Emil, Volkskunde als Grundwissenschaft der Lehrerbildung, in „Neue Bahnen", 48. Jg., 1937, Heft 5, S. 134.

Digitized by Google

Mitwirkung der Erziehung im Volke rechnen und wie sehr ihre Gegenwirkung berücksichtigen. Einiges Material habe ich in meiner Erziehung im Volke dazu ja schon im Schlußabschnitt über volkhafte, hochkulturelle und volkliche Erziehung beizubringen versucht. Es ist hier den Ausführungen Emil Lehmanns beizupflichten, wenn er darauf hinweist, daß bezüglich „Volksglauben und Kirche die volkskundliche Forschung die Frage mit besonderer Sorgfalt behandelt hat, wie sehr die strenge kirchliche Formenwelt durchsetzt, durchwachsen, durchwuchert ist von allerlei volkhaften Gestaltungen — man denke an das Brauchtum, aber auch an die volksmäßigen Glaubenserscheinungen selbst. Sollte die Schule wirklich so außerhalb des Volkslebens stehen, daß man bei ihr nicht gleichermaßen nach volkhaften Durch- und Überwucherungen fragen dürfte? Einiges drängt sich gewiß von vornherein auf — von der Tüte am ersten Schultag angefangen bis zu volkhaften Ausgestaltungen der Schulentlassung"[26]). Schließlich verlangte die von E. H. Meyer schon 1898 gestellte Frage eine systematische Umfrage und Erhebung über weite Gebiete: „Was bringt die Schuljugend aus dem Schul- und Kirchenunterricht mit ins Leben?... Schafft er wirklich eine dauernde Grundlage des zukünftigen Lebens oder bilden Schule und Kirche nur eine Episode darin?[27]).

Von der Frontstellung gegen die Beschränkung auf die bloße Erforschung des Volksgutes als Aufgabe der Volkskunde, — nach Mackensen[28]) blickt sie auf den Erzeuger, auch wo sie es mit den Erzeugnissen zu tun hat, — und unserer Sicht auf das Volk im Werden, Volk in der Vergemeinschaftung müssen wir die volkssoziologische Forschung auf volkskundlicher Grundlage im Sinne M. Rumpfs[29]) fordern als ein entscheidendes, heute fast noch völlig brach liegendes Arbeitsfeld. Da ist zunächst einmal ein Schema des Volksaufbaues, der volkhaften Gefüge herauszuarbeiten, das der Fülle und Mannigfaltigkeit des Volkslebens, ohne sie zu vergewaltigen, gerecht wird. Bei der Erforschung der Erziehung wird es benötigt, und daher habe ich mir eines zurecht gemacht, das bereits vielfach auch von anderen verwendet wurde[30]). Die Scheidung Bachs[31]) zwischen Volkskunde und Volkssoziologie, wonach der Erforschung der landschaftlichen Gruppen allein der Name Volkskunde zuzugestehen wäre, während die Erforschung der sozialen Gruppen im engeren Sinne (die bürgerliche Gesellschaft nach Riehl) der Volkssoziologie zu überantworten wäre, erscheint mir nicht angängig, wie sich aus meiner Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage „Vom Gefüge des Volkes" ergibt. Hier behandle ich nämlich das Volk nach den durch Blut, Boden, Alter, Arbeit und geistigen Gehalten

[26]) Ebenda.
[27]) Meyer E. H., Deutsche Volkskunde, 1898, S. 132.
[28]) Mackensen L., über die Ziele u. d. Inhalte volksk. Schaffens, Ztschrft. f. Dtschkde. 40 (1926), 525 f.
[29]) Rumpf M., Deutsche Volkssoziologie im Rahmen einer sozialen Lebenslehre, 1931.
[30]) Vgl. Lehmann Ernst, Vom Gefüge des Volkes, Grundriß der Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage, 1937, auch meine Erziehung im Volke, 1936.
[31]) Bach, Deutsche Volkskunde, 1937, S. 48.

Digitized by Google

bestimmten Gefügen. Dem richtigen Bedenken Bachs, daß bei einer Einbeziehung der Volkssoziologie die Volkskunde übermäßig anschwellen würde, begegne ich einfach im Sinne der Beschränkung des Gegenstandes der Volkskunde auf den unbekannten deutschen Menschen. Die gesamte Soziologie, die es mit dem deutschen Menschen zu tun hat und sich zu einer Volkslehre im Sinne der Lehre Boehms vom eigenständigen Volke auswachsen würde, würde natürlich den Rahmen der wissenschaftlichen Volkskunde sprengen. Weitere Fragestellungen einer Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage wären etwa: Wie sehen die Führer in den Gemeinschaftsbildungen unseres Volkes aus? Dabei wäre darauf zu achten, daß jedes Dorf, ja jede Nachbarschaft heimliche Führer hat, nach denen man sich richtet, die den Ton angeben, unter deren Einfluß allein Abweichungen vom Hergebrachten gebilligt werden. Unsere Volksverbände arbeiten an einer Belebung der Nachbarschaft, schaffen Sprengel-Nachbarschaften zur leichteren Erfassung ihrer Mitglieder. Daß da in rechter Weise an lebendige Nachbarschaften angeknüpft und nicht künstliche Gebilde vom grünen Tisch mit dem Lineal geschaffen werden, gehört zweifellos zu den praktischen Aufgaben einer volkssoziologischen Forschung auf volkskundlicher Grundlage. Desgleichen hätte eine derartige Forschung auf das nachdrücklichste vor leichtfertiger Verpflanzung bodenständigen Volksgutes, wie Volkslied und Volkstanz auf andersartige Gemeinschaften zu warnen[32]).

Die Politik im Volke, d. h. das politische Handeln des Volkes verlangt wissenschaftliche Beachtung. Das Ehrgefühl ist bei manchen Schichten und Schlägen besonders ausgeprägt, häufig gepaart mit starkem Geltungsstreben, das man aber nicht einfach im Sinne der Adlerschen Individualpsychologie als psychopathisch abtun kann. Wohl aber bedingt es ein besonders auf Machterwerb ausgehendes Handeln, das zur Ausbildung bestimmter Verhaltungs- und Umgangsformen führt, die sich nur recht oberflächlich als Bauernschlauheit und Verschlagenheit kennzeichnen lassen. Daß jeder Kauf und Verkauf als eine politische Hauptaktion, insbesondere der Viehhandel so gewertet wird, hat kein geringerer als Jeremias Gotthelf besonders nachdrücklich herausgestellt, man vergleiche nur seinen „Uli, der Knecht", und „Uli, der Pächter". Nicht geringeres politisches Geschick verlangt das Dingen des Gesindes wie überhaupt der Umgang mit dem Gesinde, die Behauptung in der Ortsgeltung und schließlich die Mitarbeit in den Selbstverwaltungskörpern, Gemeinderat usw. Für all dies kennt man von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte und immer wieder erprobte Kniffe und Handlungsweisen, die sich auch im Sprichwortschatz als Erbweisheit niedergeschlagen haben. Eine Darstellung der Politik im Volke hätte sich schließlich auch mit der Stellungnahme des Volkes zur hohen Politik zu befassen, das übliche Politisieren auf der Bierbank zu beachten und herauszustellen, wodurch sich Ereignisse und Persönlichkeiten der hohen Politik volkstümlich machen, Anklang und Anhänger in diesen oder jenen Schichten finden oder nicht finden. Es gilt eben, nicht nur die Gehalte, das

[32]) Vgl. die Warnung G. Jungbauers, in Sudetendeutsche Volkskunde (Sudetendeutschtum 1936, S. 55 f.).

Digitized by Google

Volksgut zu sehen, sondern das diese Gehalte schaffende und gebrauchende Volk, das Volk bei der Arbeit, bei der Bildung von Gemeinschaften und Gefolgschaften.

In diesem Sinne möchten wir auch von der Volksglaubensforschung die Einbeziehung des die Gehalte des Volksglaubens gebrauchenden Volkes verlangen. Sie müßte dann das kultische und seelsorgerliche Handeln des Volkes in den Kreis ihrer Forschungen einbeziehen. Insbesondere wichtig scheint da die Beachtung der Seelsorge im Volke zu sein. Der Wert von Glaubensvorstellungen entscheidet sich ja erst dann, wenn es zum Treffen kommt, in der Anfechtung, Verzweiflung. Man braucht sie vor allem zum Trösten, Ermuntern. Trost- und Beileidsformen und Formeln gilt es da zu sammeln und zu beachten. Beim Zurechtweisen, Beichten usw. zeigt sich aber gleichfalls die Volksfrömmigkeit. Da wirkliche Seelsorge nur ein von Christus ergriffener Mensch, ein Gläubiger üben kann, so wird ein volkskundlicher Nachweis, daß in unserem Volke Seelsorge in reichlichem Ausmaße geübt wird, ja daß die innigsten Gemeinschaften wie Familie, Sippe, Nachbarschaft und Vetternschaft ohne gegenseitige Seelsorge nicht bestehen könnten, zugleich zu einem entscheidenden Beweis für die Christlichkeit unseres Volkes, mögen auch die verschiedenen Gehalte des Volksglaubens zu andersartigen Schlüssen verleiten. Man wird aber auch großes seelsorgerliches Geschick, insbesondere bei den Müttern des Volkes nachweisen können, das sich insbesondere bei der Behandlung der gestrauchelten Ehegatten erweist und sich in der Kunst zeigt, das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen[33]). Wie es besondere Volksheilkunde im Volke gibt, so gibt es im Volke auch Volksseelsorger, nicht allein Männer, sondern auch Frauen, die sich eines besonderen Vertrauens und Rufes erfreuen. Zumeist verstehen sich die Volksheilkundigen auch auf die Seelsorge, denn „die erste Forderung aller Volksärzte ist, daß die Kranken ihnen unbedingt glauben und vertrauen"[34]). Man kennt eben im Volke nicht ganz zu Unrecht noch keine gesonderte Behandlung von Leib und Seele. Man weiß noch etwas von der entscheidenden Macht des Glaubens für das Einzel- und für das Gemeinschaftsleben.

Bei der gegenwärtigen Generalreparatur unseres Volkslebens kommt der deutschen Volkskunde eine entscheidende Aufgabe zu. Insbesondere hat sie zu verhüten, daß man die Eigenart des Volkstums verkennt und das Volksleben durch gekünstelte Einrichtungen erstickt. Ihre Sorge muß es vielmehr sein, daß überall in richtiger Weise an Bestehendes angeknüpft wird, Verschüttetes zu neuer Entfaltung erweckt wird. In diesem Sinne hat sich die deutsche Volkskunde ganz in den Dienst des neuen Volkswerdens zu stellen, freilich ohne damit ihre Wissenschaftlichkeit preiszugeben. Gibt sie diese auf, so ist ihr Dienst zu nichts nütze. Manche neue Wege müssen da aber doch wohl beschritten werden, wie wir zu zeigen versuchten. Zur Gemeinschaftsarbeit auf diesen Wegen aufzurufen, das allein soll der Sinn dieser Ausführungen sein.

[33]) Vgl. Lehmann Ernst, Seelsorge im Volke, im Erscheinen in den „Studien zur religiösen Volkskunde", Dresden.

[34]) Jungbauer G., Volksmedizin, 1934, S. 67.

Digitized by Google

Geburt und Taufe im Ascher Ländchen*)

Von **Hugrun Hintner**, Asch (Prag)

Das wunderreiche Erlebnis der Menschwerdung ist immer ein Vorstellungszentrum der Menschheit gewesen. Jahrtausende haben dieses Geschehnis zu einem Urpunkte des Alls gemacht. Die uralten Vorstellungen, daß die Kinder aus Brunnen, hohlen Bäumen, Felsen und Höhlen kommen, die der Mutter Erde ihr Dasein verdanken, sind Objektivierungen dieses Erlebnisses, immerwiederkehrend hinter den bunten Sprachen der Zeiten. Mit der Annahme der Herkunft der Kinder aus dem Wasser hängt es vermutlich zusammen, daß schon in grauer Vorzeit unfruchtbaren Frauen empfohlen wurde, sich den gewünschten Kindersegen durch Berührung bestimmter Quellen oder einen Trunk davaus zu verschaffen.

Auch die im Ascher Ländchen volkstümlichen Anschauungen über die Herkunft des Kindes spiegeln sich in den Antworten auf die Frage: „Woher kommen die kleinen Kinder?" „Der Storch bringt sie aus dem Teiche" oder „Der Stelzenvogel zieht sie aus dem Beckenwolfteich oder Metzkersteich und Hirschenteich (Niederreuth), aus dem Herrenteich (Mähring) usw." In der Haslauer Gegend werden sie aus dem Brunnen geholt und in Neuberg gelten verschiedene Schloßbrunnen als „Kindelbrunnen". In manchen Gegenden kommen die Kinder auf dem Wasser dahergeschwommen: so in Wernersreuth auf der Elster, in Friedersreuth im Tierbach, der später Regnitz heißt. In Roßbach holt sie der Wassermann aus dem Lagarbach und in Lindau bringt sie „es'grouß Wasser" des Forellenbaches. Aus dem hohlen Stamm einer Wetterfichte in der Nähe des Elsterbrunnens werden die kleinen Kinder von einem großen Vogel geholt (Steingrün). Wünscht ein Ascher Kind sich ein Geschwisterl in der Familie, so legt es für den Storch ein Stücklein Zucker vors Fenster.

*) Über das Brauchtum des Ascher Ländchens ist bisher wenig veröffentlicht worden. In der „Heimatkunde des Ascher Bezirkes für Schule und Haus" von J. Littmann (Asch, 1892) ist eine gute Druckseite den Sitten und Bräuchen bei Taufe, Konfirmation und Hochzeit gewidmet, während in der volkskundlichen Arbeit Alois Johns, „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" (2. Aufl. 1924) nur gelegentlich einige Lichter auf Ascher Brauchtum fallen und ein paar Beiträge der freien Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Bezirkslehrerverein Asch („Heimische Volksdichtung als Spiegel unserer Stammesart", „Volksgut und Volksart im heimischen Kinderliede" von Friedrich Putz, „Aus unserer Ascher Heimat", Sagen und Erzählungen von Wilh. Fischer) einige versiegte Quellen Volksgutes wieder zum Fließen bringen.

Meine Fundstätten für diese Arbeit sind vielfältig und merkwürdig verschieden: der bäuerliche Einödhof, die Werkstätte des Handwerkers, die Wohnung der Hebamme und der Milchfrau, eine Gasthausstube im Elstertale, die heitere Runde eines Sportlerkreises, der Badeteich, der Turnplatz, das behagliche Heim von Fabrikanten und Gewerbetreibenden — das sind die Fundgruben für Perlen und Schätze des Ascher Volksgutes. Es war nicht immer leicht, bei diesen Kreuz- und Querbesuchen den richtigen Ton anzuschlagen und das zu erfragen, was ich wissen wollte. Aber wenn meine reine Absicht erkannt wurde und ein befreiendes Lachen von beiden Seiten half, den vorgeschobenen Riegel an der Tür überlieferung zurückzuschieben, dann wurde mir bereitwillig Einblick gewährt in die Schatzkammer alten Ascher Brauchtums.

Digitized by Google

Da es von großer Bedeutung ist, daß das zu erwartende Kind gesund an Körper und Geist erscheine, sind gewisse Vorsichtsmaßregeln geboten, die darauf hinzielen, Mutter und Kind zu schützen. An den Regeln und abergläubischen Vorkehrungen, die sich auf die Frau zur Zeit der Schwangerschaft beziehen, klebt viel mystisches Beiwerk, das vermutlich aus dem germanischen Heidentum unserer Vorfahren herübergenommen wurde.

Eine Frau, die Mutterfreuden entgegensieht, soll von keinem gefallenen oder verstümmelten Tier etwas essen, sonst trägt das Kind einen körperlichen Schaden davon. (Ottengrün, Rommersreuth.) Nicht angezeigt ist der Genuß von Stier- und Bockfleisch, denn davon wird das Kind leicht wohllüstig und schamlos im Reden und Handeln (Hirschfeld). Auch der Fleischgenuß zu Hause geschlachteter Tiere ist zu vermeiden (Oberreuth, Niederreuth und Wernersreuth). Reichlichem Genuß von Obst schreibt man starke Kinder zu, vom Essen von Mandeln hat die schwangere Frau schöne Kinder zu erwarten. Der Schönheit wegen werden geriebene Mandeln auch dem Kinde später in den Schnuller („Nutscher") gebunden.

Ißt die Frau zusammengewachsenes Obst, so gibt es Zwillinge (Oberreuth) oder das Kind wird im Mutterleibe so groß, daß die Geburt eine schwere wird. Eine andere Überlieferung sagt, daß Schwangere sich überhaupt des Obstgenusses enthalten sollen, um zu verhüten, daß das Kind einen Wasserkopf bekommt.

Eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befindet, soll nicht auf den Wäscheboden gehen und Wäsche aufhängen oder abnehmen. Sie darf nirgends durchkriechen, unter keinem Schlagbaum, keiner Wagendeichsel, keiner Wäschestange und bei keinem Zaun. Wenn es nicht zu vermeiden ist, soll sie rücklings wieder zurückkriechen. Solche Kriech- und Streckbewegungen führen zu einer Verschlingung der Nabelschnur. Man erzählt auch von Fällen, wo solches Durchkriechen zur Geburt von Zwergen und Krüppeln geführt hat. (Oberreuth, Wernersreuth.) Die Schwangere soll über keinen Kreuzweg gehen, da sie sonst bei der Geburt kein Glück hat.

Sie soll keine Schwerkranken oder Sterbenden besuchen, keine Toten ansehen und nicht an Leichenbegängnissen teilnehmen, da das Kind sonst Krankenblässe und Leichenfarbe mit auf die Welt bringt. Sie soll überhaupt Aufregungen aller Art vermeiden: Theater, Schützenfeste, Zirkus usw., weil dergleichen Eindrücke leicht ein „Versehen" zur Folge haben können. Auf keinen Fall darf die erschreckte oder erregte Frau die Hand auf einen sichtbaren Körperteil legen, weil sonst die entsprechenden Male am gleichen Körperteil des Kindes auftreten. Wenn sie über etwas jäh erschrickt, muß sie das Ding fest anschauen, dann starr auf die rechte Hand blicken und an den Vater des zu erwartenden Kindes denken, damit dieses keinen Schaden nimmt. (Asch, Niederreuth, Schildern und Neuberg.) Auch durch längeres Schauen in das Blau des Himmels kann das Übel gebannt werden (Wernersreuth) oder durch das Beten eines Vaterunsers (Haslau). Besonders im dritten Schwangerschaftsmonat ist das „Verschauen" gefährlich. Schwangere Frauen sollen keine blutende Wunde anschauen und auch das Erschrecken vor Tieren kann verhängnisvoll werden. Erschrickt die

Digitized by Google

Mutter zum Beispiel vor einem Hasen, so erhält das Kind eine Hasenscharte; behaarte Muttermale am Körper des Kindes entstehen durch Erschrecken vor Tieren.

Werdende Mütter sollen aus keinem „Schnäuzel-" oder „Schnabeltopf" trinken; auch da liegt die Gefahr einer Lippenverstümmelung nahe. (Asch, Schönbach, Nassengrub, Niederreuth usw.) Bei lebhaften Gelüsten der Schwangeren nach Speise und Trank ist große Vorsicht geboten. Keinesfalls soll der ersehnte Gegenstand von der Frau selbst gekauft werden, sondern die erwünschten Dinge sollen geschenkt werden. Wenn die werdende Mutter das Gewünschte nicht bekommt, so wird das Kind immer die Zunge herausstrecken und diese Gewohnheit erst einstellen, wenn die Mutter mit der betreffenden Speise über seine Zunge fährt. Auch bei solchen Begierden ist die Berührung eines Körperteiles gefährlich. Im Ascher Ländchen wird von Fällen erzählt, wo das Kind entstellende Male in Form eines Schnapsfläschchens auf der Wange, eines Pilzes, ja einer Tabakpfeife auf der Brust als widerwärtige Andenken trug. Eine Schwangere, die vor einer Kröte erschrickt, bringt einen sogenannten „Unflat" zur Welt, eine Mißgeburt, die durch Entstellung des Kopfes oder der Gliedmaßen einen scheußlichen Anblick bietet. (Niederreuth.) Die gleiche Mißgestaltung oder auch Erblindung oder Taubheit tritt ein, wenn auf den Weg einer hoffenden Frau „Leichenwasser" (Wasser, womit ein Verstorbener gewaschen wurde) geschüttet wird. (Wernersreuth, Oberreuth.)

Auch dem sittlichen Moment wird eine gewisse Bedeutung zugemessen. Eine werdende Mutter darf insgeheim nichts an sich nehmen, was nicht ihr persönliches Eigentum ist, nicht einmal von ihrem Manne; sonst wird das Kind diebisch veranlagt. (Asch, Niederreuth und Grün.) Eine Schwangere soll kein Tier töten, besonders weder Maus noch Maulwurf; das Kind wird dadurch verbrecherisch veranlagt. Sie soll keine Patenstelle übernehmen; das könnte sowohl für das zu erwartende Kind wie für das Patenkind von üblen Folgen werden. (Krugsreuth, Hirschfeld, Lindau, Grün.)

In gesegneten Umständen befindliche Frauen sollen nachts nicht allein ins Freie gehen, denn da hängt sich ihnen der Teufel auf den Rücken und verursacht beim Kinde blaue Flecken. Hält sich die Schwangere für verhext, so soll sie die Mistgabel mit dem Stiel in den Düngerhaufen stecken, dann bleiben die Hexen in den Zinken stecken und machen den Zauber rückgängig. (Niederreuth.) Beim Einkauf soll die Schwangere die gekauften Sachen niemals in der Schürze nach Hause tragen, sonst wächst das Kind im Mutterleibe an und kann infolgedessen lange nicht gehen.

Äußere Anzeichen, Zustände und Bewegungen der hoffenden Frau werden in gute und schlechte eingeteilt. Flecken im Gesicht deuten auf eine männliche Frucht; blühendes Aussehen verrät ein kommendes Mädel. (Asch, Schönbach, Nassengrub.) Klagen die Schwangeren über Sodbrennen, sagt man in Roßbach und Thonbrunn, das Kind werde viel Haare auf dem Kopfe mitbringen. Sprechen im Schlaf wird auf geschwätzige Nachkommenschaft bezogen; verläßt die Schwangere aber nachtwandelnd das Bett, so wird das Kind unfehlbar ein Nachtschwärmer. (Neuberg.)

Digitized by Google

Im allgemeinen gilt der Besuch einer Schwangeren als glückbringend. Keinesfalls aber soll eine Erwartende in das Heim einer Gebärenden gehen, es würde einer von beiden eine schwere Geburt schaffen.

Ein vielverschlungenes Netz von Sitte, Brauch und Aberglauben umrankt die Geburt eines Kindes, das, wie man landläufig sagt, „auf die Welt kommt". Die volkskundlichen Forschungen zeigen, daß dieses „freudige Ereignis" von einer stattlichen Gruppe von schützenden Bräuchen umgeben ist.

Die letzten Tage vor der Niederkunft, die im Ascher Lande mit den grobschlächtigen Wendungen „übern Kochlöffel stolpern", „rumpeln" und ähnlichem bezeichnet werden, sind reichlich mit Sitten und Bräuchen durchflochten, bei denen verschiedene Amulette eine große Rolle spielen. Das Himmelbett der altascherischen Kindbettevin ist heute außer Gebrauch gesetzt; die leinene Kappe der Gebärenden soll nur im Südsprengel des Haslauer Gebietes noch manchmal zu sehen sein, aber der Brauch der Großmütter, ein Stück vom Brautschleier oder das Brautgebetbuch unter das Kissen zu legen, wird heute noch geübt. Das Anziehen eines Mannes-hemdes soll auch die Geburt erleichtern.

Bei Eintritt der Wehen wird das Bett so gestellt, daß es mit dem Kopfende der Tür zugekehrt ist. Unter den Kopf der Gebärenden legt man zur Erleichterung Bilder der Namenspatronin, der Muttergottes und der heiligen Noiburga. (Himmelreich und Rommersreuth.) Im ganzen Ascher Bezirke und darüber hinaus wird die Nachgeburt zuerst unter das Bett gestellt, „damit das Kind recht schön wird", und die Nabelschnur aufbewahrt. In ferner Vergangenheit kamen die Nabelschnurreste als glückbringender Fetisch in den Handel; heute kommt der Nabelschnurrest in den Patenbrief. Vielfach hebt die Mutter die abgefallene Nabelschnur im Gebetbuch oder unter dem Hausdache auf und folgt sie dem Kinde erst, wenn es erwachsen ist, aus. Mädchen verhilft das Überbleibsel zu Ansehen in der Gesellschaft, Knaben zu Geschicklichkeit und Schlauheit.

Im Ascher Ländchen wird vielfach der Kalender befragt, in welchen Zeichen ein Kind geboren ist. Als unbedingt glückverheißend gelten „Löwe" und „Jungfrau"; unheilbringend „Krebs" und „Wassermann"; ein im „Fisch" geborenes fällt leicht ins Wasser oder wird zum Säufer. In den letzten drei Fällen ist das Kind dem Wassermann verfallen, seine Seele muß man beim Gang zur Taufe auslösen, indem man eine Münze in irgend einen Bach oder Brunnen wirft. (Haslau.)

Allbekannt ist der Glaube, daß Sonntagskinder besondere Glückskinder seien. Auch Kinder, die in der Mittagsstunde oder unter Blitz und Donner ins Leben treten, sollen vieles sehen, was anderen Sterblichen verborgen bleibt. Kinder, die unter Hagelschauer geboren werden, haben viel Ankämpfungen im Leben zu erwarten. Ankömmlinge, die bei einer Mondesfinsternis erscheinen, erwartet viel Unheil. Am besten sind die Kinder dran, die am Namen-Jesu-Sonntag auf die Welt kommen: sie werden reich und gescheit, finden alles wieder, was sie verlieren. Der größte Unglückstag für eine Geburt ist der erste August, weil an diesem Tage der Teufel aus dem Himmel geworfen wurde. (Haslau.)

Digitized by Google

Das Kind, das in der sogenannten Gesichtslage geboren wird, ist übel daran: es soll der Gerechtigkeit verfallen sein und kann seinem Verhängnis nur entgehen, wenn gerade ein Scharfrichter in der Nähe ist, der es mit dem Schwerte ein wenig ritzt. Kinder, die mit einem bläulichen Streifen auf die Welt kommen, „tragen die Totenfarbe mit sich" und sterben bald. (Niederwald und Wernerswald.) Als Anzeichen des baldigen Todes für das Neugeborene gelten das Heulen von Hunden, das Krähen von Hähnen, das Stehenbleiben der Uhr, winselndes Brausen im Ofen und ähnliche auf natürliche Weise schwer zu deutende Geräusche, für die der Hauskobold oder die „Klagemutter" (ein kleines Weibel mit Spinnwebgesicht) verantwortlich gemacht werden. Wenn die soeben Mutter Gewordene das Gefühl hat, kalt angefaßt oder angeblasen zu werden, oder wenn die Schränke krachen, so ist das ein Zeichen, daß das Särglein für den kleinen Erdenbürger schon beim Schreiner gezimmert wird. (Oberreuth und Niederreuth.)

Ein kurzes Augenmerk gelte noch den Bräuchen in der Zeit unmittelbar nach der Geburt des Kindes. Das Neugeborene wird zunächst in einen Wäschekorb gelegt, in dem sich ein Gebet- oder Gesangbuch befindet, eine Schere und ein Geldstück, alles zum Schutze gegen die bösen Gewalten. In einigen Ortschaften an der bayrischen Grenze (Schildern, Mähring, Friedersreuth) muß der Vater seinen auf den Boden gelegten Sprößling aufheben. Da und dort wird das Neugeborene auf einen Augenblick auf den Stubenofen oder auf den Küchenherd gelegt, um es der Hausgenossenschaft einzugliedern.

Von besonderer Wichtigkeit ist das erste Kindsbad. Es reinigt das Neugeborene nicht nur körperlich, sondern befreit es auch von bösem Zauber. Man legt in das erste Bad eine Geldmünze, damit es dem Kinde nie an Geld fehle. Findet die Hebamme, der das Geld verbleibt, nichts „Klingendes" im Wasser, so bleibt das Kind sein Lebtag ein armes Würmlein.

Bei einem Mädchen soll man zum Wasserschöpfen für das erste Bad einen rundlichen Topf nehmen, damit die Kleine eine füllige Gestalt bekommt. (Himmelreich.) Damit die Neugeborenen eine zarte Haut bekommen, gibt man in das erste Bad Milch; rote Wangen erzielt man durch das Abtrocknen mit einem roten Tuch oder Einschlagen in rotgewürfelte Windeln. (Steingrün, Neuengrün.) Das Badewasser schüttet man vielfach unter eine Rosenstaude, damit das Kind schön wird (Haslau), oder einen Apfel- oder Kirschbaum, damit es runde Wangen bekommt. (Hirschfeld.) Nach dem Bade macht die Mutter in katholischen Gegenden das Kreuzzeichen auf die Stirn des Kindes zum Schutz gegen böse Geister und alle Gefahren. In das Tragkissen wickelt die Hebamme allerlei Amulette, Kreuzchen, kleine Steine, Wurzeln, Beinsplitter, Wolfszähne, Haare und dergleichen Zaubermittel mehr.

Kein weibliches Wesen soll sich die Schürze der Hebamme umbinden oder auf das Bett der Wöchnerin setzen, will sie nicht Gefahr laufen, in andere Umstände zu kommen. (Asch, Neuberg, Grün, Krugsreuth.)

Auch Maßregeln und Bräuche zum Schutze der Wöchnerin deuten auf alte Einrichtungen. Die Kindbetterin soll nie allein gelassen werden, sonst hat der Teufel Gewalt über sie. Zum Schutze gegen die bösen Gewalten

Digitized by Google

legt man einen Rosenkranz unter das Kopfkissen und um die zwölfte Stunde — ob zu Mittag oder zu Mitternacht — wickelt man den Brautschleier um die Wöchnerin, weil da die Quäl- und Diebsgeister kommen, die die Wickelkinder wegnehmen und Wechselbälge dafür hinlegen. Die Mutter darf um diese Zeit das schreiende Kind nicht berühren oder gar in den Arm nehmen, denn sonst trüge sie schon den Wechselbalg. Gegen das Eindringen von Hexen und Geistern schiebt die Kindbetterin einen hölzernen Kochlöffel vor die Tür. (Dörfer an der sächsischen Grenze.) Wo eine hölzerne Wiege verwendet wird, malt man an Kopf- und Fußende oft den sogenannten „Drudenfuß". Die Figur muß in einem Zuge gezeichnet werden.

Wenn von der Wiege gesprochen wird, muß von einer typischen Einzelheit der Kleinkinderpflege des Ascher Gebietes gesprochen werden. In engen Häuslichkeiten schlief das Kleinkind des Ascher Ländchens bis in die neueste Zeit hinein in einer sogenannten „Schwanken", in einer an zwei Ringen an der Kammerdecke angebrachten, an Stricken befestigten Schaukelvorrichtung aus einem viereckigen Linnen. Durch Ziehen an einem herabhängenden Band wird das schwebende Schaukelbrett in Bewegung gesetzt. Bei fortschreitendem Wachstum des Kindes erfährt die Schwanke eine entsprechende Tieferstellung.

Früh und spät muß die Mutter sich und das Kind behüten und überall den goldenen Mittelweg einhalten: Nicht zu viel essen und trinken, nicht zu viel arbeiten, nicht aus der Stube gehen und über fremde Schwellen schreiten, weil überall das Böse lauert. Die Kindbetterin soll sechs Wochen nicht über die Dachtraufe treten oder über die Straße gehen. Und wenn sie schon genötigt ist, das Haus zu verlassen, soll sie ein Stück des Brautschleiers zu sich stecken. In den „Wochen" soll die Frau außer den notwendigen Verrichtungen für sich und das Kind nichts arbeiten, denn was sie auch unternimmt, mißrät. Geht sie in den Stall, erkrankt das Vieh, begibt sie sich auf das Feld, so tritt Hagelschlag ein, auch kann sie in letzterem Falle leicht vom „Bösen Feind" irregeführt werden (Asch, Schönbach, Schildern, Mähring). Sie darf nicht über zwölf Uhr mittag vom Hause wegbleiben, denn sonst haben die bösen Geister Macht über ihr Kleines. (Oberreuth, Steingrün.) Geht eine Sechswöchnerin über ein Feld oder ein Gartenbeet, so wächst etliche Jahre nichts mehr darauf oder es verdirbt das Gewachsene. (Niederreuth, Grün.) In der Stube darf sie nicht allein gelassen werden, besonders nicht an Sonntagen früh, denn böse Geister könnten dann das Kind auswechseln. (Niederreuth.) Sie darf bis Ablauf der sechs Wochen an keiner öffentlichen Unterhaltung teilnehmen, weil es sonst leicht zu Streit und Unfrieden kommt. (Asch, Neuenbrand, Wernersreuth.) Sie darf nicht gemeinsam am Tisch der Hausgenossen essen, da sonst das Kind ein Vielfraß wird; sie darf keine Kleider nähen, denn wer diese trüge, würde vom Blitz erschlagen. (Haslau, Himmelreich.) Innerhalb der sechs Wochen darf kein Weib mit einem Korb in die Stube treten, damit Ruhe und Frieden nicht weggetragen werden. Kommt dies dennoch vor, dann müssen vom Korb drei Späne abgeschnitten und zum Kinde in die Wiege gelegt werden. (Grün.)

Digitized by Google

In den sechs Wochen soll die Wöchnerin nichts herleihen, besonders nichts, was zu ihrer Kleidung gehört, weil sonst die Drud über sie und ihr Kind Gewalt erlangt, beiden Böses anzutun.

In den ersten 14 Tagen darf sich die Wöchnerin nicht kämmen, sonst läuft sie Gefahr, Kopfschmerzen zu bekommen und sich den Schlummer von den geschlossenen Augen davonzujagen. Alle Haare, die innerhalb der sechs Wochen ausgehen, müssen verbrannt werden, denn wenn diese ein Vogel zum Nestbau benützt, bekommen Mutter und Kind ein schweres Kopfleiden. Vor der Benützung von Kämmen, Kopfbürsten und Kopfbedeckungen einer Sechswöchnerin wird eindringlich gewarnt.

Wünsche und Gelüste einer Kindbetterin müssen erfüllt werden. Stirbt eine Sechswöchnerin, so legt man ein Mangelbrett oder ein Buch ins Wochenbett. Auch soll man das Bett alle Tage „einreißen" (zerwühlen) und wieder machen, sonst kann die Tote ihre Ruhe in der Erde nicht finden, bis die sechs Wochen um sind. Stirbt eine Wöchnerin im Kindbett, so kehrt sie öfters zu ihrem Kinde zurück, wacht bei ihm, herzt es und betreut es oder badet es in ihren Tränen. Die Mutter ist sonst niemandem sichtbar. Ganz sicher geschieht dies, wenn man das Kind in das Sterbebett der Mutter legt. Sieht die Mutter, daß das Kind schlecht gehalten wird, so nimmt sie es wohl auch zu sich. Stirbt das Kind zugleich mit der Mutter, so werden beide in einem Sarge begraben; hiebei wird das Wickelkind in den rechten Arm der Mutter gelegt. In mehreren Ortschaften besteht der schöne Glaube, daß das Kind dann als Wegbereiter der Mutter voraus durch das Fegefeuer in den Himmel fliegt.

Eine Kindbetterin stirbt nie allein, das heißt, sie holt in kürzester Zeit zwei andere Wöchnerinnen nach. Ein Aberglaube, der für den überlebenden Mann von Bedeutung ist, besagt, daß man die hingeschiedene Mutter nicht im Brautkleid begraben soll, denn in einem solchen Falle heiratet der Witwer nicht mehr. (Schönbach, Steinpöhl, Schildern, Mähring.)

Dem Schutze des Neugeborenen bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres dienen die verschiedensten Vorkehrungen. Ist ja das kleine Menschlein wie die Mutter von allen möglichen unheilvollen Einflüssen gespenstiger Wesen bedroht.

Groß ist die Zahl der Dämonen in der Vorstellung des Ascherländischen Volkes. Hauskobolde spuken auf den Hausböden der alten Fachwerkhäuser und schwarze Teufel schießen über die Kollerstiegen in Niederreuth oder der „Esel" („Bieresel") poltert in den Gaststätten in Roßbach und Mähring, Moosmännlein und Mooswieblein hausen am Hungersberg. Feurige Drachen pfauchen und klappern und die „Glouchmouda" rollt sich über den Berghang herab vor die Füße der Frauen und Kinder.

In verschiedenster Tiergestalt zeigt sich der Teufel und pumpert im Hausflur und auf der Stiege. Der „wilde Jäger" haust am Leitenberg, Finken- und Hungersberg und tobt durch den Grenzwald von Halbgebäu. Der „Schrötel" bewirft bei der „Katzenfichte" am Ascher Heimberg die Leute mit Steinchen und der „Huckauf" springt Frauen und Kindern auf den Rücken. Der „Wassermann" sitzt in den Brunnen und Teichen von Niederreuth und Thonbrunn und zieht die Kinder in seinen gläsernen

Digitized by Google

Palast. Die Hexe von Ziegenrücken verhext die Kühe und der Otternkönig von Friedersreuth pfeift die Schlangen herbei.

Zu den schlimmsten Gespenstern gehören die „Nachtmare", die sich über den Schlafenden werfen, daß ihm der Atem stockt und er zu ersticken vermeint. Ganz anderer Art sind dagegen die „Elsterweiblein", liebliche Nixen, die überall Segen stiften und die Menschen warnen, wenn ihnen Unheil droht.

Bei diesem Reichtum an Spukgestalten und gespenstischem Wunderwerk, das die Luft des äußersten Zipfels westböhmischer Erde schwängert, ist es nicht verwunderlich, daß man im Ascher Lande auf allerlei Mittel aus ist, dem unheilvollen Zauber zu begegnen.

In den Wäschekorb, in den das Kind zuerst gelegt wird, kommt neben Gebet- und Gesangbuch auch eine Schere und ein Geldstück. Erst nach der ersten Mahlzeit bei der Mutter kommt es dann in sein Bettchen, das in katholischen Gegenden mit Weihwasser besprengt wird. In die Wiege kommen auch allerlei Zaubermittel, die das Kind vor dem Einfluß der bösen Geister schützen sollen. Ein solches ist unter anderem der Schlafapfel oder Rosenapfel, d. i. ein durch den Stich einer Gallwespe entstandener Auswuchs an einer Hagebuttenstaude, den man dem Kinde unter das Kopfkissen legt. Es soll den Schlaf des Kindes herbeiführen und vor albischen Wesen schützen.

Ledige, d. h. leerstehende Wiegen soll man nicht „hetschen" (bewegen, schaukeln), weil man dann dem Kinde die Ruhe stiehlt und den Tod des Säuglings herbeiführt. Alte Katzen duldet man nicht im Hause, wo ein Wiegenkind liegt; sie könnten das Schlafende „erdrücken".

Furcht hat man im Ascher Lande auch vor dem „Verschreien". Daß ein Kind verschrien ist, erkennt man daran, daß es viel schreit, nicht gern trinkt und zusehends dahinwelkt. Um den Zauber zu bannen, muß man unter Gebet dem Kinde dreimal auf die Brust spucken und das Läppchen, mit dem das Kind abgetrocknet wird, in einem Baum verbohren. Wächst der Baum lustig weiter, so wächst auch das Kind, der Zauber ist behoben.

Altgewohnte Sitte, die noch heute besteht, ist es im Ascher Land, den Säugling zu beschenken, so z. B. steckt man dem Kinde nicht gezähltes Geld in den Wickel. Für dieses Geld darf die Mutter nicht danken und die Münzen sollen nicht ausgegeben, sondern für später aufbewahrt werden. Wohin das Kind zum erstenmal zu Besuch kommt, erhält es ein Ei. Damit fährt die Hausfrau dem Kinde kreuzweise über den Mund und spricht dabei die Worte: „Lern 's Latschen, wej d'Hejna 's Gazen."

Das Werk albischer Krankheitsdämonen ist die Kinderkrankheit, die in der Haslauer Talung „Altwater" heißt. Sie besteht darin, daß das Kind ein greisenhaftes Aussehen hat. Solche Wickelkinder wurden nach dem Brotbacken auf der Backschüssel in den Backofen geschoben und dreimal herumbewegt — Knaben von einem alten Mann, Mädchen von einer alten Frau — mit den Worten: „Alter, ich schieß dich ein, Junger, ich nehm dich raus, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit." In ein Zimmer, wo eine Wiege steht, soll man keinen Hund bringen; denn läuft das Tier unter der Wiege durch, so bekommt das Kind „Hundsfieber". Jeder, der die Stube der

Digitized by Google

Wöchnerin betritt, soll sich ein Weilchen setzen, sonst trägt er der Mutter und dem Kind den Schlaf davon.

In Orten, wo man die Kinder schon bald zur Taufe bringt, hört man die Mahnung: vor der Taufe soll ein Kind nicht die Brust bekommen, weil es sonst „unnütz" wird. Es bekommt nur ein „Saftl", das den Magen reinigen soll, aber oft den ersten Darmkatarrh verursacht. Bekommt ein Kind früh das erste Zähnchen, so sagt man in der Haslauer Gegend: „Bald Zahnla, bald Klanla", was darauf hinweist, daß weiterer Kindersegen nicht lange auf sich warten läßt. Darauf ist auch zu hoffen, wenn man Kleidungsstücke des Kindes oder die Wiege oder den Wagen verschenkt.

Frühestens nach acht Tagen geht im katholischen Teile des Ascher Gebietes die Wöchnerin mit Hebamme und Kind in die Kirche, um sich vorsegnen zu lassen. Dazu soll sie ein neues Kleidungsstück anziehen, damit dem Kinde einmal die Kleider gut stehen. Dies geschieht meist an bestimmten Tagen, Dienstag und Donnerstag für Mädchen, Samstag für Knaben. Die an anderen Tagen zur Kirche getragenen Kinder haben im Leben kein Glück zu erwarten oder sterben bald.

Von jetzt ab ist es Aufgabe der Mutter, mit aller Sorgfalt darüber zu wachen, daß mit dem Kinde nichts vorgenommen werde, wodurch die Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten beeinträchtigt werden oder zu Schaden kommen könnten.

Sie muß zum Beispiel darauf sehen, daß das Kleine nicht etwa durch das Fenster hinaus oder herein gereicht werde, weil es in solchem Falle im Wachstum zurückbleiben oder in seiner Bewegung immer ungeschickt sein, mit den Armen gestikulieren, mit den Beinen zucken und strampeln würde. Man darf das Kind auch nicht durchs Fenster schlüpfen lassen, sonst wächst es nicht mehr. Dasselbe würde geschehen, wenn man über das liegende Kind hinwegschritte. Ist das Überschreiten dennoch geschehen, dann muß man wieder zurückschreiten, um die unheilvolle Wirkung des ersten Schrittes aufzuheben. Einem Kinde, das noch nicht ein Jahr alt ist, darf man nicht Maß nehmen, sonst bleibt es klein und seine geistige Entwicklung schreitet nur langsam fort. Greift ein Wiegenkind schon im „dummen Vierteljahr" nach hängenden Schlüsseln und anderen baumelnden und seiner Hand ausweichenden Gegenständen, so sagt man in Roßbach: „Das Kind mißt mit seinen Armen die Welt aus", das heißt, es wird als erwachsener Mensch erst durch Fehlschlagen seiner Versuche Klarheit gewinnen.

Kindern, die über den Grad des Säuglings noch nicht hinaus sind, darf man weder die Haare abscheren, noch die Fingernägel beschneiden, sonst schneidet man ihnen das Gedächtnis und den Verstand oder das Glück ab, oder sie verwunden sich mit einem scharfen Instrument. Vor einem Jahr soll es auf das Kind nicht regnen, sonst bekommt es Sommersprossen. Besonders soll dies vermieden werden, wenn die Sonne durch den Regen scheint, weil da bekanntlich der Teufel seine Großmutter prügelt.

Ein Kind unter einem Jahr darf nicht geschlagen werden, denn schlägt man es auf den Rücken, so gewöhnt es sich das Stottern an, schlägt man es mit der Hand, so wird es dalkert (unbeholfen). Mit Birkenreisig, namentlich wenn es dürr ist, soll es auch nicht gezüchtigt werden, weil es sonst

Digitized by Google

mager wird. Auch soll man das Kind nicht in den Spiegel schauen lassen, sonst wird es furchtsam, gefallsüchtig oder schielend. Man soll es zu nichts riechen lassen, sonst verliert es den Geruchsinn. Gibt man dem Kinde Bettelbrot, so lernt es bald sprechen und spricht alles nach, wenn es auch für den Sinn der Worte kein Verständnis haben kann. Gibt man dem kleinen Kinde ein Stücklein Vogelfleisch, z. B. die gebratene Zunge eines Stars, so lernt es gut sprechen und singen. Soll das musikalische Talent besonders gestärkt werden, so muß man das Kind am Fronleichnamstage mit der Prozession herumtragen, damit es die vier Evangelien singen hört. Kommen bei einem Wiegenkind die oberen Zähne zuerst, so wird es nicht alt. Man bezeichnet diese Zähne als Sargnägel.

Ein Kind soll leichter sprechen lernen, wenn man es am ersten Gründonnerstag seines Lebens mit einer Schüssel und einem Löffel beschenkt. Kinder unter einem Jahre dürfen einander nicht küssen, ja sollen sich nicht einmal gegenseitig berühren, weil sonst eines von beiden nicht, bzw. erst spät sprechen lernt.

Eine der häufigsten Kinderkrankheiten sind bekanntlich die Fraisen, eine Form von Krämpfen, die akut auftritt und meist eben so rasch verschwindet. Unsere Vorväter meinten, es gebe nicht weniger als siebenundsiebzigerlei Fraisen, wie Zahn-, Bauch-, Schrei-, Magen-, Nasenhöhlen-, Darmfraisen und andere. Da die kindlichen Fraisen leicht zum Tode führen und oft auch später in Epilepsie übergehen, hatten die Leute eine Angst vor dieser schmerzhaften und tückischen Krankheit. Wundern wir uns also nicht, daß zur Bannung dieses Leidens allerhand Mittel und Gebote herbeigeholt wurden. Besonders gerne wurde das „Versprechen" angewendet, eine Art Zauberei, auf die sich nur wenige verstanden. Der „Versprecher" darf beim Betreten des Hauses und der Krankenstube von niemandem angeredet werden; er tritt schweigend an das Bett des kranken Kindes, legt diesem die Hände auf und gibt zunächst den Angehörigen auf, einige Vaterunser zu beten, worauf er eine Anrede an die Krankheit hält und an den schuldtragenden Dämon im Namen Gottes den strikten Befehl richtet, er möge weichen und aus dem Körper des unschuldigen Kindes entfliehen. Es gibt heute noch genug Leute, die felsenfest auf diese Kunst bauen. Ist kein erfolgverheißender „Versprecher" aufzutreiben, dann hilft man sich mit anderen Mitteln. Man hängt dem kranken Kinde sogenannte „Schreckstanl" um den Hals, das sind Steinchen in Form eines Herzens, oder sucht die Hilfe in der Vogelwelt beim sogenannten „Fraisenkrinitz" (Fichtenkreuzschnabel). Dieser in vielen Bauernstuben anzutreffende lustige Gesell ist der eigentliche Äskulap-Vogel unserer Gegenden, von dem es heißt, daß er die Krankheiten an sich ziehe. Deshalb hängt man den Käfig mit dem Fraisenkrinitz in das Zimmer von Kranken, mit Spannung wartend, ob er nicht stirbt. In anderen Ortschaften unseres Bezirkes hilft man sich bei Fraisen mit dem Paten, der das Kind auf den Bauch legen und ein Vaterunser dazu beten muß. Sind seine Bemühungen wirkungslos, so hilft man sich mit den „Fraisenzetteln", die man unter das Kopfkissen des Kindes

Digitized by Google

legt. Ein Fraisenzettel, der einmal geholfen hat, ist ein Heiligtum, das weder verkauft noch verschenkt, nur verliehen werden darf.

Stirbt ein Kind, so soll die Mutter vor Johannes (24. Juni) keine Erdbeeren essen, sonst erhält ihr Kind im Himmel kein einziges Beerlein, wenn die Muttergottes Erdbeeren verteilt. Die Seelen der verstorbenen Milchkinder gehen auf der Milchstraße. Kleine Kinder, die aus dem Leben gehen, ohne der Taufe teilhaft geworden zu sein, sitzen, so sagt man in der Haslauer Gegend, im Jenseits an einem Bächlein und mühen sich vergeblich ab, Wasser mit einem Becherlein zu schöpfen. Erst am jüngsten Tage werden sie als reine Engel in den Himmel einziehen.

Der wirksamste Schutz gegen alles Böse, gegen Krankheit und Gebrechen ist die Taufe, der Bund, den der Pate mit dem Himmel schließt, das Bekenntnis zum Glauben. Die kirchliche Weihe hat eine große Zahl von Bräuchen im Gefolge. Den meisten dieser Sitten lag ursprünglich eine tiefe Bedeutung zugrunde. Doch sie ist vielfach vergessen worden; die Handlung allein blieb und sank allmählich zu leerem Aberglauben herab.

Schon die Wahl des Taufpaten ist wichtig; gehen doch leicht körperliche und seelische Eigenschaften auf den Täufling über. Man wählt also gesunde, gescheite und wenn möglich wohlhabende Paten. Ist die Wahl getroffen, so ergeht von den Eltern die Einladung an die „Gevattern". Man nennt dieses Ersuchen „Gevattern bitten". Wie vor alters, so bittet man auch heute noch den engsten Verwandtenkreis zur Taufe. Die Einladung besorgt am Lande oft die Hebamme, die in den Tagen um das Familienereignis überhaupt die große Rolle spielt. Auch sie ist jetzt der Macht des Bösen unterworfen und soll, wenn der Ruf an sie ergeht, nachts nur in Begleitung eines handfesten Mannes, mit einer Laterne in der Hand, zur Kreißenden gehen.

Die Einladung zur Patenschaft darf man nicht ablehnen, sonst hätte das Patenkind kein Glück. Übrigens baut man sich durch die Annahme der Patenschaft eine Stufe in den Himmel. Auch wird es als Ehre angesehen, Pate zu stehen. Der einladende Bote, sei es nun die Hebamme oder ein eigener „G'vattervausrichter", wird sehr freundlich aufgenommen, gut bewirtet und reichlich beschenkt entlassen. Auch schriftliche Einladungen ergingen bisweilen. Ein Brief dieser Art, der wegen seines Alters Interesse erwecken dürfte, zumal da derlei Patenanrufe bis jetzt aus Asch kaum bekannt geworden sind, folgt in genauer Abschrift.

Der Wohl Ehrbaren, Edlen und Tugendbelobten Jfr. Johanna Florentina Grieszin H. Johann Nickolaus Grieszens, berühmten Bürgern, wie auch Gastgebern, und Mitmeistern s. s. Handwerks der Fleischer allhier, eheleibl. dritte Jfr. Tochter

Meine Jnsonders Hoch zu Ehrende Jfr. Muhme
und sehr wertgeschätzte Jfr. Gevatterin

Asch.

Digitized by Google

Wohl Ehrbare, Edle und Tugendbelobte

Insonders Hochzuverehrende Jungfer Muhme
und sehr werthgeschätzte Jungfer Gevatterin

Derselben kan aus erfreuten Gemüthe nicht verhalten, welcher gestalt der Grundgütige Gott mein liebes Eheweib ihrer getragen weiblichen Ehe-Bürden gestern Nachmittag um 4 Uhr in Gnaden entbunden, und uns beiderseits Eltern mit einem gesunden und wohlgestalten Töchterlein gnädigst angesehen und erfreuet; Wann dann aber solches Kindlein von Natur wie alle Adams Kinder in Sünden empfangen und gebohren, und anders nicht denn durch die Heilige Taufe ins Reich Christi gebracht und einverleibt werden kan, hierzu aber eine christliche Mittelsperson hochnötig, welche mit ihrem andächtigen Gebete gleichsam die Stelle dieses zarten Kindes vertrete! Als habe ich und meine liebe Ehefrau Dieselbe schon längst darzu ausersehen und erkieset, gantz freundlich bittend solch Gottgefällige Ehren- und Liebes Werk gerne und willig über sich zu nehmen, und dieserwegen heute Nachmittag um 3 Uhr sich nebst deren liebwertesten Eltern bei mir einzufinden unser liebes Kindlein dem Herrn Christo in der Heiligen Taufe vorzutragen, und mit einem andächtigen Gebete zu versprechen, da mit es von Sünden abgewaschen, und ins Buch des Lebens einverleibt werde, nach vollendeten Tauf acte aber allerseits wieder bey mir einzusprechen und mit etwas wenigen accommodement gütigst vor lieb und willen zu nehmen. Wenn nun dieses dem lieben Gott zu Ehren, dem armen Kinde zum besten, uns Eltern aber zu sonderbaren Gefallen gereichet; also sind wir diesen besonderen Ehren- und Liebes Dienst auf alle nur ersinnliche Art und weise wieder zu verschulden erböthig, ich aber verharre

Meiner Hochzuehrenden Jfr. Muhme,
und sehr wertgeschätzten Jfr. Gevatterin

Dienstwilliger

Alsch, am 3. August 1778. Andreas Müller.

Was die Zahl der Paten anlangt, veränderte sich der Brauch im Laufe der Tage. Die Zeit liegt nicht allzuweit, da überall drei Paten üblich waren. Und zwar bei einem Knaben zwei männliche und ein weiblicher, bei einem Mädchen zwei weibliche und ein männlicher. Von den Paten hielt der ältere oder vornehmere das Kind bei der Taufhandlung auf dem Arme. Der zweite übernahm es, während der Geistliche die Glaubensformel sprach, und die dritte Person galt in der Volksmeinung als mehr oder minder überflüssig. Heute gibt man sich in der Regel mit einem Paten zufrieden, wie dies in der Haslauer Mulde auch schon in älterer Zeit Brauch war.

Das Patengeschenk war in älterer Zeit ein Zinnteller mit dem Namen von Paten und Taufkind. Heute besteht das „Gingebinde" aus einem „Patenbrief", der in früherer Zeit auf Pergament mit Handmalerei verziert Namen und Daten der Taufe trägt. Dieser Patenbrief wird vom Paten mit klingendem Geld, und zwar dreierlei Münzen (Gold, Silber, Kupfer) versehen, in eine bunte Hülle gelegt, mit einem breiten Seidenband umwunden

Digitized by Google

und dem Täufling ins Tragkissen geschoben mit den sinnigen Worten: „Hier hast Du das Deine, laß jedem das Seine." Gangbares Geld gibt man besser nicht; damit die Gabe nicht gleich verausgabt, sondern als Zauberschutz aufbewahrt wird.

Gegenstand größter Beachtung war im Ascher Lande bei der Kindstaufe schon der Empfang der Taufpaten im Hause der Wöchnerin und der Gang zur Kirche. Das Erscheinen der Paten wurde in Haslau in früherer Zeit mit großem Gepränge, ja mitunter mit Trompetenstößen und feierlicher Ansprache begrüßt. Auch heute wird in manchen Ortschaften „vor dem Walde" eine kleine Bewirtung mit Kaffee, Kücheln oder Bier aufgetragen. Der Pate bringt den Patenbrief (Tuadnbroif), die Gevatterin eine Henne unter dem Arm mit, die sofort geschlachtet werden muß, da sonst das Kind eines gewaltsamen Todes sterben müßte. Überdies werden allerhand Geschenke, Eßwaren, Milch, Eier, Branntwein und dergleichen von dem Patherrn im Heim des Wiegenkindes abgegeben. In den Ortschaften des Elstertales bestand der Imbiß vor dem Taufgang aus in Milch eingeschnittenen Semmeln.

Nach einem stillen Vaterunser an der Wiege des Kindes wird dieses herausgenommen (die Aufforderung geht von der Hebamme aus), in ein feines Taufkissen eingewickelt, mit einem zierlichen Häubchen geziert und über das Kissen ein spitzenbesetztes Musselintuch gelegt. Die Hebamme richtet noch ein paar Seidenmaschen am Polster und das Kleidchen des Kindes zurecht und schlägt den Täufling noch in ein Seidentuch ein, das schon von Generationen herstammt. Anderwärts findet eine eigene Taufwindel aus Tüll Verwendung. Dann sagt sie zu den Anwesenden: „Also wollen wir in Gottes Namen gehen! Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir wieder!"

Mancherorts steckt man auch über die Tür zwei Messer oder Gabeln in den Türstock und legt ein Buch darauf, das bis zur Rückkehr aus der Kirche geöffnet liegen bleiben muß. Es besteht die Meinung im Volke, daß dann dem Kinde später das Lernen erleichtert werde.

Beim Gang zur Taufe, der heute schon fast überall zu einer Tauffahrt geworden ist, soll keine beteiligte Person ganz schwarz gekleidet gehen. Wenn in einer Familie Trauerkleidung getragen wird, soll der an der Taufe beteiligte Teil nicht in purem Schwarz gehen, sondern in irgend einem Kleidungsstück bunt erscheinen. Wer da nicht einen freundlicheren Zug Farbe an seiner Kleidung zeigt, ist Schuld daran, daß das Kind späterhin furchtsam wird und seine Stirn in Falten legt. Auf dem Taufgang darf der Pate keine Notdurft verrichten, sonst würde das Patenkind ein Bettnässer. Zur Taufe gibt man in einigen Orten drei beliebige kleine Gebrauchsgegenstände mit, damit es nicht stehlen lerne. Während das Kind zur Taufe getragen wird, legt man in die Wiege ein Mangelholz; dadurch soll das Kind einstens zu Reichtum gelangen.

In Asch wird die Taufe gewöhnlich so spät angesetzt, daß die Wöchnerin mit in die Kirche gehen kann. Taufe des Kindes und Einsegnung der Mutter decken sich also ziemlich. In der Regel sind heutzutage die Kindesmutter, zwei Paten und die Hebamme als Begleitung des Täuflings in der Kirche

Digitized by Google

anwesend. Zum Schlusse bekommt die Wöchnerin den Segen. Von dieser Einsegnung an gilt sie nicht mehr als unrein und damit erlöschen die sie betreffenden, oben angegebenen Schutzregeln. Sie darf überall hingehen, ohne befürchten zu müssen, daß sie Unglück über sich oder ins Haus bringe. Allgemein verbreitet ist im evangelischen Teil der Ascher Bevölkerung der Glaube, daß die Muttergewordene das Kreißzimmer nicht vor dem Segnungsgang verlassen und schon gar nicht mit ihrem Bettzeuge in einen andern Raum des Hauses ziehen solle, weil sonst das Kind ruhelos und ihm ein schweres Wanderleben zuteil würde. Reden die Gevattersleute auf dem Taufgang viel, so wird das Kind ein Schwätzer.

Nach der Taufhandlung nimmt die Hebamme das Kind und gibt es der Mutter. Der Rückweg von der Kirche muß ein und derselbe sein wie der Weg zur Kirche; nur in diesem Falle wird sich der Täufling auf keinem seiner späteren Wege verirren.

Kinder, die bei der Taufe, besonders bei Nennung ihres Namens, weinen, sterben bald. Nach einer anderen Überlieferung kommt dann bald ein Geschwisterl nach. Ebenso werden Täuflinge, die den Namen eines schon verstorbenen Kindes der Familie erhalten, nicht alt. Kinder, denen man schon vor der Taufe ihren Namen beilegt, sterben auch bald.

Nach der Taufe begibt sich die Taufgesellschaft wieder ins Haus der Wöchnerin zurück, bei welcher Gelegenheit die Paten der am Wege wartenden Jugend Zuckerwerk oder kleinere Münzen zuwerfen. Oft wird bei der Rückkehr die Taufgesellschaft von Kindern mit einem Wickelband wiederholt aufgehalten, wobei sich der Pate durch ein Lösegeld die weitere freie Bahn erkaufen muß. Bei der Ankunft im Hause finden die Heimkehrenden die Haustüre verschlossen. Sie wird erst auf dreimaliges Klopfen geöffnet. In der Stube angekommen, wird das Kind von der Hebamme zunächst dreimal behutsam über das Bett der Mutter gerollt mit den Worten: „Mein Kind, das steht sehr wohl an, wenn man im Wirtshaus tanzen kann." Dies geschieht, damit es flott wird an Händen und Füßen, gewandt tanzen lerne und sich nichts antue, wenn es einmal fallen sollte. Beim Eintritt sagt die Hebamme entsprechend der Formel beim Antritt des Taufganges: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Christen bringen wir wieder." Dann wird das Taufhäubchen über den Spiegel gehängt, damit das Kind angesehen, bewundert und begehrt wird. In die Wiege bekommt das Kind ein Gesangbuch und eine Schere, damit das Kind fromm wird und eine Waffe gegen Naturgeister habe. Während der Taufe war der Korb verräumt, was eine zu baldige Wiederkehr des gleichen Anlasses verhindern sollte.

Ist der Taufschmaus ein Mittagessen, was meistens der Fall ist, so soll — wie bei einer Hochzeit — Reissuppe das Essen einleiten. (Reis, Grieß und Graupen rufen Reichtum herbei.) Der Pate muß sieben Tassen Kaffee trinken zur Abwehr der bösen Sieben. Beim Bäcker läßt man große runde Kuchen backen, im Hause selber wird eine Ziege oder ein Kälblein geschlachtet, Kaffee in großer Menge gekocht und meist auch ein Faß Bier angeschlagen. Über die frugale Biersuppe, aus der der Taufschmaus in der Haslauer Gegend bestand (aus Bier, Brot, Rosinen zusammengesetzt) und vielfach noch heute den Hauptbestandteil des Taufmahles bildet, ist der

Digitized by Google

Imbiß des Ascher „Stopfers", wie man den Tauf-, aber auch den Hochzeitsschmaus nennt, schon längst hinausgewachsen.

Beim Taufschmaus sollen die Paten als erste bei Tisch sein und die Hebamme, die gewöhnlich obenan sitzt und das große Wort führt, das heißt, die ganze Gesellschaft mit Anekdoten und Geschichten unterhält, soll unbedingt vor allen übrigen ein Glas Wein bekommen.

Während des Schmausens erhebt sich plötzlich ein Lärm auf der Gasse und im Hof. Die Kinder vom ganzen Dorf warten draußen; sie wollen auch einen guten Tag haben. Und nun hört man ein paar rauhe Stimmen zwischen Mundharmonikaklängen singen:

„Recka, recka Spieß,
a Köichl is ma gwiß,
wennts diaz wöllts koa Köichl gebn,
soll enka Kinl niat lang lebn."

Der Bitte der sogenannten Spießrecker wird natürlich immer willfahrt. Die Heischenden, die zur Kennzeichnung ihrer Absichten an einer Stange oder einem langen Stab einen Topf oder Korb durchs Fenster oder die Tür strecken, erhalten mehr, „als ein paar Hosen wert ist". Manche dieser Schnapphähne sind durchaus nicht bescheiden, sie singen ziemlich groteske Reime, in denen derber Volkswitz aufleuchtet, wie z. B. im Spruch:

„Nun gebt uns was von euerm Braten,
daß euer Kind mög wohl geraten;
gebt uns ein Stück von euerm Fisch,
daß euer Kind nicht ins Bette zischt."

Oder:

„Gebt mir ein Stück von euerm Kuchen,
damit das Kind nicht lernt das Fluchen.
Gebt mir ein Gläschen Branntewein,
sonst schlagen wir die Fenster ein.
Die Hebamm sitzt gleich oben an,
damit sie recht fressen und saufen kann.
Was sie nicht essen und trinken kann,
das nehmen ihre Taschen und Tücher an."

Aber die Hebamme ist über solches Ansingen nicht einmal ernstlich böse; wenn sie Humor hat, wird sie vielleicht auf solchen Reim die schnippische Antwort geben:

„Schäi bin i niat, reich bin i niat,
koin Schatz hob i a nu niat,
schäi wenn i wa, reich wenn i wa,
häit i an Schatz a."

Nach der Tauftafel bereitet man sich den Spaß, dem Patherrn, falls er noch Junggeselle ist, das Tischtuch über den Kopf zu werfen, damit auch bei ihm bald ein fröhliches Taufffest gefeiert mögen werde.

Die andauernde Anteilnahme der Freundschaft an Mutter und Kind bekundet sich auch nach der Taufe in dem Überbringen von Geschenken, die

Digitized by Google

man die „Wochensuppen" nennt. Bestand diese zuerst wirklich aus Milchsuppe und feinem Gebäck, so verwandelte sie sich später in allerlei „Gutes". Kuchen, Wein, Hühner und andere leicht verdauliche Speisen werden auch heute noch der Wöchnerin gebracht. Kleidungsstücke soll man nicht zu bald schenken, sonst gedeiht das Kind nicht. Mit der Zeit aber wurde auch das Schenken eines Häubchens, eines Lätzerls, eines Jäckchens usw. landgängig. Bedanken durfte man sich für diese Geschenke nicht, denn das würde die Entwicklung des Kindes gefährden. Von diesen Sachen darf die Wöchnerin nichts verschenken, sondern muß alles selbst und allein genießen, damit das Kind in späteren Jahren nicht „gluffert"*) werde.

Der Kirchgang der Wöchnerin (im katholischen Teil des Bezirkes „Fürsegnung" oder „Füragang", im evangelischen „Kirchgang" oder „Segnungsgang" genannt) findet frühestens nach acht Tagen, wo er nicht mit der Taufe zusammenfällt, oft erst nach sechs Wochen statt. Die Wahl des Fürsegnungstages ist nicht gleichgültig; der beste Tag ist der Samstag, aber auch der Dienstag und der Donnerstag sind nicht schlecht. Sonn- und Feiertage werden für den Kirchgang nicht gern gewählt.

Wenn jemand beim ersten Ausgang der Mutter mit dem Kind mit einem Tragkorb zum kleinen Kinde herantritt, so bringt er dem Kinde Unglück. Die Ruhe nimmt es einem Kinde auch, wenn zwei Leute zugleich seine Wiege schaukeln. Auch fremde Hunde hält man vom Kinde fern; sie bringen ihm einen bösen Ausschlag, die „Hundsschilla".

Einer der wichtigsten Vorgänge in der Kinderstube ist das Entwöhnen oder Abstillen des Kindes. In der guten alten Zeit fand es durchschnittlich mit 40 Wochen statt. (Im Ascher Land wird das Alter eines Kindes bis zu einem Jahr nach Wochen gezählt.) Im Landesteile „hinterm Wald" geschah dies immer bei abnehmendem Monde, damit „die Milch vergehe", im Sprengel „vor dem Wald" nur bei zunehmendem Mond, damit das Kind auch zunehme. Ungünstig ist für das Abstillen der Freitag, im egerländisch gefärbten Teile auch der Montag und Mittwoch. Manchmal wurden drei Tropfen der Muttermilch in einen Werg- oder Wattebausch geträufelt und dieser an einen Baum gehängt, dabei wurden von der Mutter die Worte gesprochen: „Milch, verschwind wie der Wind, wenn ich dich brauch, daß ich dich wiederfind!" Im Zeichen des Krebses sollen Kinder keinesfalls abgestillt werden; wohl aber am Johannistag, der vorchristlichen alten Sommersonnenwende, sollen besonders Knaben entwöhnt werden. Die gilt soviel, wie wenn die Eltern dem kleinen Liebling ein Haus mitgeben. Damit das „abzuspänende" Kind (mhd. spen = Muttermilch, Mutterbrust; ein kint spenen = von der Mutterbrust entwöhnen; die Bezeichnung „Spin" für Muttermilch begegnet man noch hie und da im Munde der Haslauer Bevölkerung) die Brust der Mutter leichter vergesse, legen manche Mütter sich etwas Stachliges auf die Brust oder sie stoßen das Kind dreimal leicht mit dem Fuß, damit es von dem verbotenen Genuß abgeschreckt werde. An manchen Orten der Dreiländerecke setzt sich die Mutter, wenn sie den Säugling das letzte Mal gestillt hat, mit ihm an einen Tisch und legt drei

*) Gelüstig = nach allem und jedem ein Gelüste haben.

Digitized by Google

Gegenstände, ein Buch, ein Geldstück und eine Semmel auf die Tischplatte. Der Gegenstand, nach dem das Kind zuerst greift, weist auf seine künftige Sinnesart und Wesenheit hin.

Ein Angelpunkt, um den die Gedanken der Mütter und Kinder in den Familien des Ascher Landes kreisten, ist das gegenseitige Verhältnis von Paten zu Patenkindern. Damit berühren wir einen Punkt, der im Ascher Bezirk außerordentlich ernst genommen wird, sowohl im evangelischen als auch im katholischen Teile der Bevölkerung. Das Band, das durch die Taufe zwischen dem Patherrn und seinem Patenkinde geknüpft ist, muß in der Tat ein sehr haltbares und festes genannt werden. Das Verhältnis ist ein dauerndes; es hält mindestens bis zur Konfirmation, bzw. Firmung, ja nicht selten bis zur Hochzeit des Schützlings, oft sogar bis zum Tode eines der beiden.

In den Kinderjahren werden die Patenkinder mehrmals im Jahre beschenkt, in katholischen Familien zu Ostern und Allerheiligen, in evangelischen zu Ostern und Weihnachten und hie und da auch zum Geburtstag. Die Patengeschenke bestanden in Geld, zu Ostern in sechs bis zehn gefärbten Eiern, zum Geburtstag oft aus einem Patenring und zu Weihnachten in Äpfeln, Nüssen, Schulsachen und Kleidungsstücken. Mädchen wurden auch mit Porzellan oder Silberzeug bedacht. In den Ortschaften des Elstergebietes besuchen sich Taufpaten und Taufkinder gegenseitig des öfteren. Erstere bringen Gebäck, Äpfel und Nüsse mit; an manchen Orten tragen auch die Patenkinder das sogenannte „Bornkinnl" zu ihrem Paten.

Bezüglich der Geburts- und Namenstagsfeier wird im Ascher Ländchen gemäß der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses ein wesentlicher Unterschied sichtbar. Im evangelischen Teile des Gebietes wird ausschließlich der Geburtstag festlich begangen, bei den Katholiken in Stadt und Land wird sowohl der Geburts- als auch der Namenstag gefeiert. Im egerländisch beeinflußten Sprengel pflegt man am Namenstage die Namensträger im Scherze am Halse zu drosseln. In diesem Drosseln oder Würgen hat sich die Erinnerung an das bei der Taufe übliche Einbinden eines Geschenkes um den Hals in derberer sinnbildlicher Art niedergeschlagen.

Volkstümliche Erziehungslehren aus Westböhmen

Von **Adolf Glücklhorn**, Milikau bei Mies

Man hat sich in letzter Zeit sehr viel mit der Erziehung im Volke beschäftigt. Das ist nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen, daß das Geschehen der letzten Jahre neben vielen anderem auch die Besinnung auf das eigene Volk und das Volkstum und insbesondere die Forderung nach einer zeitgemäßen Volkserziehung brachte. Zudem haben die meisten Erzieher ja längst einsehen gelernt, daß die wirksamsten und nachhaltigsten erzieherischen Einflüsse im Grunde nicht von der Schule ausgehen, sondern von anderen Seiten, und zwar hauptsächlich eben vom Volke, von den

Digitized by Google

verschiedenen Gemeinschaften, denen der heranwachsende Mensch in der Vor- und Nachschulzeit angehört.

Das Volk erzieht meistens anders als die Schule. Die Erziehung im Volke geschieht häufig ganz unbewußt. Das Volk hat auch seine eigenen, vielfach andersartigen und daher oft auch anders wirkenden Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsmittel, ja man kann manchmal sogar von einem eigenen Erziehungsziele sprechen. Verschiedene Fabelwesen, der Aberglaube, alte Bräuche und alte Sitten, volkstümliche Ansichten, Anschauungen und altbekannte Lebensregeln u. ä. spielen überall dort eine große Rolle, wo das Volk erzieherisch tätig ist. Mit Vorliebe bedient es sich gewisser Redewendungen, in denen gewöhnlich auf die guten oder bösen Folgen einer Tat hingewiesen wird. Unsere Zeitschrift brachte Zusammenstellungen solcher Redewendungen (volkstümlicher Erziehungs-, bzw. Anstandslehren) im Jahrgange 1934, Heft 2/3, und im Jahrgange 1935, Heft 2/3. Als Ergänzung dieser Arbeiten folge nun eine Zusammenstellung derartiger volkstümlicher Lehren und Redewendungen aus Westböhmen.

Wer aus einer Blüte den Stempel herausreißt, der reißt der Muttergottes das Herz heraus[1]). Wer ein weißes Reh oder einen weißen Hasen schießt, muß sterben. Hat er aber das Wild nur angeschossen, so wird er so lange krank sein, als die Wunden des verletzten Tieres nicht geheilt sind. Schwalben und die kleinen Marienkäferchen (Himmlpätzala, Harchatspfa[d]la) darf man nicht töten. Der Ehrenpreis (Veronica; 's Gwittablöiml) zieht die Gewitter an; er darf daher nicht gepflückt und nicht im Hause aufbewahrt werden.

Es ist eine schwere Sünde, wenn man Brot wegwirft oder darauf tritt.

Wer auf einen Stern am Himmel oder auf den Regenbogen zeigt, der bekommt einen krummen Finger. Wenn man Salz ißt, bekommt man Würmer im Bauche. Von Besenhieben wird man dürr. Wenn einer Blasen am Munde hat, so sagt man, er habe Grieben (Graebala) genascht. Blind wird, wer in die Sonne schaut. Heiße Speisen verursachen Magenkrebs. Wenn man einem ins Gesicht spuckt, so bekommt er „Schwinden". Steigt man über einen hinweg, dann wächst er nicht mehr. Man muß wieder zurücksteigen. Im Mondlicht soll man nicht schlafen, sonst wird man mondsüchtig. Das Essen „geht in die Füße", wenn man während des Mahles steht oder umhergeht. Während eines Gewitters soll man sich nicht unter hohe Bäume stellen, vor allem nicht unter Fichten und Eichen. Wälder, Teiche, Bäche, Flüsse und unterirdische Wasseradern ziehen die Gewitter an. „Buchen soll man suchen." Saure Speisen verursachen Ausschlag im Gesicht.

Wein verschütten bedeutet Kindtaufe, und zwar für den, in dessen Richtung das vergossene Getränk fließt. Am Abend darf man die Stube nicht kehren, weil man sonst das Glück auskehrt. Nadeln soll man nicht ausborgen, das macht Feindschaft. Wenn der Gast irgendein Getränk stehen läßt, dann „läßt er den Zorn im Glase"[2]). Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, sonst passen sie nicht oder es gibt einen Zank. Wer einen

[1]) Untergodrisch bei Plan.
[2]) Hinterkotten bei Plan.

Digitized by Google

Spiegel zerschlägt, hat sieben (zehn) Jahre kein Glück. Katzen darf man nicht in die Wiege lassen, denn sie legen sich dem Kinde auf die Brust und erdrücken es[3]). Solange das Kind nicht ein Jahr alt ist, soll man ihm die Fingernägel nicht abschneiden, sondern abbeißen, da man ihm sonst das Leben abschnitte. Auch photographiert dürfen die Kinder erst im Alter von wenigstens einem Jahre werden. Ferner soll man sie nicht frühzeitig in den Spiegel schauen lassen, da sie sonst eitel werden. Wenn zwei gleichzeitig ein Handtuch zum Abtrocknen benützen, bekommt einer (oder eine) von beiden keine Frau (keinen Mann). Eine böse Schwiegermutter ist dem gewiß, der sich an eine Tischecke setzt. Wer ins Glas hineinlacht, bekommt eine „betrunkene" Frau (einen „betrunkenen" Mann). Wenn das Kind nicht in der Wiege liegt, soll man diese nicht schaukeln, weil sonst das Kind stirbt[4]). Brautleute, die sich photographieren lassen, kommen niemals zusammen. Wer sein Kleid am Leibe flickt, „verflickt sich den Verstand". Wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. Barfüßig gehen und baden darf man nur in den Monaten ohne „r". Nach Bartholomäus (24. August) ist das Wasser giftig. Wenn man das Haar mit Speichel anfeuchtet, dann sind einem die Leute nicht gut. Der Jude nimmt jedem, der ihm die Zeit angibt, wenn er darnach fragt, das Glück[5]). Mädchen sollen keine Männerhüte aufsetzen, auch pfeifen sollen sie nicht, denn „Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die krähn, muß man den Kopf am Halse umdrehn". Drei Personen dürfen nicht mittels eines Zündholzes anrauchen. Wer im Bette pfeift oder zum Pfeifen einen hohlen Schlüssel benutzt, der pfeift die Diebe herbei. Das Brot muß man immer mit der glatten Seite nach oben legen. Mit dem Messer darf man nicht in den Brotlaib hineinstechen. Die armen Seelen läßt man leiden, wenn man das Messer mit der Schneide nach oben legt.

Am Freitag soll man kein Brot backen und auch sonst nichts unternehmen. Wer am hl. Abend während des Essens aufsteht, muß sterben. An diesem Tage und in der Karwoche sollen die Betten nicht gewaschen und es soll keine Wäsche aufgehängt werden[6]).

Wenn sich die Braut am Wege zur Kirche umsieht, so „sieht sie sich nach einem andern um". Die Wöchnerin soll vor dem ersten Kirchgange nach dem Abendläuten oder während eines Gewitters nicht aus dem Hause gehen.

Mädchen, die viel weinen, werden schön. Helle Augen bekommt man, wenn man angebrannte Speisen ißt. Wegen einer Gänsefeder soll ein Mädchen sich beim Bücken die Kniescheibe einschlagen. Wer Katzen gern hat, hat auch die Mädchen (Burschen) gern, ebenso, wer Grübchen in den Wangen hat.

Wer lange ißt, der lebt lang. Wie mit dem Essen, so mit der Arbeit. Lange Haare, kurzer Verstand! Wer viel fragt, lebt nicht lange. Neugierige werden frühzeitig alt.

---

[3]) Vgl. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, Reichenberg, 1924, S. 107.

[4]) Bischofsteinitzer Gegend.

[5]) Untergodrisch bei Plan.

[6]) Vgl. John, S. 16, 207 (Tepl, Weseritz; Viehschaden).

Digitized by Google

Schönes Wetter ist zu erwarten, wenn beim Mittagsmahle alles aufgegessen wurde. Dagegen darf man auf Regen hoffen, wenn einer den Hut aufs Ohr geschoben hat oder wenn ihm die Strümpfe herunterhängen.

Wenn keine Unterhaltung in Gang kommen will, sagt man, es habe sicherlich einer die Füße „über kreuz". Ohne sich eine Weile niedergesetzt zu haben, verläßt man niemals ein Haus, da man sonst die Ruhe wegträgt.

An Schreckgestalten sind bekannt der Wassermann, der Zempera, der Schlotfeger, das Schragagerl, der Wuwu, die Zigeuner, der Berggeist[7]), das Rote Knie[7]) u. a.

Weihnachten in Chodau und Umgebung

Von **Richard Baumann**, Chodau

Wohl kaum eine andere Zeit im Jahre stimmt den Menschen so feierlich und ist von solchem Zauber erfüllt wie die Weihnachtszeit. Es ist darum auch kein Wunder, wenn in jenen Tagen allerlei Bräuche geübt werden und wenn der Volksglaube eine bedeutende Rolle spielt. Ich will versuchen, Brauch und Volksglauben dieser hohen Zeit, wie sie in meiner Heimat üblich sind, zu schildern. Meine Mitteilungen beruhen auf eigenen Beobachtungen und auf Angaben von verläßlichen Personen, zum Teil auch von Kindern. Es leben nicht nur alte Bräuche weiter, sondern es bilden sich, der Zeit angepaßt, auch neue. Leider üben heutzutage viele Leute die Bräuche nicht nur des Brauches wegen, sondern auch des Bettelns halber. Mancher Brauch ist nichts weiter als eine Verdienstmöglichkeit für Arbeitslose und solche, die nicht gerne arbeiten.

Schon Wochen vor Weihnachten harrt der Kinder große Freude und gespannte Erregung. Der Nikolaus, in der Mundart „da Niglas", kommt am Abend vor dem 6. Dezember. Er ist vermummt, bringt einen Sack mit und hält einen Stock in der Hand. Er pocht an die Türe und fragt dann die Kleinen, ob sie brav waren, ob sie gelernt haben, fragt sie vielleicht auch, ob sie beten können, läßt sich schließlich ein Gedicht aufsagen, oder er prüft das Einmaleins und teilt dann seine Gaben aus: Schokolade, Äpfel, Nüsse, Zuckerwerk, Feigen und ähnliche Dinge. Der Kindermund kennt einen Spottvers über den Nikolaus: „Vater unser, der du bist, ich wäiß scho(n), wer da Niglas is, da Niglas is a ålba Mäa(n), haut nainanai(n)zich Schtiefl åa(n)."

Bald ist das Weihnachtsfest da. Am 24. Dezember, am „Halinga Åubmd", gehen, meist wenn die Dunkelheit angebrochen ist, die „Zembara" in die Häuser. Der „Zembara" trägt eine Glocke, einen „Glä(n)sl", womit er vor oder in dem Hause, das er besucht, läutet. Oft klopft er auch ans Fenster. Dann heischt er um Geld.

Am „Heiligen Abend" sieht man abends nicht gerne Besuch kommen, denn sonst stirbt jemand aus der Familie; man versperrt darum nicht selten die Türe. Scherben bedeuten an diesem Tage Unglück. Auch wenn etwas „ohne Ursache" umfällt oder von der Wand fällt, bedeutet es nichts

[7]) Milikau bei Mies.

Digitized by Google

Gutes. Man muß abends neunerlei essen. Wer beim Essen keinen Schatten wirft, muß bald sterben. Nach dem Abendessen erfolgt die Bescherung, da „kommt das Christkind." Als Christbaum verwendet man fast immer eine Fichte, nur vereinzelt eine Tanne oder eine sogenannte „Blaufichte." Der Baum wird ein paar Tage vorher gekauft; hinderliche Äste schneidet man weg, dann wird der Baum in einen Ständer gesteckt und aufgestellt. Als Schmuck dienen Watte, Lametta, Engelhaar, Glaskugeln, Zuckerstücke, Äpfel, Nüsse u. ä. Dinge. Oben auf dem Wipfel blitzt eine silbern glänzende Glasspitze. Der so geschmückte Baum heißt im Volksmunde „Zuck(a)bam." Er bleibt bis zu den „Heiligen Drei Königen" stehen; meist ist er dann bis auf die nicht eßbaren Stücke leer. In Elbogen wird seit einigen Jahren eine hohe mit Lichtern geschmückte Fichte vor dem Rathause aufgestellt und zugleich eine Büchse für Gaben zu wohltätigen Zwecken bereit gehalten. Am letzten Donnerstag vor dem 24. Dezember wird hier auch ein Weihnachtsmarkt abgehalten. Knapp vor den Feiertagen stellt man in der Wohnung eine Krippe mit der Darstellung der Geburt Jesu auf. Diese Krippen werden zum Teil in der Familie selbst hergestellt, zum Teil kauft man sie fertig. Ferner wird in der Kirche eine Krippe aufgebaut. Bekannt in unserer Gegend ist die Schlaggenwalder Kirchenkrippe. Krippen mit beweglichen Figuren gibt es in zwei Mühlen im Lobstale. Am 2. Feber („Mariä Lichtmeß") räumt man die Krippen wieder weg.

In der Nacht vom „Heiligen Abend" zum ersten Weihnachtsfeiertage darf nach dem Volksglauben keine Wäsche hängen, denn das bedeutet den Tod für ein Mitglied der Familie in der nächsten Zeit.

Das übliche Gebäck für die Feiertage ist der „Stollen" oder „Striezl." Der „Stollen" ist weckenförmig und ziemlich groß, etwa einen halben Meter lang und 25 Zentimeter breit; der „Striezl" ist ihm ähnlich, aber geflochten. Hergestellt werden beide aus Mehl, Hefe, Eiern, Milch, Butter, Rosinen, Mandeln, Zitronat u. ä.; nach dem Backen streut man „Staubzucker" darauf. Wenn der Stollen beim Backen mißlingt, wenn er „nicht gerät", kündet das ebenfalls einen nahen Todesfall an.

Der 31. Dezember heißt „der alte Heilige Abend." Bereits an diesem Tage ist das Neujahrwünschen üblich. Erwachsene, manchmal auch Kinder, gehen in die Häuser, schellen mit einer Glocke und singen dann das Lied: „Schon wieder ein Jahr verschwunden, sind viele in die Ewigkeit versunken, sind viele aus Leid und aus Freud', sind viele in die Ewigkeit. Wir bitten den Herrn, er soll uns beschützen vor Not, Krieg, Pest, Feuersgefahr; drum wünschen wir Euch ein glückseliges Jahr!" Nachher bitten sie um Geld. Der Rauchfangkehrer und die „Aschenmänner"[1]) bringen am letzten Tage des Jahres ebenfalls ihre Glückwünsche für das kommende Jahr vor. Der Rauchfangkehrer überreicht mit dem Wunsche: „Ein glückseliges neues Jahr" oder „Prosit Neujahr!" einen Wandkalender: einen Farbdruck, der einen Rauchfangkehrer mit seinem Lehrburschen darstellt, zwei weibliche Personen berühren ihn, denn nach dem Volksglauben hat

[1]) Jene Männer, die von der Stadtgemeinde Chodau angestellt sind und die Asche von den Häusern wegfahren.

Digitized by Google

der Glück, der an das rußige Gewand des Rauchfangkehrers streift; in den Ecken des Kalenders sieht man bildliche Wiedergaben der vier Jahreszeiten; unten steht in Gedichtform ein „Herzlicher Glückwunsch zum neuen Jahre!" Die „Aschenmänner" überreichen eine Besuchskarte, auf der gedruckt steht: „Viel Glück im Neujahr wünschen die Aschemänner Thoms—Zuleger." Die Glückwünschenden bekommen meist Geld.

Am Abend des letzten Tages im ablaufenden Jahre ißt man fast immer Bratwürstchen mit Kartoffeln und Sauerkraut.

Der Neujahrstag wird weiterhin zum Glückwünschen benützt. Verwandte und Bekannte begrüßen einander mit dem Wunsche: „Prosit Neujahr!"[2]) Man hört aber auch sagen: „Ein glückseliges neues Jahr!" Auch an diesem Tage wird das Neujahrsingen gepflegt. In neuerer Zeit wünschen Kinder, die von Haus zu Haus gehen: „A glickſölis neis Gåua!"[3])

Der Vorabend des Tages der Hl. Drei Könige und dieser selbst gehören den „Sternsingern." Die Anfangsbuchstaben der Namen der Hl. Drei Könige werden mit geweihter Kreide an den oberen Türrahmen geschrieben: „19 + K + M + B + 37." Die Könige tragen auf dem Kopfe weiße Papiertüten, deren oberer Rand manchmal zackig beschnitten ist, ihr Gesicht ist berußt, in der Hand hält der eine oder der andere einen Stock, der oben einen goldenen oder silbernen Stern trägt und der sich um eine wagrechte Achse drehen läßt, sonst sind die Sänger mit einem langen, weißen Hemde bekleidet. Während sie mit dem Stock taktmäßig stampfen, singen sie das Lied: „Wir kommen daher in schnellem Lauf für 13 Tag 400 Mal[4]); wir zeigen wohl über den Berg hinauf, da schaut Herodes zum Fenster heraus. Der Rote sprach mit trotzigem Sinn: ‚Wo wollt ihr heiligen drei Männer hin?' ‚Nach Bethlehem ist unser Sinn, da woll'n wir heiligen drei Männer hin.' ‚Ihr heiligen Männer, bleibt d' Nacht bei mir, ich will euch geben Wein und Bier; ich will euch geben Stroh und Heu, ich will euch halten zehrenfrei.' Wir zeigen den Berg noch weiter hinauf, da stand der Stern schon ober dem Haus. Wir traten hinein ins Häuselein, da fanden wir Jesus im Krippelein. Wir fallen gleich nieder auf unsere Knie und brachten dem Jesus ein Opfer hie: Weihrauch, Myrrhe und golden Geschenk, was meiner und deiner gedenken soll."

Wenn die drei Könige beschenkt worden sind, singen sie: „Habt Dank, habt Dank für euere Gaben, die wir von euch empfangen haben. U wenn ma afs Gåua wieda singa, dåu wolln ma eng in Gsundheit finna"[5]).

Auch dieser Brauch wird leider nur zu oft als Deckmantel für die Bettelei ausgeführt. Es ist daher kein Wunder, wenn in einem westböhmischen Ortsblatte[6]) zu lesen stand: „Heuer gab es viele Könige, die nicht allein tagsüber an ihrem Gedenktage durch die Straßen teils als zwei-, teils als dreigliedrige Gruppen zogen, sondern schon zwei Tage vorher in unserer Stadt lärmten. Mit schwarzen Gesichtern und Tüten-

[2]) Leider ist das Fremdwort „Prosit" nicht auszumerzen.
[3]) „Ein glückseliges neues Jahr!"
[4]) Mal = Meile.
[5]) finna = finden.
[6]) „Chodauer Zeitung", Nr. 1, 9. Jänner 1937.

Digitized by Google

mützen bettelten Kinder mit viel Geschrei in Häusern und Gassen. Auch Passanten wurden angebettelt. Solcher Art hl. drei Könige haben mit Tradition nichts mehr zu tun, sondern sind nur als Bettelunwesen zu verzeichnen. Die Eltern solcher Kinder scheinen da nicht ganz mit sich selbst und der Erziehung der Ihren einig zu sein. Es gibt sogar solche Mütter und Väter, die die Kinder mit dem Hinweis zum Betteln hinausschicken . . ."

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz.

(Schluß.)

Seit etwa 50 Jahren werden Blutegel bei entzündlichen Krankheiten nicht mehr verwendet und ist man auch vom Aderlaß, früher einem der ersten Mittel, mit dem man solche Krankheiten bekämpfte, fast ganz abgekommen.

Blutegel wurden in den Apotheken gehalten und über Vorschrift des Arztes in mit Wasser gefüllten breiten Gläsern an die Kranken abgegeben. Man setzte sie an die entzündete Stelle, oft auch an die Schläfen zum Saugen an, gewöhnlich 3 oder 4 Stück. Nach längerem oder kürzerem Suchen saugten sie sich fest und fielen, wenn sie satt waren, von selbst ab. Nun wurde das eingesogene Blut mit den Fingern ausgestreift, und die Blutegel kamen wieder in die Flasche zurück, um nach einigen Stunden abermals verwendet oder der Apotheke zurückgestellt zu werden.

Bei Magenerkrankungen trinkt man Wermut-, Tausendguldenkraut- und Bitterkleetee, nimmt Enzian (Anziges) und Bibernelle (Piewrnajl)[2]) in Schnaps angesetzt und ißt Hagebutten samt den Kernen. Sie putzen den Magen aus. Wermut pflanzt man im Hausgarten, Tausendguldenkraut und Bitterklee wächst bei Wachtl — man pflückt sie bei der Rückkehr von der Wallfahrt in Jaroměřitz — und „Anziges" bekommt man beim Kaufmann zu kaufen. Zu kleinen Kugeln gerollte Wermutblätter und Enzianstückchen stopft man auch kranken Gänsen in den Kropf. Für vorübergehende Magenverstimmungen hält der „Schenk" allerlei „Bittere", namentlich „Kolmes" (Kalmus) in Vorrat und man nimmt solche nicht nur bei Bedarf, sondern häufig und gern als Vorbeugungsmittel, besonders in der Zwetschkenzeit, die für choleragefährlich gilt.

Verstopfungen behebt man mit Mutter- und Sennesblättern vom Kaufmann und mit Bittersalz; den „laufenden Bauch", wie die „Saxier" treffend in einem alten Kunstbüchlein genannt wird, mit Pfefferkuchen, dürren Birnen und getrockneten Heidelbeeren (schworzn Päärn[3]).

Blähungen sucht man durch Genuß von Knoblauch und altem, scharfem Käse zu beseitigen.

---

[2]) Im benachbarten Ölhütten herrschte einmal die Pest und es waren nur noch wenige Bewohner am Leben. Da ließ sich aus der Erde eine Stimme vernehmen: „Aßt Piewrnajl, su bert aich päßr barn!" Man folgte, und die Pest verschwand.

[3]) Vom Faulbeerstrauch heißt es: Rinde, von oben nach unten geschabt, wirkt abführend; von unten nach oben geschabt, erbrechend.

Digitized by Google

Zur Behebung von sonstigem vorübergehenden Unwohlsein hatte man, früher wenigstens, in vielen Häusern Balsam in fingerlangen Fläschchen und „Hofmannische Troppn" (Hoffmannstropfen). Letztere schenkten vor etwa 40 Jahren die Kaufleute in Konitz, dem Pfarrorte eines großen Kirchsprengels, zu dem auch Kunarz gehört, den Kirchengehern wie Schnaps in Gläschen aus und hatten an Sonn- und Feiertagen großen Absatz. Liebhaberinnen von Süßigkeiten wiederum letzten sich nach dem Kirchgange in der Apotheke gern mit „Rosenhonig", einer süßen, dicklichen, roten Flüssigkeit.

Ohnmacht bekämpft man durch Einreiben mit Essig.

Bei Lungenleiden mißt man dem Genuß von Hundsschmalz und Hundsfett große Heilkraft zu. Sie heilen nach der Volksmeinung auch andere innere Krankheiten aus und sind sehr begehrt und gut bezahlt nicht allein von Kranken, sondern auch von solchen, die aus genießerischen Gründen einen Hundsbraten schätzen. Außer den bei Husten und Halsschmerzen üblichen, bereits erwähnten Mitteln gibt man den Kranken auch den wasserklaren Harzinhalt der „Tonblottrn" zum Einnehmen. Das sind blatternähnliche Quaddeln, die im Frühjahre an der Rinde junger Tannen aufspringen und aus denen, wenn man sie öffnet, ein kristallklarer Harzsaft herausfließt. Geschätzt sind auch Bäder aus Maigrün, den jungen Trieben von Fichten und Tannen.

Rheumatische Leiden sowie Gliederschmerzen sucht man durch Einreiben mit Painexpeller, den man in vielen Familien nicht ausgehen läßt, mit Franzbranntwein, zerstoßenen Meerzwiebeln*) und mit „Olmesgeist" zu beheben. „Olmesgeist" wird hergestellt, indem man eine Flasche mit Zuckerwasser ausspült und in einem Ameisenhaufen, wie man solche in den Wäldern häufig antrifft, eingräbt. Die Ameisen kriechen in großen Mengen in die Flasche und werden, wenn die Flasche genügend gefüllt ist, mit Spiritus übergossen. Er laugt die Ameisensäure aus und erlangt dadurch seine Heilkraft. Von rheumatischen Jägern erzählt man, daß sie sich nackt in Ameisenhaufen setzen und durch die von den Ameisen ausgespritzte Säure von den Schmerzen befreit werden. Den gleichen Zweck sucht man durch „Peen", eine Art Dampfbad, zu erreichen, das man in Fässern durch Übergießen von heißen Ziegelsteinen mit Wasser herstellt.

Bei Gliederreißen, Muskelschmerzen und auch inneren Krankheiten wird „geschmiert". Dieses Schmieren, eine Art Massage, ist besonders bei älteren Frauen beliebt und es gibt in jedem Dorfe hilfsbereite Frauen, die darin bewandert sind und ihren Geschlechtsgenossinnen gerne den Liebesdienst erweisen. Zum Schmieren verwendet man irgend ein Fett oder zerstoßene Meerzwiebelblätter.

Bei Harnverhaltung wird eine Abkochung von Petersilien- und Selleriblättern getrunken. Die heißen Blätter legt man auf die Blasengegend auf.

Nierenkranke und Wassersüchtige sollen Tee aus Ackerschachtelhalm (Kotznschbonz) trinken.

*) Meerzwiebeln werden in Blumentöpfen zwischen den Fenstern gezogen. Man findet sie fast in jedem Hause.

Digitized by Google

Monatliche Störungen behebt man durch Tee aus Blättern der Pfingstrose (Fqlzvuus) und durch Fußbäder in Aschenlauge.

Gelbsucht durch überraschendes Spucken ins Gesicht.

Wenn man sich verschluckt, einem etwas in die „ung'rachta Kahl" kommt, hilft ein kräftiger Schlag zwischen die Schultern.

Sodbrennen hört auf, wenn man zwei Mandelkerne oder Nußkerne zerkaut und verschluckt. Fettiges Aufstoßen wird durch einige Bissen scharf gesalzenen Brotes behoben.

Bei Schlucken muß man erraten, wer an einen denkt; wenn es nicht nachläßt, muß man den Atem verhalten oder Salz auf der Zunge zergehen lassen.

Wenn ein Fuß einschläft, hilft Einschmieren der Kniekehle mit Speichel.

Wenn einem die Kälte unter die Nägel kriecht, vergeht der Schmerz, wenn man mit den Fingern in die Haare fährt oder sie in kaltes Wasser steckt.

Bei Bienenstichen legt man gelben, mit Speichel gekneteten Lehm auf, oder man bestreicht sie mit dem Saft von dreierlei Blättern.

Läuse vertreibt man mit Petroleum oder einer grauen Salbe, die man durch Verreiben von Quecksilber und Schweineschmalz herstellt. Kopfläuse waren vor 50 Jahren bei Frauen nichts Ungewöhnliches. Das Haar wurde für gewöhnlich nur am Samstag abends gewaschen und gekämmt. Vor dem Flechten wurde es, damit es besser beisammenhalte, mit Molke gefeuchtet oder mit Schmalz oder Butter eingefettet und blieb dann während der ganzen Woche unter einem Kopftuche. Da konnten sich eingenistete Läuse ungestört vermehren. An den Sonntagnachmittagen suchten Mutter und Tochter einander gegenseitig die Köpfe ab, im Sommer mit Vorliebe unter einem schattigen Baume im Garten, und da konnte man bei einem besonders glücklichen Fang wohl auch die Erleichterungsseufzer hören: „Mai Kind, di hott mich schon d' gonza Boch g'hudlt!"

Zecken (Aifrassr) muß man mit einem raschen Ruck aus der Haut reißen, damit man den Kopf mitbekommt. Der zurückgebliebene Kopf verursacht sonst eine bösartige Eiterung.

Würmer vertreibt man mit Zitwersamen (Zipprsoma), den man zerstoßen mit Powidl (Kleedrich) auf nüchternen Magen nimmt.

Zur Beförderung des Haarwuchses wäscht man im Frühlinge den Kopf mit Birkenwasser, das man durch Anbohren von Birken erhält. Zur Beschleunigung des Bartwuchses — heute übrigens gar nicht mehr erwünscht — rät man scherzhaft unten Hühnerdreck, oben Honig; ersterer stößt, letzterer treibt.

Bei hinfallender Krankheit soll man bei einem Anfalle vor allem die Daumen aus der Verkrampfung lösen.

Bruchein richter gab es seit Menschengedenken in Runarz nicht. Diese Kunst hat sich durch mehrere Geschlechter in der Familie Skripsky in Jaroměřitz vererbt. Besonders geschickt war eine Frau — sie ist erst in jüngster Zeit hochbetagt gestorben — und es haben aus nah und fern Verunglückte bei ihr Hilfe gesucht und auch oft in ganz verzweifelten Fällen gefunden. Ihr Sohn ist Arzt geworden, hat sich im Heimatsorte niedergelassen

Digitized by Google

und genießt ebenfalls als Brucheinrichter einen großen Ruf. Die Heilung wurde und wird noch durch reichlichen Gebrauch einer grünen, eigentümlich riechenden Salbe (Jarmetzr Sqlb) beschleunigt, die auch bei Verrenkungen, Verstauchungen und Sehnenzerrungen mit Erfolg angewendet wird. Ihre Zusammensetzung wird jedoch geheim gehalten. Nach der Mitteilung eines Mannes, der die Kräuter zur Herstellung besorgte, soll sie aus Pferdeschmalz und Spitzwegerichpulver bestehen. Ein Pflanzenpulver streute die Mutter des Arztes auch auf die Wunden offener Brüche und verhütete dadurch Eiterung.

Die Erkenntnis vom Segen der Impfung gegen Blattern hat sich auch in Runarz schon durchgerungen und das „Froppn", wie man die Impfung hier nennt, gilt als etwas Selbstverständliches. Auch mit vielen überkommenen Ansichten bei anderen ansteckenden Krankheiten haben Arzt und Schule schon aufgeräumt; doch findet man noch Unkenntnis, Ungläubigkeit und Gleichgültigkeit genug.

Besser ist es seit etwa vier Jahrzehnten besonders bei der Säuglingspflege geworden. Da lag vordem vieles im Argen. Es ist zum Teil ein Verdienst der Handarbeitslehrerin und Fürsorgeschwester Frau Sophie Kertsch in Runarz, die auch einiges für die vorliegende Arbeit beigesteuert hat, wofür ihr an dieser Stelle bestens gedankt wird. Noch vor 50 Jahren war, wenn für eine Frau die schwere Stunde herannahte, die erste Sorge, Schnaps für die „Pqdmuttr" und die Kreißende zu besorgen. Nach der allgemeinen Meinung stärkte er, und Kraft hatte ja die Niederkommende nötig. War dann das Kind glücklich auf der Welt, wurde ihm, damit es leichter sprechen lerne, durch Zerschneiden des Zungenbändchens die Zunge gelöst und ihm dann zur Beruhigung eine „Nqtsch", mit Zucker zerkaute Semmeln in ein Leinwandläppchen gebunden, in den Mund gesteckt. Wollte ihm kein Schlaf kommen, trank die Mutter Schnaps und hauchte es solange an, bis es betäubt einschlief. In der Apotheke erhielt man als Beruhigungsmittel „Mannasaftla", eine dunkle, süße Flüssigkeit, die man dem Kinde einflößte. Bei Soor, weißen Pilzen im Munde, wurde von der Hebamme der Mund mit einem in grob gestoßenen Zucker eingetauchten Läppchen scharf ausgewischt. In wunde Hautfalten streute man Wurmmehl oder geschabten „Taufstein" (Talgstein). Blähungen suchte man zu beseitigen, indem man dem Kindlein eine angerauchte Pfeife in den After einführte oder wenigstens den Bauch mit Tabakrauch anblies. Bei Bauchschmerz gab man Kamillen- oder Rautentee zu trinken, flößte Hauswurzelsaft ein oder rieb den Bauch mit gestampfter Meerzwiebel ein. Bei Verstopfungen wendete man Stuhlzäpfchen aus Seife oder aus Petersilienwurzel an. Ans „Berufen" glaubt man heute noch vielfach und hängt zur Abwehr den Schnuller, während des Zahnens die „Feigenwurzel" an einer roten Schnur um den Hals. Unwohlsein des Kindes wird oft aufs Berufen zurückgeführt und im Nachbarorte Wachtl hat noch in jüngster Zeit eine Geburtshelferin in solchen Fällen als Gegenmittel den Körper der betreffenden Kinder abgeleckt. Vor 30 Jahren hatte da der Schreiber selbst Gelegenheit zu beobachten, wie ein krankes Kind von seiner Taufpatin auf einem Reisigbesen in Begleitung aller Frauen aus dem Hause unter Gebet um das

Digitized by Google

Haus herumgetragen wurde, damit die Auszehrung von ihm weiche. Vom ersten Lebenstage an wurde der Säugling in Wickelbetten eingezwängt, damit die Glieder nicht krumm werden, und die Wiege kam bis zum vierten Lebensjahre nicht mehr zur Ruhe. Als Zufütterung erhielt das Kleinkind Kasch aus Weizengrieß, von dem die Mutter erst jeden Brocken in den Mund nahm, bevor sie ihn dem Kinde reichte, und Vollmilch. Da die allgemeine Meinung herrschte, man solle dem Kinde von jeder Speise, die man gerade esse, zu kosten geben, wurden ihm solche, soweit sie fest waren, zerkaut mit dem Finger in den Mund gestrichen. Auch von Schnaps, Bier oder Wein bekam es gelegentlich zu „Iqpprn". Die Fingernägel durften ihm nicht abgeschnitten, sondern mußten von der Mutter abgebissen werden. Dadurch, daß viele Erkrankungen dem Zahnen zugeschrieben wurden, versäumte man manches. Zum Teil darum und aus den erwähnten Gründen war die Kindersterblichkeit groß.

Auch die Pflege der Wöchnerinnen war sehr mangelhaft. Die ersten drei Tage bekamen sie nur flüssige Nahrung, damit der Leib nicht hoch bleibe. Von der Notwendigkeit der Keimfreiheit der Wäsche und Unterlage hatte man keine Ahnung. Das Trinken von Alkohol während der Stillzeit wurde gutgeheißen. Die Hebammen wußten in den einfachsten Dingen keinen Rat und waren wie die andern Dorfweiber voll Aberglauben.

Werdende Mütter durften sich keinen Toten ansehen, sonst blieb das Kind, auch erwachsen, blaß. Wo sich eine Schwangere bei nicht erfülltem Eßgelüste berührte und auch bei jedem Schrei während der Geburtswehen, entstanden dunkle Muttermale, bei Berührungen im ersten Schrecken über den Ausbruch eines Feuers rote Feuermale. Gefürchtet war das Versehen. Vor 40 Jahren hatte der Schreiber eine Schülerin, die an den Handflächen und Fußsohlen Schwielen, ähnlich solchen an Vogelfüßen, und statt der Nägel runde, schwarze Vogelkrallen hatte, die immer sehr kurz gehalten werden mußten, weil sie die Neigung hatten, sich nach innen zu krümmen. Die Mutter war angeblich, als sie mit dem Kinde schwanger ging, durch eine Dohle erschreckt worden. Das Kind war gut begabt, wuchs heran und ist vor 8 Jahren in Wien in einem Kloster gestorben.

Daß man auch bei Erkrankungen von Tieren Hausmittel anwendete, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. Vor 50 Jahren noch wurde kranken Kälbern der „Hauk" geschnitten. Mit einem scharfen Messer wurden Einschnitte in die Augenmuskeln gemacht und die Wunden mit Salz bestreut. Mit den Tränen floß die Krankheit fort. Kranken Schweinen hackte man ein Stückchen vom Schwanze ab oder schnitt ihnen die Ohren ein, damit das herausfließende Blut die Krankheit mitnehme. Geblähten Rindern bindet man ein mit Wagenschmier bestrichenes Strohseil ins Maul und führt ihnen eine angerauchte Pfeife in den After ein. Kranken Hühnern schleißt man den „Ziep", indem man ihnen die Hornhaut von der Zunge entfernt, die wunde Zunge mit Salz und Pfeffer bestreut und ihnen zuletzt ein Stückchen Speck in den Kropf schiebt. Erkrankten Pferden wird vom Schmied Ader gelassen. In Ställe wird gerne eine Ziege eingestellt; sie zieht alle Krankheiten an sich.

Digitized by Google

Mag man über Hausmittel überlegen lächeln oder auf sie schwören; eines ist sicher, sie beruhigen den Kranken und seine Umgebung und Vertrauen hat schon oft Wunder gewirkt.

Die Waldkönigin und die drei Schafhirten

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche

In unserem Gebirge draußen war einmal auf einer Bergkoppe oben eine große Wiese; auf der hatte unter einer mächtigen Tanne einmal ein alter Schafhirt eine Hütte. Der Schafhirt hatte dort draußen bei sich und bei seinen Schafen seine drei Söhne. Die zwei ältesten waren sehr faul, sie haben sich tagelang in der Hütte herumgewälzt und haben auch noch die Milch im Kessel anbrennen lassen. Und wenn sie auch bei den Schafen waren, so hat diese immer der Jüngste bewachen müssen. Der Vater hatte mit jenen zwei nur Ärger.

Einmal in der Früh ist der älteste Sohn beim Vater geblieben. Kaum waren die zwei andern durch den Wald auf eine benachbarte Wiese gekommen, so ist vor der Hütte eine schöne Frau auf einem schwarzen Rosse erschienen und hat den alten Schafhirten gegrüßt und ihn so angeredet: „Vetter, möchtet ihr mir nicht einen Burschen geben, ich möchte sehr gut einen Dienstknecht brauchen?" — „Warum denn nicht?" hat jener geantwortet. „Ihr könnt, wenn ihr wollt, hier meinen ältesten Sohn mitnehmen! ... Ja, und wer seid ihr denn?" hat er weiter jene Frau gefragt, und sie hat geantwortet: „Ich bin eine Waldkönigin und wohne dorten hinter dem dritten Berge in einem Walde und mein Waldschloß hat noch niemals ein Menschenfuß betreten."

Nun hat der alte Schafhirt seine Einwilligung gegeben, und auch der Auffang[1]), ein funkelnder Golddukaten, hat ihm sehr gefallen und seinem ältesten Sohne noch mehr der Dienst, daß er mit der Waldkönigin ziehen kann — er hat sich nicht einmal von seinem Vater abgeschlaumt[2]).

Die zwei sind dann also gewandert, die Waldkönigin auf ihrem Rosse und jener neben ihr und hat das Roß beim Zügel geleitet. So wanderten sie immer durch Wälder und Wiesen, bis sie endlich einen Felsen erblickt haben. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem Diener gesprochen: „Lauf', mein guter Knecht, dorthin und bringe mir in diesem Goldbecher einen frischen Trunk aus der Quelle!" Und sie hat ihm einen Goldbecher gereicht. Er aber hat sich nur mit Unlust dorthin begeben, hat sich dann zuerst tüchtig satt getrunken und erst nachher den Becher voll geschöpft. Wie er hat umkehren wollen, da hat er beim Brünnlein im Grase drei Stimmlein jammern und klagen gehört: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein!" Es waren drei Fischlein, die dorten gejammert haben: „Ach, wirf uns hinein, wir können dir einst zu Hilfe sein!" Aber sie haben ver-

[1]) Aufgeld, Angabe.
[2]) verabschiedet.

Digitized by Google

geblich gefleht, er hat sie im Stiche gelassen und ist langsam mit dem Wasser zu seiner Herrin getrollt.

Spät abends sind sie dann endlich im Waldschlosse der Waldkönigin angelangt, und da hat sie ihn noch selber gut bedient und ihm das Bett gemacht. Das hat ihm sehr gefallen, daß er gemeint hat: Jetzt hast einen guten Platz, du bist nur ein Diener und eine Königin tut dich bedienen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd, und du sollst meinen Goldbecher, der dort auf dem Fenster steht, bewachen. Es wird mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommen und wird ihn hintragen[8]) wollen, du mußt ihn also gut behüten; wenn nicht, so wirst du im Waldteiche ertränkt werden!"

Dieser Befehl hat ihm sehr gut gefallen, denn einen Becher bewachen war leicht, und wie sie weggeritten ist, da hat er ihr noch viel Glück gewunschen.

Es ist aber so gekommen, wie es die Waldkönigin schon im voraus gewußt hat, denn wie sie nach Sonnenuntergang heimgekommen war, da sitzt unser Schafhirt traurig beim Fenster und hat auf die Vorwürfe seiner Herrin nicht einmal geantwortet, als sie so geredet hatte: „Du hast also deine Pflicht nicht erfüllt und jetzt kommt es, wie ich es gesagt habe." Sie hat in ein Pfeiferl gepfiffen. Da sind drei schwarze Männer herbeigelaufen, haben meinen Schafhirten ergriffen und im nahen Waldteiche ertränkt. Und so ist die Waldkönigin wieder ohne Diener geblieben.

Bald darauf ist sie wieder einen Dienstknecht suchen gegangen, und weil sie gewußt hat, daß jener Schafhirt in unserem Gebirge noch zwei Söhne hat, so ist sie — jetzt auf einem roten Rosse — vor seiner Hütte erschienen, vor welcher gerade der andere Sohn gefaulenzt hat, und hat so zu jenem Schafhirten gesprochen: „Vetter, möchtet ihr mir nicht auch diesen euren Sohn in den Dienst geben? Ich bin mit eurem ältesten sehr zufrieden, auch dieser soll es bei mir gut haben." — „Warum denn nicht?" hat jener geantwortet. „Er kann schon mit euch gehen!" Und er dachte bei sich: „So werde ich diese Faulenzer mit Ehren los und da oben auf dem Berge wird wieder der Frieden einkehren."

Nachdem sie es also abgemacht hatten und die Waldkönigin dem Alten jetzt zwei Golddukaten Auffang gegeben hatte, hat sie sich von ihm abgeschlaumt, aber der Sohn hat seinen Vater nur ausgelacht.

Sie ist wieder auf ihrem Rosse geritten und er hat es beim Zügel geführt. So wanderten sie wieder und immer wieder durch Wälder und Wiesen, bis sie in die Nähe eines Felsens gekommen waren. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem neuen Dienstknecht gesprochen: „Lauf' geschwind zum Felsenbrünnlein und bringe mir in diesem Silberbecher einen frischen Trunk!" Und sie hat ihm einen Silberbecher gereicht. Auch dieser ist nur mit Unlust dorthin getrollt, hat sich dann auch zuerst tüchtig satt getrunken und zuletzt den Becher für seine Herrin gefüllt. Wie er umkehren wollte, da hörte auch er jene drei Fischlein im Grase beim Brünnelein betteln und jammern: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein! Wir werden es nie

[8]) stehlen.

Digitized by Google

vergessen dein'!" Er aber hat sich taub gestellt und ist dann mit einigen Tröpflein Wasser zu der Waldkönigin getrollt.

Auch diesmal sind sie spät abends im Waldschlosse der Waldkönigin angelangt und auch dieser hat sich gewundert, daß ihn, den Dienstknecht, die Herrin bedient und auch noch das Bett macht. Mit keinem Gedanken ist es ihm eingefallen, nach seinem Bruder zu fragen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd und du sollst meinen Silberbecher, der dorten auf dem Fenster steht, gut bewachen! Sollte mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommen, ihn hintragen, so mußt du ihn gut behüten, wenn nicht, so wirst du im nahen Waldteiche ertränkt werden!"

Da hat er über so einen Befehl nur gelacht und bei sich gedacht: No, mit dem Waldzwerg wirst schon fertig werden. Und wie jene weggeritten ist, so hat er ihr noch viel Glück gewunschen.

Wie es nun die Waldkönigin vorausgeschaut hat, so war es auch gekommen, denn wie sie wieder nach Sonnenrestgang heimgekommen war, da sitzt unser Schafhirt traurig beim Fenster und der Silberbecher war verschwunden. Jetzt hat sie so zu ihm gesprochen: „Wie der Dienst, so der Lohn!" Sie hat in ihr Pfeiflein gepfiffen. Da sind wieder die drei schwarzen Männer herbeigelaufen und haben auch ihn im nahen Waldteich ertränkt.

Nicht lange darauf ist die Waldkönigin wieder einen Dienstknecht suchen gegangen und weil sie wußte, daß jener alte Schafhirt noch einen Sohn hatte, so ist sie — jetzt auf einem schneeweißen Schimmel — zu ihm geritten und hat so zu ihm gesprochen: „Vetter, möchtet ihr mir nicht auch euren jüngsten Sohn in den Dienst geben? Mit jenen zweien bin ich sehr zufrieden und wenn ich noch diesen bekomme, so sollt ihr es nicht bereuen müssen." Sie hat ihm auch gleich drei Golddukaten als Auffang in die Hand gelegt. Dem Alten ist es zwar schwer gefallen, doch er wollte der Waldkönigin auch noch diese Gefälligkeit erweisen und willigte ein.

Dieser dritte Sohn hat sich jetzt, wie es sich geziemt, von seinem Vater abgeschlaumt, hat den Schimmel seiner Herrin beim Zügel geführt und so sind sie dann langsam durch Wald und Wiesen gewandert und so immerfort, bis sie auch in die Nähe jenes Felsens gekommen sind. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem neuen Dienstknecht gesprochen: „Lauf', mein kleiner Dienstknecht, mit diesem Kristallbecher dorthin zu jener Quelle und bringe mir einen frischen Trunk!" Er hat sich das nicht zweimal sagen lassen, er ist gelaufen, wie es nur seine Füße streckten, ist immer nur gelaufen, bis er beim Felsenbrünnlein war, und hat auch gleich den Becher vollgeschöpft und auf sich selber vergessen. Und wie er jetzt zurücklaufen will, da hört er auch jene drei Fischlein im Grase jammern und klagen: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein! Wir wollen dir einstens behilflich sein!" Er tat es gerne, worum ihn jene Fischlein gebeten haben, er warf sie also in den Teich, und wie er dann mit dem Wasser zu seiner Herrin kam, da lächelte sie freundlich.

Spät abends sind sie dann im Waldschloß der Waldkönigin angelangt. Wie sie ihn aber hat bedienen wollen, so hat er es nicht zugelassen und hat seine Herrin selber bedient und hat dann auch bei ihrem Bette die Nacht-

Digitized by Google

wache gehalten und hat sich nur gewundert, daß seine Brüder nicht zum Vorschein kamen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd und du mußt meinen Kristallbecher, der dorten auf dem Fenster steht, bewachen, denn wenn mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommt, so mußt du ihn verjagen. Läßt du den Becher hintragen, so teilst du das Schicksal deiner Brüder!" Nach diesen Worten ist sie fortgeritten und er hat jene Worte über seine Brüder nicht verstehen können.

Kaum daß die Waldkönigin fortgeritten war und er beim Fenster vor dem Kristallbecher wacht und hinaus auf die Wiese und auf den Wald schaut, da rauscht es von dorten und da sieht er an der Spitze von tausend Zwergen den Waldzwerg kommen. Bei ihm angelangt, begann er so zu ihm zu sprechen: „Schenk' mir jenen Kristallbecher und ich schenke dir mein Königreich mit allem Gold und allen Edelsteinen unter der Erde und im Walde!" So hat er ihn dreimal gebeten, jener aber hat sich nicht betören lassen und hat so geantwortet: „Ich bin nur ein einfacher, ein armer Dienstknecht, aber ich habe meiner Herrin, der Waldkönigin, ewige Treue gelobt und ich begehre deinen Reichtum nicht!"

Wie jetzt der Waldzwerg gesehen hat, daß er mit Gutem nichts ausrichtet, da hat er mit seinen Fingern gepfiffen und auf das sind alle Zwerglein herbeigelaufen, haben sich auf den Knecht geworfen, haben ihn überwältigt und gefesselt in den nahen Waldteich geworfen. Dann sind sie mit dem Kristallbecher davongezogen. Da wäre er jetzt sicher ertrunken, aber jene drei Fischlein, denen er gestern geholfen hatte, sind herbeigeschwommen, haben seine Fesseln durchgebissen und er ist glücklich an das Ufer geschwommen. Und wie er sich jetzt nach den Fischlein umschaut, da stiegen aus dem Wasser drei liebliche Jungfrauen heraus und eine, die auf dem Haupte ein Goldkrönlein trug, hat ihn als ihren Bräutigam begrüßt. Sie sind dann glücklich in das Waldschloß zurückgekehrt.

Dort wurden sie von der Waldkönigin mit Freude und Jubel begrüßt und sie hat ihn nur ihren lieben Eidam geheißen, denn er hatte ihr Töchterlein mit den zwei Dienerinnen aus dem Wasser erlöst, wo sie als Fischlein sieben Jahre verzaubert gelebt haben. Sie haben zu der Hochzeit auch seinen Vater, den alten Schafhirten, eingeladen und auch seine zwei Brüder, die jeden ein großer Fisch auf das Ufer gespeit hatte. Und jetzt hat sich auch der Waldzwerg mit der Waldkönigin ausgesöhnt und er hat die drei Becher, den Gold-, Silber- und Kristallbecher als Hochzeitsgeschenk mitgebracht. Und diese Hochzeit ist auch heute noch, und du kannst, wenn du willst, eingeladen werden, nur den Branntwein und den Hochzeitskuchen mußt selber mitbringen, und du darfst auch mit der Braut ein Örtel[1]) tanzen[2]).

---

[1]) ein Stück, ein wenig.

[2]) Erzählt vom 72jährigen Josef Gürtler, der es als Knabe „auf der Burgina" (= landw. Arbeit) erzählen hörte.

Digitized by Google

Johannes Bolte †

Mit dem am 25. Juli d. J. Verschiedenen hat die deutsche Volkskunde ihren fleißigsten und tüchtigsten Fachmann verloren. Als in der Zeitschrift für Volkskunde (Neue Folge IV, 1933) zum 75. Geburtstag Boltes das von F. Boehm verfaßte Verzeichnis aller Veröffentlichungen herausgegeben wurde, zählte es 1298 Nummern. Die meisten sind in der Zeitschrift für Volkskunde selbst erschienen, deren Herausgeber Bolte nach Karl Weinholds Tod von 1902 bis 1910 war und deren bester Mitarbeiter er bis an sein Lebensende gewesen ist.

J. Bolte wurde am 11. Feber 1858 als Sohn des Historienmalers Georg Friedrich Bolte in Berlin geboren. Nach der Reifeprüfung an der Mittelschule wandte er sich 1874 dem Studium der klassischen Philologie und Archäologie in Berlin und Leipzig zu und wurde nach abgelegter Staatsprüfung (1880) und nach Erwerbung des Doktortitels (1882) im Herbst 1882 am Königstädtischen Gymnasium in Berlin angestellt, wo er ohne Unterbrechung bis zur Erreichung der Altersgrenze (1923) tätig war. Im Jahre 1918 wurde er zum Geheimen Studienrat ernannt.

Bolte war vor allem Fachmann auf dem Gebiete der Volkserzählung. Das fünfbändige Werk „Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm", für das von J. Polívka und später von J. Horák das slawische Schrifttum bearbeitet wurde, ist nicht bloß das Hauptwerk der Märchenforschung überhaupt, sondern für uns Sudetendeutsche als Gemeinschaftswerk deutscher und tschechischer Gelehrter von besonderer Bedeutung. Das gewaltige Wissen und die unerschöpfliche Arbeitskraft Boltes haben auch auf allen anderen Stoffgebieten der Volkskunde, namentlich der Volksdichtung (Volksschauspiel, Volkslied, Rätsel, Sprichwort u. a.) zu namhaften wissenschaftlichen Leistungen geführt. Sehr oft hat der stille und bescheidene Mann, dem die mannigfachsten Ehrungen — er war der erste Volkskundler, der Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften geworden ist — zuteil geworden sind, als Ratgeber bei den Arbeiten anderer, denen er stets uneigennützig beistand, mitgeholfen.

Er wird in der Geschichte der deutschen Volkskunde für immer einen Ehrenplatz einnehmen.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November.)

Nr. 281. Karl Hantschel, Tiefenbach a. d. Desse: Zwei Lieder mit Singweisen aus Sichelbach bei Neubistritz.

Nr. 282. Oswald Kaller, Einsiedel bei Würbenthal: Liederheft des Benjamin Poppe aus Kuttelberg (Bez. Jägerndorf), geschrieben beim Militär um 1865. — Verzeichnis der Liedanfänge aus einer Handschrift mit 89 Totenliedern, die um 1835 von Karl Kaller, Lehrer in Pickau bei Jägerndorf, geschrieben wurden. — Verzeichnis der Liedanfänge von 10 Begräbnisliedern aus einer Handschrift, geschrieben 1855 von Josef Carl Nitsch,

Digitized by Google

Lehrer in Bransdorf bei Jägerndorf. — Liederheft, um 1890 in Waißak bei Jägerndorf geschrieben.

Nr. 283. Georg Tilscher, Kornitz: Wiedergabe einer Handschrift über die Marienerscheinungen in Wachtl (Sprachinsel Deutsch-Brodek). — Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 284. Dr. Günther Jarosch, Komotau-Prag: Abschrift der im Landesarchiv in Brünn aufbewahrten Handschrift „Volkslieder, Sammlung deutscher und böhmischer Volkslieder, Kirchengesänge, Melodien aus Mähren und Schlesien. Gesammelt im Jahre 1819 im Auftrage des mähr.-schles. Guberniums".

Nr. 285. Ing. Gustav Stumpf, Neutitschein: Text- und Bildunterlagen für die zeitgemäße Kuhländler Tracht, Vordruckmuster für Kuhländler Stickereien.

Nr. 286. Albert Brosch, Eger: 84 Lieder mit Singweisen, mehrere Ortslieder und Ortslitaneien, Kinderlieder, 4 Dienstbotenlieder mit Singweisen, Angaben über den Volksdichter Johann Müller (geb. 1887 in Seeberg, gest. 1929 im Egerer Krankenhaus), eine zusammenfassende Darstellung über die Verbreitung des Liedes „Müde kehrt ein Wanderbursch zurück" (Verfasser L. Dreves, 1836), Beiträge zum Volksglauben und Brauch, Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 287. Karl Dittrich, Ploscha bei Postelberg: Himmelsbrief.

Nr. 288. Roland Verlag Morawitz (Dr. Konrad Trausel), Prag: Zahlreiche Volkslieder aus dem Archiv der Schriftleitung der Zeitschrift „Unsere Zeitung" (Einsendungen von Schülern bei Preisausschreiben).

Nr. 289. Richard Zeisel, Zeche bei Deutsch-Proben: Ausführliche Darstellung der Hochzeitsbräuche in Schmiedshau (mit Liedern und Sprüchen). -- Trachtenbild (Hochzeitspaar). -- Alpgebet.

Nr. 290. Dr. Alois Bergmann, Olmütz: 3 Lichtbilder zur Tracht und zum Brauch in der Wischauer Sprachinsel und drei Sprüche.

Nr. 291. Franz Götz, Poschkau: Weihnachtsspiel mit Singweisen. — Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 292. Raimund Zoder, Wien: 38 Lieder mit Singweisen, 7 Lieder ohne Singweisen, 29 Kinderlieder und Aufzeichnungen zum Jahresbrauch aus Urspitz und Pulgram in Südmähren, ein Lied mit Singweise aus Neuhäusl bei Tachau und ein Lied aus dem Böhmerwald.

Nr. 293. Adolf Horner, Königswerth bei Falkenau a. d. Eger: Ortslied von Grasseth, eine Fassung des Wiener Revolutionsliedes von 1918, Vierzeiler u. a.

Nr. 294. Hans Kollibabe, Bergreichenstein: Bodenständiges Spottlied „Die neue Wasserleitung" mit Singweise.

Nr. 295. Richard Baumann, Chodau: Aufsätze über die Volkskunst im Egerlande (mit Bildern und Zeichnungen), über Glück und Unglück im Aberglauben, über die bildliche Darstellung der Lebensalter, Abschrift eines

Digitized by Google

Verzeichnisses gestohlener Sachen eines entwichenen Sträflings aus dem Jahre 1783 u. a.

Nr. 296. Anton Schön, Frankstadt bei Mähr.-Schönberg: 2 Weberlieder aus Nebes, Bez. Hohenstadt, Beiträge zum Volksglauben, Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 297. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: Mistbauerlied aus der Gegend um Bensen.

Nr. 298. Josef Stich, Neuhäusl bei Roßhaupt: Bauernregeln, Kinderreime, Abendgebet u. a.

Nr. 299. Dr. Herbert Weinelt: Lichtbilder von einem Bauernhaus mit Fachwerk aus Adamsthal und einem Speicher aus Altstadt bei Freudenthal.

Nr. 300. Josef Wagner, Georgswalde: 2 alte Lieder, Beschreibung des Brauches „Der Mutter Gottes Herberge geben" u. a.

Nr. 301. Rudolf Beher, Reichenberg: Abschrift eines Lehrbriefes (1774) und einer Arbeitsbescheinigung (1767) aus Buchau.

Nr. 302. Lotte Lehmann, Deutsch-Litta bei Kremnitz: 3 Weihnachtslieder und ein Ehestandslied aus Deutsch-Litta und ein Sonnwendspruch aus Königsfeld (Karpathenrußland), alle mit Singweise; Neujahrswunsch und Sage aus Königsfeld u. a.

Nr. 303. Dr. Josef Hanika, Prag: 6 Blattdrucke mit volkstümlichen Liedern.

Nr. 304. Johann Schreiber, Neudek: 2 alte Berggebete.

Nr. 305. Johann Schreiber, Grosse: Ortslitanei (Hundsmesse, auch Purschkevill = Pasquill genannt) von Kronsdorf bei Jägerndorf, und zwar vom Oberdorf und Niederdorf.

Nr. 306. Otto Zerlik, Karlsbad: 4 Volksgebete, Kinderreime u. a. aus dem Egerland.

Nr. 307. Dr. Alois Milz, Komorn: Mehrere Soldatenreime.

Kleine Mitteilungen

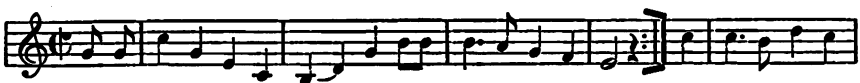
In Böhmen liegt ein Städtchen*).

Von den deutschen Dragonern in Komorn, die meist aus dem Egerland und aus Nordböhmen stammen, wird gerne ein umgedichtetes altes österreichisches Soldatenlied gesungen. Die Umdichtung für die Dragoner stammt aus dem Jahre 1936 von einem Nordböhmen aus der Warnsdorfer Gegend. Unbeabsichtigt bekam das Lied durch diese Umdichtung einen Inhalt, der an den tragischen Untergang etlicher österreichisch-ungarischer Reiterregimenter im Weltkrieg gemahnt, deren tollkühne Attacken in den

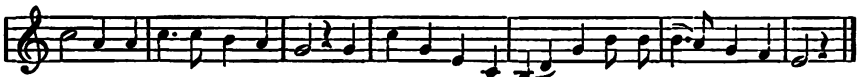
*) Zur Verbreitung dieses geschichtlichen Liedes, das meist auf die Heldentat der „Zehner-Jäger" am 6. Mai 1848 bezogen wird, vgl. G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Prag 1913), Nr. 1436.

Digitized by Google

Feuergarben russischer Maschinengewehre zusammenbrachen, so daß wirklich oft kaum mehr als „drei Hornisten" übrig blieben.



1. An der Donau liegt ein Städtchen, eine kleine Gar-ni-son, da bliesen die Hor-
Da-rinnen ist ge-le-gen so manche Es-ka-dron.



nisten den allerschönsten Ton! Wir sind die 3 Hor-ni-sten von der 1. Es-ka-dron!

2. Im Jahre 1914 da brach der Weltkrieg aus,
Da zogen die Dragoner zu Tausenden hinaus.
Da stand so manches Mädchen mit rotgeweintem Blick.
„Lebt wohl ihr stolzen Dragoner und kehrt recht bald zurück!"

3. Im Jahre 1916 grub man ein Massengrab,
Da ließ man die Dragoner zu Tausenden hinab.
Da bliesen die Hornisten den allerschönsten Ton:
„Wir sind die letzten Dreie von der ersten Eskadron!"

4. Im Jahre 1918 da war der Weltkrieg aus.
Da kehrten die Dragoner zu wenigen nach Haus.
Da fragt so manches Mädchen mit rotgeweintem Blick:
„Wo bleibt mein stolzer Dragoner? Nie mehr kehrt er zurück!"

Komorn. Dr. Alois Milz.

Das Spiel vom Kaiser und Tod*).

(Tod mit Sense; Kaiser mit Mantel, Zepter und Krone.)

Kaiser (tritt allein auf): Grüß Gott, Ihr Freunde mein!
Heut kommt der Kaiser Franz herein.
Gelobt sei der Herr Jesu Christ,
Durch den die Welt erlöset ist!

Tod (klopft an): Auf, auf, auf!

Kaiser (tritt ein): Ei, wer klopft denn so gewaltig an meine Tür?
Ei, Du bist mir ja ein ganz fremder Gast,
Der Du bei mir nichts zu schaffen hast.
Ach, Tod, laß mich beim Leben
Und nimm Dir einen anderen!

Tod: Keinen anderen mag ich nicht,
Ich will den Kaiser selbst.

Kaiser: Ach, Tod, gib mir Pardon und verschone mich!

Tod: Bei mir hast Du kein Pardon und auch kein Verschon,
Zeit und Stund ist hier.
Du mußt jetzt sterben und wandern mit mir!

*) Mitgeteilt von Frau Anna Weinelt, Wiesen, Bez. Mähr.-Schönberg.

Digitized by Google

Kaiser: Ach, Tod, wie soll ich sterben und wandern mit Dir?
Ich weiß ja keine Straße hier.
Tod: Ich will dich nehmen mit meiner dürren Hand
Und will dich führen in ein fremdes Land.
Kaiser: Ach, Tod, laß mich beim Leben,
Gold und Edelgestein will ich Dir geben!
Tod: Ja, Gold und Edelgestein brauch ich nicht,
Ich will den Kaiser selbst.
Kaiser: Ach, Tod, wenn ich keine Gnade mehr hab,
So lege ich Kron' und Zepter ab,
(Kniet nieder, legt ab.)
Tod: Ja, lege Kron' und Zepter ab,
Und stürze Dich ins kühle Grab!
Kaiser: O Herr, gib mir die ew'ge Ruh,
Und auch das ew'ge Licht dazu!
(Tod schlägt dem Kaiser mit der Sense, einer Papiersense, den Kopf ab.)

Frankstadt. Anton Schön.

Tagung der Volkskundler und Heimatforscher in Olmütz.

Am 7. November rief die deutsche Volkshochschule in Olmütz, die sich als pflichtbewußte Hüterin der Heimat und ihrer Menschen erweist, alle jene Männer und Frauen zu einer Tagung zusammen, die das Bild unserer Sprachinsel und der engeren und weiteren Umgebung immer klarer erkennen wollen, damit es desto dauernder in aller Herzen bleiben möge. Nach der Eröffnung und Begrüßung durch den Vorsitzenden hielt Prof. Dr. Richard Zimprich einen Vortrag „Volkskunde im Aufbruch", in dem der Weg dieser jungen Wissenschaft von einer reinen Stoffwissenschaft zu der umfassenden volksforschenden Geisteswissenschaft als sinnvoll in den gesamten Umbruch der Nation eingebaut dargestellt wurde. Insbesondere betonte er den Wert der kulturraumforschenden Methode für uns Sudetendeutsche, da dadurch die Grenzen des Kulturbodens, bzw. die Strömungsrichtungen des Kulturaustausches vom Westen nach dem Osten sichtbar werden. Er betonte überdies stark die Bedeutung, die ein zweiter Hauptabschnitt der Volkskunde bekommen soll, den er angewandte Volkskunde nannte. Die Volkskunde als Volkspsychologie gibt uns Einsichten in die Wesensart des Volksmenschen, die es einer volksverbundenen Führung leicht machen, die Geschicke dieses Volkes in seinem Sinne und mit seinem Beifall zu lenken. Überdies soll ja auch das volkskundliche Gemeinschaftsgut als wirkungsvolles Bildungsgut in den Lebensprozeß der Nation zurückfließen. Ein vorbildlicher Anfang dazu erscheint getan durch die Jugendbewegung, die sowohl forschend und sammelnd die theoretische Volkskunde fördert, als auch gleichzeitig selbst, aus dem Besitz des deutschen Volksmenschen sich bildend, wahres deutsches Wesen kennen lernte und deutsche Art allen jenen mit ins Leben gab, die ihr angehörten. So will der Zupfgeigenhansl des an der Westfront gefallenen Führers Hans Breuer aufgefaßt werden. Daß die Gemeinschaftsgüter als solche Bildungs-

Digitized by Google

güter allen ersten Ranges bereitgestellt werden, soll ebenfalls die Sorge der lebensnahen, modernen Volkskunde sein. (Bei uns werden z. B. von Prof. Dr. G. Jungbauer Sagen und Volkslieder unserer Heimat in solcher Absicht herausgegeben.) Dieser Vortrag gab für die ganze Tagung den Rahmen ab. Es sprach sodann Ing. V. Reimer, Museumsdirektor, Mähr.-Neustadt, über die Bodenfunde und was wir daraus über die Volkskunde des vorgeschichtlichen Menschen erfahren können. Eine lebhafte Wechselrede entspann sich erst nach dem Vortrag von Dr. Louis Bergmann: „Auftakt zur Bauernhausforschung in Mähren", zu dem Dr. H. Weinelt richtigstellende Ergänzungen machte. Fachlehrer Fr. Rößner berichtete über den Stand der Heimatforschung im Odergebirge und die viele Kleinarbeit, die vom Verein auf diesem Gebiete geleistet wurde. Zum Schluß sprach Julius Röder über den Zustand heimat- und volkskundlicher Quellen in Nordmähren, wobei er sich besonders zu dem Zustand der verschiedenen Archive und deren Betreuung durch die mehr oder minder geschulten Archivare äußern konnte.

Die Tagung war ein verheißungsvoller Anfang zu einer geleiteten und geplanten Zusammenarbeit der auf diesen Forschungsgebieten tätigen Menschen, die die gesamte Arbeit rationalisieren und überdies für andere Gebiete fruchtbar machen könnte.

Zum „Sudetendeutschen Krippenbuch".

Die Vorarbeiten für die Herausgabe dieses Buches sind bis auf geringe Ergänzungen, die in der heurigen Krippenzeit eingeholt werden, vollendet. Um doch alle Möglichkeiten erschöpfend darzustellen, bringt das Buch außer Grundlegendem auch Krippenberichte von:

Asch, Aussig, Adlergebirge, Bensen, Bergreichenstein, Bilin, Bodenbach, Brünn, Böhm.-Leipa, Duppau, Eger, Elbogen, Engelsberg, Erzgebirge, Gulenberg, Filippsdorf, Franzensbad, Freudenthal, Graupen, Görkau, Graslitz, Grulich, Haindorf, Iglau, Joachimsthal, Karlsbad, Katharinaberg, Ketten bei Grottau, Königsberg an der Eger, Kreibitz, Leitmeritz, Mariaschein, Mähr.-Neustadt, Mähr.-Schönberg, Modlan bei Teplitz, Neudek (Erzgebirge), Neutitschein, Niederkreibitz, Nieder-Lichtwe, Niemes, Ober-Erlitz, Odrau, Peterswald (Erzgebirge), Prag, Preßnitz, Reichenberg, Riesengebirge, Rochlitz, Rumburg, Schlaggenwald, Schluckenau, Schönfeld (Westböhmen), Spovitz, Sternberg, Tachau, Teplitz-Schönau, Tetschen a. d. Elbe, Troppau, Türmitz bei Aussig, Warnsdorf, Weipert, Wiesenthal a. d. N., Winterberg, Wischauer Sprachinsel, Zlabings, Zuckmantel, Zwittau mit dem Schönhengstgau (Vierzighuben).

Der Zweck der Zeilen ist, alle jene Orte, die nicht genannt sind, und wo noch Krippenkunst verborgen blüht, aufzufordern, sich zu melden, damit sie auch im Buche vermerkt werden. Der Herausgeber ersucht höflichst auch jene Stellen, die verschiedenes Krippengut erzeugen, um diesbezügliche Nachrichten, bzw. Krippenschnitzer um ihre Arbeitsgebiete. Das Buch, dessen

Digitized by Google

Handschrift fast vor der Vollendung steht, wird auch reich bebildert sein, so daß es einen guten Überblick über diesen Zweig sudetendeutscher Volkskunst bieten wird. Für jedweden Hinweis dankt herzlichst

Iglau. Ignaz Göth.

Atlas der deutschen Volkskunde. Mitarbeiter, welche die Fragebogen zum Atlas der deutschen Volkskunde beantwortet haben und die bereits erschienene erste Lieferung beziehen wollen, werden aufmerksam gemacht, daß ein Bezug zum Mitarbeiterpreis mit gleichzeitigem Nachlaß von 25 Prozent (Auslandpreis bei allen vom Deutschen Reich vertriebenen Büchern) nach den reichsdeutschen Gesetzen nicht möglich ist. Es empfiehlt sich daher, bei Bestellungen den Auslandpreis, der vorteilhafter ist, zu beanspruchen.

Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis. Mit diesem Preise wurde die Arbeit „Wiener Volkskunde" von Dr. Leopold Schmidt ausgezeichnet, die in nächster Zeit im Deutschen Verlag für Jugend und Volk in Wien erscheinen wird.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Bisher wurden von der Prager Arbeitsstelle 3700 Volkserzählungen aufgenommen. An weiteren Einläufen sind zu verzeichnen:

39. Georg Tilscher, Kornitz: Bericht über die Erscheinungen der hl. Maria in Wachtl (1912—1917) nach Aufzeichnungen des Franz Fischer. — Eine Sage und ein Schwank.

40. Richard Baumann, Chodau: Eine Sage.

41. Anton Schön, Frankstadt: 20 Sagen aus Nordmähren.

Volkskundliche Vorlesungen. Im Wintersemester 1936/37 hatten die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das Seminar für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag einen Stand von 346, im Sommersemester 1937 von 329 Hörern, bzw. Teilnehmern.

Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

361. Als Beispiele für neue Bezeichnungen seien angeführt: In Kornitz bekam ein Mietgebäude, weil die Parteien darin oft streiten, den Namen Abessinien. Ein Schuhmacher erhielt, wahrscheinlich weil er Mitglied der SdP. ist, den Namen Henleinschuster. (G. Tilscher, Kornitz.)

377. Hier wird noch oft Diphtherie oder überhaupt Halsweh durch Trinken von Petroleum oder Stalljauche zu heilen gesucht. (F. Götz, Poschbau.)

391. Im Museum in Römerstadt ist ein alter Giebelausschnitt mit nachstehender Hausinschrift:

Digitized by Google

Auf Gottes Hilf und Unser Lieben Frauen
setz ich all mein Vertrauen,
mein Tadler geh nur fort,
ich hab gebaut nach meiner Arth,
hab gebaut wie mirs gefällt,
ein Andrer baue vor sein Geld. Andreas Schön.

(Mitgeteilt von J. Thöndel, Bergstadt.) Auf dem Hause des Bauers Jackesch in Schmiedsau bei Bodenstadt befand sich, bevor es 1866 abbrannte, folgende Inschrift:

Jedes Menschen Mut
geht nach Ehre, Geld und Gut.
Und tun sie sich das alles erwerben,
legen sie sich nieder und sterben.

(Mitgeteilt von F. Götz.)

402. Hier wird am Hl. Abend kein Brot gegessen. Das Brot soll aber auf dem Tische liegen bleiben und nicht aufgeräumt werden, weil man sonst im nächsten Jahr kein Brot zu essen hätte. In manchen Häusern hat man am Hl. Abend zwölferlei Essen (12 Monate). Bei diesem Essen darf man nicht aufstehen, sonst wird man krumm. (F. Götz.)

407. Schon die ältesten Leute hatten in ihrer Kindheit einen Christbaum gehabt, der gewöhnlich mit Äpfeln und Nüssen geschmückt wurde. Aus ausgeblasenen Eiern wurden durch Papier oder Strohzusätze verschiedene Vögel verfertigt und auf den Baum gehängt. Kerzen kannte man früher nicht. (F. Götz.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist unbekannt, aber am Hl. Abend wird vor Freude, daß das Christkind kommt, geschossen. (F. Götz.)

421. Man dingt („fragt" oder „redet an") womöglich bis Ende Juli, in Ausnahmsfällen erst später, allenfalls auch gegen Ende des Jahres. (Gymn.-Prof. F. Höfer, B.-Krumau, für Plattetschlag, P. Stein im Böhmerwald.) Hier werden die Dienstboten in den Monaten September und Oktober gemietet. (J. Thöndel.)

422. Das Dingen erfolgt durch den Dienstgeber selbst, der sich allerdings vorher bei Verwandten und Bekannten erkundigt, „ob sie jemanden wissen". (F. Höfer.) Die männlichen Dienstboten werden durch den Dienstherrn, die weiblichen durch die Dienstfrau gemietet. (J. Thöndel.)

423. Ein Angeld wird gegeben, doch kann der so gedingte Dienstbote dieses „Drangeld" wieder zurückgeben. (F. Höfer.) Hier wird gewöhnlich ein halber Monatslohn als Angeld gegeben. (J. Thöndel.)

424. Gekündigt wird meist in der Zeit von Mitte September bis Mitte Oktober. (J. Thöndel.)

425. Als Kündigen gilt das Nichtfragen von seiten des Bauers, falls nicht ein besonderer Fall, z. B. ein Streit, ausdrückliche Kündigung herbeiführt. Von seiten des Dienstboten geschieht das Kündigen meist so, daß er anderwärts ein „Drangeld" nimmt, was der Bauer natürlich bald

Digitized by Google

erfährt. (F. Höfer.) Auch hier erfolgt das Kündigen durch Unterlassen der Frage, ob der Dienstbote im nächsten Jahr bleiben will. Ausdrückliche Kündigung, indem der Dienstgeber dem Dienstboten sagt, daß er sich einen anderen Dienst suchen muß, gilt als Schande. (J. Thöndel.)

426. Der Dienstaustritt erfolgt zu Johanni; man sagt „Ausstehen" („er steht aus") oder „Krameln" („krameln" bedeutet überhaupt übersiedeln). (F. Höfer.) Männliche Dienstboten „wandern" zu Johanni („On Johannestog wondert jeder Schlumpersock"), weibliche am 1. Jänner. (J. Thöndel.)

427. Eine feste Zwischenzeit gibt es nicht, d. h. die neuen Dienstboten treten gleich am Johannitag ein, falls sie nicht aus einem Dorf kommen, wo erst später, so z. B. in dem eine Stunde entfernten Honetschlag am 5. Jänner, gewechselt wird. Diese Tage vom 27. Dezember bis 6. Jänner heißen „Kälbertage", an denen bloß das Vieh gefüttert und sonst nichts gearbeitet wird. Wenn Ersatz da ist, lassen sich manche Dienstboten auch vertreten und verbringen diese Zeit bei den Eltern. (F. Höfer.) Hier ist eine solche Freizeit nicht üblich. (J. Thöndel.)

428. Der Dienstantritt der männlichen Dienstboten ist am Johannistag, der der weiblichen am 1. Jänner. (J. Thöndel.) In Schmiedshau bei Deutsch-Proben nennt man den Dienstwechsel „Stäetzen" (Störtzen). (A. Wesserle.)

430. Der Lohn wird, von Vorschüssen abgesehen, erst am Morgen des Johannitages ausgezahlt. (F. Höfer.) Hier ist monatliche Lohnzahlung üblich. (J. Thöndel.)

431. Läßt jemand die Tür offen, so fragt man im Egerland: „Häbts dahoim an Sträuhsäck vür?" (A. Brosch, Eger.) Man sagt „Ihr müßt einen Strohsack vorhaben?" oder „Ihr habt wohl keine Tür daheim?" (R. Baumann, Chodau.) Im Erzgebirge fragt man ebenfalls: „Hast Du Strohsäcke zu Hause?" (Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau.) In Klein-Mohrau i. M. sind folgende Redensarten üblich: Der hat sicher einen Strohsack zu Hause, weil er die Tür nicht zumachen kann. Die hat wohl eine Stange im O..., daß sie die Tür nicht schließen tut. Der hat wohl ein Lineal im Rücken. (Franz J. Langer.) Man sagt „Wir haben keinen Strohsack hier, wir haben eine Tür" oder „Der hat wohl eine Stange im A..." (J. Thöndel.) Ebenso ruft man einer Person in Runarz nach „Du host bohl a Schtong en O...?" Dasselbe sagt man in Kornitz, oder auch „Ihr habt wohl keine Tür zu Haus?" (G. Tilscher.) In der Iglauer Sprachinsel fragt man „Habt Ihr Strohsäcke daheim?" Oder „Hast eine Stange im A...?" Oder „Hast keine Pratzn?" (J. Göth.) In Poschkau fragt man ebenfalls „Host na Stangn an O...?" oder man fordert den Betreffenden auf „Hol' den Strouhsäck un lei (lege) ne vür, wenn du nie zumochn konnst!" (F. Götz.) In Deutsch-Proben kennt man die Redensarten: „Hast denn keine Tür zu Hause? Bleibt dir denn die Hand picken daran? Habt Ihr zu Hause einen Strohsack anstatt der Tür?" (A. Wesserle.)

432. Auch hier gilt der Glaube, daß man einem Verstorbenen sein Glück abkauft, wenn man ihm Geld in den Sarg wirft. Man soll es aber nicht tun, weil das so erkaufte Glück kein richtiges Glück ist und nach

Digitized by Google

der Beschaffenheit des Verstorbenen auch zu Unglück werden kann. (J. Thöndel.) Im Odergebirge ist der Brauch nicht bekannt. Während des Weltkrieges lebte hier ein kriegsgefangener Russe, der mit einem Bauernmädchen bekannt wurde, das aber kurz vor der Hochzeit starb. Der Russe gab seiner toten Braut sehr viel Geld in den Sarg. Über diese Handlungsweise befragt, sagte er, er müsse dies tun, weil er sonst auf dieser Welt kein Geld mehr verdienen würde, d. h. nirgends mehr Glück hätte. (F. Götz.) Dem Verstorbenen gibt man eine Münze in die Hand. (A. Wesserle.)

433. Nach Ansicht der alten Leute bekommen Frauen oder Mädchen, welche in der Fastenzeit tanzen, Klumpfüße, oder ihre Kinder bringen solche mit zur Welt. (J. Thöndel.) Wer in der Fastenzeit tanzt, tanzt mit dem Teufel in die Hölle. Oft hört man sagen, er bekomme das Reißen (Gicht). (A. Wesserle.)

434. Eine Mutter, deren Säugling gestorben ist, darf bis Johanni keine Erdbeeren essen, sonst bekommt das Kind im Himmel keine. (Dr. H. Wolf.) Sie darf nicht Kirschen essen, weil das Kind sonst keine Ruhe finden kann. (F. J. Langer.) Sie darf vor Johanni keine Kirschen und Erdbeeren essen, weil sich das verstorbene Kind sonst nach diesen Früchten sehnen würde. (J. Thöndel.) Dasselbe sagt man in Deutsch-Proben mit der Begründung, daß das Kindlein sonst im Himmel bei der Austeilung keine Kirschen und Erdbeeren bekommen würde. (A. Wesserle.)

435. Über das Abkommen alter Bräuche lieferte F. J. Langer eine zusammenfassende Darstellung, die in einem der nächsten Hefte veröffentlicht werden wird.

436. In Rössin bei Weseritz lautet der auf das Verbot von Grünfutter am Bartholomäustage bezügliche Spruch „Gähst du mir ins Kraut, gib i dir a Haut". (A. Brosch.) Bis zum Bartholomäustage darf der Bauer auf seinem Kraut- und Rübenacker nicht nachsehen, wie die Früchte wachsen, weil sonst die Ernte schlecht wird. Denn Bartholomäu wirft die Häuptlein ins Kraut. (J. Thöndel.) An dem Tage soll man kein Futter heimbringen, sonst verrecken alle Tiere. (A. Wesserle.)

437. Das Sodbrennen stellt sich bei Arbeiten in gebückter Stellung ein. Solche Arbeiten verrichten gewöhnlich Frauen, weshalb bei diesen das Sodbrennen häufiger als bei Männern vorkommt. Ein Mittel ist das Essen von Johannisbrot. (F. J. Langer.) Hier spricht man beim Sodbrennen wohl noch davon, daß einen „der Herzwurm beseicht hat", aber man ist der Ansicht, daß es durch Essen einer Speise, die der Körper nicht verträgt, verursacht wird. Johannisbrot soll es vertreiben. (J. Thöndel.) Auch hier ist die Redensart vom Herzwurm üblich. Als Gegenmittel verwendet man gestoßenen Ingwer mit und ohne Zucker. Wenn eine schwangere Frau Sodbrennen hat, heißt es, daß das Kind lange Haare hat. (J. Göth.) In Poschkau sagt man dagegen, wenn der Mann einer schwangeren Frau Sodbrennen hat, dann wird ein Bub mit langen Haaren geboren. Als Mittel gegen Sodbrennen, das man nach dem Essen von Hirse, Kartoffeln und anderen Speisen bekommt, wird das Einnehmen geschabter Kreide (ein Löffel voll) empfohlen. (F. Götz.) Auch in Deutsch-

Digitized by Google

Proben ist die Redensart vom Herzwurm, der einen beseicht hat, üblich. (A. Wesserle.)

439. Hexenweiden mit rostigen Nägeln kann man in der hiesigen Gegend häufig sehen. (A. Wesserle.)

440. Eine ähnliche Butterwiege wie die im letzten Heft abgebildete wurde vor einigen Jahren in Runarz als eine neue, praktische Erfindung gezeigt. Der Innenraum war durch zwei eingelegte, durchlöcherte Brettchen in drei Abteilungen geteilt. (G. Tilscher.)

Umfragen

441. In manchen Bauernhäusern wird, wenn am gleichen Tage ein Kind geboren und ein Füllen oder Kalb geworfen wird, der Name des Kindes dem jungen Haustier gegeben. Wo läßt sich dieser Brauch noch heute nachweisen?

442. Bei der Wahl der Taufnamen soll man, wie J. Schreiber (Grosse) mitteilt, nicht auf den Namen eines Heiligen, der vor dem Geburtstag liegt, zurückgreifen, sondern vorgreifen, d. h. den Namen eines Heiligen wählen, dessen Fest erst kommt, wenn man den Tagesheiligen selbst nicht nehmen will. Wo gilt dasselbe?

443. Wer beim Essen singt und tanzt, bekommt nach nordmährischem Glauben (Mitteilung von F. J. Langer) ein närrisches, d. h. überspanntes Weib. Wo besteht die gleiche Meinung?

444. Was bedeuten weiße Flecken unter den Fingernägeln?

445. Nach Mitteilung von F. Götz wird ein verdorbener Magen folgendermaßen geheilt: Man trocknet die innere, dünne Haut eines Hühnermagens, zerstößt sie und nimmt das Pulver mit Zucker ein. Was im Magen lag, geht dann mit dem Kot ab. Wo ist dasselbe Heilmittel üblich?

446. Nach Mitteilung des gleichen Mitarbeiters dürfen bei einem Begräbnis Blutsverwandte keine Erde in das Grab werfen, sonst hat der Tote keine Ruhe. Nur Fremde dürfen es tun, wobei man die Worte spricht:

Hier werf' ich dreimal Erd' auf dich,
und bist du bei Gott, so bitt für mich!

Wo ist derselbe Glaube und Brauch daheim?

447. Wo darf zu Fronleichnam weder Futter geholt noch eingespannt werden? Und wo ist die Sage von der Frau bekannt, die an diesem Tage Gras holte und durch eine Schlange, die sich um ihren Leib wand, bestraft wurde?

448. Einzelne Mitarbeiter haben die Frage Nr. 438 (Quellopfer am Elbeursprung) mit dem Hinweis auf die Brunnenopfer am Hl. Abend beantwortet, wobei z. B. in Poschkau drei Nußschalen mit Honig in den Brunnen geworfen werden, damit man das ganze Jahr gutes Wasser habe. Wo ist derselbe Brauch noch üblich?

Digitized by Google

449. In welchen Museen oder Archiven (oder Privatbesitz) werden noch alte Schandmasken aufbewahrt?

450. Wo befanden sich früher bei Bauernhäusern besondere Dörrhäuschen zum Dörren des Obstes mit eingebauten Backöfen?

Schrifttum

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. Zweiter Band: Balladen. 2. Teil, 1. Hälfte. Unter Mithilfe von G. Heilfurth und S. Wingenroth gemeinsam mit W. Heiske, F. Quellmalz, E. Seemann und W. Wiora, hg. von John Meier. 218 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1937. Preis 14 Mark.

Diese Fortsetzung des in unserem Jahrgang 1935 (S. 87 f. und 185) bereits angezeigten Riesenwerkes bringt die Balladen Nr. 32 bis 48, wiederum mit genauen Angaben der Texte, des Inhalts der Überlieferung, der Entwicklungsgeschichte des Textes und der Melodie usw. Von den behandelten Stücken kommen für das sudetendeutsche Gebiet in Betracht: Nr. 33 (Kuhländchen), 34 (Egerland, Schönhengstgau), 41 (mehrfach aus dem ganzen Gebiet), 44 (Kuhländchen), 45 (Nordböhmen), 47 (Kuhländchen, Ostböhmen und Schlesien), 48 (Kuhländchen, Nordböhmen). Davon sind Nr. 45 und 48 auch im Slawischen verbreitet. Auch diese slawischen Fassungen werden eingehend untersucht. Für die sudetendeutsche Volksliedforschung ist die Ballade Nr. 45 „Die entführte Graserin" (Es graste eine Jungfrau hübsch und fein) am wichtigsten, weil sie vielleicht in der Gegend von Deutsch-Gabel entstanden ist. Hiezu heißt es auf S. 154: „Daß die vollentwickelte Ballade besonders stark aus Böhmen überliefert ist, dürfte damit zusammenhängen, daß sie dort in einen Zusammenhang mit der nördlich der Stadt Gabel im Lausitzer Gebirge gelegenen, im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Falkenburg gebracht wurde, deren einstige Besitzer, die Herren von Wartenberg, vor allem in der Zeit der Hussitenkriege eine gewichtige politische Rolle spielten. Damit war ihr ein heimatliches Interesse gesichert, und vier Fassungen sind auch in ihrer nächsten Umgebung (Gabel, Laden und Hermsdorf) aufgezeichnet." Das Lied ist nur noch aus Lothringen überliefert, wohin es vielleicht durch böhmische Glasarbeiter verpflanzt wurde. In dem vorliegenden Werke wird dazu bemerkt: „Daß es sich bei der Lothringer Aufzeichnung schwerlich um eine zufällig einmal aus Böhmen, etwa durch Wanderarbeiter, eingeschleppte Fassung handeln kann, zeigt die verschiedene Art der Fortspinnung hier wie dort, die z. T. von jeweiligem landschaftlichem Sondergut bestimmt ist. Doch ist bemerkenswert, daß die lothringische, von der betagten Frau Adrian (geb. 1856) gesungene Melodie der böhmischen erstaunlich nahekommt. Diese Beobachtungen legen den Schluß nahe, daß die Ballade einst auch in den zwischen Böhmen und Lothringen liegenden Gegenden gesungen wurde und hier erst in verhältnismäßig junger Zeit verklungen ist." Wäre dies tatsächlich der Fall gewesen, dann müßte sich doch irgendwo in diesem weiten Gebiet zwischen Böhmen und Lothringen auch eine Erinnerung an das Lied erhalten haben. Da aber eine mehr als hundertjährige Sammelarbeit aus diesem Gebiet keine einzige Fassung des Liedes aufbringen konnte, ist wohl die Annahme, daß die Ballade von Böhmen nach Lothringen verpflanzt wurde, richtiger.

Vier und zwanzig Alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten, meist älteren Weisen beym Klavier zu singen. Neue Ausgabe nach dem Original von 1810 mit einem Begleitwort von Dr. Johannes Koepp. Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam. 62 S.

Koepp legt hier nicht bloß eine geschmackvolle Ausgabe — jede Seite ist gestochen, auch die Vorrede und das Inhaltsverzeichnis — dieses seltenen und daher

Digitized by Google

kostbaren Druckes vor, sondern weist auch nach, daß der Herausgeber Johan Nikolas Böhl (geb. 1770 in Hamburg, gest. 1836 in Puerto Santa-Maria in Spanien) gewesen ist.

John Meier und Erich Seemann, Lesebuch des deutschen Volksliedes. 1. Teil: Das Volkslied im Leben des Volkes. 188 S. 2. Teil: Individuallied und Lied der Gemeinschaft in ihren wechselseitigen Beziehungen. 190 S. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1937. Preis geh. je 3 Mark 40.

Das in der „Literarhistorischen Bibliothek" erschienene Werk ist für den Gebrauch an Schulen bestimmt, bietet aber jedem Volksliedfreund durch die sorgfältige Auswahl einen trefflichen Lese- und Anschauungsstoff, aus dem der unerschöpfliche Reichtum des deutschen Volksliedes ersichtlich ist. Der erste Teil bringt vor allem Lieder, die Ausdruck des Gemeinschaftserlebnisses bei Festen und Feiern, bei Spiel und Tanz, in Beruf und Arbeit, beim religiösen und politischen Bekenntnis sind, der zweite Teil gibt durch gut gewählte Beispiele ein Bild der Wechselbeziehungen zwischen dem Kunstlied und Volkslied. Das Sudetendeutsche ist vertreten durch: Kirmeslied aus Nieder-Hillersdorf (Nr. 16), Liebeslied „Zwoa Sternlein am Himmel" aus Deutsch-Moliken (Nr. 22), Totenlied aus Oberfröschau (Nr. 42), Scherz- und Pfandspiellied „Jetzt fahr'n wir über'n See" (Nr. 130), geistliches Lied „Wenn ich aus dem Hause geh'" (Nr. 142), Karfreitagslied „Wann der jüngste Tag soll werden" (Nr. 151), alles im 1. Teil; ferner im 2. Teil: Ulingerlied (Nr. 157B), Lied vom Wassermann (Nr. 158B), Lied „Die Wegwarte" (Nr. 160), Lied „Die Schlangenköchin" (Nr. 163), Georgslied (Nr. 166), Farbenlied „Blau, blau, blau sind alle meine Farben" (Nr. 179), Lügenlied (Nr. 180D), Lied „Mädchen und Hasel" (Nr. 185), Lied „Wie gedacht, wie gedacht" (Nr. 198e), Lied „Trennen und nicht wiedersehn" (Nr. 198g), Lied „Kleine Blümlein, kleine Blätter" (Nr. 200b), Lied „Die Zweige, die sindse mit Rosen bekränzt" (Nr. 201e), Lied „Der Bruck, der zieht zum Kriege" (Nr. 207b).

Matthes Ziegler, Die Frau im Märchen. In: Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt. Fachwissenschaftliche Untersuchungen, 2. Bd., 289 S. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, 1937. Preis geh. 5 Mark 80, geb. in Ganzleinen 8 Mark 50.

Während der 1. Band der Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe", das Buch „Bauernbrauch im Jahreslauf", wenig befriedigen konnte (vgl. unsere Besprechung oben S. 88 f.), liegt hier eine gediegene Arbeit vor, die das Ergebnis fleißiger und eingehender Beschäftigung mit dem gewaltigen Stoffe ist. Das einschlägige Schrifttum wurde nahezu erschöpfend benützt, wobei namentlich die Veröffentlichungen aus den skandinavischen Ländern viel mehr Berücksichtigung fanden als es sonst der Fall ist. Und da überdies noch die Handschriftenschätze der nordischen Länder und obendrein die schriftlichen Quellen des germanischen Altertums herangezogen wurden, konnte auf dieser räumlich und zeitlich gesicherten Grundlage das wahre und schöne Bild der germanischen Frau an sich erstehen, wie es sich nicht allein im Märchen und in der Volksüberlieferung überhaupt widerspiegelt, sondern auch der Wirklichkeit entspricht. Denn auch die ungesunde Luft des Mittelalters, in dem fremde Züge — vor allem aus orientalischer Sinnlichkeit und asketischer Frauenverachtung erwachsen — das Frauenbild des Märchens entstellten, konnte es in seinem innersten Kern nicht ändern. Es trägt „heute stärker denn je die ewigen Züge germanisch-nordischen Menschentums".

Heinrich Becker, Schiffervolkskunde. Grundlegung der Volkskunde eines nichtbäuerlichen Standes. 155 S. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1937. Preis kart. 3 Mark 60.

Das als Band 3 der Ergänzungsreihe des Grundrisses „Volk" erschienene Werk behandelt nach einem allgemeinen Teil, der die soziologische Grundlegung und volkskundliche Begriffsbildung darstellt, vor allem das Sagengut und Spruchgut der Schiffer. Nach diesem Muster könnte auch bei uns von einem Fachmann, etwa von

Digitized by Google

J. Korn in Leitmeritz, der hiezu schon Vorarbeiten geleistet hat, eine Volkskunde der sudetendeutschen Elbeschiffer versucht werden.

K. Rob. V. Wikman, Die Einleitung der Ehe. Eine vergleichend ethno-soziologische Untersuchung über die Vorstufe der Ehe in den Sitten des schwedischen Volkstums. 395 S. Verlag der Akademie, Åbo (Finnland) 1937.

Der mit einem erstaunlichen Fleiß gesammelte und übersichtlich verarbeitete Stoff dieses Buches geht weit über den Titel hinaus. Denn es wird das Nachtfreien (Fensterln, Gasseln usw.) nicht bloß in Schweden, sondern in ganz Europa verfolgt und untersucht. Betreffs der Verhältnisse auf dem sudetendeutschen Gebiet ist zu bemerken, daß die auf S. 223 angeführten Fensterlsprüche in den folgenden Abschnitt gehören.

Carl Puetzfeld, Brauch und Glaube. Weinholds Schriften zur deutschen Volkskunde. Verlag Emil Roth, Gießen 1937. 176 S. Preis kart. 3 Mark 90, geb. 4 Mark 50.

Dieses planvoll angeordnete Lesebuch ist nicht für den wissenschaftlichen Arbeiter, der nur die ungekürzten Quellen benützen kann, sondern für die große Öffentlichkeit bestimmt, die so mit dem Inhalt von Einzeluntersuchungen, die zum Teil an weit entlegenen, schwer zugänglichen Stellen erschienen sind, bekanntgemacht und in einen wichtigen Stoffkreis der deutschen Volkskunde eingeführt wird, der heute, wo man von der deutschen zur germanischen Volkskunde vorzudringen sucht, von besonderer Bedeutung ist. Denn Weinhold war gerade in den hier vorgelegten Arbeiten bestrebt, die besondere Art der germanischen Götterverehrung zu erkennen und die religiösen Ursprünge aufzuhellen, aus denen sich vor allem der Glaube und Brauch des Volkes entwickelt hat.

Haus und Hof im nordischen Raum. Hg. im Auftrage der Nordischen Gesellschaft von A. Funkenberg. 1. Band: H. Reinerth, Haus und Hof der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 134 S. und 129 Abbildungen. 2. Band: E. O. Thiele, Haus und Hof der Germanen in geschichtlicher Zeit. 123 S. und 95 Abbildungen. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1937. Preis geh. je 9 Mark.

Beide Bände vereinigen die Vorträge des I. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Haus und Hof", der 2. Band enthält die volkskundlichen Vorträge, darunter: Erixon, Geschichte und heutige Aufgaben der Bauernhausforschung; Schier, Der germanische Einfluß auf den Hausbau Osteuropas; Phleps, Handwerk und Hausbau; Spamer, Haus und Heim. Bedenken erregt, wenn in wissenschaftliche Werke Aufsätze wie der von K. Th. Weigel über „Sinnbilder am Hause" aufgenommen werden. Der Verfasser schickt selbst seinen Ausführungen das Geleitwort voraus: „Es kann sein, daß es keine Sinnbilder sind, es braucht aber nicht so zu sein!" Ein solcher Gesichtspunkt ist mit dem Begriff Wissenschaft unvereinbar.

Herbert Weinelt, Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal. 2. Heft des Sudetendeutschen Flurnamen-Buches, hg. im Auftrage der Kommission für sudetendeutsche Flurnamenforschung der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste von Ernst Schwarz. 141 S. und 3 Karten. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937.

Diese vortreffliche Arbeit, die im Aufbau, in der Anordnung und Behandlung des Stoffes dem 1. Heft (E. Schwarz, Flurnamen des Gablonzer Bezirkes) folgt, bietet ungemein viel Volkskundliches, namentlich in den Abschnitten „Recht und Grenzen" und „Volksbrauch, Volksglaube, Volkshumor". Sie regt zugleich zu neuer volkskundlicher Sammelarbeit an, vor allem dort, wo sich mit den Flurnamen Sagen und andere Volkserzählungen, Lieder, Bräuche und sachliche Volksgüter, z. B. Kreuze, Bildstöcke u. a., verbinden.

Digitized by Google

Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Hg. vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. I. Die Landschaft. 2. Die Erdgeschichte. 87 S. und eine Karte. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereins, Karlsbad 1937. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 13 Kč, sonst 16 Kč.

Die mit einem Titelbild und 27 Bildern versehene Lieferung bringt den Beitrag von Dr. Otto Michler „Der heimatliche Boden und seine Quellen", der auch für jeden Nichtfachmann lesenswert ist.

Ernest A. Potuczek, Bauernregeln. Scherenschnitte. Alexander Duncker Verlag, Weimar 1937. Preis geb. 1 Mark.

In dem Bändchen 23 der Sammlung „Aus deutschen Gärten" ist nun die ganze Reihe der sinn- und humorvollen Scherenschnitte mit ihren Begleitreimen erschienen, die der hochbegabte Brünner Künstler zum Teil schon in sudetendeutschen Zeitschriften veröffentlicht hat. Dem prächtig ausgestatteten und dabei sehr billigen Büchlein ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Eugen Rippl, Tschechisch im Alltag. 1. Lieferung. 32 S. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1937. Preis 15 Kč.

Der Slawist der Prager Deutschen Universität Rippl, der Fachmann auf dem Gebiete der Standessprachen ist, legt mit diesem Werke etwas ganz Neues vor. Es ist, wie der Untertitel sagt, ein Unterscheidungs- und Abstufungswörterbuch des sozial bedingten nichtschriftsprachlichen Sprechtschechisch, mit besonderer Berücksichtigung der städtischen Sprecharten, geordnet nach Wortfamilien und versehen mit Wort- und Sacherklärungen. Schon die 1. Lieferung läßt erkennen, welche mühsame Arbeit der Herausgeber leisten mußte, um den Stoff zu sammeln, zu sichten und wissenschaftlich zu behandeln. Sie offenbart aber bereits auch die Tatsache, daß ein großer Teil der Ausdrücke dieses wirklich gesprochenen Alltagstschechisch aus dem Deutschen stammt.

Dr. František Kraus, Nové prispevky k dejinám habánov na Slovensku. 155 S. mit mehreren Bildtafeln. Preßburg 1937.

Das vom 1. Vizebürgermeister der Stadt Preßburg Dr. Franz Kraus verfaßte Werk „Neue Beiträge zur Geschichte der Habaner (Wiedertäufer) in der Slowakei" gibt in slowakischer Sprache — eine Zusammenfassung des Inhalts in deutscher Sprache ist dem Buche beigegeben — eine gute Übersicht über die Entstehung und Entwicklung der Wiedertäufergemeinden, die sich 1526 in Südmähren mit Nikolsburg als Mittelpunkt niederließen und auch in Sobotischt (seit 1536) und Großschützen (seit 1588) bei Preßburg lebten. Das Wirtschaftsleben dieser geschickten Handwerker (Messer- und Scherenschmiede, Töpfer usw.), Weingärtner und Müller, sowie ihr religiöses Sonderleben wird treffend gekennzeichnet und daraus der richtige Schluß gezogen, daß eine kommunistische Gesellschaftsordnung nur im kleinsten Kreise und nur auf religiöser Grundlage möglich sei. Im urkundlichen Teil des Buches wird neben anderm die handschriftliche Chronik der Habaner, die im Preßburger Stadtarchiv aufbewahrt wird, zum Teil abgedruckt und zum deutschen Wortlaut der Chronik, die von 1524 bis 1681 reicht, die slowakische Übersetzung, bzw. Inhaltsabgabe beigegeben. Von den Bildern ist besonders das Modell eines Habanerhauses aus Großschützen bemerkenswert, das den feuersicheren Dachaufbau zeigt.

Dr. Johann Kuz, Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz bis zum Umsturz 1918. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, für den Buchhandel Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg und Olmütz 1937. 542 S. Preis geh. 77 Kč 25, geb. 87 Kč 55 (ohne Postzusendung).

Ein Jahr nach dem Erscheinen einer Geschichte der Stadt Olmütz von tschechischer Seite (Nešpor, Dějiny města Olomouce) konnte nun auch der Arzt und frühere Stadtarchivar Kuz seine deutsche Geschichte herausgeben. Sie behandelt den Stoff in den Abschnitten: Olmütz in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Olmütz unter

Digitized by Google

den Przemysliden, Olmütz unter den Luxemburgern, Olmütz unter den Habsburgern (mit dem abschließenden Teil „Der Weltkrieg und Umsturz"). Die Forderung, die von seiten der Volkskunde an ein derartiges Werk gestellt werden muß, wird leider nur zum Teil erfüllt. Denn von dem Volksleben erfährt man nur ausnahmsweise etwas. Ein Werk, das nur einmal — und da gewöhnlich nur mit Unterstützung wissenschaftlicher Stellen — gedruckt werden kann und kaum mit einer neuen Auflage, die Änderungen und Verbesserungen ermöglicht, rechnen kann, muß sachlich und sprachlich musterhaft sein. Dies trifft bei dem vorliegenden Werk nicht voll zu. Es ist stofflich zu breit angelegt,, viele unnötige Nebensachen werden angeführt. Die Fülle des Stoffes zwang zu häufiger Anwendung eines schwer lesbaren, die Augen schädigenden Kleindrucks. Abgesehen von manchen Druckfehlern fällt auch auf, daß Sprache und Stil Mängel zeigen. Heute, wo jeder Deutsche trachtet, ein fremdwortreines Deutsch zu schreiben, sollten doch Sätze nicht mehr vorkommen, wie z. B. (S. 414): „Im September ist das Bildnis Brandhubers von Wilda gemalt und in der Bürgermeisterstube neben dem Porträt seiner beiden Vorgänger placiert worden."

Hans Watzlik, Die Buben von der Geyerflur. Verlag Hermann Schaffstein, Köln 1937. 184 S.

Dieses ungemein lebendig geschriebene, lustige Buch, das von den romantischen Abenteuern und Streichen dreier Jungen in einem Landhaus in Eisenstraß und ihren Streifzügen in der schönen Böhmerwaldlandschaft erzählt, wird sicherlich nicht allein unsere Jugend, sondern auch jeden Erwachsenen voll befriedigen.

Hans Watzlik, Die Krönungsoper. Ein Mozartroman. 310 S. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Rudolf Witzany, Die gefesselte Stadt. Roman. 327 S. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Willi Lang, Frühling im Elbtal. Eine wundersame Liebesgeschichte. 267 S. mit 27 Bildern des Verfassers. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Gustav Lerch, Nordböhmische Dorfchronik. Erzählungen. 63 S. Preis geb. 9 Kč 45. — Ernst Frank, Deutsches Leben 1938. Ein Jahrbuch. 256 S. Preis kart. 10 Kč 50. — Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1937.

Inhalt und Ausstattung dieser Neuerscheinungen des führenden Verlages sind wiederum musterhaft. In seinem Roman, dessen Eingang an Mörikes „Mozarts Reise nach Prag" erinnert, arbeitet Watzlik das Persönliche und Menschliche des großen Künstlers, auf den der Tod schon lauert, wunderbar heraus und bringt uns die liebenswürdige Gestalt des Meisters, aber auch seine Zeit näher. Prag, der Schauplatz des Romans, und das Leben der Stadt wird anschaulich gezeichnet. — Gleich Watzlik verläßt Witzany in seinem neuen Roman die Böhmerwaldheimat und gibt — ebenfalls in einem geschichtlichen Roman — ein Bild der Bergstadt Iglau zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von dem düsteren Hintergrund heben sich die scharfen Umrisse der Hauptpersonen ab, namentlich des Studenten Jürg Knörring, der von der Prager Hochschule in die väterliche Apotheke heimberufen wird und aus einem leichtfertigen Jüngling zum gesinnungsfesten Mann heranreift. — Lebendig, etwas jugendlich überschwenglich ist die Leitmeritzer Liebesgeschichte des Malerdichters W. Lang geschrieben, dessen Held auch in Amerika immerwährend die „jauchzenden Weisen seines Lebensliedes" vernimmt, „die über ein hartes Zwischenspiel sich in das stille Weinen eines Requiems verwandelt hatten". Etwas ungewöhnlich und unwahrscheinlich ist der Schluß des Werkes. — Unpassend ist die Überschrift, die G. Lerch seinem Buch gegeben hat. Denn nur vier Erzählungen, die in die harte Kriegs- und Nachkriegszeit führen und auch das bittere Los der Kriegsgefangenschaft, mit dem sich der große Roman „Die Heimkehr" befaßt, behandeln, kann man als Dorfgeschichten im weitesten Sinne bezeichnen, aber nicht die tief erschütternde Isonzogeschichte „Oskar". — Das von E. Frank zusammengestellte Jahrbuch zum 10jährigen Bestande des Verlages berichtet in Wort und Bild über die gewaltige Kulturleistung, die in diesen wenigen Jahren vollbracht wurde. Sehr wertvoll sind die von den Mitarbeitern des Verlages, den bedeutendsten

Digitized by Google

sudetendeutschen Dichtern und Schriftstellern, gebrachten Proben und Lebensdarstellungen.

Friedrich Czerny, Der fremde Garten. Ed. Kaiser Verlag, Böhmisch-Leipa 1937. 72 S.

Prächtige Naturschilderungen — die Handlung spielt am Grundlsee im Salzkammergut — und eingehende Beobachtung des menschlichen Seelenlebens kennzeichnen diese fesselnde Erzählung des begabten sudetendeutschen Dichters.

Ferdinand Schwind, Iserinnen. Erzählungen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 151 S. Preis in Leinen gebunden 28 Kč 85.

Der Verfasser, Erzdechant in Aussig, hat seinem Buch die Überschrift „Iserinnen" gegeben, mit welchem Worte man im Isergebirge schwarze Halbedelsteine bezeichnet. Seine Erzählungen zeigen aber eine so feine Menschenkenntnis, gewandten Ausdruck und nahezu dramatischen Aufbau, daß man sie ruhig Ganzedelsteine nennen kann, denen nur hie und da noch etwas Schliff fehlt, vor allem in der Richtung, daß der nahezu durchweg traurige und schwarzseherische Grundzug aller Geschichten aufgehellt oder bei einer Neuauflage in Erzählungen, in welchen das Leben auch von der schönen und heiteren Seite zur Geltung kommt, ein Gegengewicht erhalten.

Hans Multerer, Leben und Sterben oder Saat und Ernte. Das Freuden- und Leidenspiel vom Bauern. Verlag J. Steinbrener, Winterberg 1937. 52 S. Preis geh. 8 Kč.

Endlich ist das berühmte Bauernspiel, das an vielen Bühnen (Prag, Brünn, Troppau, Reichenberg, Teplitz, Eger, Karlsbad, Pilsen, Mannheim, Kiel, Sankt Gallen u. a.) mit größtem Erfolg aufgeführt wurde, im Druck erhältlich. Es ist mit genauen Bühnenanweisungen versehen. Wie der Zuschauer im Theater wird auch der Leser von der eindringlichen Wucht und gesunden Kraft dieses Bauernspieles gepackt und ergriffen, das in die Bücherei eines jeden Sudetendeutschen gehört.

Franz Schlögel, Zwischen gestern und morgen. Gedichte. Verlag Adolf Luser, Wien 1937. 64 S.

Auch diese Sammlung gedankenreicher und klangvoller Gedichte läßt den Sänger des Bauerntums nicht verkennen, der das traurige Gegenbild des gesunden Landlebens zeichnet, das Leid und die seelische Vereinsamung des Großstadtmenschen.

H. Rothe, Shakespeare-Trostbüchlein für viele Lagen des Lebens. — F. Diettrich, Das Gastgeschenk. Ausgewählte Gedichte. — J. Wiesalla, Die Front unter Tage. Erzählung. — W. Bershofen, Heiliges Feuer. Ein Fahrtenbuch. — L. Ziegler, Vom Tod. Essay. — Paul List Verlag, Leipzig 1937. Umfang je 64 S. Preis geb. je 75 Pfennig.

Von diesen neuen Bändchen der geschmackvollen Sammlung „Lebendiges Wort" fesselt den volkskundlichen Forscher neben der Bergmannserzählung „Die Front unter Tage" namentlich das Fahrtenbuch „Heiliges Feuer". Es ist eine Fahrt im Niederdeutschen von Siedlung zu Siedlung, die den Zweck hat festzustellen, ob irgendwo noch das alte Herdfeuer brennt und alter Brauch lebendig ist. Der Feuersucher muß sehen, wie fast überall mit Elektrizität gekocht und geheizt wird, und erkennen, daß die Zeit des alten Herdfeuers, des Feuers eines einzigen Hauses, abgelöst wurde durch das neue Feuer, das Feuer der Gemeinschaft, das erst recht nicht ausgehen darf. „Vielleicht wird das, was wir Elektrizität nennen, einmal ein Symbol gewinnen, das uns das Wesen der Gemeinschaft deutet, in der wir heute leben, in der jeder auf jeden angewiesen ist. Feuer ist das Symbol der Sonne. Elektrizität ist tiefer und geheimnisvoller als Licht."

Bildreihe sudetendeutscher Gestalter und Schöpfer. Verlag „Sudetendeutsche Bildnisreihe", Ed. Svarovsky, Prag XII., Korunní 2328.

Digitized by Google

Von dieser schön ausgestatteten und lehrreichen Bildreihe — jedes Bild hat treffende Begleitworte — ist aus der Reihe A (Sudetendeutsche Dichter) das erste Sammelheft mit 8 Karten (Preis 8 Kč, die einzelnen Karten zu je 1 Kč) erschienen. Es enthält: A. Stifter (4 verschiedene Karten), M. v. Ebner-Eschenbach, Karl Postl (Charles Sealsfield), K. F. Leppa und G. Leutelt. Neben der Reihe A, die fortgesetzt wird, sind geplant die Reihen B (Tondichter), C (Maler und Bildhauer), D (Wissenschaftler und Naturforscher), E (Techniker), F (Volkstumsarbeiter).

Gustav Fochler-Hauke, Deutscher Volksboden und Deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei. Eine geographisch-geopolitische Zusammenschau. Mit 6 Karten. 2. Band der Bücher der Grenzlande. Kurt-Vowinckel-Verlag, Heidelberg u. Berlin, 1937. 325 S. Preis geb. 7 Mk. 50.

Der im Jahre 1906 im sudetendeutschen Altwatergebirge geborene Verfasser hat sich aus eigener Kraft vom Buchhandlungsgehilfen in Troppau — kurze Zeit war er auch Arbeiter in einer Zuckerfabrik in Katharein — zum Dozenten für Geographie an der Universität München, wo ihm ein Lehrauftrag für das Grenz- und Auslanddeutschtum erteilt wurde, emporgearbeitet. Seine sudetendeutsche Heimat hat er auf Wanderungen gründlich kennengelernt. Zu diesem genauen Einblick in die Verhältnisse des Heimatlandes gesellt sich der umfassende Weitblick, den Fochler-Hauke auf großen Reisen erwarb, die ihn durch fast ganz Asien führten. Ein so geschulter Forscher war der geeignetste Mann, um eine klare, rein sachliche und wissenschaftlich einwandfreie Gesamtdarstellung des Deutschtums in der Tschechoslowakei zu liefern. Das treffliche Buch behandelt nach einem allgemeinen Überblick über die Tschechoslowakei und einer geschichtlichen Einführung die Folgen des Weltkrieges für die Sudetendeutschen und Tschechen und untersucht das Wesen des sudetendeutschen Sprachbodens und der deutsch-tschechischen Sprachgrenze. Hierauf wird das Deutschtum der einzelnen Landschaften (Südmähren, Böhmerwald, Westböhmen, Nordwestböhmen, Nord- und Nordostböhmen, Nordmähren und Schlesien, Hultschiner Ländchen, Sprachinseln, Teschener Ländchen, Prager Deutschtum, Slowakei und Karpathenrußland) eingehend besprochen, worauf Abschnitte über die siedlungspolitische Lage und berufliche Gliederung, über die Wirtschaftslage, über Rasse und Lebenskraft der Sudetendeutschen, ferner über den sudetendeutschen Anteil an der gesamtdeutschen Kultur, über das sudetendeutsche Bildungswesen, über die geistige Verührung zwischen Deutschen und Tschechen und endlich über den sudetendeutschen Kampf um Gleichberechtigung und politische Erneuerung folgen. Das Buch sollte in keiner sudetendeutschen Bücherei fehlen.

G. Pirchan, W. Weizsäcker und H. Zatschek, Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zur Fünfundsiebzigjahrfeier des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band 1: Mittelalter. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 249 S.

Diese Festschrift war ursprünglich dem Führer der sudetendeutschen Geschichtswissenschaft und Obmann des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen Univ.-Prof. Dr. W. Wostry als Festgabe zu seinem 60. Geburtstag zugedacht, wurde aber auf Wunsch des bescheidenen Gelehrten als Vereinsfestschrift herausgegeben. Unter den Beiträgen dieses ersten Bandes sind besonders hervorzuheben: L. Franz, Kelten und Germanen in Böhmen; H. Zatschek, Geschichte und Stellung Böhmens in der Staatenwelt des Mittelalters; E. Schwarz, Deutsche Siedlung in den Sudetenländern im Lichte sprachlicher Volksforschung; W. Weizsäcker, Das Recht; O. Peterka, Handel und Gewerbe Prags in vorhussitischer Zeit; K. M. Swoboda, Zum deutschen Anteil an der Kunst der Sudetenländer. Der 2. Band (Neuzeit), der auch eine Übersicht über die sudeten- und karpathendeutsche Volkskunde bringt, wird zu Beginn 1938 erscheinen. Alle Beiträge dieser Festschrift sind beim Verlage auch als Sonderdrucke erhältlich.

G. Jungbauer, Egerländer Volkslieder. Bilder von Toni Schönecker. 2. Auflage. 22. Heft der Landschaftlichen Volkslieder, hg. vom

Digitized by Google

Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig, 1937. 96 S. Preis kart. 1 Mk.

Die Notwendigkeit einer neuen Auflage dieser 1932 erschienenen Auswahl von Egerländer Volksliedern beweist, daß auch diese Lieder, deren Mundart für den Nichtegerländer nicht immer leicht zu lesen ist, im ganzen deutschen Volke freudigen Widerhall gefunden haben.

Franz Weiß, Das deutsche Bauernhaus in Nordböhmen. Mit einer Karte der Dorfformen Nordböhmens von Fritz Metzner. Band 3 der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern. Verlag A. Knab, Plan bei Marienbad, 1937. Preis 12 Kč.

Auf sechs Seiten und 16 Bildtafeln wird eine kurze Übersicht über das nordböhmische Bauernhaus geboten.

Gustav Becking, Kleiner Beitrag zur musikalischen Kultur- und Stammeskunde der Sudetendeutschen. In: 10 Jahre Städt. Musikschule in Neu-Titschein. Jubiläumsbericht 1927—1937. Verlag der Musikschule, 1937.

Auf diesen Beitrag ist von volkskundlicher Seite besonderes Gewicht zu legen, weil hier zum ersten Male Grad und Art der Musikbegabung in den einzelnen sudetendeutschen Landschaften festgestellt und so eine wertvolle Vorarbeit für die musikalische Volksliedforschung geleistet wird.

— —

Südostdeutsche Forschungen (München). — Der 2. Jahrgang (1937) enthält einen sehr aufschlußreichen Beitrag von Leopold Schmidt über die „Volksliedlandschaft Niederösterreich".

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad-Drahowitz). — Aus Folge 9/10 des laufenden Jahrgangs: E. Schöps, Die Entwicklung des Deutschtums in der Zipser Sprachinsel in der Zeit von 1880 bis 1930; O. Floeck, Karl Bacher, der südmährische Heimat- und Mundartdichter.

Volk an der Arbeit (Prag-Reichenberg). — Aus dem Oktoberheft: E. Lemberg, Das Studium des tschechischen Volkes — eine sudetendeutsche Aufgabe; A. Willimek, Die Gestalt des Tschechen in der sudetendeutschen Dichtung; R. Fischer, Zur Siedlungsgeschichte des Egerlandes. — Aus dem Novemberheft: E. Wolfgramm, Vom deutsch-tschechischen Kulturaustausch.

Volksdienst (Prag). — Aus Folge 20: Franz J. Bevanek, Deutsche Holzhacker in den Kleinen Karpathen. — Aus Folge 22: Derf., Die Wiedertäufer in der Slowakei. — Aus Folge 23: H. Horntrich, Das Sudetendeutschtum im Spiegel seiner Volkslieder.

Beiträge zur Klaviermusik (Prag-Reichenberg). — Folge 6 ist Felix Petyrek, Folge 7 Johannes Bammer, Folge 8 Georg Benda und Folge 9 Joseph Haydn (Cembalo-Sonaten) gewidmet.

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). — Seit Dr. H. Weinelt die Schriftleitung des Hauptteiles (Volksforschung) übernommen hat, steigert sich von Heft zu Heft Gehalt und Wert dieser Zeitschrift. Aus dem Inhalt des Heftes 9/10: H. Horntrich, Das Sprachinselerlebnis im Volkslied; A. Kreller, Aus dem Wortschatz des Schönhengster Bauern (die gebrachten Beispiele zeigen einen starken bayerischen Einschlag).

◆

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Kontrollpostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
JAN 26 1939
LIBRARIES

11. Jahrgang 1938

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1938
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Anton Wallner, Kälbelweil	1—6
Amilian Kloiber, Südböhmische Wander- und Arbeitsbücher aus den Jahren 1833 bis 1910	6—10
Dr. Heinrich Waschiczek, Iglauer Schimpfnamen	10—14, 70—77, 137—161
Rudolf Hruschka, Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte	14—19, 120—126
Josef Arnold, Tschechische Lehnwörter in einem Sprachgrenzorte	19—20
Karl J. Bienert, Eine Hochzeitsordnung aus dem Jahre 1612	20—22
Dr. Walter Wolf, Im Banne des prälogischen Denkens	33—38
Franz J. Langer, Wandlungen in der Freizeit- und Festgestaltung seit 1918	38—43
Lotte Lehmann, Osterbräuche in Deutsch-Litta in der Kremnitzer Sprachinsel	43—45
Florian Hintner, Ein vielgerühmtes Heilkraut der böhmischen Randgebirge	45—60
Josef Skutil, Vorgeschichtliche Örtlichkeiten Mährens in der Sage	61—70
Zur neuen Lage	97—98
Hugrun Hintner, Die Verlobung und Hochzeit im Ascher Ländchen	99—104
Raimund Zoder, Der Spinnradltanz	105—113
Josef Wagner, Volkskundliches von der Rasenbleiche	114—120
Josef Bürger, Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmerwald	127—134
Dr. Rudolf Fischer, Zur Ostgrenze des „historischen Egerlandes"	135—137
Richard Baumann, Einige Redensarten in der Mundart des Egerlandes	162—163
Karl Raubek, Gereimte Liebesbriefe	163—165
Einlauf für das Archiv	165—166

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Seite

Erwin Boehm, Sudetendeutsche Siedler in Gašinci (Djakovština) in Slawonien . . . . . 22—23
Dr. Hertha Wolf, Die Susanne von Graupen . . . . . 23—24
Johann Schreiber, Was der Volksmund von der Orakelblume sagt . . 24—25
Dr. Josef Hanika, Trachtenerneuerung 25
Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung 25, 81, 171
Josef Hofmann — 80 Jahre alt . . . . . 25—26
Berichtigung 26
Dr Heinrich Waschiczek, Volksscherze aus der Iglauer Sprachinsel . . 77—78
Johann Schreiber, Das Lied der Kriegsgefangenen in Italien 78
Sage und Wirklichkeit 79
Eine Verballhornung sudetendeutscher Volkslieder . . . . . 79—80
Hans R. Kreibich — 75 Jahre alt 80
Staatsanstalt für das Volkslied 81
Richtlinien für den deutschen Tanz 81
Mundartwörterbuch 81
Auf, auf, zum fröhlichen Jagen 81
Nachträge . . . . . 81—82, 172
Otto F. Babler, Quellen auf den Bergen . . . . . 167—168
Ignaz Göth, Josef Khun . . . . . 168—169
Dr. Richard Zimprich, Deutsche und spanische Volksliedmotive . . . 169—170
Zur Singweise des Horst-Wessel-Liedes 170
Lied der Deutschen in Galizien (Verfasser der Sudetendeutsche A. A. Naaff) 170—171
Die Linde in Goldenkron 171
Heimatkunde des Bezirkes Freudenthal 171
Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes 171
Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut? . . 171

Antworten . . . . . 26—28, 82—90, 172—174
Umfragen . . . . . 28—29, 90—91
Schrifttum . . . . . 30—32, 91—96, 174—184
Abbildungen . . . . . 9 (Karte), 44, 83, 87, 130—134, 168

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Josef Arnold (Seelenz bei Deutsch-Schützendorf).

Otto F. Babler (Olmütz). — Josef Baier (Graupen). — Richard Baumann (Chodau). — Dr. Franz J. Beranek (Pardubitz). — Karl J. Bienert (Böhm.-Leipa). — Erwin Boehm (Freiburg i. Br.). — Albert Brosch (Eger). — Josef Bürger (Wallern).

Walter Dreyhausen (Teplitz-Schönau).

Dr. Rudolf Fischer (Leitmeritz). — Dr. Vinzenz Fischer (Frankenhammer bei Graslitz). — Karl Friedrich (Gnigl bei Salzburg). — Johann Frodl (Nikl bei Zwittau).

Ignaz Göth (Iglau). — Franz Götz (Poschkau). — Adolf Glücklhorn (Milikau bei Mies).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Franz Heidler (Falkenau a. d. Eger). — Florian Hintner (Asch). — Hugoun Hintner (Asch). — Adolf Horner (Königswerth). — F. Gd. Hrabe (Winterberg). — Rudolf Hruschka (Piesling a. d. Thaya).

Franz Jungbauer (Neuthal—Wien). — Dr. Gustav Jungbauer (Prag).

Oswald Kaller (Einsiedel bei Würbenthal). — Max Udo Kasparek (Deutsch-Proben). — Amilian Kloiber (Wien).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Georg Lányi (Leutschau). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Lotte Lehmann (Deutsch-Witta bei Kremnitz). — Franz Lenz (Wien).

Vinzenz Maiwald (Braunau i. B.). — Josef Maschek (Holeischen). — Marie Maschek (Holeischen—Komotau). — Dr. Alois Milz (Komorn—Budweis).

Ludwig Quantz (Göttingen).

Karl Raubek (Wien). — Karl Reitmeier (Klein-Teßwitz bei Znaim).

Anton Schacherl (Budweis). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Wenzel Schwehla (Polletitz bei Kalsching). — Josef Skutil (Brünn). — Helmut Slapnička (Brüx). — P. Albert Stára (Blatnitz bei Nürschan).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Dr. Aurel Wagenhuber (Kaschau). — Josef Wagner (Georgswalde). — Dr. Anton Wallner (Oberplan—Graz). — Dr. Heinrich Waschiczek (Leitmeritz). — Dr. Herbert Weinelt (Karlsthal in Schlesien—Prag). — Erwin Weiser (Freudenthal). — Anton Wesserle (Deutsch-Proben). — Dr. Hertha Wolf (Teplitz-Schönau). — Dr. Walter Wolf (Freiwaldau).

Otto Zerlik (Karlsbad). — Dr. Hans Felix Zimmermann (Prag). — Dr. Richard Zimprich (Olmütz). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

11. Jahrgang 1938 **1. Heft**

Kälbelweil

Von **Dr. Anton Wallner**, Graz (Oberplan)

Über diese Bezeichnung der Ruhepause zwischen Ausstand und Einstand des Gesindes hat zuletzt Dr. H. Haßmann (Zs. 10, 33) gehandelt. Da eine befriedigende Erklärung des seltsamen Ausdrucks bisher nicht gelungen ist, sei es mir gestattet, noch einmal in dieselbe Kerbe zu hauen.

Andere Namen für diese Freizeit sind: Scherztage, Spieltage, Störztage und (ein besonders verbreiteter Ausdruck) Schlenkeltage oder Schlenkelweil. Alle diese Benennungen sind klar verständlich: die arbeitsfreien Dienstboten scherzen und spielen, d. h. sie halten gesellige Zusammenkünfte, oder sie gehen müßig herum: sie störzen und schlenkeln[1]). Was heißt aber: „sie kälbeln"? — Da früher der Hauptziehtag der Ehehalten auf Lichtmeß fiel, wollte Schmeller (Bair. Wb. I., 1238) der Kälbelweil (entstellt: Kälberweil) mit der Frage zu Leibe gehen: „Weil da die Kühe meist kälbern?" Die Frage ist kaum zu bejahen. Im Böhmerwald wechseln die Dienstboten heutzutage um Neujahr, und so heißt diese Zeit (zw. dem 27. Dezember und dem 5. Jänner) dort Kälberwoche, „weil in ihr" -- wie Schramek sagt — „der Abwurf der Kälber erwartet wird" (vgl. Handb. d. dtsch. Aberglaubens, IV., 914). Da hätte also die Verschiebung des Gesindetermins von Lichtmeß auf Neujahr auch eine Verschiebung der Kälberzeit bewirkt! Zieht man weiter in Betracht, daß „Kalbmonat" (Kalvermaen, Kalfmaand) ein alter Name für den Jänner wie für den März ist (Weinhold, Monatsnamen 47), so erweist sich für einen solchen Zeitraum das Grundwort in Kälbel w e i l (K.-woche, K.-tage) als zu eng; und nicht minder sträubt sich gegen die angenommene Deutung das B e s t i m m u n g s wort, da kälbeln sich keineswegs mit kalben oder kälbern deckt. Abgesehen von diesen sprachlichen Anstößen, vermißt man auch jede tragfähige Gedankenbrücke zwischen dem Kälberwurf und der Schlenkelweil, denn Haßmanns Vorschlag, „den Antritt des neuen Dienstes, der ja ein neues Leben bedeutet, als ein Kalben zu betrachten" (S. 41), erscheint mir doch allzu kühn.

Eine andere Erklärung (und sie ist heute die herrschende und wird auch von Haßmann vorgezogen) nimmt beides, kälbeln wie kälbern, im Sinne von „Mutwillen treiben, sich närrisch und ungeschlacht gebärden". Vor-

[1]) Störzen „vagieren", Störzer, Landstörzer „Vagabund" (Schmeller I., 786). — Westphals „Faulteufel" (1563) wettert wider die faulen müssiggenger, pflastertretter und schlenkerer (DWb. IX., 636); ein Vocabularius von 1618 belegt für schlenklen auch schon die Bedeutung „mutare dominum" (Schmeller II., 528).

Digitized by Google

gebracht wurde sie m. W. zuerst von Reinsberg-Düringsfeld[2]); wiederholt hat sie zuletzt Jungwirth im Handb. d. Aberglaub. II., 284: „Die ausgelassen tolle (?) Lustbarkeit der Dienstboten in dieser Zwischenzeit bezeichnet auch der Name Kälberweil . ., wohl deshalb, weil die Dienstboten sich so ähnlich benehmen wie die Kälber." Die Auskunft ließe sich hören, nur fällt der grobe Spott auf, der all den anderen Namen für diese Freizeit fremd ist. Die Dienstboten werden sich selbst nicht mit Kälbern vergleichen und ihren ländlichen Dienstgebern wird das auch kaum einfallen, da sich ihre eigene Festfreude ja ebenso „ungeschlacht" äußert. Immerhin könnten wir uns mit der zweiten Deutung der „Kälbelweil" abfinden, wenn nicht ältere Wortformen die eine wie die andere ausschlössen und uns auf einen ganz anderen Weg verwiesen.

Die frühesten Belege für unsere Wortsippe tauchen in den städtischen Archivalien von Eger auf. Artikel 65 des Egerer Stadtrechts von 1460 lautet: Auch so sullen dieselben dienstboten zu der zeit umb lichtmeß und (=‚da') sie k o l b e l n, nit wenn (‚nicht mehr als') einen tag kolbeln und fürbaß in iren dinst geen[3]). Diese Wortform kennt Heinrich Gradl (s. Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 1868, 13) noch aus der lebenden Mundart: „kolwln; kolbeln 1460; kölwa-läa * kolb-leib, der Brotlaib, den Dienstboten auf dem Lande beim Abziehen erhalten. Die Abstammung des Wortes ist mir noch dunkel." Eine Ableitung von Kalb zieht also Gradl gar nicht in Betracht. Sie ist in der Tat ausgeschlossen, da eine Verdumpfung von kurzem a, an die Haßmann denkt, in diesem Sprachdenkmal sonst nicht vorkommt (vgl. Khull, S. 38). Auch fehlt es nicht an anderen alten Belegen, die den überlieferten Stammvokal sichern: Am Kolbeltage bekamen in Eger die Dienstboten seit 1445 vom Rat der Stadt jährlich ein Geschenk (John, Sitte S. 36). Hans Sachs läßt in seinem „Zeitregister" (Stuttg., Lit.-Verein, Bd. 105, 268) den Februar sagen:

Zu liechtmeß k ö l b e l n die haußmaid.
Da fragt eins von dem andern bschayd,
Wo es den winter hab verbracht[4]).

Die kölbelmaid wird auch (um 1515) in einem Liede von Jörg Graff erwähnt, von dem noch die Rede sein soll. Diese vier Belege stellen einwandfrei fest, daß kolbeln oder (mit berechtigtem Umlaut) kölbeln nichts mit Kalb zu tun hat, sondern irgendwie von K o l b e n abzuleiten ist.

Dieser Ausdruck ist heute in seiner Grundbedeutung „Keule" schon im Schwinden begriffen. Einst, als es noch Streitkolben und Narrenkolben gab, war er ein Alltagswort. Das 15. Jahrhundert kannte beides noch und seiner

[2]) Das festliche Jahr (1868), S. 13: „Der Name, welcher von kälbern, vergnügt sein wie Kälber herkömmt, sagt schon, daß diese Zeit unter Scherz und Jubel vergeht."

[3]) Ferd. Khull, Die Stadtgesetze von Eger aus den Jahren 1352—1460 (Programm des 2. Staatsgymnasiums in Graz, 1881), S. 21.

[4]) Darnach (fährt der Februar fort) bring ich auch die Faßnacht, Darmit der narren und esel vil, Stechen und ander Frewdenspiel.

Digitized by Google

Sprache war insbesondere der Narrenkolben vertraut und geläufig[5]). Man wäre daher versucht, das Zeitwort kolbeln von hier aus zu deuten: „mit dem Kolben hantieren", d. h. „sich narrenhaft gebärden, Narretei treiben." Damit würden wir dem Sinne von kälbeln ganz nahe kommen, ohne daß wir die Selbstverspottung der Dienstboten mit in Kauf nehmen müßten. Aber diesen Ausweg sperren uns allerlei Bedenken: Warum wird nirgends das Narrentreiben der Faschingszeit als „Kolbeln" bezeichnet? Und anders herum: Wo wird denn von den Dienstboten in ihrer Kölbelweil Mummenschanz getrieben? Hans Sachs stellt in dem oben zitierten Zeitregister das Narrenwesen der Fastnacht dem Kölbeln zu Lichtmeß geradezu entgegen. Auch ist es gar nicht wahrscheinlich, daß gerade die Hausmägde sich darin hervorgetan hätten oder daß der Egerer Stadtrat dazu eine Beihilfe geleistet hätte.

Wir müssen also nach einem andern „Kolben" Umschau halten, und wir finden, was wir brauchen, wieder im Sprachgebrauch des 15. Jahrhunderts. Man bezeichnete nämlich damals mit Kolben auch ein Gastgebot oder Trinkgelage. So heißt es in der Geistl. Spinnerin des Straßburger Predigers Geiler v. Kaisersberg (1445—1510): Ainest het der Absolon ainen kolben oder wirtschaft („Gastmahl") aufgericht und lud sein bruder Amon darzu, und der wirt, der den kolben gab, der lud iren vater David auch dazu (zitiert in Grimms Wb. V., 1609). Hierher gehört auch das Zitat aus derselben Predigt-Sammlung, das im DWb. V., 1604, irrig auf das Ballspiel bezogen ist: umblaufen als ein garnwind da zu dem tantz, da zu den höfen („bald zu einem Tanz, bald zu Gesellschaften"), da man den kolben gibt. In einem Straßburger Ratserlaß von 1535 wird geklagt, wie allenthalben auf den stuben („Gesellschaftshäusern") und wirtshäusern von den burgern künigreich, kolben und ander zerung, zechen und prassen getriben wirt[6]). Petrus Dasypodius gibt in seinem Dictionarium (Argentor. 1537) die Erläuterung: Circumpotatio, ein schlegel (in Keulenform!) oder kolben, das ist wann man gastung laßt umbgehn; und das DWb. (Rud. Hildebrand) fügt hinzu: „Also ein Kränzchen, wobei ein reihum gehender Kolben die Meldung oder Mahnung verrichtete." Dieser Kolben entspricht somit dem Dingstock der Dorfgemeinden (auch Lade-, Boten-, Bauernstock genannt). Im Lüneburgischen geschahen die Einladungen zu Gemeindetagen noch bis zum Jahre 1868 durch einen geschnitzten Knüppel, also einen Kolben (Zs. f. Vkde., 6, 361). In alten kalenderlosen Zeiten aber wurden sogar die Kirchenfeste den Bauern durch Boten angekündigt, die mit Keule oder Hammer an die Tore klopften. In dem Volksbrauch der „Klöpfles-

[5]) Sprichwörter und Redensarten bezeugen das: Hetstu ein kolben in der hant, so werst du ein rechter narr; umb den narrenkolben ringen; es sindt vil narren on einen kolben; eim jeden narren gefelt sein kolb; man muß den narren mit kolben lausen. Auch ohne ausdrückliche Beziehung auf den Narren wird kolbe als „Narrheit" oder „Sparren" verstanden: Es gefellt uns unser weis und kolb; er hat uns einen kolben bracht; jeder hat seinen kolben: „chacun a sa marotte."

[6]) Königreich „ludus convivalis" ist ein Zechgelage in den scherzhaften Formen eines Hofstaats, das ursprünglich am Dreikönigstag gehalten wurde. Ich wil ... uns ein guten kuchen kaufen, auf obersten („am Dreikönigstag") ein königreich halten (H. Sachs).

Digitized by Google

nacht" (vor Weihnachten) hat sich diese Festansage unverstanden bis in unsere Tage erhalten (vgl. Lippert, Festbräuche 39). Ein jüngeres und zierlicheres Mahn- und Ladezeichen war der Kranz, der zu Spiel und Schmaus und Tanz einlud und von einem Bewirter zum andern weiter wanderte: „Wa gehet das kränzlin herumb, der kolben?" (Fischart, Gargantua, 93). Unser heutiges „Kränzchen", das ein kleines Tanzfest in geschlossenem Kreise bezeichnet, hält die Erinnerung an den alten Brauch noch fest; der andere Name, Kolben oder Kölbel, ist verschollen. Nur das englische club hat sich den Doppelsinn „Kolben" und „geschlossene Gesellschaft" bis heute bewahrt.

Das Zeitwort kolbeln, von dem wir ausgingen, bezeichnet also ursprünglich die Veranstaltung eines Schmauses oder Zechgelags[7]), wohl auch die Einhebung von Beiträgen dazu, wie man in Ditmarschen für das „Kranzbier" (ein Tanzfest) die Beisteuern mit einem bunten Kranze einsammelt (DWb. V., 2057). Auch das englische Zeitwort to club hat noch die Bedeutung „Beiträge zu einem gemeinsamen Vorhaben zusammenschießen". Wenn nun der Rat von Eger den Dienstboten am Kolbeltage ein Geschenk zuwies, so war das vielleicht noch als städtische Beisteuer zu ihrem Festgelage gemeint. In St. Pölten hat Anno 1549 das wandernde („den Dienst wechselnde") Gesinde sich das Wohlwollen der Stadtobrigkeit durch Lärm und Zank verscherzt: Nachdem auch etliches wandernde gesindt bißhero nit one geschray mit khandeln voll weins von iren maistern oder leitgeben („Dienstherren oder Gastwirten") außzugeen vnd auf offenlicher gassen wie denn auch vnder den thören zu zechen gepflegt, daraus offtmals greinhändel („Streitereien") zuletzt vnder inen entstunden vnd also von einander geschieden. Solchen bösen brauch abzubringen, so soll niemandt aus der burgerschafft inen mit darleihung einingen trunkhgeschiers zu statten khemben, sondern inen villmer weren vndt davon abhalten, ob sie derselben geren wurden (Art. 46 der Stadtordnung: Gymn.-Progr. von St. Pölten, 1889, S. 40). An die Kanne Wein, die hier der Ehehalte von seinem Herrn mitbekam zu der gemeinsamen Zechevei, erinnert die Flasche Schnaps („Wander"- od. „Binggelschnaps"), die heut an manchen Orten der Dienstbote zum Abschied erhält, damit er nach altem Brauch jedem Begegnenden davon anbiete. Wo kein Schnaps verabreicht wird, muß der Dienstbote seine Kameraden im Wirtshaus zechfrei halten. In der Pfalz ahmt das verbleibende Gesinde mit dem „Bündel rücken" den Aus- und Eintritt nach, wofür die Dienstherrschaft etwas zum besten geben muß. Das eingehende Geld wird abends vertrunken (Handb. 274).

An den Schlenkeltagen wird aber nicht bloß gezecht, sondern auch geschmaust. „Abziehendes Gesinde genießt am Tage des Abzuges mit besonderer Gründlichkeit den Schlenkerbraten, entweder bei der bisherigen Herrschaft oder auf eigene Kosten auf dem Tanzboden" (DWb. IX 636)[8]).

[7]) Darauf deutet fragend auch schon R. Hildebrand hin: DWb. V., 1609.

[8]) Wenn (ebenda) der „Schlenkelbraten" erläutert wird als „Schweinefleisch, das bei Jahrmärkten für die Bauern auf dem Rost gebraten wird", so erfolgte diese Ausweitung des Begriffs offenbar über den Gesinde- oder Schlenkelmarkt, bei dem der Bauer das „Dingmahl" zu zahlen hatte (vgl. Handb. II., 258).

Digitized by Google

In Schlesien mußte um 1720 die einstehende Magd den Schlenkerbraten spenden (Zf. f. Vkde. 15, 314). Das älteste Zeugnis für den schlenkerpraten einer hausdirn steht in einem Fastnachtspiel des 15. Jhs. (Keller 733, 23). Nicht viel jünger ist das Lied von den Kölbelmägden:

Nun hört fürbaß weiter bscheid,
wie do redten drei kölbelmeid
bei einander in einem gaden...
„ich wolt geren laden
einen jungen knaben, der mir gefiel,
zu meinem schlenkersbraten“[9]).

Heute entspricht dem Schlenkerbraten die „Wanderjause“ oder auch ihr Gegenstück, die „Einstandszech“, die der neue Herr seinen Ehehalten gibt, daheim oder im Gasthaus, zuweilen mit dem Aufwand eines Kirchweihmahls (so im Innviertel). Ebenso nahrhaft wird oder wurde der „Bündelistag“ im Badischen gefeiert: in Haslach halten die Kinzigtaler ihren Bratwürstesschmaus, in Wolfach ist Kuchenmarkt. „Dazu kam früher der Bauer mit seinen Völkern vom Oberknecht bis zum Hirtenmaidle herab in die Stadt, um ihnen sowie denjenigen, die frisch in seinen Dienst traten, ein gut Essen und Trinken zu geben. In Ober-Harmsbach halten alle Dienstboten, ob sie ziehen oder nicht, ein Festessen in der Wirtschaft mit Sang und Tanz“ (E. H. Meyer, Bad. Vkde. 198).

Wenn nun, wie anzunehmen, dieses Fest vor alters den Namen „Kolben“ führte, so muß das Wort im Laufe der Zeit seinen Sinn mindestens viermal gewechselt haben. Das braucht uns nicht zu beirren. Die sinnverwandten Ausdrücke Zeche und Bursch z. B. hatten noch viel buntere Schicksale. Z e c h e bedeutete ursprünglich „bestimmte Ordnung“, dann: Vereinigung zu einem Vorhaben auf gemeinschaftliche Kosten (Zunft, Bruderschaft, Jungmannschaft eines Dorfes, Trinkerrunde); dann: Gelage, Schmaus; Beitrag zu gemeinsamer Zehrung; Wirtsrechnung[10]). B u r s c h ist eigentlich „Börse“ (bursa); dann hieß so die Genossenschaft, die aus gemeinem Säckel lebte oder zehrte; Studenten und Kriegsleute, später Handwerksgesellen und endlich junge Dörfler bildeten „die Bursch“; zugleich aber hieß auch ihr Gelage so (bursch und gloch) und schließlich jeder einzelne Teilnehmer: „d e r Bursch.“ Nach diesem Seitenblick wird uns auch der mehrfache Bedeutungswandel bei Kolben, bzw. kolbeln nicht mehr groß überraschen, wenn er uns von der „Keule“ zur festlichen „Ladung“, von dieser zum „Feste“ selbst und schließlich zum „Wanderfest der Dienstboten“ und zum „Dienstwechsel“ führt.

Auch diese jüngste Bedeutung ist bald 500 Jahre alt, da sie schon in den Stadturkunden von Eger vorliegt, und es ist fraglich, ob das anscheinend aus dem Westen zugewanderte Wort in Ostdeutschland (Oberpfalz, Egerland, Böhmerwald) überhaupt je anders verstanden wurde. Jedenfalls

[9]) Der Verfasser des Liedes ist Jörg Graff, der Dichter des berühmten „Landsknechtordens“ (Got gnad dem großmechtigen keiser frumme).

[10]) Auf diesem Wege ist auch der „Zechbruder“, der im 17. Jahrhundert noch als Mitglied einer ehrsamen Bruderschaft galt, seither zum Trunkenbold geworden.

Digitized by Google

hat die umgelautete Form kölbeln das Verständnis alsbald verdunkelt, denn sie reizte oder verführte zur Umdeutung in kälbeln. Sprachgrübler und Spaßvögel werden sie wetteifernd vollzogen haben[11]). So ist denn aus der Kölbelweil die Kälbelweil, aus dieser die Kälberweil und schließlich (im Egerland) die Kälberweis geworden. An Seitenstücken zu diesem Vorgang fehlt es nicht, auch nicht im engen Bereiche unseres Themas: der Scherztag wurde zum Schärztag (Baden, Röhn) oder gar zum Schürztag (Hessen); der Schlenkellaib zum Schönggelbrot (Egerland, Lippe, Rheinlande) oder (in Westfalen) zum Schüngelbrot (vgl. Zf. f. Vkde. 15, 318). Die Umdeutung der Klöpfelsnacht in die Knöpfels- und Kröpfelsnacht, des Schembartlaufens in ein Schönbartlaufen, der Fasnacht in die Faſtnacht sind andere naheliegende und allbekannte Zeugnisse der nie ruhenden Volksetymologie.

Südböhmische Wander- und Arbeitsbücher aus den Jahren 1833—1910

Von **Emilian Kloiber**, Gratzen — Wien

Unter den bisher noch kaum benützten Quellen zur Volkskunde und ihrer Grenzgebiete stellen die Wanderbücher einen wichtigen Beitrag dar. Sie sind geeignet, über den örtlichen Umfang, die Dauer und die Häufigkeit der Wanderungen von Arbeitsuchenden zu unterrichten. Ihre Untersuchung kann die Herkunft und Verbreitung volkskundlich wichtiger Erscheinungen deuten und belegen. Im Zusammenhang damit steht das Interesse an der rassischen und völkischen Eigenart der Besitzer der Wanderbücher aus einer Zeit, aus deren früheren Jahrzehnten noch vieles aufklärungsbedürftig ist.

Zur Untersuchung gelangten 25 Bücher. Sie verteilen sich auf 21 Personen so, daß 2 Leute je 2 Bücher und 1 Person 3 Bücher besitzen. Aus dem Gebiete der heutigen Tschechoslowakei stammen 14 Personen, aus dem heutigen Österreich 7; und zwar sind aus Mittelböhmen 1 Person, aus Südböhmen 12 Personen; aus Südmähren 1 Person; aus dem Waldviertel 6 Personen und aus Wien 1 Person, deren Eltern aus Südmähren stammen. Dem Geschlecht nach handelt es sich um 15 Männer und 6 Frauen.

Nach dem Titel, der Größe und dem Inhalt der Bücher können 9 Grundformen unterschieden werden:

1. a) Wanderbuch — Wandrownj knjžka in Folge des allerhöchsten Patents vom 24. Feber 1827. Größe 10 mal 18 cm. Umfang 80 Blätter; bei den Büchern: 1, 2, 3, 4.

1. b) Wanderbuch wie 1. a) aber nur deutsch; bei dem Buche: 6.

2. Dienstbotenbuch. In Folge Kundmachung der k. k. Stadthauptmannschaft in Wien vom 30. April 1851. Gleiche Größe. Umfang 48 Blätter; bei dem Buche: 5.

[11]) Hans Sachs hat noch die Form kölbeln gebraucht, wie seine eigenhändige Niederschrift des „Zeitregisters" (3. Dezember 1547) beweist; die Ausgabe von 1612 aber druckt schon: kälbeln.

Digitized by Google

3. Dienstbuch, k. k. Polizeidirektion Wien, 1859, enthaltend 48 Seiten. Größe 13 mal 20 cm; bei dem Buche: 7.

4. a) Arbeitsbuch — Knížka pracovni, Größe: 10 mal 20 cm, Umfang: 40 Blätter; bei den Büchern: 8, 13, 14, 15, 18, 20.

4. b) Arbeitsbuch wie 4. a) aber auch Italienisch; bei dem Buche: 11.

4. c) Arbeitsbuch wie 4. a), aber nur deutsch; bei den Büchern: 19, 21.

5. Arbeitsbuch — Kniha pracovni, nach Anordnung der hohen k. k. Statthalterei vom 12. Dezember 1873, Größe 10 mal 17 cm, Umfang: 40 Blätter; bei dem Buche: 9.

6. Arbeitsbuch, ohne nähere Angabe, grünes Papier, Größe: 12 mal 18 cm; bei: 10.

7. Dienstbotenbuch, in Folge der Dienstbotenordnung f. d. Kgr. Böhmen, vom 7. April 1866, — Knížka čeledínská. Größe 10 mal 14 cm. Umfang: 40 Blätter; bei dem Buche: 12.

8. Dienstbuch, k. k. Polizei-Kommissariat Wien, 1883, Größe: 10 mal 17 cm, Umfang: 24 Blätter; bei dem Buche: 16.

9. Arbeitsbuch, ohne nähere Angabe, Größe: 10 mal 17 cm, Umfang: 24 Blätter; bei: 17.

Jedes Buch zerfällt in 3 Teile. Im ersten Abschnitt ist das Personale des Eigentümers festgehalten nebst einer Personsbeschreibung. Im zweiten Teile sind Vorschriften, Belehrungen und Zusätze enthalten. Der dritte Teil ist der seitenstärkste und enthält den Raum für Arbeitsbestätigungen. Alle Bücher waren ja Belege über öffentliche Arbeitsverhältnisse.

Für die vorliegende Untersuchung wurde der zweite Teil des Buchinhaltes nicht verwertet, da dadurch der Text zu umfangreich würde. Für ein genaues Studium ist aber dieser Text von Bedeutung, weil die Bestimmungen nicht ohne Rückwirkung auf die Ergebnisse der Untersuchung sind. Die beiden anderen Teile jedoch sollen eingehend behandelt werden.

Im Personale steht an erster Stelle der Name. Bei doppeltem Vorkommen zweier Namen im Falle eines Ehepaares und bei Vater und Sohn ergibt sich folgende Übersicht: Auroda, Gauguſch, Helmreich, Kaspar, Klotyber, Krubner, Matiera, Petſchan, Prinz, Rammel, Reiffschneider 2, Reindl, Richler, Schinko 2, Schütz, Wavor, Weber, Winkler und Witzany. Der Volkszugehörigkeit nach handelt es sich fast ausnahmslos um Deutsche. Nach Geburtsjahren geordnet kommen folgende Jahre in Betracht: 1814, 1814, 1816, 1821, 1837, 1838, 1844, 1845, 1847, 1847, 1850, 1853, 1854, 1856, 1860, 1863, 1863, 1871, 1874 und 1883.

Von den 21 Personen sind geboren: in Böhmen 13, und zwar: in Gratzen 10, in Lischau 1, in Pilgram 1, in Rosenberg 1; in Mähren: in Neudorf bei Kromau: 1; in Niederösterreich 7: in Aschen 1, Eberhards 1, Karlstein 1, Raabs 1, Stammersdorf 1, Wolfenreith 1 und in Wien 1. Der Zuständigkeit nach ergibt sich folgende Verteilung: Böhmen 15: Gratzen 12, Lischau 1, Pilgram 1, Rosenberg 1; Mähren-

Digitized by Google

Neudorf: 1; Niederösterreich: Aschen, Eberharts, Karlstein, Raabs und Wien je 1 Person.

Von größerer Wichtigkeit als die vorgenannten Punkte ist die Berufsverteilung. Eine Übersicht ergibt: Bräuer, Gärtner 2, Glasschleifer, Kleidermacher 2, Kürschner, Lohgerber, Mägde 4, Maurer 2, Müller 2, Sattler, Schlosser, Taglöhner 2 und ein Zimmermann. Dem Stande nach waren 17 Personen ledig und 4 verheiratet. Alle 21 Personen bekannten sich zur röm.-katholischen Konfession.

Die Personsbeschreibung birgt sehr wertvolle Angaben. Das physische Menschenbild aus der Zeit vor etwa 100 Jahren beruht nur auf der Kenntnis der Gemälde und Beschreibungen von Personen aus gehobenen Schichten. Hier in den Wanderbüchern liegt aber die Körperbeschreibung der einfachen Volksschichten vor. Von diesem Gesichtspunkte stellen die Wanderbücher eine sehr bemerkenswerte Quelle dar. Andererseits dürfen jedoch die Einzelheiten der Personsbeschreibung in ihrer Genauigkeit nicht überwertet werden, da die beurteilenden Organe der jeweiligen Amtsstellen nicht im heutigen Sinne „menschenbeschreibend" wirkten.

Ein Zusammenstellung der Personsbeschreibungen läßt folgendes Bild erkennen:

Gesichtspunkt:	Beobachtungszahl:
1. Körpergröße: 5mal groß, 12mal mittel, 4mal klein	21
2. Gesichtsumrißform: 17mal länglich, 4mal rundlich	21
3. Haarfarbe: 11mal blond, 10mal braun	21
4. Augenbrauen: 1mal braun	1
5. Augenfarbe: 6mal blau, 6mal grau, 9mal braun	21
6. Nasenform: 13mal proportioniert, 4mal stumpf, 2mal spitz, 1mal länglich, 1mal klein	21
7. Hasenscharte: 1mal	1
8. Mundform: 18mal proportioniert, 3mal breit	21
9. Erhaltungszustand der Zähne: 1mal vollzählig, 2mal gut, 1mal mangelhaft	4
10. Bartfarbe: 1mal dunkel	1

Unter Berücksichtigung der drei wichtigsten Merkmale ist das Aussehen der Personen festgehalten in der Körpergröße: 5 Große, 12 Mittelgroße und nur 4 Kleine; in der Haarfarbe: 11 Blonde, 10 Brünette; in der Augenfarbe: 6 Blauäugige, 6 Grauäugige und 9 Braunäugige. Damit ist nach diesen Ergebnissen ein gewisses Gleichgewicht der großen, hellen Typen mit den kleineren dunklen Formen gegeben.

Im dritten Kapitel der Wanderbücher sind die besuchten Orte, die Dauer des Aufenthaltes, bei Dienstbüchern das Betragen und die Arbeitsleistung vermerkt, also zum Teil Momente, die auch auf die persönliche, geistig-seelische Verfassung bezugnehmen. Hierher ist auch zu zählen, daß jedes Buch die Unterschrift des Eigentümers aufweist.

Nach den Eintragungen im dritten Kapitel zerfallen die untersuchten Bücher in Wanderbücher und Arbeitsbücher. Zu den Arbeits- oder Dienstbüchern zählen die Bücher: Nr. 5, 7, 16, 17, 21. Hier hat es sich nicht

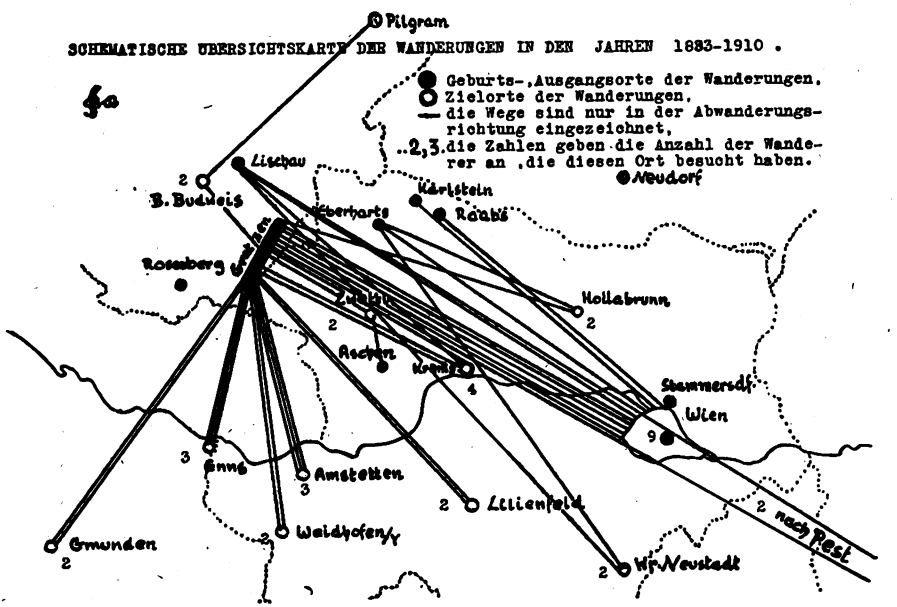
Digitized by Google

um dauerndes Wandern gehandelt, sondern der Eigentümer des Buches ist von seinem Heimatsort nach einem bestimmten Orte gewandert und hat hier seinen Dienst angetreten. Die Dienstleistung wurde bei Veränderung der Arbeitsstelle polizeilich vidiert. Eine eigene Rubrik ist für die dienstlose Zeit vorgesehen. Das außerordentlich interessante Detail soll an anderer Stelle ausgearbeitet werden.

Die Wanderbücher sind durch die Typen: 1, 4, 5, 6, 7 und 8 gekennzeichnet. Bei den älteren Büchern handelt es sich um Gesellen, die ihren Wandermarsch durch die Länder der Monarchie antraten. Oder um Arbeiter, die nur im Sommer ihren Wohnort verließen und im Winter wieder daheim waren. Die Wandererlaubnis ist immer auf zwei Jahre ausgestellt; sie wurde dann meist erneuert. Die Eintragungen sind entweder nur Ankunfts- und Ausgangsvermerke der Gemeindeämter oder Arbeitsbestätigungen von Arbeitgebern.

Aus der Fülle der bedeutsamen Fragen wurde die der erwanderten Orte ausgearbeitet. Von den 21 Personen sind nach den Eintragungen 19 auf Wanderschaft gewesen. Die erste Wandererlaubnis wurde dem Kaspar Franz am 10. März 1833 gegeben. Die letzte Verlängerung ist bei drei Personen mit dem Jahre 1910 vermerkt. Die Bücher wurden dann von Amts wegen eingezogen, zum größeren Teil blieben sie im Besitze der Eigentümer. Sie stellen heute eine wichtige Quelle für Volkskundler, Familienforscher, Anthropologen und andere dar.

Es ist mühselig, aus den schlechten Zeilen und vergilbten, beschmierten Blättern eine Übersicht aufzustellen. Klebt doch wörtlich der ganze Schweiß dieser Handarbeiter auf den Seiten, steckt doch ihr ganzes einfaches Schick-



Digitized by Google

fal in ihrem Arbeitsbuch, das Achtung abnötigt. Aus den Hunderten von Ortsnamen wurden die wichtigeren ausgewählt. Es wurde untersucht, ob in den Wanderungsrichtungen Regelmäßigkeiten und Wiederholungen zu finden waren. Ob es sozusagen direkte Wanderstraßen gab und besonders auserwählte Ziele. Das Ergebnis dieser Arbeiten läßt sich am besten in einer schematischen Skizze (s. vorige Seite) veranschaulichen.

Fast alle Wege führten nach Wien; die restlichen in die Industriestädte Niederösterreichs; ganz wenige nach Oberösterreich, Südböhmen und Ungarn. So wenig überraschend dieses Ergebnis ist, so notwendig und anschaulich dürfte die Beweisführung des schon Bekannten sein.

Iglauer Schimpfnamen

Von **Dr. Heinrich Waschiczek**, Leitmeritz

Wer schimpft, der kauft — besagt die Weisheit eines deutschen Sprichwortes. Wer all den Ärger, den die Tagesarbeit unvermeidlich mit sich bringt, möglichst rasch wieder von sich abzuschütteln vermag, der sichert seinen Kräften neuen Spielraum. Sie werden nicht länger durch die Schlacken behindert, welche der aufgespeicherte Ärger geschaffen hat, und kaum ist so ein saftiges Kraftwort gesprochen, kehrt mit einem Male die Ruhe wieder. So die praktische Volksphilosophie. In solchen Schimpfnamen steckt übrigens auch ein Stück Volksgut, Volkskultur gewissermaßen von der Rückseite gesehen.

Schimpf, ahd. scimpf, bedeutete ursprünglich Spiel, Scherz. Auf dem Wege über „Scherz mit verletzender Absicht" wurde dann Hohn, Schelte, Schimpf im heutigen Sinne daraus. Der Vergleich der Schimpfnamen in den einzelnen deutschen Sprachgebieten mit solchen anderer Völker zeigt, daß in sämtlichen Namenlisten — sie sind erstaunlich reichhaltig — eine gewisse Übereinstimmung herrscht. Man kann folgende 7 Gruppen unterscheiden und finden, daß jedes Schimpfwort in eine dieser 7 Gruppen hineinpaßt: 1. Die unmittelbare Gleichsetzung des Beschimpften mit einem Tiere; man spricht ihm die Menschheitswürde ab, nennt ihn dumm oder unsauber wie gewisse Tiere. (Esel, Schwein.) 2. Verspottet wird mit rücksichtsloser Härte die geistige oder körperliche Rückständigkeit des Jugendlichen oder Greisenhaften, denn nur der Vollkräftige beherrscht den Platz, wie der stärkste Rehbock im Rudel. (Junger Lecker, alter Kracher.) 3. Verhöhnt werden individuelle geistige oder körperliche Gebrechen. (Buckluni, Tralla.) 4. Gehänselt werden manche Berufsarten. (Schneidergas.) 5. Eine sehr derbe Rolle spielt das Geschlechtsleben. (Schnalln.) 6. Auffällige Lebensgewohnheiten werden hervorgehoben. (Geizhals.) 7. Verdächtigungen und Verleumdungen werden ausgesprochen. (Rauber.) — Von den im Folgenden besprochenen Schimpfnamen gehören der 1. Gruppe 40 an, der zweiten 33, der dritten 57, der vierten 43, der fünften 20, der sechsten 72, der siebenten 16. Im Osten und Süden Europas ist die Zahl der derben Worte aus der 5. Gruppe besonders groß.

Digitized by Google

Die hier behandelten Schimpfnamen sind nicht alle nur in Iglau bodenständig. Einen Trottel kennt man anderwärts auch. Es wäre kaum aussichtsreich, nur die in Iglau allein vorkommenden Namen abzugrenzen. Es wird nun in der folgenden Liste, welche die in Iglau gekannten und verwendeten Schimpfnamen ohne Anspruch auf Vollständigkeit enthält, die Sinndeutung jedes einzelnen genannt und darauf seine sprachgeschichtliche Herkunft aufgesucht — dies für alle jene, die das Volk in allen seinen Lebenslagen, in guten und auch in schlechten Zeiten begleiten und Sinn haben auch für diese eigenartige Äußerung des Lebens. Es gesellen sich hier zu den bodenständigen Namen solche aus dem bairisch-österr. Mundartenbereich, dann solche aus dem Egerländischen, vereinzelt auch fremdsprachige wie z. B. französische (Kujon), italienische (Katzelmacher), jüdische und die aus der Gauner- und Studentensprache. (Schmu, Bocher, Habemus.) Auffallend gering ist der Anteil aus dem tschechischen Sprachgut. Von den rund 270 hier behandelten Schimpfnamen sind nur etwa 12 sicher tschechischer Herkunft. Dies läßt den Schluß zu, daß jedes Volk seinen Bedarf an Schimpfnamen aus eigenen Mitteln bestreitet. Besonders zu Kriegszeiten wuchert das Schimpfen und fremde Soldaten bringen neue Schimpfworte, z. B. die Preußen im Jahre 1866, ebenso die Offiziere bei ihrem häufigen Garnisonswechsel.

Manche der derzeitigen Ergebnisse dieser Schimpfwörterbesprechung werden sicherlich im Laufe der Zeit eine Abänderung zum Besseren erfahren. Bei der sprachlichen Untersuchung leistete eine Reihe einschlägiger Wörterbücher, bzw. Fachwerke die besten Dienste: Schade Oskar, Altdeutsches Wörterbuch. 2. Bde., Halle 1882. — Lexer Matthias, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2 Bde., Leipzig 1876. — Kluge Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., bearbeitet von Götze Alfred, Berlin 1934. — Heyse August, Fremdwörterbuch, 21. Aufl., bearbeitet von Lyon-Scheel, Hannover 1922. — Lokotsch Karl, Etymologisches Wörterbuch der europ. Wörter orientalischen Ursprunges, Heidelberg 1927. — Klotz Reinhold, Lateinisches Wörterbuch, 5. Aufl., Braunschweig 1874. — Jungbauer Gustav, Deutsche Volkskunde, Reichenberg 1936. — Stubner G., Egerländer Spott-, Schimpf- und Kosenamen im Jg. 1921 der Zeitschrift „Unser Egerland". — Ebendort Hofmann J., Egerländer Schimpfnamen. — Teuthonista, Zeitschrift für die deutsche Dialektforschung, Bonn 1928 ff. — Váša und Trávníček, Slovník jazyka českého, 2 Bde., Prag 1937.

Die Sammlung eines Teiles der behandelten Schimpfnamen verdankt der Bearbeiter den Herren Dr. Karl Bauer, Viktor Barger und Hans Krcal in Iglau. Weitere Beiträge sind stets erwünscht.

Für den in sprachgeschichtlichen Aufsätzen weniger bewanderten Leser sei bemerkt: Der gelegentlich verwendete lateinische Ausdruck „pars pro toto" bedeutet „ein Teil für das Ganze, statt des Ganzen", z. B. Dickschädel, Schädel statt des ganzen Menschen. Die Abkürzungen besagen: idg. = indogermanisch, germ. = germanisch, ahd. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch, lat. = lateinisch, mlat. = mittelalterlich lateinisch, griech. = griechisch, franz. = französisch, engl. = englisch,

Digitized by Google

ital. = italienisch, hebr. = hebräisch, altslaw. = altslawisch, tsch. = tschechisch.

Aas — siehe bei Oos.

Affe — mundartl. Off; wörtl. Vergleich mit dem Tiere. ahd. affo, mhd. affe, germ. apen. Die Iglauer Mundart kennt sowohl die kurze wie auch die gedehnte Aussprache des gedämpften o zum Unterschied vom nur kurzen und helleren Mittellaut zwischen a und o in der nordböhmischen Mundart (su ane gruse Affe); häufig ist eine Beifügung nachgesetzt — Off bleda (blöder).

Angstmeier — der ängstliche, zaghafte, unentschlossene Mensch; die Wortbildung ist ungefähr gleichzeitig mit der des Biedermeier im 19. Jh. erfolgt; das Vorbild des Biedermeiers, aus Biedermann entstanden, war ein badischer Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter, 1766—1846. Angstmann = der ängstliche Mann, ahd. angust, mhd. angest aus dem lat. angustia = Enge; franz. angoisse und ital. = angoscia in der gleichen Bedeutung. — ahd. meior, mhd. meier vom lat. major (domus), wörtlich der Größere, d. h. der Vorsteher der Bediensteten auf einem fränkischen Landgut, der Vorgesetzte, franz. maire = Ortsvorsteher.

Aprilesel — = Aprilnarr, auf dessen Kosten man einen der üblichen Aprilscherze macht. Solche sind in Mitteleuropa seit dem 17. Jh. nachgewiesen; mhd. aprille vom lat. aprilis in gleicher Bedeutung, fr. avril. ital. aprile. Das lat. aus aperilis von aperio = öffnen, erschließen, d. h. der Monat, in welchem die Natur ihre reichen Gaben nach der Winterruhe wieder erschließt. Über Esel siehe bei E.

Bahnerstierer — der Fleischergehilfe oder der Abdecker, der in den Abfällen besonders nach Knochen sucht, um sie in die Spodiumfabrik zu verkaufen. Knochen = Bein, so im süddeutschen Sprachbereich wie in Schlüsselbein, Elfenbein; ahd. und mhd. in gleicher Form und Bedeutung, mundartl. Ban; der 2. Teil des Namens in der Bedeutung von herumrühren, stochern kommt erst in der nhd. Form der Sprache vor und stammt vom norddeutschen stocken = das Feuer schüren, ahd. und mhd. stoc = Baumstrunk.

Bajazzl — spaßhafter junger Mensch; vom ital. Bajazzo, ursprünglich eine Hanswurstfigur in Neapel, Possenreißer aus dem ital. baja = Spaß, bajaccia = schlechter Spaß, Posse, und pagliaccio (franz. pagliasse) gleich Streu, Strohsack, wegen seiner sackähnlichen Kleidung.

Balbierer — mundartl. für Barbier, der Bartscherer, in übertragener Bedeutung der unaufrichtige, betrügerische Mensch; vgl. dazu „über den Löffel balbieren" und „jemanden einseifen" d. h. überreden, betrügen; das Wort kommt über das franz. barbier vom lat. barbarius. lat. barba = Bart.

Bamschabel — einfälliger, ungelenker aber harmloser Mensch; vielleicht von Baumschabe = Schabeisen, Hobel zum Entrinden der Bäume, ahd. scapa, mhd. schabe, boumschabe; diese Deutung befriedigt nicht ganz, ebensowenig aber auch das mhd. schabe = Motte; weiters bedeuten ahd. scaban schaben, kratzen, schnitzen, aushöhlen, nhd. schabe vom mhd. schabic = schäbig, räudig und das mhd. schapel oder scheppel =

Digitized by Google

Kranz von Laub oder Blumen besonders für Jungfrauen, franz. chapel vom mlat. capa; die endgültige Ableitung muß daher dzt. noch offen bleiben.

Banda — mundartl. Sammelname für eine mißliebige Menschengruppe, gekürzt aus Räuberbande; das germ. banda kam auch in die romanischen Sprachen und ergab dort ital. banda, franz. bande in der Bedeutung von Binde, Streifen bzw. in übertragener Bedeutung eine kleine Truppenabteilung unter einem Fahnenzeichen, vgl. Fähnlein für kleine Reiterabteilung; seit Anfang des 18. Jh. ist Bande in Verbindung von Dieb und Räuber zu finden.

Bandit — Räuber, verbrecherischer Mensch; sprachlich aus Bande (siehe unter Banda) entwickelt, oder als Lehnwort seit dem 16. Jh. vom ital. bandito aus bandire = verbannen, der Verbannte, Ausgestoßene, Landesflüchtige, eine Wortform aus dem germ. bann = binden; erst aus dem 18. Jh. stammt die jetzige Bedeutung von Straßenräuber.

Bankert — ungezogenes, unartiges Kind; mhd. banchart d. h. das auf einer Bank und nicht im Ehebette gezeugte Kind; ähnlich im Schweizerdeutsch das Hübschkind, im Elsaß Liebkind, niederdeutsch Mantelkind.

Bauerntrampel — für männl. und weibl. Personen gebraucht = grob, derb in Haltung und Sprache; der 1. Teil ahd. giburo, mhd. gebure ist eigentlich der Mitbewohner des Baues, d. h. der Niederlassung, wie auch Nachbar = der in der Nähe, nebenan siedelnde Bauer; der 2. Teil vom spätmhd. trampeln = schwer auftretend sich bewegen, mhd. trampen = mit den Füßen stampfen.

Beitelstierer — der Kastrierer, in übertragener Bedeutung, der eine verächtliche Handlungsweise ausübt oder ein pedantischer Mensch; der 1. Teil ahd. butil, mhd. biutel, vgl. das tsch. pitel, stets in der Bedeutung Säckchen; über den 2. Teil siehe bei Bahnerstierer.

Bendelkramer — der Leinwandhändler; der 1. Teil ahd. und mhd. bant vom Zeitworte bintan in der heutigen Bedeutung Band von binden; der 2. Teil vom mhd. kram = ausgespanntes Tuch, Zeltdecke, Bedachung eines Verkaufsstandes auf dem Marktplatze, der Krambude, daher auch die dort ausgestellte Ware Kram geheißen, in ihr etwas suchen = herumkramen, und der es tut, ist der Kramer, Krämer.

Bengel — ungezogener, vorlauter Junge; in der Bedeutung von Lümmel erst seit dem 16. Jh. vom mhd. bengel = Knotenstock, niederdeutsch bangen = klopfen, das Klopfholz.

Bettsacher — nicht zimmerrein, wie ein unvernünftiges Kind; der 1. Teil vom ahd. beti, mhd. bet(e), im 18. Jh. noch Beth geschrieben, aus einer germ. Grundbedeutung entstanden: die in den Boden eingewühlte Lagerstätte; daher auch das Lager des Wildes sein Bett, Wundbett, und das Beet ein solches Lager im Garten; der 2. Teil die mundartl. Form des ahd. seihhen, mhd. und nhd. seihen, seichen = harnen, ahd. seih = Harn, eine Nebenform des ahd. sihan = sickern, durch ein Sieb träufeln, tröpfelnd fließen, aus einer germ. Wurzel sik; vgl. das altslaw. sikati = seichen.

Bißgurrn — eine zänkische, verleumderische Frau; der 1. Teil von beißen, der 2. Teil mhd. gurre = alte, schlechte Stute; Vergleich mit einem derartigen Tiere.

Digitized by Google

Blinder Heß — unbedachter Mensch; der Ausdruck ist überall im deutschen Sprachbereich als alter Volkswitz bekannt, demnach die Hessen (aus Chatten oder Katten entstanden) blind zur Welt kommen wie die Katzen; die Ähnlichkeit der Wörter Katte und Katze gab den Anlaß. Man sagt auch: er geht blind drauf los wie ein Hesse. (Wiesenbach, „der blinde Hesse", Hamburg, 1891.) Der Name Chatte kommt vom ahd. hadu (vgl. Hadubrand) = Kampf, Krieg, der Stammesname daher = die Kriegerischen.

Blödian — der dumme, einfältige Mensch; ahd. blodi, mhd. bloede in der Bedeutung von zaghaft, zart, schwach; das Wort ist wahrscheinlich wurzelverwandt mit bleuen = schlagen und dadurch weich machen, ferner mit bloß = unbekleidet, leicht, zart; daher leichtgläubig, leicht zu täuschen, dumm; über die Endung siehe bei Grobian.

Bocher — (armer B.) mittelloser, daher unbedeutender Mensch, zudringlicher Bettler; in der Gaunersprache bedeutet das Wort einen Polizeibeamten, der die Gaunersprache selbst auch beherrscht, hergeleitet vom hebr. bachur = Jüngling, im Judendeutsch bocher = der Talmudbeflissene, der Schüler des Rabbi.

Bosnickl — der boshafte, zornige, widerspenstige Junge, böser Nickel. Der 2. Teil hat mit dem Metallnamen nichts zu tun, sondern ist eine Kleinform des Personennamens Nikolaus (dieser vom griech. nike = Sieg und laos = das Volk, ein Wunschname wie „Sieger im Volke sein"); der 1. Teil vom ahd. bosi, mhd. boese zunächst in der Bedeutung nicht gut, wertlos, erst im nhd. in der Bedeutung schlimm, böse, boshaft.

Botschen — botscherter Kerl, ungeschickter, unbeholfener, gutmütig einfältiger Mensch; mundartl. hört man auch Potschen; mhd. botschuoch bedeutet eine Art grober Tuchschuhe, hergeleitet von bott aus dem mlat. bottus, franz. botte, tsch. bota der Stiefel, mhd. boze ein kurzer Stiefel.

(Fortsetzung folgt.)

Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte

Von **Rud. Hruschka**, Piesling a. d. Th.

1. Die Zerstörung von Schißlowitz.

Als die Schweden mit ihrer Hauptmacht bei Drosendorf lagerten, war es einem ihrer Soldaten gelungen, bei den Plünderungen einen großen Geldbetrag zu erbeuten. Plötzlich reich geworden, faßte er den Entschluß, fahnenflüchtig zu werden und in seine Heimat zurückzukehren. Sein Weg führte über Schißlowitz nach Schönaktwitz, wo er spät abends ankam und beim dortigen Schneider ein Nachtlager nahm. Als dieser erfuhr, wer sein Gast war, beschloß er, den Schweden zu töten, zu berauben und so Rache zu nehmen an den verhaßten Feinden, die schon so viel Unglück über unsere

Digitized by Google

Heimat gebracht hatten. In der Nacht führte er dann den Plan aus; er überfiel den schlafenden Soldaten und versetzte ihm auf den Kopf einen Hieb, den er mit den Worten begleitete: „Schau, Hund! Das hat dir der Schönakwitzer Schneider getan!" Dann nahm er ihm das Geld ab und ging zur Ruhe. — Der Schwede aber war nicht tot, sondern nur ohnmächtig, und als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, verließ er schleunigst das ungastliche Haus des Schneiders, um sich wieder zu seinem Truppenkörper zurückzubegeben. In Drosendorf angelangt, erzählte er das Erlebnis seinem Befehlshaber, der sogleich einer Abteilung den Befehl erteilte, das Dorf Schönakwitz zu brandschatzen und mit seinen Bewohnern zu vernichten. In Befolgung des Auftrages kam der Soldatentrupp nach Schißlowitz und begann hier, in der Meinung, sich schon in Schönakwitz zu befinden, sogleich das Zerstörungswerk. Das Dorf brannte bereits lichterloh; da erst wurden die Schweden ihren Irrtum gewahr, zogen aber dessenungeachtet weiter nach Schönakwitz, das sie ebenfalls dem Boden gleichmachten.

Diese dem Memorabilienbuche der Pfarre Neustift (S. 147) entnommene Sage wurde seinerzeit vom Pfarrer Johann August Hoffmann (1769—1807) in lateinischer Sprache niedergeschrieben und ist heute in Piesling und der Umgebung ebenso völlig vergessen, wie der Name und Standort der vor undenklichen Zeiten verödeten Ortschaft Schißlowitz. Das Dorf muß zwischen Neustift und Zoppanz bestanden haben und war zur Pfarre Neustift zehentpflichtig; dies wird nicht nur aus einer vom Pfarrer Paul Franz Zitka im Mai 1665 in die Pfarrmatrik (Tom. I, S. 429) eingetragenen Zehentvormerkung ersichtlich, derzufolge die Felder von Schißlowitz, „überländt" genannt, an das Dorf Zoppanz angrenzten, sondern auch aus dem vom Pfarrer Hoffmann angelegten „Manuale" (S. 40), in welchem er über diese eingegangene Ortschaft folgend schreibt: „Schißlowitz ist ein ödes, durch Kriegszeiten ganz zerstörtes Dorf, von welchem die hinterbliebenen Grundstücke, dermalen überländer genannt, unter verschiedene Bauern, meistens der Zoppanzer Gemeinde, verteilt worden sind." — Die den Schweden zugeschriebene Zerstörung der beiden Dörfer Schißlowitz und Schönakwitz entspricht nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, da, wie bereits in dieser Zeitschrift (1931, S. 77) nachgewiesen wurde, Schönakwitz schon im Jahre 1627 eine Ödung war und das Dorf Schißlowitz, das urkundlich nirgends erwähnt wird, viel früher, jedenfalls schon in der Hussitenzeit, eingegangen sein muß.

2. Die Zerstörung von Pfaffenschlag.

Dort, wo sich heute der nach Zlabings gehörende Wald „Pfaffenschlag" ausdehnt, lag in alter Zeit das gleichnamige Dorf, über dessen Zerstörung die Sage folgendes berichtet: Zur Zeit eines Krieges streiften raubgierige Horden in der Gegend von Zlabings umher und brachten allen offenen Orten der Umgebung Tod und Verderben. Auch dem Dorfe Pfaffenschlag drohte das gleiche Schicksal; die Bewohner ergriffen daher rechtzeitig die Flucht, taten aber zuvor alle ihre Habseligkeiten von Wert in ein Butterfaß („Rührfassel"), welches sie im Dorfbrunnen versenkten. Das Dorf wurde vom Feind zerstört. Von den Pfaffenschlägern blieb aber nur ein Knabe übrig, der in der Plachmühle Aufnahme fand; alle anderen waren in der Fremde gestorben und verdorben. Das Butterfaß aber versank mit den Schätzen in den Grund und es könnte nur an einem Palmsonntag, während in der Zlabingser Pfarrkirche die Leidensgeschichte Christi gelesen wird, von einem Sonntagskind gehoben werden, welches das Christophgebet richtig

Digitized by Google

hersagen und bei der Bergung des Fasses und am Heimweg schweigen kann. Bis heute ist dies aber noch niemandem gelungen.

Auch das Dorf Pfaffenschlag dürfte, wie Prof. Dr. Hans Reutter in seiner „Geschichte der Stadt Zlabings" (S. 41) angibt, von den Hussiten zerstört worden sein, welche die Stadt Zlabings in den Jahren 1423 und 1431 vergeblich belagert hatten. Der Gewährsmann für die beiden Belagerungen ist Pessina von Czechorod in seinem „Mars Moravicus". Ein sicherer Beweis dafür, daß die Hussiten vor Zlabings lagen, ist eine aus dem Jahre 1437 stammende Urkunde des Pfarrarchives Zlabings, in der gesagt wird, daß die bei der Stadt liegende Fronleichnamskapelle „durch die verruchten schismatischen Hussiten beraubt und entweiht wurde". Ob dies im Jahre 1423 oder 1431 geschah, läßt sich ebensowenig feststellen wie das Jahr der Zerstörung von Pfaffenschlag.

3. Die „Königswiese" in Piesling.

In östlicher Richtung des Hauses Nr. 147 der Marktgemeinde Piesling und begrenzt von diesem, dem „Märklfeld", der Thaya und der nach Döschen-Ranzern führenden Straße liegt eine 3 ha 19 a 70 m² große, ehemals herrschaftliche Wiese, die im Parzellenprotokoll der Gemeinde unter der Nr. 102 eingezeichnet erscheint und vom Volksmund allgemein als „Königswiese" bezeichnet wird. Wie die Wiese zu dem Namen kam, darüber berichtet uns die Überlieferung folgendes: Es ist schon lange her, da starb einmal in Prag ein König, dessen Leiche in feierlichem Zuge zur Beisetzung nach Wien übergeführt wurde. Der Leichenzug nahm seinen Weg auf der alten Poststraße über Piesling und mußte hier, weil die hereinbrechende Finsternis eine Fortsetzung der Reise unmöglich machte, nächtigen. Während nun die Leute des Gefolges im Schloß und in den Bauernhäusern für diese Nacht eine Unterkunft fanden, wurde der Wagen mit dem Sarge des Königs auf die neben der Straße liegende Wiese gebracht, wo er die ganze Nacht hindurch verblieb. Am nächsten Morgen setzte der Leichenkondukt die Reise über Fratting nach Wien fort; die Wiese aber wurde von da an „Königswiese" genannt und führt heute noch diesen Namen.

In dieser Sage lebt jedenfalls noch die Erinnerung an das seltene Schauspiel fort, das unserer Heimat im Jahre 1565 durch die Überführung der Leiche des am 25. Juli 1564 verstorbenen Kaisers Ferdinand I. von Wien nach Prag geboten wurde. Nach Prof. Dr. Hans Reutters „Geschichte der Stadt Zlabings" (S. 74) ging am Montag vor St. Laurenz (5. August) der Leichenkondukt mit reichem Gefolge von Wien ab und gelangte in langsamem Zuge am 6. nach Korneuburg, am 7. nach Ober-Hollabrunn, am 8. nach Pulkau, am 9. nach Langau und passierte am 10. August, dem St. Laurenztag, die Orte Thürnau, Fratting und Piesling, um in Zlabings zu nächtigen, und am 11. August die Reise über Neuhaus und Tabor nach Prag fortzusetzen. Es ist der Verlauf der alten Poststraße Wien—Prag, die, vom österr. Oberpostmeister Anton von Taxis nach 1526 für Postzwecke hergestellt, in der großen Landkarte von Müller aus dem Jahre 1720 „Königsweg" (via regia) genannt wird; die angeführten Rastorte, unter ihnen Piesling, stellen die Poststationen dar, in denen die Pferde gewechselt wurden.

4. Ein Zwischenfall aus der Reformationszeit.

In Alt-Hart wird erzählt, daß sich in der dortigen Kirchengruft auch die Leiche einer protestantischen Frau befinden soll, die zur Zeit, als diese Gemeinde evangelisch, der Pfarrer aber katholisch war, gestorben sei. Wegen

Digitized by Google

dieses Begräbnisses war es damals zwischen dem protestantischen Grundherrn und dem Pfarrer, der die Bestattung einer Akatholikin in der Kirche nicht gestatten wollte, zu einem offenen Zwist gekommen, weshalb der Gutsherr die versperrte Kirchentür gewaltsam aufsprengen ließ und so die Bestattung der Leiche in der Gruft gegen den Willen des Pfarrers erzwungen habe.

Den geschichtlichen Kern dieser Sage bildet ein Streit, der im Jahre 1587 deswegen entstanden war, weil der damalige kath. Pfarrer von Hart, Georg Lypic, vom protestantischen Grundherrn des Untergutes Hart, Wenzel Zahradecky von Zahradek, gezwungen wurde, dessen verstorbene Gemahlin Magdalena in der Kirche begraben zu lassen. Der Zwischenfall stellte sich nach F. Schenner („Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens", 1906, S. 83) folgend dar: „In Hardt, welches der Familie Zahradecky gehörte, war wohl der Pfarrer katholisch, aber der Grundherr protestantisch. Dieser hatte schon früher einen Brief, den der Abt (von Klosterbruck) an die Kirchentür anschlagen ließ, unter Hohnreden h rabgerissen, hatte einen anderen Priester verlangt, welcher den Gottesdienst nach dem Willen des Gutsherrn halten sollte, und als dies nicht geschah, dem Pfarrer den Zehent verweigert. Im Jahre 1587 starb die Gemahlin des Wenzel Zahradecky. Da der Abt die Beisetzung der Leiche in der Kirche nicht gestatten wollte, erzwang Zahradecky die Herausgabe der Kirchenschlüssel, ließ in der Kirche die Begräbniszeremonien von einem lutherischen Geistlichen abhalten und die Leiche in der Kirche beisetzen. Zugleich klagte er beim Landrecht gegen den Abt. Eine Kommission der obersten Landesbeamten in Brünn entschied den Streitfall dahin, daß Zahradecky die Gruft seiner Vorfahren benützen oder sich eine solche an einem vom Abte zu bezeichnenden Orte in der Kirche bauen dürfe; dagegen dürfe er gegen den Willen des Abtes und seines Konvents keine Priester in die Kirche einführen und die Leiche von fremden Prädikanten nur bis zur Kirchentür begleiten lassen. Das Begräbnis müsse beim Harter Pfarrer zwei oder drei Tage vorher angemeldet werden."

Frau Magdalena von Zahradecky fand aber ihre letzte Ruhestätte nicht, wie die Überlieferung berichtet, in der im Presbyterium befindlichen Gruft, sondern im Mittelschiff der Kirche unter einem der sechs dort heute noch in der Pflasterung befindlichen Grufsteine mit dem Zahradecky'schen Familienwappen. Als Erbauer der Gruft ist nach dem Wappen (drei gekrönte Helme über dem Wappenschild) auf dem das Gruftgewölbe gegen die Kirche abschließenden Stein Generalwachtmeister Franz Freiherr von Schneidau anzusehen, der im Jahre 1651 Besitznachfolger der Freiherrn von Zahradecky in Alt-Hart wurde.

5. Der Schanzgraben bei Zlabings.

Der in einem Talkessel liegenden Stadt Zlabings kam in früherer Zeit als Grenzfestung eine wesentlich größere Bedeutung zu als heute; sie war daher häufig feindlichen Angriffen und Belagerungen ausgesetzt, weswegen zu ihrer besseren Verteidigung schon in alter Zeit Schanzgräben ausgeworfen wurden. Überreste eines solchen Schanzgrabens befinden sich heute noch bei den Teichen oberhalb der Plachmühle in der Richtung gegen Stallek; von diesem wird erzählt, daß die Soldaten mit ihren Helmen das Erdreich herbeigeschafft und aufgeschüttet haben und daß es hier einst zu einem blutigen Reitergefecht gekommen sei.

Den geschichtlichen Hintergrund dieser Sage dürfte die Anwerbung von tausend Schanzknechten bilden, die der Grundherr der Herrschaft Teltsch-Zlabings, Adam von Neuhaus, auf Befehl des Kaisers Rudolf II. am 15. und 16. Mai 1595 in Zlabings und der Umgebung durchgeführt hatte. Den Anlaß zu dieser Maßnahme gab einerseits das feindselige Verhältnis zu den Türken, andererseits die Gärung in der Bauernschaft von Ober- und Niederösterreich. Zum Unterhalte dieser

Digitized by Google

Soldaten mußten die umliegenden Herrschaften und Orte Proviant nach Zlabings liefern (Vgl. Dr. Hans Reutter, „Geschichte der Stadt Zlabings", S. 75). — Alte Hufeisen, die in der Nähe des Schanzgrabens gefunden wurden, befinden sich im Zlabingser Heimatmuseum.

6. Die St.-Katharinen-Kapelle in Neustift.

Die Kirche in Neustift hat einen nach Art der italienischen Kampanilen vom Hauptschiff abseits stehenden achteckigen Glockenturm, in welchem sich zu ebener Erde eine der hl. Katharina geweihte Kapelle und unter dieser seit 1823 die Gruft der Fürsten von Collalto befindet. Die mündliche Überlieferung weiß nun von dieser Kapelle zu berichten, daß sie zur Zeit, als Neustift und die damals dahin eingepfarrten Ortschaften Piesling, Mudlau, Qualkowitz und Wispitz protestantisch geworden waren, entstanden sein soll, und daß hier die wenigen, im röm.-kath. Glauben verbliebenen Bewohner des Pfarrsprengels ihre Andachten verrichteten. Diese Sage wird übrigens auch vom Pfarrer Hoffmann, der dem Pfarrsprengel Neustift zwischen 1769 und 1807 als Seelsorger vorstand, in dem von ihm angelegten „Manuale status beneficii parochialis Neostiftensis" (S. 10) als geschichtliche Tatsache folgend vermerkt: „Auf dem Freudhof in Entfernung sechs Klafter von der Kirche gegen die Mittagsseite stehet ein achteckiger Turm mit Schindel gedeckt, oben ein einfaches Kreuz, eine Uhr mit zweiseitigem Zeiger und eine alte Kapelle. Dieser Glockenturm ist ein hinterbliebenes Andenken, daß, als die Kirche samt dem Pfarrhof die Lutheraner geraubt haben, mehrere hierortige Inwohner ihrem wahren Glauben standhaft geblieben und sich von solchen Neuerern, eigentlich Seelen- und Sittenverderbern, nicht wollten verführen lassen, sondern nach gewaltiger Verluhr der eigenen Kirche selbst eine Kapelle zu Ehren der hl. Katharina, einer christlichen Weltweiserin, erbauet und in Gestalt eines Turmes ausgeführt haben, wo ihnen hernach in derselben teils der verunglückte Pfarrer, teils andere, aus der Nachbarschaft eifrige Priester den wahren Gottesdienst abgehalten haben." Auch Wolny berichtet in seiner „Kirchl. Topographie" (III/347), daß um das Jahr 1618 die wenigen Katholiken in der St.-Katharinen-Kapelle, welche 1673 verödet war, ihre Andachten verrichtet haben sollen.

Den geschichtlichen Hintergrund dieser Sage bildet jedenfalls die Tatsache, daß im 16. Jh. der Pfarrsprengel Neustift ebenso wie die Orte des übrigen Südwestmährens, Alt-Hart Obergut ausgenommen, in den Bann der Lehre Luthers gezogen worden war; hier wirkten nachweisbar die Pastoren: Paul Ostermann (1541), Jakob Werl (1567/68), der das Dorf Neustift von dem Böttauer Grundherrn Heinrich von Lichtenburg im Jahre 1568 käuflich erwarb, und Hans Rhau (1602—1617). Der erste wieder kath. Pfarrer war Johann Friedrich Frühwirt, der 1626 mit der Übernahme der Herrschaft Piesling durch Hannibal von Schaumburg in Neustift eingesetzt wurde. (Vgl. meinen Aufsatz „Eucharius Horst von Poronau" in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens", 1936, S. 49—67.) — Die Angabe der Sage, daß ein Teil der damaligen Bewohner des Pfarrgebietes Neustift im kath. Glauben verblieben sei, dürfte auf Qualkowitz und Wispitz zutreffen; denn diesen beiden Orten sollen, wie Pfarrer Hoffmann in seinem „Manuale" (S. 39) anzugeben weiß, „zur Zeit der Lutheraner die Altharter Pfarrer geistliche Hilfe geleistet haben", d. h. also, die im kath. Glauben verbliebene Bevölkerung dieser beiden Gemeinden hörte den Gottesdienst nach

Digitized by Google

röm.-kath. Ritus in Alt-Hart. Aus dieser Seelsorgetätigkeit in der Reformationszeit ergab sich dann der rechtliche Anspruch der Altharter Pfarrgeistlichkeit auf das Zehent aus den beiden Gemeinden Qualkowitz und Wispitz, das ihr bis zur Aufhebung der Naturalgiebigkeiten im Jahre 1848 auch tatsächlich entrichtet wurde und darin bestand, daß 13 Bauern aus Qualkowitz ein jährliches Geldzehent von 1 fl. 5 kr. bezahlten und 12 Bauern aus Wispitz am Tage Maria Himmelfahrt „2 Körbel voll frischer Weichsel, 3 Körbel voll Äpfel und 3 Körbel Birnen" dem Altharter Pfarrer verabreichten, welche Leistung wegen der schwierigen Beschaffung dieser Obstsorten mit Zustimmung des Pfarrers im Jahre 1790 in der Weise abgeändert wurde, daß ihm die Gemeinde von diesem Jahre an am gleichen Tage „12 junge Handeln" (d. s. Hähne) liefern mußte. (Vgl. meine „Geschichte der Kirche zu Alt-Hart und ihrer Seelsorger", 1936, Verlag Hans Bornemann, Znaim, S. 8.)

(Schluß folgt.)

Tschechische Lehnwörter in einem Sprachgrenzorte

Von **Josef Arnold**, Seelenz bei Deutsch-Schützendorf

Während in die Schriftsprache verhältnismäßig wenig Wörter aus dem Slawischen eingedrungen sind, finden wir die Mundarten unserer Sprachinseln und Sprachgrenzgebiete mit ihnen reich durchsetzt. Schon dem oberflächlichen Beobachter fällt dieser Umstand auf. Ihre Zahl gewinnt aber noch an Bedeutung, wenn wir bedenken, wie gering eigentlich der Wortschatz unserer Landbewohner ist.

Besonders reich durchsetzt ist aber die Umgangssprache in einem Dorfe, das in nächster Nähe einer tschechischen Stadt liegt. Wenn auch der Austausch ein gegenseitiger ist, so findet er hier doch in der einen Richtung viel stärker statt. Dies ist z. B. in Rathsdorf, einem Schönhengster Sprachgrenzdorfe, der Fall, das vor den Toren einer tschechischen Stadt liegt. Ein reger wirtschaftlicher Verkehr kommt hier noch hinzu.

Die aufgenommenen Wörter erfahren eine Umformung und werden gar nicht mehr als fremd empfunden. Sehr oft tritt ein Wandel der Bedeutung ein, meist im Sinne einer Bedeutungsverschlechterung.

In der Land- und Hauswirtschaft finden wir eine ganze Reihe solcher Lehnwörter aus dem Slawischen: Rechlig (rychlík) als Bezeichnung für eine Frühhaferſorte, Kalup (chalupa) mit verächtlichem Beigeschmack für Hütte, Nosidel (nositi = tragen) sind die Tragstangen, Tragatsch (trakař) ist der Schubkarren, der Ruchler (ruchadlo) ist ein Ackergerät, davon abgeleitet ein Eigenschaftswort ruchl (= locker), das nicht nur vom Acker, sondern auch bei Kuchen und Knödeln gebraucht wird*); schließlich noch die Rückentlehnung Hajslik für Abort. Auffallend häufig treffen wir slawische Zärtlichkeitsnamen und Lockrufe für unsere Haustiere. Für kleine Gänse kommt die Zärtlichkeitsform Huserla (Mz. Huserlich, husa) vor, man lockt sie mit hus-hus und treibt sie mit hussa (Ton auf der 2. Silbe). Enten ruft man mit gatsch-gatsch (kačena, Ente),

*) Dieses auch in der heutigen bayrischen Mundart verbreitete Eigenschaftswort gehört zu mhd. rogel (= nicht fest, locker, lose). Anm. d. Schriftleitung.

Digitized by Google

die Ziege mit goza (koza), Katzen mit tschi-tschi (kočička). Kleine Katzen nennt man auch zärtlich Tschitschla oder Tschitscherla. Kletz (behauchtes k!) hört man allgemein für Vogelkäfig (klec). Schmolka (šmolka) für Waschblau, Petzka, auch in Zusammensetzungen z. B. Pflaumapetzka, für Kern (pecka). In der Küche gibt es Kolatschen (koláč = Kuchen) und Powidl (povidla), man kocht einen Tschaj (čaj = Tee).

In der Stube geht man in Potsch'n (bačkora), der Mann hat in seinem Anzug zwar Taschen, die Frau aber hat eine Kaps oder Kapsa, letzteres wird auch als Schimpfname verwendet. Wenn der Hut abgetragen ist, wird daraus ein alter Klowohk (klobouk), der Rock wird zu einem Gawalht (kabát). Den Gürtel am Frauenkleide bezeichnet man als Limetz (límec = Kragen).

Groß und klingend ist die Anzahl der Schimpfwörter: Kriwatsch (křivý = krumm, falsch) nennt man einen kleinen Kerl. Nerschad (nevěrád) wird meist für unfolgsame Kinder verwendet, eine Tschupka (tsch. čubka = Hündin) ist ein leichtes Frauenzimmer, einen Strejtsch (strýc = Onkel) nennt man verächtlich einen alten Mann, ebenso auch Djeda (děd = Großvater). Ein Schlawikasch (vielleicht mit slabý zusammenhängend) ist ein alter, zerrissener Herumgeher. Auch von Druschl (družba = Brautführer) bildet man ein Zeitwort: sich andruscheln (sich annähern). Aus družba hat man einen Druschknacht (Druschknecht = Brautführer) gemacht. Wawa wird ganz allgemein für Großmutter (bába) gebraucht.

Außer den bereits genannten Zeitwörtern finden wir noch eine ganze Reihe anderer: helaken (hulákati = schreien), (helekuti = jodeln), auch in Zusammensetzungen: rimhelaken (herumschreien), notzen (noc = Nacht) leicht schlafen, auch einotzen (einschlafen), davon abgeleitet Notzer (ein kleines Schläfchen), karwatschen (karabáč) peitschen, fatzken (facka) ohrfeigen, preloschen (přeložiti) breit daherreden, tschihotel (čihati = lauern) schön tun in heimtückischer Absicht, davon Ableitungen rimtschihotel, Getschihotl (auch ein Flurname Tschihotl, čihadlo = Vogelherd), kokrletzen oder Kokrletz stürzen (kotrmelec = Purzelbaum).

Ebenso sind noch andere Wendungen aus dem Tschechischen zu erklären: schack, noschak (však), dohle (hle!), er ist tentam (er ist weg), faß widerfaß (zase = wieder). Als in den Städten der Bubikopf aufkam, kannte man ihn zuerst bloß unter der tschechischen Bezeichnung Mikada, erst allmählich setzte sich die deutsche Bezeichnung durch.

Eine Hochzeitsordnung aus dem Jahre 1612

Von **Karl J. Bienert**, Böhm.-Leipa

Daß unsere verschiedenen Archive der Forschung auch reichen volkskundlichen Stoff für die vergangenen Jahrhunderte liefern können, ist zwar eine bekannte, leider aber noch viel zu wenig beachtete Tatsache. Zeitigte

Digitized by Google

doch das bei den zahlreichen Festen gepflogene Brauchtum usw. nicht selten Auswüchse, gegen welche die Behörden einschreiten zu müssen glaubten. Auf diese Weise fanden dann mancherlei Berichte, Erlässe u. ä. Aufnahme in die amtlichen Bücher und Akten, die nun heute Aufschluß geben können über Sitte und Brauch unserer Ahnen. So sah sich z. B. auch der Rat der Stadt Böhm.-Leipa infolge vorgekommener Unzukömmlichkeiten im Jahre 1612 bemüßigt, wie das kürzlich aufgefundene Fragment eines Kopialbuches aus jener Zeit berichtet, eine „Ordnung, wie es fürderhin bei christlichen Hochzeiten, Kindtaufen, Bierschanke und mit der Weinreihe und Borgen soll gehalten werden" zu erlassen, die am Freitag nach Johannis Bapt. des genannten Jahres kundgemacht wurde.

Diese Ordnung, welcher man einen allgemeinen kulturgeschichtlichen Wert nicht absprechen wird, hat hinsichtlich der Hochzeiten nachstehenden — in heutiger Schreibweise wiedergegebenen — Wortlaut:

„Nachdem allhier bei gemeiner Stadt Leippe große Unordnung sonderlich bei christlichen Hochzeiten eingerissen, darinnen wenig Zucht und Ehre will bedacht werden, als sind auf Befehl beiderseits unserer gnädigen Obrigkeit von uns, Bürgermeister und Ratmannen, nachfolgende Artikel, wie es künftig solle gehalten werden, verzeichnet und publice angeschlagen worden:

Erstlich soll die Stunde, wenn man den Kirchgang halten soll, von Ostern an bis auf Michaelis (29. September) um 16 Uhr*) und von Michaelis bis auf Fastnacht um 18 Uhr angestellt sein. Dafern aber die Stunde nicht eingehalten würde, so soll die Kirche zugeschlossen (werden) und diesen Tag keine Kopulation geschehen. Damit aber keinem Bräutigam und (keiner) Braut kein Scherz widerfahre, als soll ein jeder Hochzeitsgast am Sonnabend entweder klar zu- oder absagen, damit man sich im Kirchgange und Kuchen darnach zu richten (weiß). So nun einer, der zugesagt hätte, mutwillig ausbliebe und sich nicht in Zeiten entschuldigte, soll er 12 weiße Groschen unnachlässig zur Strafe ins Spital verfallen haben.

Zum andern soll die Ordnung gehalten werden, daß die jungen Gesellen je zwei und zwei den Männern im Ein- und Ausgehen der Kirche nachfolgen und keiner keine Jungfrau, allein der Brautführer die Braut, führen soll. Nach den Gesellen sollen die Jungfrauen in aller Zucht je Paar und Paar und darauf die Weiber folgen. Nach dem Essen aber mögen die jungen Gesellen die Jungfrauen zum Tanze führen, doch sollen die Braut-

*) In damaliger Zeit war neben der „halben Uhr" auch die „ganze Uhr" noch im Gebrauche. Die in Deutschland bereits um das Jahr 1400 auftretende Tageseinteilung in zweimal 12 Stunden an Stelle der alten 24-Stunden-Zählung von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang war zwar in Böhmen schon unter Ferdinand I. hie und da üblich geworden — sie wurde als „Deutsche Uhr" bezeichnet —, doch erhielt sich daneben auch die alte 24-Stunden-Einteilung, die „Böhmische Uhr", in Kalendern und Zeitangaben bis nach 1700. Die „Böhmische Uhr" hatte infolge ihrer Zählung von Sonnenuntergang an im Laufe der Jahreszeiten einen verschiedenen Ausgangspunkt. Sie begann im Januar etwa um 4 Uhr nachmittags unserer jetzigen Rechnung und rückte mit ihrem Beginne langsam in spätere Stunden, um im Juni auf 8 Uhr abends zu fallen und dann allmählich bis zum Dezember wieder auf 4 Uhr hinaufzurücken.

Digitized by Google

führer einem jeden jungen Gesellen eine Jungfrau zuordnen. Würde sich aber ein junger Geselle einiger Jungfrauen, so ihm zugeordnet, verwidern, soll er gefänglich eingezogen werden und 12 weiße Groschen unnachlässig zur Strafe erlegen.

Zum dritten soll der Tanz Winter- und Sommerzeit nicht länger denn bis um 23 Uhr gehalten werden bei Strafe eines Rates.

Zum vierten. Dafern sich ein Geselle mit einer Jungfrau am Tanze verdreuhete und (sie) sich des Judentanzes gebrauchten oder sonst wie die unsinnigen Leute gebarten, soll der Richter Macht haben, den Gesellen und (die) Jungfrau alsbald vom Rathause oder Tanzboden zu nehmen und gefänglich einzuziehen, sie auch nicht herauszulassen, sie haben denn dem Richter 10 weiße Groschen und dem Diener 2 weiße Groschen erlegt.

Zum fünften. Wenn die Braut um 23 Uhr vom Tanzboden geht, sollen ihr die Gesellen und Jungfrauen das Geleite bis anheim geben; nachmals sollen die Gesellen den Jungfrauen das Geleite auch anheim in ihrer Eltern oder Herren Häuser geben und soll kein junger Geselle keine Jungfrau bei der Nacht in die Wein- oder Schankhäuser führen bei ernster Strafe eines ehrbaren Rates.

Zum sechsten. Dieweil auch allhier ein sehr böser Brauch mit Macht eingerissen, daß man die Speisen mehrenteils vom Tische weggibt und anheimschickt, als soll hinfüro ein jeder, von dem solches geschehen wird, er sei, wer es wolle, allemal 5 weiße Groschen den Armen ins Spital unnachlässig zu geben, schuldig sein; diejenigen aber, so darbei sitzen und solches vertuschen helfen, sollen zu gleicher Strafe verbunden sein."

Kleine Mitteilungen

Sudetendeutsche Siedler in Gašinci (Djakovština) in Slawonien

Gašinci ist der einzige Ort in der Umgebung der Bischofstadt Djakovo, in dem durch die große deutsche Einsiedlungsbewegung in Slawonien während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch eine sudetendeutsche Ansiedlergruppe sich ansässig machte. Er liegt in der Luftlinie 8 Kilometer westnordwestlich von Djakovo entfernt und hatte nach der Volkszählung von 1931 1261 Einwohner. 671 von ihnen waren Deutsche, der Rest außer 20 Tschechen waren Kroaten. Obwohl die Deutschen an Zahl nur wenig über 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, besitzen sie über 80 Prozent Dorfflur. Von 280 Gespannen im Dorf sind 200 in deutscher Hand.

Die gesamte deutsche Bevölkerung von Gašinci befindet sich ebenso wie die tschechische Gruppe erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jhd. im Ort. Der Hauptteil ist sogar erst seit 1883 eingewandert. Die allermeisten kamen aus der Batschka, eine Gruppe von 15 Familien etwa kam in den Jahren 1883 bis 1885 aus dem Burgenland und eine dritte endlich hat ihre Heimat im sudetendeutschen Gebiet.

Die Sudetendeutschen, von den Deutschen im Ort Deutschböhmen oder einfach Böhmen genannt, stammen sämtlich aus Bischofteinitz und

Digitized by Google

seiner nächsten Umgegend. Die „Stockböhmen" genannten Tschechen sind mit ihnen gekommen. Sie heirateten auch untereinander, und ihre Burschen und Mädel sprechen schon fast nur noch kroatisch, weil sie sich eher an Kroaten und kroatisierte Tschechen anschließen als an deutsche Altersgenossen. Bei den Alten ist das Deutschbewußtsein noch lebendig. Sie sprechen noch ihre heimatliche Mundart.

Die erste sudetendeutsche Familie in Gašinci war die Familie Lehanka, die schon um 1860 sich hier angekauft hat. Über die Gründe ihrer Auswanderung ist jetzt nichts mehr bekannt. Im Dorf mußte sie sich in allem den kroatischen Gewohnheiten anpassen. Dieser Zwang zu einem ungewohnten Leben mag der Grund gewesen sein für eine stärkere innere Verbundenheit zur alten Heimat, die sich darin äußerte, daß die Familie mit ihr lange in brieflicher Verbindung blieb. Zu ihrer Bekanntschaft gehörte in Bischofteinitz ein Maurer Schmidt, der, abgebrannt und verschuldet, in Wien während der warmen Jahreszeiten für seine Familie das Brot verdienen mußte. Die mit der Okkupation Bosniens notwendig gewordene Aufbauarbeit mit ihren guten Verdienstmöglichkeiten lockte ihn nach Bosnisch-Brod, von wo aus er die Familie Lehanka in Gašinci besuchte. Er fand sehr günstige Ankaufsbedingungen und ließ seine Familie schon 1880 nachkommen. Aus dem armen Saisonarbeiter wurde ein für slawonische Verhältnisse wohlhabender Bauer mit 40 Joch Feld, wovon allein ein Joch Pflaumengarten war. Für Haus, Hof und Feld brauchte er die auch für diese Zeiten nur geringe Summe von 500 Gulden zu bezahlen. Das Glück war jedoch nicht ungetrübt. Die Kroaten, im Dorfe noch bei weitem in der Überzahl, machten dem Neusiedler viel Schaden, trieben ihr Vieh in sein Getreide, mähten bei Nacht seine Maisfelder, indem jeder, zwei Sensen in den Armen, durch die Reihen lief, hackten Bäume um und steckten seinen Hof in Brand.

Trotz dieser feindlichen Äußerungen der Kroaten lockte der billige Boden, und so finden wir heute in Gašinci zehn sudetendeutsche Familien mit den Namen: Lehanka, Schmidt, Horbaschek, Kobelhirsch, Nowe, Slawitschka. Von den Stockböhmen hat zwar keiner einen deutschen Namen, aber eine Familie nennt sich Nemac.

In Haus und Hof unterscheiden sich die Sudetendeutschen nicht von den übrigen Deutschen. In der ersten Zeit wohnten sie in den von ihnen gekauften kroatischen Häusern. Wenn diese ihnen über dem Kopfe angezündet waren, oder wenn sie in späteren, friedlicheren Jahren einiges Geld gespart hatten, bauten sie schöne große Höfe nach dem Vorbild der Schwaben aus der Batschka. So bekam das Dorf in vielen Teilen ein deutsches Aussehen. Die Deutschen konnten mit der Zeit freier atmen und ihre Kraft und Ordnungsliebe machten den offenen Feindseligkeiten der Kroaten allmählich ein Ende.

Freiburg i. B. Erwin Boehm.

Die Susanne von Graupen

Wenn Gewitter aufzog, wurde in Graupen die Glocke Susanne geläutet. Die Sage erzählt darüber:

Digitized by Google

Die Graupner Kirche hatte eine schöne Glocke, die Susanne, die an hohen Festtagen geläutet wurde. Eines Tages, als die Leute — es war in der Erntezeit — auf den Feldern arbeiteten, zog plötzlich ein fürchterliches Unwetter auf. Der Himmel verdunkelte sich rasch und die Leute mußten sich sehr beeilen, um noch vor Ausbruch des Unwetters ihre Wohnungen zu erreichen. Schon tobte das Unwetter einige Stunden, Blitz folgte auf Blitz und die geängstigten Bewohner von Graupen waren ratlos. Da hörten sie plötzlich eine laute Stimme, die verkündete: „Eher geh ich nicht von dannen, bis ich höre die Susannen."

Rasch beeilte man sich, dem Wunsche nachzukommen, die Susanne wurde geläutet und das Unwetter hörte auf. Seither wurde immer dann, wenn ein schweres Gewitter aufzog, die Susanne geläutet.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Glocke Susanne, die in dem noch erhaltenen hölzernen Glockenturm Graupens war, ist heute nicht mehr da. Als der große Brand von Graupen war, wurde mit ihr so heftig geläutet, daß die Glocke zersprang. Sie wurde umgeschmolzen. Während des Krieges mußte sie abgeliefert werden. Das Ansuchen, daß sie wegen ihres historischen Wertes erhalten bleibe, kam günstig erledigt erst zurück, als die Glocke bereits mit anderen eingeschmolzen war.

Prag—Teplitz-Schönau. Dr. Hertha Wolf.

Was der Volksmund von der Orakelblume sagt

Die Orakelblume ist die Margarite, hier auch Johannesknopf oder Gewitterblume genannt. Johannesknopf, weil die Blume um Johanni (24. Juni) blüht; Gewitterblume, weil damit das Wetter für den nächsten Tag in der Weise bestimmt wird, daß die Kinder eine Zungenblüte nach der andern abreißen und dabei einen der folgenden Sprüche sagen; was auf die letzte Blüte trifft, gibt das Wetter für den kommenden Tag an. Z. B.: Schön, Regen, Sonnenschein. Zu jedem Worte kommt ein Blatt, so auch bei den folgenden Orakeln.

In Liebessorgen wählt man den Spruch: Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden.

Oder: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht.

Antwort auf bestimmte Fragen:

Was bist du? Frau, Fräulein, Dame, Hex.

Woraus ist dein Kleid? Lompn, Fetzn, Sommet, Seidn.

Wie hast du dein Kleid erworben? Gekäft, geräft, genommen, gestohln. Auch: Gebittelt, gebettelt, gestohlen, gekauft.

Was bist du? Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann, Straßenräuber, Tellerlecker, Stiefelputzer, Dieb.

Was ist dein Fuhrwerk? Flugzeug, Auto, Kaleß, Mestwän (Mistwagen). Früher sagte man: Karutze, Kalesse, Mestwän.

Manche dieser Sprüche dienen den Kindern auch als Auszählreime. In

Digitized by Google

Ermangelung von Blumen wird nach den Knöpfen am Rocke gezählt. Bisweilen werden zu diesen Orakelsprüchen auch die gefiederten Blätter der Akazie gewählt; es wird dann jedesmal eines von den Blättchen abgerissen.

Grosse (Schlesien). Johann Schreiber.

Trachtenerneuerung

Die Bestrebungen zur Erneuerung oder Neuanschaffung unserer sudetendeutschen Heimattrachten sind in einzelnen Landschaften unter Führung tatkräftiger Einzelpersönlichkeiten bereits recht weit gediehen. Diese Erfolge haben auch in den anderen Gebieten das Verlangen nach der eigenen Tracht geweckt und so regt sich überall neues Leben. Alle diese Einzelbestrebungen soll ein gemeinsamer Trachtenausschuß der deutschen Volkstumsverbände zusammenfassen und nach einheitlichen Richtlinien verbindlich leiten. Dieser Trachtenausschuß arbeitet mit landwirtschaftlichen Arbeitskreisen für Trachtenpflege zusammen.

Voraussetzung aller Arbeiten in dieser Richtung ist eine genaue Kenntnis dessen, was an trachtlichen Überlieferungen in unserer Heimat lebendig ist oder lebendig war und wie weit die Erneuerungsarbeit bereits gediehen ist, bzw. wer zur Mitarbeit bereit ist. Dem soll eine Erhebung durch zwei Fragebogen dienen. Der erste soll eine allgemeine Übersicht bringen, der zweite gibt eine genaue Anleitung für die Aufzeichnung der bäuerlichen Trachtenüberlieferung. Den Mitarbeitern wird kostenlos ein bebilderter Sonderdruck „Neue sudetendeutsche Heimattrachten. Grundsätze und Richtlinien" zugehen.

Die Vorschläge für die erneuerten Trachten werden von den landschaftlichen Arbeitskreisen ausgearbeitet und dem Trachtenausschuß zur Begutachtung durch seine wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen und wirtschaftlichen Fachleute vorgelegt. Die genehmigten Entwürfe sind dann durchzuführen.

Anmeldungen zur Mitarbeit und Anfragen sind zu richten an die Trachtenkundliche Arbeitsstelle, Seminar für deutsche Volkskunde, Prag XII., Budečská 6.

Prag. Dr. Josef Hanika.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Weiter sind eingelaufen, bzw. wurden aufgenommen:

41. Marie Nirtel, Oberstleutnantswitwe, nachgelassene handschriftliche Sammlung von Sagen aus dem nordwestlichen Böhmen und Prag (Eigentum des Museums in Teplitz-Schönau): 244 Sagen (meist nach der Erzählung von Soldaten aufgeschrieben).

42. Georg Lányi, stud. phil., Leutschau: Eine Sage.

43. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: 36 Sagen und Schwänke aus dem Teplitzer Bezirke.

Josef Hofmann — 80 Jahre alt. Am 19. März feiert der Altmeister der Volkskunde des Egerlandes in seiner Heimatstadt Karlsbad das 80. Ge-

Digitized by Google

burtsfest. Seine Verdienste als Sammler und Erforscher der Lieder, Sagen, Trachten, Hausformen und Erzeugnisse der Volkskunst sind wiederholt gewürdigt worden; auch als Verfasser heiterer Mundartdichtungen ist Hofmann weithin bekannt. Unsere Zeitschrift übermittelt ihm die herzlichsten Glückwünsche.

Berichtigung. In dem Beitrag „Geburt und Taufe im Ascher Ländchen" von Hugrun Hintner im letzten Heft 1937 soll es richtig heißen: S. 139 Metzersteich (nicht Metzkersteich), S. 143 Niederreuth und Wernersreuth (nicht Niederwald und Wernerswald), S. 145 Kellerstiegen (nicht Kollerstiegen) und Hainberg (nicht Heimberg), S. 146 elbischen (nicht albischen), S. 155 kreisen (nicht kreisten).

Antworten

(Einlauf bis 15. Jänner.)

361. Weitere neue Bezeichnungen, die zum Teil zugleich die Politisierung der Bevölkerung erkennen lassen, sind: Das Wochenendhaus eines Anhängers Henleins heißt „die Hühnerbaud", eine eifrige Verfechterin seiner Partei wird „Henleinmutter", das Haus, in dem das Heim der Partei ist, „braunes Haus" genannt; weiter gibt es einen „Henleinschuster" und eine „Henleinmühle", aber auch einen „BdL.-Müller" (Bund der Landwirte-Müller). Die Amtswalterin der sozialdemokratischen Partei wird „die Freiheitsgöttin" genannt; das Gasthaus, in dem die Gendarmen verkehren, ist das Národni dům; ein Fabriksbeamter heißt wegen seiner Gestalt „der Onkel Bobby" und ein turmähnlich gebautes, zweistöckiges Arbeiterwohnhaus wird „der Hungerturm" genannt. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt).

377. Daß Petroleum gegen Ungeziefer hilft, habe ich selbst erprobt. In der italienischen Kriegsgefangenschaft faßten wir gegen Läuse Petroleum, das uns bald von der Plage befreite. Als ich mir bei einem Versehgange im Armenhause von Dobrzan Läuse holte, kaufte ich mir einen Liter Petroleum und rieb mich damit in der Radbusa ab; auch das half. (P. Albert Stára, Pfarrer, Blatnitz bei Nürschan.)

421—430. In Neusattl bei Elbogen dingt man die Dienstboten — es kommen wenig in Betracht, weil es hier nur kleine Wirtschaften gibt — zu Neujahr, was ohne Vermittler geschieht. Angeld wird nicht gegeben. Der Lohn wird monatlich gezahlt. Der Abgang der Dienstboten wird „Ozöia" (Abziehen) genannt. (R. Baumann.) — In Nitl bei Zwittau „mietet" man die Dienstboten schon vor der Erntezeit, was im Orte durch die Hausfrau und außerhalb durch eine Vermittlerin, die „Mieterin", erfolgt. Dabei wird ein Angeld gegeben. Der Dienst wird zu Dreikönig angetreten („anstehen" = einstehen). Die Zwischentage heißen „Sterztage". Beim ersten Anspannen im Frühjahr wird der Knecht mit Wasser beschüttet, damit er nicht auf das Tränken der Zugtiere vergißt. Der Lohn wird, von Vorschüssen abgesehen, erst zu Jahresschluß ausgezahlt. (Johann Frodl.)

Digitized by Google

Nach der folgenden Stelle im Stadtbuch von Leibitz, mitgeteilt von Doktor Herbert Weinelt, dürfte in der Oberzips der ältere Gesindetermin Weihnachten gewesen sein, für den die Obrigkeit Neujahr durchzusetzen suchte. Ein „Ein müthig bewilligter Beschluß derer sämmtlich versammelter Hundert-Männer von den königlichen XIII. Städten, so in Leibitz ...", der im Jahre 1692 zustande kam, besagt u. a.: „Daß die Land-Artikel fleißig und wohl sollen observiert werden, besonders wegen der Dienstboten, so zur Unzeit aus dem Dienst treten, das Ende des Dienstes soll seyn am neuen Jahrestage und nicht auff Wey-Nachten. Die Neujahrsgeschenk der Dienstboten sind hiebey gänzlich inhibiert und eingestellet."

431. Läßt jemand die Tür offen, so fragt man auch in Freudenthal: „Du host woi a Stong ein Orsch, doß de de Tür ni zumochen konnst?" Oder: „Ihr hott (habt) woi a Kotsch (Kotze) schtott aner Tür?" (E. Weiser.)

433. Auch in Freudenthal besteht der Glaube, daß der einen Pferdefuß bekommt, der in der Fastenzeit tanzt. (E. Weiser.)

436. Am Bartholomäustage soll man nicht in den Krautgarten gehen, weil man damit das Wachstum behindert. Denn: „Bortl schmeißt di Häät ais Kraut" (Bartel wirft die Häuptel ins Kraut). (F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.)

437. Auch hier sagt man bei Sodbrennen „Der Herzwurm hot mich besecht". Da gewöhnlich schwangere Frauen Sodbrennen haben, entstand der Spruch: „A rääner Jongfr brietr ni" (Eine reine Jungfrau bekommt kein Sodbrennen). (F. J. Langer.) — Die Redensart vom „Harzborm" (Herzwurm) ist auch in der Sprachinsel Deutsch-Brodek und in Kornitz gebräuchlich. Bei gewöhnlichem Sodbrennen zerkaut man in Kornitz drei Mandeln. Das Mittel ist bewährt. Einer meiner Professoren am Gymnasium in Olmütz (vor etwa 55 Jahren) pflegte immer Wasser mit geschabter Schulkreide zu trinken. (G. Tilscher, Kornitz.)

441. Daß der Name eines Kindes einem am gleichen Tage zur Welt gekommenen Haustier gegeben wird, war nur in früheren Zeiten üblich. (J. Thöndel.)

442. Bei der Wahl der Taufnamen erhält im Egerland das Kind den Namen des Paten, ohne Rücksicht darauf, ob der Name in der Familie schon vorhanden ist oder nicht. So kenne ich eine Familie, in welcher drei Buben Hansl heißen und voneinander unterschieden werden als der große, kleine und dicke Hansl. (Albert Brosch, Eger.) — Ein „Zurücktaufen" findet in der Iglauer Sprachinsel nicht statt, das bringt kein Glück. In Znaim sagt man, daß solche Kinder nicht wachsen, in Dörflitz bei Znaim, daß sie bald sterben. (Ignaz Göth.) — Kinder sollen den Namen von Heiligen erhalten, deren Festtag noch in demselben Jahr, in dem die Kinder geboren wurden, gefeiert wird. Ein Zurückgreifen auf einen Namen, dessen Feier bereits vorbei ist, hat schlechte Folgen. Solche Kinder sterben gern frühzeitig, gleichwie die Kinder, denen man den Namen eines bereits verstorbenen Kindes aus der Familie gegeben hat. Für die hiesige Gegend gilt wie für alle katholischen Gebiete, daß der Namenstag mehr gefeiert wird als der Geburtstag. So werden z. B. besondere Josefeiern veranstaltet. (F. J.

Digitized by Google

Langer.) — Auch hier ist das „Zurücktaufen" nicht üblich. (J. Thöndel.) — Hier pflegt man ebenfalls bei der Wahl der Taufnamen „vorzugreifen". (G. Tilscher.)

443. Ein närrisches Weib (oder einen närrischen Mann) bekommt, wer in das „Tippl" (Kaffeetopf) lacht. (R. Baumann.) — Einen dummen, in Fleyh bei Dux unartigen Mann bekommt man, wenn man ins Glas lacht. (Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau.) — In diesem Falle bekommt man auch nach hiesigem Glauben ein närrisches Weib. (J. Thöndel.)

444. Weiße Flecken unter den Fingernägeln bedeuten Glück (A. Brosch, Eger; R. Baumann, Chodau); „es blüht das Glück" (Dr. H. Wolf). Je nach dem Finger bedeuten sie Verschiedenes: Am Daumen Glück, am Zeigefinger Unglück, am Mittelfinger Freundschaft, am Goldfinger Liebe, am kleinen Finger Ehe. (F. J. Langer.) Dasselbe sagt man in Bergstadt, nur bedeuten die weißen Flecken, von denen man im allgemeinen sagt „Wie viel Tüpfla, so viel Schatzla", am Mittelfinger Liebe, am Ringfinger Heirat und am kleinen Finger Tod. (J. Thöndel.) — In der Iglauer Sprachinsel heißt es von den Leuten mit weißen Nagelflecken, daß ihnen das Glück blüht, in Znaim, daß sie heiraten oder von der Heimat bald und weit fortkommen, in Lechwitz bei Znaim, daß sie Glück und viel Geld haben und alt werden. (J. Göth.) — Das „Blühen" der Fingernägel bedeutet Glück. (G. Tilscher.)

445. Auch hier wird der verdorbene Magen dadurch geheilt, daß man die dünne Haut eines Hühnermagens trocknet, zu Pulver zerreibt und einnimmt. Der Hühnermagen soll einen verdauungsfördernden Stoff enthalten. (F. J. Langer.) — Hier ist dasselbe Heilmittel üblich. (J. Thöndel.)

447. Der Fronleichnamstag ist für die Landbevölkerung ein hoher Feiertag, an diesem Tage darf man kein Futter holen und nicht einspannen. Die erwähnte Sage ist in Neusattl bei Elbogen unbekannt. (R. Baumann.) — Auch hier darf an dem Tage kein Futter geholt werden, die Sage ist ebenfalls unbekannt. (J. Thöndel.) In den Orten um Znaim fährt man an diesem Tage nicht um Gras oder Klee. Das während des Umganges aufgestreute Gras wird getrocknet und am Heiligen Abend den Kühen verfüttert. (J. Göth.)

450. Besondere Dörrhäuschen gab es früher im mittleren Nordböhmen. Im Saazerland sind es meist die Hopfendörrhäuschen, die nachher zum Trocknen des Obstes benützt werden. (Dr. H. Wolf.)

Umfragen

451. Welche weiteren Lehnwörter aus dem Tschechischen lassen sich feststellen?

452. Wer kennt Sagen über Prämonstratenser und Prämonstratenserklöster?*)

453. Im sudetendeutschen Gebiet, vor allem im Riesengebirge, wird oft ein Rübezahlschwank erzählt: Wanderer, die wissen wollen, ob der

*) Antworten an Pfarrer P. Albert Stára, Blatnitz, P. Nürschan bei Pilsen.

Digitized by Google

alte Berggeist noch lebt, rufen immer wieder seinen Namen. Rübezahl aber erscheint nicht. Endlich gelangen sie zu einer Höhle und sehen da einen uralten Mann mit einem langen, weißen Bart vor einem Buche sitzen. Auf Befragen gibt er sich als Rübezahl zu erkennen. Und als man ihn fragt, warum er sich nicht mehr zeige, antwortet er: „Ich muß Tschechisch lernen, weil ich die Prüfung aus der Staatssprache ablegen muß." Wer kennt ähnliche satirische Umformungen alter Sagenstoffe?

454. Damit sich kleine Kinder an den Schrecken gewöhnen, soll man nach Mitteilung von R. Hruschka (Piesling a. d. Thaya), wenn sie liegen, das offene Gebetbuch über der Wiege laut zuklappen. Oder man soll das Kind unter den Tisch legen und mit der Faust auf die Tischplatte schlagen. Wenn aber ein Kind einmal wirklich erschrocken ist, soll man es gleich auf den Nachttopf setzen, damit es harnt; dann hat der Schreck keine schädlichen Folgen. Wo ist dasselbe üblich?

455. Wie Dr. Hertha Wolf mitteilt, bitten in der Antonikapelle, die an der von Eichwald nach Graupen führenden Straße steht, Mädchen um einen Mann und sollen dabei folgendes Gebet sprechen:

Heiliger Antonius, bescher mir einen Mann!
Ob er auch krumm ist oder lahm,
Daß ich auch sagen kann, ich hab einen Mann!

Wo sind ähnliche Gebete zum hl. Antonius (oder Andreas u. a.) üblich? Wo ist es Ernst und wo nur Scherz?

456. Was bedeutet das Flackern der Altarkerzen bei der Trauung? Nach Mitteilung von E. Weiser glaubt man in Freudenthal, daß dann die Ehe „krumm" wird. Manche Leute lassen sich daher in der Kirche beim Heidebrünnl im Altvatergebirge trauen, weil dort die Kerzen ruhig brennen.

457. Wie Pfarrer P. Albert Stára schreibt, brachten noch vor drei oder vier Jahren Kinder (und Anverwandte) aus dem Dorfe Mies (Bezirk Petschau) ihrem verstorbenen Vater Essen auf das Grab am Landeker Friedhof, was öfter auch auf anderen Gräbern geschah, ohne daß jemand daran etwas Außergewöhnliches fand. Wo ist derselbe Brauch noch anzutreffen?

458. Nach Mitteilung von Dr. H. Wolf pflegte ihr Urgroßvater nach der Sitte jener Zeit stets nach dem Essen zu sagen: „Gott sei Dank, daß wir leben und nicht krank sind und wissen, wie wir heißen!" Wo waren oder sind nach dem Essen solche Sprüche an Stelle des Tischgebetes üblich gewesen?

459. Zu Gertrud (17. März) soll man, wie J. Thöndel angibt, nichts nähen; denn man näht sonst den Hennen die hintere Öffnung zu, so daß sie keine Eier legen würden. Wo gilt derselbe Glaube?

460. Man soll das Futter nach einem Gewitter, wie derselbe Mitarbeiter schreibt, erst holen, bis die Sonne darauf geschienen hat. Denn die Sonne muß die dem Futter infolge des Gewitters anhaftende Elektrizität erst wieder auffangen. Wo besteht derselbe Glaube und dieselbe Begründung?

Digitized by Google

Schrifttum

Dr. Wilhelm Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Von dem großen Werk sind die Lieferungen 26, 27/28 und 29/30 (Band II, Heft 5, 6/7, 8/9) erschienen, womit die umfassende Darstellung von „Sitte und Brauch" durch A. Spamer beendet ist. Die letzte Lieferung bringt außerdem die Beiträge „Kinderspielzeug" von K. Gröber, „Volksspiele" von R. Beitl, „Musik und Musikgeräte" von J. M. Müller-Blattau.

Dr. Adam Wrede, Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage. Mit Zeichnungen von Philipp Schmidt. 2. wesentlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz) und Berlin, 1938.

Das vorzügliche Buch, das wir gleich bei seinem Erscheinen wärmstens begrüßt haben, ist noch weiter ausgestaltet und bereichert worden und wird nun seinem doppelten Zweck, der volkskundlichen Wissenschaft zu dienen und volkskundliche Erziehungsarbeit zu leisten, noch mehr gerecht.

Dr. Dr. Ernst Lehmann, Vom Gefüge des Volkes. Aufriß einer deutschen Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg (1938). 123 S. Preis kart. 28 Kč.

In Fortführung von Gedanken, die bereits in dem früheren Buche „Erziehung im Volke" dargelegt wurden, gibt Lehmann in diesem neuen Werke eine Übersicht über das Gefüge des Volkes mit der natürlichen und klaren Gliederung: Abstammungsgefüge, Räumliche Gefüge, Altersgefüge, Berufliche und ständische Gefüge. Das Buch ist den in der praktischen Volkstums- und Schutzvereinsarbeit Stehenden besonders zu empfehlen.

Doris Maßny, Die Formel „Das braune Mägdlein" im alten deutschen Volkslied. Diss., Breslau, 1937. Sonderdruck der Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde, 15. Jahrg., Heft 1/2. 41 S.

Die fleißige Untersuchung fördert eine Fülle von Stoff zu dem auch in unserer Zeitschrift behandelten „Schönheitsideal des Volkes" (Jahrg. 1936, S. 133 ff.) zutage und geht besonders gründlich auf die soziale Differenzierung, die sich bei Betrachtung der Lieder vom braunen Mägdlein ergibt, und auf die erotische Bedeutung des Wortes „braun" ein.

Leopold Schmidt, Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele. Band 20 der Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte. Verlag Heinrich & J. Lechte, Emsdetten (Westfalen), 1937. 125 S. Preis kart. 4 Mark 80.

Mit diesem Werk hat L. Schmidt die deutsche Volksschauspielforschung um einen gewaltigen Ruck weitergebracht. Ist es doch der erste und dabei ausgezeichnet gelungene Versuch einer Stilgeschichte des Volksschauspiels. Eine gediegene Geschichte der Umzugsspiele, Stubenspiele, Großspiele und Krippenspiele ist dem Hauptteil des Werkes vorangestellt, das die hauptsächlichsten Formelemente des Volksschauspieles untersucht. Bei dem großen Anteil des sudetendeutschen Gebietes an dem gesamten Volksschauspiel ist erklärlich, daß die sudetendeutschen Spiele vielfach im Vordergrund der Betrachtung stehen. Schon aus diesem Grunde gehört das Buch in die besseren sudetendeutschen Büchereien.

Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. 98 S. Preis geb. 1 Mark 60.

Das Buch, das alles heutige Wissen um die Herkunft und das Werden der Weihnachtsbräuche zusammenfaßt und überdies gar manche bisher unbekannte Quelle erschließt, ist aufs wärmste zu empfehlen.

Digitized by Google

Fritz Boehm, Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1938. 78 S. Preis geb. 1 Mark 20.

In dem wissenschaftlich gut unterbauten und fesselnd geschriebenen, mit schönen Bildern gezierten Büchlein wird ein volkskundliches Stoffgebiet anschaulich behandelt, das bisher ziemlich vernachlässigt wurde, obwohl auch da manche urtümliche Züge anzutreffen sind, so z. B. der auch in Westböhmen belegte Brauch, das Geburtstagskind, das sonst „gebunden" wird und sich durch eine Gabe „auslösen" muß, zu „würgen".

J. Nießen, Auf Naturpfaden der Heimat im Kreislauf des Jahres. Heft 1/2 der Schriftenreihe „Deutsche Scholle. Neues Schauen und Erleben unserer Heimat". Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn, 1938. 78 S. Mit einer Kunstdrucktafel und 25 Abb. Preis geh. 1 Mark 35.

Mit diesem volkstümlich geschriebenen Buch hat der Verfasser der „Rheinischen Volksbotanik" einen sowohl für den Schulunterricht und den Lehrer als auch für jeden Freund der Natur passenden Leitfaden geliefert, der sicherlich weite Verbreitung finden wird.

Franz Weiser, Lautgeographie der schlesischen Mundart des nördlichen Nordmährens und des Adlergebirges. 1. Heft der Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern, hg. im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag von Ernst Schwarz. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 126 S. u. 24 Karten. Preis kart. 8 Mark.

Mit diesem Band beginnt eine Reihe wissenschaftlicher Werke zu erscheinen, die wohl in erster Reihe für den Sprachforscher bestimmt sind, aber den regsten Anteil aller geistig tätigen Sudetendeutschen verdienen. Denn sie erschließen ihnen so recht die eigene Heimat, machen sie mit den Eigentümlichkeiten ihrer Sprache bekannt und klären sie über die Ursachen und Wechselbeziehungen auf. In dem vorliegenden Werke, das auch die Stadtmundart von Mähr.-Schönberg kurz behandelt und die Besiedlung des Gebietes und Herkunft der Siedler bespricht, ist der Schlußabschnitt „Sprachgrenzerscheinungen" volkskundlich besonders bemerkenswert.

Ilse v. Arlt, 25 Jahre Volkspflege. Sonderdruck aus dem Nachrichtenblatt des v.-ö. Landes-Jugendamtes „Jugendfürsorge in Oberösterreich", 1937.

Auf diesem am 25. September 1937 in Wien gehaltenen Vortrag ist deshalb aufmerksam zu machen, weil hier versucht wird, die Volkskunde in Lehre und Tat in die praktische Volkspflege einzubeziehen und für sie fruchtbar zu machen.

Alfred Schmidtmayer, Der Weg der Sudetendeutschen. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1938. 302 S. Preis in Leinen geb. 30 Kč 35.

Das Buch des leider während des Druckes gestorbenen guten Kenners der sudetendeutschen Geschichte ergänzt seine „Geschichte der Sudetendeutschen" in ausgezeichneter Weise. Beide Werke sind wahre Volksbücher und gehören in jedes sudetendeutsche Haus.

Oskar Lukas, Das deutsche Frauenbuch. Ein Buch für Werktag und Feierabend. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1938. 285 S. Preis kart. 36 Kč, in Leinen geb. 40 Kč.

Dieses Werk, das in den Abschnitten „Frau und Volk", „Frauen-Leben und -Schaffen", „Ehe und Familie", „Mutter und Kind" und „Frau in der Volkstumsarbeit" eine Fülle von Einzelaufsätzen und Geschichten bietet, zu denen sich prächtige Bilder gesellen, ist ein vortrefflicher Wegweiser für die deutsche Frau.

Digitized by Google

Franz Schlögel, Wir Bauern. Von Leuten und Zeiten auf Ackerbreiten. Adolf-Luser-Verlag, Wien, 1938. 120 S.

Mit diesen herzfrischen Gedichten erlebt man die gesamte Jahresarbeit des Bauers und dringt in sein Denken und Fühlen und in seine Überlieferungen ein. Eine junge Künstlerin, Grete Hartmann, hat gelungene Bilder beigesteuert. Diesem Buch ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Im gleichen Verlag sind die von uns im Vorjahr angezeigten Werke „Deutsche Dichtung in Österreich" von Adalbert Schmidt und „Österreichs deutsche Leistung" von Erwin Stranik bereits in 2. vermehrter Auflage erschienen. Besonders hervorzuheben sind ferner zwei Gedichtbände „Maß und Schranke" und „Mensch in den Gezeiten" von Friedrich Sacher, die der gleiche Verlag, der nur Auserlesenes bieten will, herausgebracht hat.

Edmund Schneeweis, Slawische Märchen aus der Čechoslovakischen Republik. Band 11 der Deutschen Jugendbücherei. Staatliche Verlagsanstalt, Prag, 1937. 247 S. Preis 11 Kč.

Schneeweis, der Vertreter der slawischen Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag, läßt mit diesem Buch seinen bereits früher als Band 5 derselben Reihe erschienenen slawischen Sagen aus der Republik nun auch die Märchen folgen. Die Auswahl ist derart getroffen, daß Proben von Böhmen bis nach Karpathenrußland vorgeführt werden. Allerdings sind die meisten Stücke, namentlich alles, was von Božena Němcová stammt, keine Volksmärchen, sondern auf Volksmotiven aufgebaute Kunstmärchen. Für eine Neuauflage wäre zu empfehlen, daß die Eigennamen eingedeutscht werden. Für ein deutsches Schulkind sind Sätze wie die folgenden schwer zu lesen: „Da sprach der Fuchs Ryška zum Prinzen: ‚Schön paßt die Jungfrau Zlatovláska zum Pferd Zlatohřivák! Tut es dir nicht leid, Prinz, das Pferd Zlatohřivák für den Vogel Ohnivák herzugeben?'"

Kunst und Handwerk. Sudetendeutsche Monatsschrift für Malerei, Bildhauerei, Graphik, Architektur, Stadtbaukunst, Gartenkunst, Volkskunst, Kunsthandwerk, Gebrauchsgraphik. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. Bezugspreis vierteljährlich 25 Kč, Einzelheft 12 Kč.

Diese neue, von Dr. K. F. Kerl geleitete Zeitschrift füllt tatsächlich eine Lücke aus, die zum Schaden des Sudetendeutschtums bisher vorhanden war. Die Volkskunde insbesondere hofft, daß sie sich mit der praktischen Auswertung des volkskundlichen Stoffes ausgiebig befassen wird. Unsere Zeitschrift, die nur der Stoffsammlung und wissenschaftlichen Forschung gewidmet ist, mußte in den zehn Jahren ihres Bestandes gar manchen Beitrag ablehnen, der „angewandte Volkskunde" betraf und daher über ihren Rahmen hinausging. In dieser neuen Zeitschrift, die sehr gut ausgestattet ist, wird nun auch die Volkskunst, die Volkstracht und anderes, das aus der Sachvolkskunde wieder lebendig gemacht werden soll, beachtet werden.

Volk an der Arbeit (Reichenberg). — Aus dem 12. Heft 1937: R. Fischer, Das Wesen des Egerländers. — Aus dem 1. Heft 1938: G. Berch, Die nordböhmische Mundart.

Beiträge zur Klaviermusik (Reichenberg). — Folge 10—11 bringt altenglische Virginalmusik, Folge 12 Stücke von Jan Pieters Sweelinck und Samuel Scheidt.

Unser Egerland (Eger). — Aus Heft 11/12 1937: J. Hofmann, Ein Neujahrslied aus dem Kaiserwalde; R. Beher, Zwei alte Zunftbriefe; A. Zechel, Das Schrifttum zur Heimatkunde des Egerlandes im Jahre 1936.

Deutschmährisch-schlesische Heimat (Brünn). — Aus Heft 11/12 1937: G. Süßemilch, Siedlung, Hof und Haus in den deutschen Volksinseln bei Wischau; Volks- und Heimatforschung (mit wertvollen Berichten, Anregungen und Besprechungen).

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Kontrollpostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

11. Jahrgang 1938 **2./3. Heft**

Im Banne des „prälogischen Denkens"

Von **Dr. Walter Wolf**, Freiwaldau

In völker- und volkskundlichen Erörterungen taucht immer wieder der Begriff des „prälogischen Denkens" auf. Dabei wird von den einzelnen Forschern dieser Begriff keineswegs einheitlich verwendet. Jeder versteht darunter etwas anderes. Das mag wohl daher kommen, daß man sich gar nicht genauere Rechenschaft darüber gibt, was seinerzeit L. Lévy-Bruhl[1]) unter dem „prälogischen Denken" verstanden wissen wollte. Man begnügt sich heute vielfach mit einer Begriffsvorstellung, die sich aus dem Worte selbst zu ergeben scheint, und glaubt, daß sich die Begriffe „prälogisch" und „logisch" zueinander verhalten wie etwa die Begriffe „prähistorisch" zu „historisch". Natürlich ist diese Auffassung grundfalsch. Lévy-Bruhl denkt nicht an eine solche Möglichkeit.

Er stellt fest, daß bei den Naturvölkern gewisse Erscheinungen „mystische" (uns Europäern unbegreifliche) Wirkungen ausüben sollen: „In einer großen Anzahl von Gesellschaften, die auf niedriger Stufe stehen, sind die Überfülle an Wild, Fischen oder Früchten, die Regelmäßigkeiten der Jahreszeiten und Regenperioden an die Vollbringung gewisser Zeremonien durch bestimmte Personen geknüpft, oder an die Gegenwart, an die Gesundheit einer heiligen Persönlichkeit, die eine besondere mystische Kraft besitzt. Oder das neugeborene Kind muß die Folgen all dessen, was sein Vater tut, was er ißt, erleiden. Wenn der Indianer auf der Jagd oder im Krieg ist, ist er glücklich oder unglücklich, je nachdem seine im Lager gebliebene Frau sich dieser oder jener Nahrungsmittel oder Handlungen enthält oder nicht." (S. 58f.) Solche Beispiele führt nun L.-Br. an, um zu dem Begriff des „prälogischen Denkens" vorzustoßen, und es heißt nun:

„Das ist der Grund, warum die geistige Beschaffenheit der Primitiven mit demselben Recht als *prälogisch* bezeichnet werden kann, mit dem sie als *mystisch* bezeichnet wird. Es sind dies eher zwei Ansichten derselben fundamentalen Eigentümlichkeit, als zwei verschiedene Charaktereigentümlichkeiten. Wenn man den *Inhalt* der Vorstellungen genauer betrachtet, wird diese geistige Beschaffenheit *mystisch* genannt werden, dagegen *prälogisch*, wenn man sein Augenmerk vor allem auf seine *Verbindungen* richtet. Unter *prälogisch* soll auch nicht verstanden werden, daß diese Geistesbeschaffenheit gewissermaßen ein Stadium dar-

[1]) „Das Denken der Naturvölker", Übersetzung aus dem Französischen, 2. Auflage, 1926, Braumüller, Wien.

Digitized by Google

stellt, welches der Erscheinung des Denkens in der Zeit vorhergeht. Hat es jemals Gruppen menschlicher oder vormenschlicher Wesen gegeben, deren Kollektivvorstellungen noch nicht den logischen Gesetzen gehorcht haben? Wir wissen es nicht; jedenfalls ist es sehr unwahrscheinlich. Wenigstens bietet die geistige Beschaffenheit der Gesellschaften auf niedriger Stufe, die ich in Ermanglung eines besseren Namens prälogisch nenne, gar nicht diesen Charakter. Sie ist nicht antilogisch; sie ist auch nicht alogisch. Mit der Bezeichnung prälogisch will ich nur sagen, daß sie sich nicht wie unser Denken verpflichtet, sich des Widerspruches zu enthalten." (S. 59.)

Der letzte Satz dieser etwas weitschweifigen Definition scheint jedenfalls der wichtigste zu sein. Wenn also ein (geordnet denkender) Europäer irgendwelche verkehrte Glaubensvorstellungen der Primitiven vor ihnen kritisiert und sie eines besseren belehren will, oder wenn sie selbst mit diesen schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wären sie trotzdem unbelehrbar, unempfindlich gegen den Widerspruch! Aber sehen wir uns einmal genauer die Beispiele an: „So bei den Huischolen. Da sehen und hören die Vögel, deren Flug mächtig ist, wie Adler und Falke, alles: sie besitzen mystische Kräfte, die den Federn ihrer Flügel oder ihres Schwanzes anhaften ... Diese Federn, durch den Schaman getragen, befähigen ihn, alles zu sehen und zu hören, was sich unter der Erde wie auf ihrer Oberfläche abspielt, Kranke zu heilen, die Toten zu verwandeln, die Sonne untergehen zu lassen usw." (S. 24.) Was ist daran prälogisch oder uns unverständlich? Wohl der uns nicht einleuchtende Glaube an die Wunderkraft der Adlerfedern. Aber man beachte, daß der betreffende Schamane diesen Glauben wohl von seinen Vorfahren übernommen hat. Auf dieser Voraussetzung fußend, ist nun sein Handeln z. B. Kranken gegenüber durchaus folgerichtig und logisch. Die Entstehung der Grundlage dieses Glaubens mag auf einem Irrtum beruhen, die weitere Anwendung ist durchaus vernünftig. Man wird einwenden, daß eine solche ärztliche Kunst durch ihre Mißerfolge zum Untergang bestimmt sei. Aber kann unser Schamane nicht auf eine Reihe unerschütterlicher, viel wichtigerer „Erfolge" zurückblicken? Er läßt die Sonne (auf- und) untergehen! Er verwandelt Tote! Wie will man ihn rasch widerlegen? Wird ihn aber ein Europäer veranlassen können, einen Versuch zu wagen und seine Sonnenbetätigungszeremonien zu unterlassen? Ich glaube kaum! Das Risiko für ihn und die ganze Welt wäre zu groß! Lévy-Bruhl hat dieses Drum und Dran bei solchen Beispielen in seiner Theorie vom prälogischen Denken nicht beachtet. Er übersieht gänzlich, unter welcher hemmenden Suggestion der Schamane stehen muß, wenn er auf den Gedanken kommen sollte, in solchen Dingen einen Versuch zu wagen, der allerdings erst die Voraussetzung zu einer neuen und besseren Erkenntnis sein könnte.

Und übrigens stimmt es gar nicht, daß die Eingeborenen gegen den Widerspruch unempfindlich wären. An seinen eigenen Beispielen läßt sich da Lévy-Bruhl widerlegen: „Wenn ein Eingeborener ein Eisenhalsband trägt, ist er vor Kugeln geschützt. Wirkt der Zauber nicht, so ist sein Glaube an ihn dennoch nicht erschüttert. Man wird sich denken, daß irgendein böswilliger, geschickter Hexenmeister einen mächtigen Gegenzauber bewirkt hat,

Digitized by Google

dem der Verwundete zum Opfer gefallen ist." (S. 47, dort auch Quellenangabe.) Der Eingeborene bemerkt also die Wirkungslosigkeit seines Zaubers sehr wohl, aber, und das ist das Entscheidende, er versucht ihn aufzuklären. Auch wir Europäer lassen bei unseren Naturgesetzen und Regeln Ausnahmen zu. (Beispiel: In der Nacht ist es finster. Wenn aber der Mond scheint, kann man sehen.) Genau so denkt im Grunde der Primitive. War der Zauber seines Eisenhalsbandes wirkungslos, so war eben ein mächtiger Gegenzauber daran schuld; der alte Glaube bleibt erhalten, nur eine vielleicht selten vorkommende Ausnahme wird ausgedacht.

Nun hat in seiner wichtigen Kritik an Lévy-Bruhl gerade an solchen Beispielen F. Schleser[2]) gezeigt, daß die Zähigkeit dieser Vorstellungen und Irrtümer dann am größten ist, wenn sie mit den entscheidendsten Fragen des menschlichen Daseins zusammenhängen — mit der Erhaltung des menschlichen Lebens. Gerade der primitive Mensch hängt sehr am Leben. Wenn er kämpfen muß, will er mit heiler Haut den Kampfplatz verlassen. Irgend ein Aberglaube bot einmal einem Vertreter unseres Stammes die „Gewähr" dafür. Nun wird dieser Glaube nachträglich in ein Gedankengebäude gebracht und ausgebaut und so bald zum Gemeingut des ganzen Stammes. Scheint dieser leistungsfähige Glaube einmal zu versagen, dann werden nur alle erdenklichen „Ausnahmen" vorgebracht, um ihn ja zu halten. „Bei der Aufklärung von Unstimmigkeiten irgend welcher Art", schreibt Friedrich Schleser in seinem Buch (S. 36), „entwickelt also der primitive Mensch eine bewunderungswerte Regsamkeit im logischen Denken".

So kommt es, daß manche Stämme den natürlichen Tod überhaupt nicht kennen: „So kann (bei den Abiponen) eine Lanze eine Wunde zufügen, die schwer genug ist, um den Tod des Verletzten vollauf zu erklären. Nichtsdestoweniger sind sie, wenn er stirbt, so närrisch, zu glauben," schreibt der erstaunte Forscher Dobrizhoffer, „daß das, was ihn getötet hat, nicht die Waffe, sondern die mörderische Kunst des Hexenmeisters ist... Sie sind überzeugt, daß der Zauberer seinerseits zur Strafe für den Mord an ihrem Verwandten sterben wird, wenn das Herz und die Zunge des Hingegangenen sofort nach dessen Tod ausgerissen, auf Feuer geröstet und den Hunden zum Fraß vorgeworfen werden. Obwohl auf diese Weise schon viele Herzen und Zungen verschlungen worden sind, und man nie einen einzigen Zauberer unmittelbar danach hat sterben sehen, bleiben die Abiponen darum der Sitte ihrer Ahnen nicht weniger religiös verbunden und reißen weiter das Herz und die Zunge den Kindern und Erwachsenen beider Geschlechter aus, sobald diese ihren letzten Atemzug getan haben." (Zitiert nach L.-Br. S. 56.)

Bei einem kleinen Volksstamm kann sich gewiß so ein Glaube entwickeln und halten. Nur sehr selten stirbt jemand. Was ist näherliegend, als daß der Tod als etwas Ungewöhnliches, ja Abnormales aufgefaßt wird; dies um so eher, als dadurch den Lebenden ein solches Schicksal erspart zu sein scheint. Die Suggestion, die ein derartiges todfreies, wundervolles

[2]) Dr. Friedrich Schleser: „Vom Aberglauben zur Lehre Jesu", 1929, bei Adolf Klein, Leipzig, C 1, Mark 2.50, 150 Seiten.

Digitized by Google

Leben auf die Abiponen ausübt, ist viel zu groß, als daß sie von diesem Glauben abließen, und zwar nur deshalb, weil sie vielleicht ein Europäer ausgelacht hat!

Und machen wir uns nichts vor! Auch unsere Religionen sind auf der Lösung des Todesproblems aufgebaut. Nur ist man in den „höheren" Kulturen so klug, daß man ein „wahres" Leben *nach* dem Tod erfindet und dieses in ein „Jenseits" verlegt, so daß jede Kontrolle oder Erfahrung, die uns den Vorwurf des „prälogischen Denkens" einbringen könnte, völlig ausgeschlossen wird. Und wieder ist es die Macht einer ungeheueren Suggestion, die Androhung einer unvorstellbar schweren, ewigen Höllenstrafe, die die meisten am Jenseitsglauben festhalten läßt, auch wenn die Grundlagen dieses Glaubens durch strenge Logik und vorurteilslose Wissenschaft schon seit Jahrhunderten erschüttert worden sind. Während wir aber dem Primitiven „prälogisches Denken" vorwerfen, spricht man da bei uns im allgemeinen von „tiefer Religiosität". Hinter ein riesiges Gebäude von Dogmen verschanzen sich unsere Konfessionen, damit sie nur ja ihre Lehre vom Jenseits retten. Der Primitive sucht bei Unstimmigkeiten seine Vorurteile durch alle nur denkbaren „Ausnahmen" zu halten. Der kultivierte Primitivismus hat gegen alle etwa möglichen Unstimmigkeiten ein herrliches Geschütz erfunden: Er beruft sich auf eine „göttliche Offenbarung", die in einer „heiligen, göttlich inspirierten Schrift" niedergelegt sein soll[3]). Da wage nur einer, etwas dagegen vorzubringen. Wenn er gleich von den alten Religionsanhängern wegen „Glaubenszweifel" heute nicht mehr ernsthaft verfolgt werden sollte, so wird ihn — wie schon oben erwähnt — die ungeheuere Macht der Suggestion lange noch im Banne halten. Ob wir das nun „prälogisches Denken" nennen oder nicht, ist Geschmackssache. Jedenfalls erweist sich dieser Begriff als überflüssig, da uns ja die eingebürgerten Begriffe wie Suggestion und Aberglauben[4]) völlig genügen.

Der Missionar und Forscher Dr. J. Winthuis[5]) lehnt die Bezeichnung „prälogisches Denken" ausdrücklich ab. In einer Polemik — wohl mit Lévy-Bruhl — schreibt er (S. 83), „daß unserem Denken das primitive Denken *vielfach als unlogisch*, ja *widersinnig* erscheint, nach der eigenartigen, kollektiven Vorstellungswelt des Primitiven dieses Denken jedoch *durchaus logisch* bleibt, daß es aber, weil von unserem Denken verschieden, dennoch nicht als *prä-logisch* noch *a-logisch*, sondern als *anders-logisch* aufgefaßt werden muß. Mit anderen Worten, es ist ein Irrtum, logisch bis zur letzten Konsequenz durchgedacht". (Dieser letzte Satz der Definition ist ganz klar und unmißverständlich!)

Winthuis erzählt auch in seinem Buch (S. 80ff.) ein sehr schönes Beispiel zur „Unempfindlichkeit der Primitiven gegen den Widerspruch" und über die ungeheuere Macht der Suggestion: „Meinen schwarzen Guanatuna-Schulkindern hatte ich in langjährigem, mühsamem Unterricht zu

[3]) Vergl. dazu Schlesers Aufsatz: „Wo steht denn das geschrieben?" im 5. Heft 1937 des „Deutschen Glaubens" (Druckenmüller, Stuttgart).

[4]) Vergl. dazu das oben erwähnte Buch von Schleser, S. 1—62, und meine Aufsätze „Aberglauben im Werden" und „Aberglauben mißverstanden!" im 1. und 4. Heft, 1937, der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde.

[5]) „Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker", Innsbruck, 1931.

Digitized by Google

erklären versucht, daß so manche der ihnen von ihren Vorfahren überlieferten Anschauungen der Wirklichkeit nicht entsprechen. Im besonderen hatte ich ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß die Steinfiguren, in denen sie die Geister ihrer Verstorbenen verkörpert glaubten, die nach ihrer Auffassung so viel Unheil anrichteten, Tiere und Menschen morden und verzehren, dazu gar nicht imstande seien. Denn eine solche Figur aus Stein könne sich nicht einmal bewegen, viel weniger einen Menschen umbringen und verzehren. Der Erfolg war schließlich der, daß sie an der Richtigkeit dieser überlieferten Anschauung zu zweifeln begannen. Dann lachten sie selber darüber. Schließlich machten sich einige von ihnen, die intelligentesten, auf (es waren Knaben im Alter von 14—16 Jahren) und brachten mir eines Tages unter fröhlichem Gelächter die in weitem Umkreis berühmteste, bzw. berüchtigtste Steinfigur, to Mora genannt, zum großen Schrecken aller Erwachsenen, Männer und Frauen. Diese wurden nun nicht müde, mir ob dieser Freveltat großes Unheil zu verkünden: nicht nur würden alle meine Hühner und Schweine zugrunde gehen, sondern auch ich selbst, in dessen Zimmer to Mora Aufstellung gefunden hatte, würde dessen Ingrimm an meinem eigenen Leibe erfahren: Wunden am ganzen Körper, vollständige Erblindung und schließlich der Tod sollten der Freveltat unausbleibliche Folgen sein. — Wenn ich auch all diesen wiederholten unheilverkündenden Versicherungen stets ein fröhliches Lächeln entgegensetzte, so konnte ich doch an mir selbst wahrnehmen, wie diese Tag für Tag wiederholten Versicherungen über die außerordentliche Gefährlichkeit des to Mora von seiten so vieler, sonst gar nicht unvernünftigen Menschen — auch der wildeste Südseeinsulaner ist ein Mensch wie wir — ihren Einfluß auf mich auszuüben begannen. Schließlich drängte sich gleichsam mit Gewalt die Frage meinem Geiste auf: Haben nun alle diese Leute unrecht und bist denn du ihnen allen gegenüber allein im Recht? Der suggerierte Zweifel konnte zwar bei mir nicht Boden fassen. Aber ich gewann die Einsicht — und das war die kostbarste, aus eigener Erfahrung geschöpfte Belehrung — welche bedeutende suggestive Wirkung die immer wiederholte Versicherung vieler auf das Denken auch gebildeter Menschen ausübt, und im besonderen, auf welche Weise die Primitiven dazugekommen waren, an der Richtigkeit solcher, mit unserem prüfenden, geschulten, analysierenden Denken nicht übereinstimmenden Angaben zu glauben und daran wie an einem heiligen Erbgut festzuhalten.

„Anderseits läßt dieses Beispiel auch die Unmöglichkeit erkennen, daß der einzelne eine andere religiöse Meinung als die seiner Stammesgenossen vertrete und noch viel weniger, daß er ihr Eingang unter sie verschaffe. Sobald er nämlich seine besondere, von den anderen abweichende Auffassung zur Darstellung brächte, würden alle über ihn herfallen und ihm keine Ruhe lassen, bis er zu der alten Anschauung zurückgekehrt wäre, oder aber ihn verbannen, wenn nicht töten."

Das alles hat Lévy-Bruhl in seinen Werken übersehen. Es wäre hoch an der Zeit, von seinen Begriffsneubildungen endlich abzurücken, da er damit in all die schwebenden Fragen keine Klärung bringen konnte. Nur dadurch, daß er bei anderen Widerspruch erregte und korrigiert wurde,

Digitized by Google

kann die Wissenschaft einen Schritt weiter. Sich jetzt noch auf ihn zu berufen, bedeutet Stillstand.

Wandlungen in der Freizeit- und Festgestaltung seit 1918

Von **Franz J. Langer**, Klein-Mohrau i. M.

Wie alles im menschlichen Leben ständigen Veränderungen ausgesetzt ist, so ist es auch dem Brauchtum beschieden, daß sich in ihm das Geschehen der Zeitläufe spiegelt. Ein Aufkommen und Vergehen herrscht hier ähnlich wie in der Natur und besondere Ereignisse sind es, die den mittel- oder unmittelbaren Anstoß für wesentliche Veränderungen geben.

Betrachten wir zuerst die im Kreise der Familienangehörigen gefeierten Feste, so zeigt sich hier ein Abgleiten von umfangreichen und feierlichen Veranstaltungen, die dem Barockmenschen viel Lebensinhalt gaben, zu ziemlich nüchternen Angelegenheiten. Die Taufe, einmal ein Familienfest, das sich gewöhnlich jährlich wiederholte, bekommt immer größeren Seltenheitswert. Sie hätte eigentlich durch ihr Seltenerwerden eine Ausgestaltung erfahren können. Es zeigt sich aber, daß sie immer mehr und mehr im engsten Familienkreise gefeiert wird und nur in manchen Orten hat sich als neuer Brauch die Gepflogenheit eingebürgert, daß dieses freudige Ereignis ins Goldene Buch eines Schutzverbandes, meistens des Deutschen Kulturverbandes, eingetragen wird.

Die Erstkommunion und die Firmung hatten im heimischen Brauchtum nur geringe Bedeutung, für sie kommen durch kirchliche Vorschriften geregelte Formalitäten in Betracht. Der Erstkommunikant erhält zu diesem Anlasse gewöhnlich neue Kleider geschenkt und trägt beim Kirchgang eine Kerze, die mit Myrte geschmückt ist.

Bei der Firmung galt früher die Möglichkeit, sich in Wien firmen zu lassen, als besonderer Vorzug. Nicht nur, daß die Reise als solche die Erfüllung eines langen Wunschtraumes brachte, auch die Fahrt im blumengeschmückten Wagen durch den Prater sollte ein Ausflug ins Märchenland werden. Wenn jemand daher in oder bei Wien Verwandte hatte, dann bekamen die Eltern keinesfalls früher Ruhe, solange sie nicht die Zustimmung zur Firmung im „Wiener Steffel" gegeben hatten. Staatsgrenzen haben hier eine Scheidewand gesetzt, die derartige Wünsche seit dem Jahre 1918 als unzeitgemäß erscheinen ließen. Prag und auch Olmütz ist es bisher nicht gelungen, die Rolle Wiens in bezug auf die Wünsche der Firmlinge zu übernehmen.

Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten erweist sich ebenfalls der Einfluß der modernen Sachlichkeit als mitbestimmender Umstand. Vielfach aber bleibt man der alten Gepflogenheit treu und macht aus der Hochzeit nicht nur ein eng begrenztes Familienfest, sondern eine Feier, an der Freunde und Bekannte zahlreich teilnehmen. In einem solchen Falle wird auch das überlieferte Brauchtum genau eingehalten, oft in Form eines Kompromisses zwischen den Gepflogenheiten in den Gebieten der Braut und des

Digitized by Google

Bräutigams, wenn beide aus Gegenden mit verschiedenen Bräuchen stammen.

Von den Veränderungen der Begräbnisbräuche wäre festzuhalten, daß sich in der Gestaltung des Leichenzuges meistens Bereicherungen gegenüber früher zeigen. Bewirkt wird dies durch uniformierte Vereine, die gewöhnlich durch stärkere Abordnungen vertreten sind und im Zuge mitmarschieren. Gewöhnlich tragen sie auch ihre Vereinsfahne voran. Handelt es sich beim Verstorbenen um eine politisch tätig gewesene Persönlichkeit, so gesellen sich zu den Vereinen auch die verschiedenen Parteigliederungen.

Zusammenfassend kann bezüglich der Familienfeste gesagt werden, daß diese mehr den natürlichen, das heißt durch den Willen der Bevölkerung bedingten Veränderungen auch heute noch ausgesetzt sind. Bei einer Reihe anderer Bräuche, die meistens größere Gemeinschaften betreffen und umschließen, machen sich behördliche Einflüsse seitens der Gendarmerie und Staatspolizei immer nachdrücklicher geltend. Diese wirken sich vor allem in Beschränkungen und Schikanen gegenüber den Veranstaltern aus.

Während früher jeder volksbildnerischen Zwecken dienende Verein daran gehen konnte, das schöne und vielfach recht sinnreiche, althergebrachte Brauchtum zu pflegen, ist dies heute fast unmöglich geworden, weil jeder Veranstaltung Beschränkungen und Hemmungen auferlegt werden. Damit wird aber die gesamte Festgestaltung einer ganz beschränkten Anzahl straffgefügter Organisationen überantwortet, deren ursprünglichstes Gebiet das der Politik war. Ungewollt politisieren damit die staatlichen Sicherheitsorgane in einem unangebrachten Übereifer, mit welchem keinerlei praktischen Erfolge zu erreichen sind, eines der letzten Gebiete volksbildnerischer Tätigkeit. Dadurch ist es heute beinahe nur mehr der größten deutschen Partei im Staate möglich, das überlieferte deutsche Brauchtum zu erhalten, gegebenenfalls neu zu beleben und neue Bräuche im Volke zu verankern. Denn sie verfügt allein nicht nur über eine bis ins letzte Dorf reichende Organisation, sondern auch die Mitglieder sind mit dieser Organisation eng verbunden und an Schwierigkeiten, die ihnen von den Behörden gemacht werden, bereits gewöhnt.

Heute können wir wiederum als feststehende Tatsache mehr denn je zuvor das Bedürfnis im Volke feststellen, arteigene Sitten und Feste zu pflegen. Die Scheu, altmodisch zu sein, gilt in weiten Kreisen für überwunden; die Bereicherung des dörfischen Lebens durch eine sinnvolle Freizeitgestaltung faßt ständig stärker Fuß. Eigentlich müßten die verantwortlichen Stellen eine gesunde, begrüßenswerte Entwicklung beobachten und fördernd eingreifen, denn schließlich ist eine festesfreudige Bevölkerung Ausdruck glücklichen Zufriedenseins. Bedauerlicher Weise herrscht hier die entgegengesetzte Ansicht vor.

Die Veränderungen im Brauchtum sind nach 1918 bis ungefähr 1932/33 dadurch gekennzeichnet, daß das Althergebrachte immer mehr an Ansehen einbüßte, was manchmal auch durch besondere Umstände bedingt war. Seit dieser Zeit ergibt sich ein Umbruch zur Besinnung.

Bezüglich der Wandlungen in der Fest- und Freizeitgestaltung größerer Gemeinschaften, gewöhnlich der ganzen Dorfgemeinde, wären zu unterschei-

Digitized by Google

den Bräuche, die mehr ins Vergessen geraten, und solche, die sich mit Erfolg durchsetzen.

Die Maibaumfeiern waren ursprünglich ein allgemeines Dorffest, sie wurden aber dann ausschließlich von den politischen und gewerkschaftlichen Gliederungen der sozialdemokratischen Partei veranstaltet und sind damit zu Frühjahrsfeiern geworden, die sich nur auf einen kleinen Kreis der Bewohner beschränkten. Heute gehören sie bereits der Vergessenheit an.

Bei den Sonnenwendfeiern tritt meistens der Bund der Deutschen als Veranstalter auf. Durch Entgegenkommen der Fürst Liechtensteinschen Forstverwaltung wurde bis vor wenigen Jahren das erforderliche Reisig und Holz kostenlos beigestellt. Seit der Verstaatlichung der Wälder fallen diese Zuwendungen ganz weg und seitens der Staatspolizei wird die Einhaltung zahlreicher Formalitäten verlangt, so daß nur dort Sonnenwendfeiern abgehalten werden, wo starke Ortsgruppen bestehen.

Die Rockengänge, hervorgegangen aus den gemeinsamen Spinnabenden, wurden zu Kaffeekränzchen, die von einigen Familien abwechselnd veranstaltet werden. Diese Überbleibsel ehemaliger gemeinsamer Arbeits- und später nur Feierabendgestaltung wird heute im beschränkten Maß ohne Beachtung weiteren Brauchtums gepflegt. Für gewöhnlich werden bei diesen Zusammenkünften Hand- und Näharbeiten verrichtet und alles das, was vielleicht in der Gemeinde vorgefallen ist oder sich ereignen dürfte, wird durchgesprochen. Nur in ganz wenigen Gemeinden (Glasdörfl, Spieglitz) ist noch der Brauch üblich, einen Topf mit Asche, Sand und anderem Unrat unter die lustige Gesellschaft zu werfen. Dieser etwas derbe Scherz heißt das „Oschetoup trän" (Aschentopf tragen). Damit der Anstifter dieser Überraschung nicht seiner verdienten Strafe zugeführt wird, muß er nach vollbrachter Tat schleunigst die Flucht ergreifen.

Am Ostermontag gehen nur noch die Buben schmeckostern. Die Mädchen, denen der Osterdienstag vorbehalten ist, sind selten zu sehen. Die älteren Burschen, die damit früher gewöhnlich um die Mitternachtsstunde begannen, sind davon ganz abgekommen.

Die Feiern an Gedenktagen des Kaiserhauses schieden mit 1918 aus und wurden im Laufe der Jahre durch Staatsgründungsfeiern und Festveranstaltungen anläßlich des Geburtstages des Staatspräsidenten abgelöst. Die offiziell angeordneten und meistens auch recht offiziös veranstalteten Feiern hatten im Volke eigentlich nicht Fuß gefaßt, so daß deren Wegfall nach dem politischen Umsturze im Jahre 1918 nicht vermißt wurde. Die derzeit üblichen Staatsgründungsfeiern umfassen eine Veranstaltung in der Schule, bei welcher den Schülern die Bedeutung des Tages dargelegt wird, dann eine Festsitzung der Gemeindevertretung und Veranstaltungen durch die Ortsbildungsvereine.

Sommerfeste werden gewöhnlich von den Vereinen anläßlich gewisser Ereignisse, wie des 10jährigen oder 25jährigen Bestandes, Einweihung einer Motorspritze, Kirchenglocken usw. veranstaltet. Durch die eintönige Programmgestaltung sind sie ziemlich unbeliebt geworden und werden mehr aus Pflicht als aus Begeisterung besucht. Die aufgestellten Buden mit Würstchen, Bier, Kaffee und Kuchen, Schießstände, Glückhafen u. ä. bedingen

Digitized by Google

beinahe einen Jahrmarktsbetrieb und lassen ganz vergessen, daß es ein Volksfest sein soll.

Der Fasching ist die Zeit der Bälle, bei denen alle möglichen Vereine als Veranstalter auftreten. Sie dienen gerne zur Stärkung des Vereinssäckels und waren daher auch öfters eine Angelegenheit bestimmter Gesellschaftsschichten, insbesondere als sich die Sitte einbürgerte, die Einladung mit dem Vermerk „Nur für Geladene" zu versehen. Heute sind sie nicht mehr wie vor dem Weltkriege und auch noch einige Jahre nachher die ersehnte Möglichkeit, die Tanzlust zu befriedigen und Bekanntschaften anzuknüpfen, denn der Fünf-Uhr-Tee mit Tanz ist teilweise auch im Dorfe heimisch geworden und hat hier ebenfalls Freunde gefunden, die dann gerne auf einen ungemütlichen Ball mit recht eintönigem, vielfach nur für bestimmte Besucher vorgesehenem Programm verzichten.

Am Nachmittag des Faschingsonntages gibt es fast alljährlich eine Kindermusik. Dieser Brauch kam zwar zeitweise ins Vergessen, aber er feiert immer wieder in gewissen Zeitabständen seine Auferstehung.

Am Kirchweihtag darf auch heute der Kirmestanz nicht fehlen. An der „Fohrt", das ist die kleine Kirmes, die am Feste des Kirchenpatrons gefeiert wird, verliert die Tanzunterhaltung an Bedeutung. Desgleichen kommen auch die an diesen Tagen üblich gewesenen großen Gastereien außer Brauch. Nur an die befreundeten Familien im Nachbardorfe werden Kuchen gesandt, ähnlich wie es beim Schweinschlachten mit Würsten, Fleisch und Wurstfülle geschieht. Die Kirmesgäste setzen sich gewöhnlich aus Verwandten zusammen, wenn diese in einer Gemeinde, die an einem anderen Tage die Kirchweih hat, wohnen. Am Kirmesmontag gibt es auch Musik, manchmal wird noch Hahnschlagen veranstaltet. Das eigentliche Kirmeskränzchen wird aber am Kirmessonntag abgehalten. Der Kirmes- und der Fohrttag haben teilweise noch den Charakter allgemeiner Besuchstage bewahrt, weil an diesem Tage damit gerechnet werden kann, daß man nicht ungelegen kommt.

Während der Wintermonate bilden sich Spielgruppen, die als Liebhaberbühnen nicht nur für Unterhaltung, sondern auch für Belehrung sorgen. Durch die schulentwachsene Jugend erhalten sie ihren Nachwuchs. Wanderbühnen, wie sie vor 30 und 40 Jahren auch die kleineren Orte Nordmährens besuchten, bleiben fast ganz aus. Sie hatten ein schwieriges Leben zu fristen, viel mit Not und Elend zu kämpfen und unter ihnen entwickelten sich die bedauerlichsten Verhältnisse. Manches Lustspiel war hinter den Kulissen eine Tragödie.

Der 1. Mai samt den Maifeiern war ursprünglich eine Angelegenheit der Arbeiterschaft. Bauern und Gewerbetreibende verhielten sich diesen Feiern und den Umzügen gegenüber sehr zurückhaltend, wenn nicht gar feindlich. Seit 1934/35 ist die Maifeier zu einem Gemeinschaftsfest geworden, an welchem auch die ausgesprochensten ehemaligen Gegner teilnehmen. Als Veranstalter traten früher die sozialdemokratischen und christlichsozialen Arbeiterorganisationen auf, deren Feiern aber heute durch die Umzüge der Sudetendeutschen Partei, die weit mächtiger wirken und größere Gemeinschaften umfassen, ganz in den Hintergrund gedrängt werden.

Digitized by Google

Gemeinschaftswallfahrten und Prozessionen galten immer schon mehr als eine Angelegenheit der Frauen. Sie haben an Bedeutung eingebüßt, weil man mit den heutigen Verkehrsmitteln rascher und leichter zu den gewöhnlich abseits gelegenen Gnadenstätten gelangen kann und nicht mehr, wie früher, weite Fußwanderungen machen muß, für welche es angezeigt war, daß sich eine größere Anzahl Wallfahrer zusammenschloß. Da an den Gemeinschaftswallfahrten und Prozessionen auch sehr viele alte Leute teilnehmen, war es gewöhnlich nicht möglich, halbwegs einen Marschrhythmus zu erzielen, der besonders der Jugend abging. Schließlich übte das Motiv, daß es sich um eine Bußübung handelt, nicht genügend Anziehung auf die Jugend aus, die auch vielfach durch frömmelnden Übereifer älterer Matronen abgeschreckt wurde. Gewisse Wallfahrten sind aber ständiger Brauch geblieben, auch dort, wo sie nicht unmittelbar von der Geistlichkeit veranstaltet werden.

Am St. Martinstage sammeln die Flachsbrecher Geschenke ein. Sie gehen verkleidet und bitten bei jenen Bauern, für welche sie im Laufe des Winters Flachs brechen werden, um den „heiligen Martin", der meistens aus Äpfeln, Gebäck, Geld u. ä. m. besteht. Die Geschenke nehmen sie mit Dank und Glückwünschen für das kommende Jahr entgegen. Dieser Brauch ist in manchen Orten abgekommen. Nach Beendigung der Arbeiten im Brechhaus veranstalten die Brecher eine Tanzunterhaltung, Brecherzille oder Brecherhochzeit genannt.

Hat jemand im Brechhaus etwas zu erledigen oder auch dann, wenn er bei einem Brechhaus vorübergeht, kommt es öfters vor, daß er von den Brecherinnen angehalten wird und sich durch einen Geldbetrag auslösen muß. Ist er dazu nicht gewillt oder fällt die Gabe nach Ansicht der Brecherinnen zu klein aus, dann werden seine Kleider mit Ennen ausgestopft und er muß unter dem Gespött der Brecher und gewöhnlich auch der Schuljugend, gegebenenfalls auch anderer lieber Mitbürger, seinen Heimweg antreten.

Während die bisher angeführten Bräuche gegenüber früher Abschwächungen zeigen oder zum Teil ganz im Verschwinden begriffen sind, so finden wir, daß die folgenden Sitten und Gepflogenheiten entweder neu belebt wurden oder überhaupt neu entstanden sind.

Von diesen neu hinzugekommenen Bräuchen sind die Erntedankfeste zu erwähnen. Sie werden vom Bunde der Deutschen, der Sudetendeutschen Partei und vereinzelt auch von anderer Seite veranstaltet. Sie bekommen dadurch wohl immer mehr den Charakter einer politischen Kundgebung, haben aber rasch Fuß gefaßt und sind eine sinnvolle Form von Volksfesten geworden.

Der Muttertag ist seit Jahren ein Familienfest, das auch durch die Kirche im Gotteshause und durch die Volkstumsverbände in öffentlichen Veranstaltungen gefeiert wird. Während des Gottesdienstes nimmt der Prediger auf die besondere Bedeutung dieses Tages Rücksicht und die Gottesdienstgestaltung geschieht im feierlichen Rahmen. Die öffentlichen Muttertagsfeiern der Volkstumverbände werden mit Musik-, Gesangs- und Gedichtvorträgen umrahmt und der Festredner schildert die Bedeutung

Digitized by Google

der Mutter für die Erhaltung des Volkes. Der besorgte Unterton dieser Reden fußt gewöhnlich in der Tatsache, daß die Kinderzahl in den meisten Familien wissentlich beschränkt wird. Die Familienfeier umfaßt die Überbringung der Glückwünsche und die Bescherung. Allgemein üblich sind Blumengaben, aber auch Bäckereien und Süßigkeiten kommen als Geschenke in Betracht.

Das Saatreiten am Ostermorgen ist heute wieder ein festverwurzelter Brauch geworden, obwohl er noch vor Jahren fast ganz vergessen war. An diesem Brauch nimmt wieder die ganze Gemeinde, wenn sie sich vom Feldbau ernährt, Anteil. Die Reiter setzen sich naturgemäß aus den Pferdebesitzern, beziehungsweise deren Knechten, zusammen.

Zum Gedächtnis der im Weltkriege Gefallenen veranstaltet man am 1. November eines jeden Jahres eine Feier beim Kriegerdenkmal. In Pfarrgemeinden nimmt gewöhnlich die Geistlichkeit daran teil. Durch eine Gedächtnisrede wird die Erinnerung an das Opfer, das die Gefallenen gebracht haben, wachgerufen und das Lied vom braven Kameraden beschließt die ernste Feier.

Weihnachtsfeiern für die Schuljugend sind bisher kein ständiger Brauch. Hier liegt die Initiative bei der Schulleitung, und da kommt es viel auf den Lehrer an, ob sich ein solcher Brauch entwickeln kann oder nicht.

Das Brauchtum bei Festen und Feiern ist, wie bereits erwähnt, gleich jedem anderen Brauchtum natürlichen und künstlichen Veränderungen ausgesetzt. Die ersteren zeigen sich dann nicht nur bei den Veranstaltungen größerer Gemeinschaften, sondern auch bei solchen im engsten Familienkreise. Künstlich herbeigeführte Veränderungen werden gewöhnlich mit Widerwillen entgegengenommen und regen sonderbarer Weise zur Schaffung neuen Brauchtums an. Polizeiliche Maßnahmen können zwar der Entwicklung eine besondere Richtung geben. Diese geht aber höchst selten in der Linie des geübten Druckes und Zwanges, sondern nimmt vielfach entgegengesetzte Wege. Das Volk ist und bleibt eben ein vielseitiger Organismus, den die Bürokratie auf die Dauer nicht beherrschen kann. Hier wirken dann Kräfte des Widerstandes, die einmal geweckt, neue Gestaltungs- und Schöpfergaben erschließen.

Osterbräuche in Deutsch-Litta in der Kremnitzer Sprachinsel

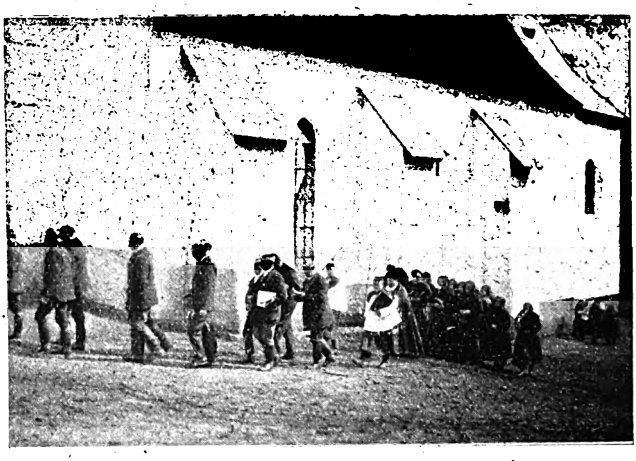
Von **Lotte Lehmann**

Mitten in die Zeit des Erwachens und Frühlings ist das Osterfest gestellt, gleichsam ein Sinnbild der Auferstehung und Überwindung harter Not. Neues Hoffen, neuer Glaube regt sich überall, ist ja der Glaube oft der letzte Zufluchtsort unserer hartgeprüften Sprachinselmenschen. So tief wird dieses Fest von allen erlebt, deshalb umgibt es auch noch reiches Brauchtum. Hier in der Sprachinsel hängt man noch fester als irgendwo an den alten Bräuchen. Hier in der Abgeschlossenheit mitten unter den

Digitized by Google

Bergen erhalten sie sich besser als anderswo und sind gleichzeitig ein Mittel festeren Zusammenhaltes zwischen den Menschen, die durch gemeinsames Schicksal aneinandergekettet wurden.

Die lange Fastenzeit, in der in jedem Hause abends unter der Führung des Hausvaters der Rosenkranz gebetet wurde, ist nun vorbei. Am Palmsonntag trägt jeder die Palmkätzchen, mit bunten Bändern gebunden, zur Kirche. Der Gemeinderat und die Kirchensänger bekommen jeder einen schönen langen Palmzweig von der Kirche geschenkt. In feierlicher Prozession gehen die Kirchensänger, jeder mit einem recht langen Palmzweig in der Hand, mit den Ministranten und dem Pfarrer um die Kirche. Daheim werden dann die geweihten „Palmen" an die Decke gesteckt, um das Haus vor Unheil zu bewahren; auch im Stalle werden einige Zweiglein befestigt, damit das Vieh gesund bleibe. Geweihte „Palmen" steckt man in das Korn-



Umzug am Palmsonntag.

feld, damit es reiche Frucht trage, und in die Gräber der Toten am Friedhofe, um ihrer zu gedenken. Abends sucht mancher Stellen auf, wo man vergrabene Schätze vermutet und betet einen Rosenkranz. Trifft man gerade diese Stelle, wo das Geld liegt, dann soll sich angeblich die Erde auftun und den Schatz bloßlegen. Man bringt diesen Brauch in Verbindung mit Judas, der seinen Herrn um Geld verriet.

In der Karwoche wird fleißig gebetet und gefastet. Man lebt hier ganz mit der Liturgie der Kirche. Am Gründonnerstag eilt man beim Glockenläuten zum Bache, um sich zu waschen. Im Frühling, wo überall neue Säfte quellen, soll auch der Bach heilbringendes Wasser führen und derjenige, der sich mit dem klaren Bachwasser wäscht, bleibt von „Grinden" und Hautkrankheiten verschont. Wenn die Glocken schweigen, werden sie durch „Schnarren" ersetzt. Die Menschen fasten bei „Schoppensuppe" (Molkensuppe) und „Grätzmehlsuppe" (Einbrennsuppe), manchmal erlaubt man

Digitized by Google

sich auch Eierspeisen. Am Karfreitag ißt man die „Steckläsupp" (Stücklsuppe aus gedörrten Apfelscheiben) oder „Bianabrei" (Birnchenbrei). Und dann ist der Osterfonntag da, wo sich die Kinder an den bunten Eiern freuen. Sie sind freilich nicht so kunstvoll wie in manchen Gegenden. Sie werden nur einfach mit buntem Seidenpapier umwickelt und gekocht. Manchmal werden auch Blättchen oder Blümchen auf das Ei gelegt, die dann weiß ausgespart bleiben.

Mit starken vollen Klängen rufen die Osterglocken am Ostersonntag zur Kirche. Reges Treiben entsteht dann auf der Dorfstraße, denn alles strömt zur Kirche. Die Frauen und Mädchen haben die dunkle langärmelige Wintertracht und die Wintertücher abgelegt und ihre schönste Sonntagstracht angezogen. Hell leuchten die blühweißen „Miederlas" (Hemd aus dem bunten Gewirr der „Broustflecke" (Leibchen) und die gefältelten weiten „Kittel" schwingen fröhlich beim Gehen mit. Alles hat sich für den Festtag schön gemacht. Womöglich muß jeder etwas Neues anhaben, das er zu Ostern das erstemal anzieht. In Tüchern oder Körben trägt man verschiedene Eßsachen wie Fleisch, Schinken, Salz, Kren und „Zeppala" (Weißbrot zum Zopf geflochten) in die Kirche zum Weihen. Alte, schöne Osterlieder klingen feierlich zu den Tönen der Orgel. Nachher werden die geweihten Speisen zu Mittag gegessen. Dann sollen nach altem Brauch Geschwister ein Osterei teilen und zusammen essen. So können sie sich nicht verlieren und im Walde nicht irregehen.

Am Ostermontag ziehen die Burschen von Haus zu Haus und „baden" die Mädchen. Vor einigen Jahren wurde das noch oft recht gewaltsam gemacht. Man zerrte die Mädchen womöglich zum Bache und tauchte sie ganz ein. Heute geht man mit einem Fläschchen „Rosenwasser" zarter um. Man will den Mädchen „den Staub abwaschen, der vom Faschingstanz an ihnen haften blieb". Mädchen, die beim Faschingstanz nicht mittanzten, wehren sich dann mit der Begründung, „daß sie ja nicht vom Tanzen staubig wären". Früher wurden auch die Mädchen mit einer achteckig geflochtenen Rute durchgepeitscht, damit sie schöner würden und gut wüchsen.

Nach den frohen Ostertagen geht alles wieder an die Arbeit. Die Saisonarbeiter reisen ab, um den Sommer über Geld zu verdienen. Denn der Boden gibt zu wenig her. Stiller und ruhiger wäre es dann im Dorfe. Aber die Kinder sorgen mit frohem Gesang und lustigem Spiel für frisches Leben.

Ein vielgerühmtes Heilkraut der böhmischen Randgebirge

Von Gymnasialdirektor i. R. **Florian Hintner**, Asch

In den Ordnungen der Natur, soweit sie das Pflanzenleben betreffen, ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade diejenigen Gewächse, die von Blumenfreunden und Blumendeutern gemeinhin für besonders schön, vornehm und wichtig gehalten werden, in der volkstümlichen Heilkunde eine ziemlich untergeordnete Rolle spielen, indes manche unscheinbare und heute

Digitized by Google

wenig beachtete Pflänzchen als große Potentaten auftreten, die zu herrschen verstehen. So haben Pflanzen mit prächtigem Farbenschmelz und berückenden Düften, Gartenschönheiten, deren Namen schon für unsere Zeit Arom und Zauberklang haben, wie Rosen, Lilien, Hyazinthen, Narzissen, Orchideen, Dahlien und Astern, und wie die Lieblinge des mondänen Geschmacks noch heißen mögen, Blumen, die zahlreiche Gäste von weit und breit zu sich einladen und eine reichlich mit wohlschmeckender Speise und köstlichem Nektar besetzte Tafel für sie bereit halten, Pflanzen, in denen sich alles vereinigt, was lieblich und anziehend machen kann: Schönheit, Kraft und geheimnisvolle Eigenart, zwar als Symbol- und Wappenpflanzen zu allen Zeiten Geist und Gemüt des Volkes reichlich beschäftigt, aber heilkundlich gewürdigt, stehen sie weit zurück hinter einer Klasse von unscheinbaren Kräutern mit zartgeformtem, bescheidenem Blütenbau und geringem ästhetischen Wert, die auf dem Gebiete der Volksmedizin führende Mächte sind, kleine Tyrannen, die sich im Laufe der Zeiten die Menschheit untertan machten und den Sinn derer gefangen nahmen, die in die Geheimnisse der Heilkunst drangen und sich in das innerste Weben und Ineinanderleben der Naturdinge vertieften.

Da ist z. B. ein ganz unscheinbares und dabei doch überaus interessantes Geschlecht von Pflanzen, das sich mit besonders freudigem Wachstum überall in den nord- und westböhmischen Randgebirgen, besonders häufig im Erzgebirge und im Böhmerwalde, einstellt, vom kleinen Ascher Ländchen gar nicht zu reden, wo sie geradezu Typuspflanzen sind, die Gruppe der Fingerkräuter (Potentillen) und Blutkräuter (Tormentillen), eine Sippe, bei der ein den Rätseln und Wundern des Pflanzenlebens nachspürender Forscher mehr auf seine Rechnung kommt als der bloße Schönheit und Lieblichkeit suchende Naturfreund. Sie haben in ihrem Blütenbau und teilweise auch in ihrer Blätterbildung große Ähnlichkeit mit der Erdbeere. Ja, bei einer Art geht diese Ähnlichkeit so weit, daß Karl v. Linné, der Vater der klassifizierenden und philosophierenden Botanik, sie als „unfruchtbare Erdbeere" bezeichnete.

Aus der unerschöpflichen Sippe der Finger- und Blutkräuter, die den Menschen eine große Zahl geschätzter Heilpflanzen geliefert hat, deren Wirkungen freilich in vergangenen Jahrhunderten beträchtlich übertrieben wurden, sei im folgenden der im Volksansehen die vornehmste Stelle einnehmende Vertreter herausgehoben, eine sehr zart gebaute Pflanze, die früher allgemein zum Potentillengeschlechte gerechnet, von Scopoli und Linné aber mit einem ihrem alten Speziesnamen nachgebildeten Gattungsnamen belegt wurde: die als wunderbares Heil- und Zauberkraut weitbeschriebene Tormentilla erecta L. oder Potentilla tormentilla, bzw. Potentilla procumbens Sibth., zu deutsch Blutkraut, Ruhrkraut, Blutwurz oder Ruhrwurz genannt.

Die Pflanze lebt meist sehr zerstreut, stellenweise aber auch sehr gesellig auf Heide- und Magerwiesen, Flach- und Hochmooren, Ackerrainen, in Lichtungen feuchter Laub- und Laubmischwälder, an Wegrändern und Straßengräben, die nicht übermäßig vom Verkehr überflutet werden; ja die kleinen Kräutlein schießen mitunter sogar auf der festgetretenen Fahr-

Digitized by Google

bahn zwischen und hinter den Pflastersteinen lustig hervor, und wo sie sich ungestörter entwickeln können, wie in der Nähe von Gehöften und Gartenzäunen, ja sogar auf Komposthaufen, kurz, überall, wo organische Überreste, Wirtschaftsabfälle usw. den Boden kräftiger düngen und ein größeres Maß von Salzen vorhanden ist, auf Schutt- und Trümmerstätten, treten sie in einer gewissen Üppigkeit auf und führen, weite Strecken besiedelnd und sogar Rasen bildend, ein fröhliches Leben, weil das Weidevieh den gerbstoffhältigen Kräutern gern aus dem Wege geht. Von den echten Potentillen unterscheidet sich dieser in unseren Grenzbergen allüberall blühende Rosenblütler durch die meist vierzähligen Kelch- und Kronblätter (bei den Fingerkräutern stets zu 5) sowie durch ein dickes, zylindrisches oder knollenförmiges, dunkel-rotbraunes Rhizom, das im Durchschnitt einen blutroten Stern aufweist und reichlich Gerbsäure und Chinovasäure enthält. Weil aber diese Unterscheidungszeichen im vegetativen Aufbau von manchen Botanikern nicht beständig genug befunden wurden, hat man die Tormentille gewöhnlich mit Sibthorp mit den Potentillen vereinigt und sie die „aufrechte" oder „straffe Potentille" oder auch das „Waldfingerkraut" genannt.

Zu den 3- bis 5zähligen Blättern kommen bei der Tormentille noch zwei auffallend große, 3—5spaltig gezackte Nebenblätter, weshalb sie die alten Botaniker vielfach als „Siebenblatt" (Heptaphyllon oder Septemfolium) bezeichneten und streng von dem „Fünfblatt" (Pentaphyllon oder Quinquefolium) unterscheiden wollten. Verschanzt in der hochragenden Festung seines Ruhmes, wie in einer wohl angreifbaren, aber unerschütterlichen, durch keinen Sturm zu nehmenden Stellung, eröffnet der wackere Kräutermann von Bergzabern (Tabernaemontanus), sein lange auf der Pfanne trocken gehaltenes Pulver losbrennend, im Jahre 1664, ein Wetterschießen, das die botanische Luft reinigen sollte, damit wieder blauer Himmel über der Flur der Fingerkräuter lächeln könnte. Mit Grazie zerreißt er seine Vorgänger in der Luft, die diese Kräuter so unverantwortlich durcheinander gewirrt hätten. Temperamentvoll, wie er ist, klagt er, daß die Kräuterkunde in einen solchen Irrgarten geraten sei, daß letztlich auch die Nesseln ihre rechten Namen verlieren müßten. „Es haben alle Geschlecht des Fünffingerkrauts", stellt er, scheinbar gepanzert vom Kopf bis zu den Füßen, fest, „den meisten Theil fünff Bletter vnnd darneben fünfblättige Blumen, so das Tormentillkraut gemeiniglich sieben vnnd auch bißweilen neun Bletter hat, auch zu zeiten weniger, dieweil es aber gemeinlich den mehren Theil sieben Bletter hat, wirdt es auch von vns Teutschen vnder andern Namen Siebenfingerkraut genannt. Wann sich nun die Natur umbgeferet hat und sieben fünff oder fünff sieben seindt, so möchten diese Künstler das Krentzlein gewunnen haben. Es ist schier ein schandt, daß wir vns mit vnserem vnnützen Gezenck vnd Lappenwerck also bemühen, das Papyr beschmeißen, die zeit vnnützlich vnnd vergebenlich zubringen, gern im dunckeln vnd finstern tappen vnnd wöllen bey dem hellen Liecht nicht sehen."

Aber einer seiner Zeitgenossen, der Arzt und Prediger Hieronymus Bock (Tragus), läßt sich weder durch das Merkmal der vierteiligen Blütenkrone noch durch die Nebenblätter beirren und sagt ganz zutreffend: „Auch,

Digitized by Google

unser gemeyn Fünffingerkraut kommt ostmals mit sieben Fingern vor, gleichwie man zu Zeiten Kleebletlein findet mit vier, fünff vnd sechs Blettern. Die Natur will etwan ihr heymlich Werk beweisen, fleißig der, so es warnimpt."

Sehr wacklig ist auch die Ansicht des Tabernaemontanus, daß unsere Tormentille mit dem „Chrysogonon" des Dioskorides (Materia med. IV, 56) identisch sei. Diese Pflanze, die der kilikische Medizinmann nach nicht genannten Gewährsmännern auch „Chrysospermon", „Daspis", „Origanon", „Arkophthalmon" nennt und von der er behauptet, daß die Römer sie „Arilaria" benennen, ist zweifellos das Leontice Chrysogonum L., ein Gewächs aus der Familie der Sauerdorngewächse, das in Südeuropa und nach Sibthorp auch im Peloponnes vorkommt. Es geht zumeist unter dem Namen „fiederartiges Löwenblatt". Mit der Tormentille hat diese Pflanze, die in der Blüte der Königskerze und in der Wurzel der Weißrübe gleicht, nichts zu tun.

Von der schöpferischen Kraft der Kräutler und Simplizisten, das Fremdartige, Unverstandene Bekanntem zu assimilieren und umzubilden, zeugen aber Namen wie „Heptaphyllum", „Septemfolium", „Betularia", „Eptafilon", „Euphorbium", „Herba Tremola", unter denen die Tormentille (Tabernaemontan gebraucht die sächliche Form „Tormentill" und heute gibt es Botaniker, die das männliche Geschlecht „der Tormentil(l)" bevorzugen!) im späteren Mittelalter und noch im 16. und 17. Jahrhundert bekannt war. In den Büchern „Physika" der hl. Hildegard heißt die Pflanze „Birckwurz" und „Blutwurz", Bezeichnungen, die auch in den Kräuterbüchern des Cordus und Tragus und bei Brunfels begegnen. Im Dictionarium Latino-Germanicum des Frisius (Tiguri 1574) wird das Kraut „Bergwurz", bei Francus „Reizwurz", bei Leonhard Fuchs „Roth Heilwurz", bei Dorites „Blutbrech" und „Wolfswurz" genannt.

Die althochdeutsche Benennung lautet „sibunblat" (Diefenbach, Glossarium Latino-Germanicum, S. 274b), im Mittelhochdeutschen ist neben der Form „sibenblat" die Mehrzahl „sibenbletter" die üblichere. „Siebenfingerkraut" liest man beispielsweise im Dictionarium des Straßburger Arztes Petrus Dasypodius (Häslein), im Kräuterbuch des Adam Lonicerus, bei Caspar v. Stieler, „Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs", bei Mathiolus, „De plantis epitome" edid. Camerarius, und anderen Botanikern und Lexikographen der frühneuhochdeutschen Zeit. Eine stattliche Zahl von Volksnamen führt Tabernaemontanus für die Tormentille ins Feld: „Feigwurtz", „Hertzwurtz", „Bluttwurtz", „Rot Güntzel", „Rotwurtz", „Rotheyltwurtz", „Ruhrwurtz", „Birckwurtz" und „Heydeckern" (letztere Bezeichnung nach seiner Angabe in Sachsen üblich).

Alle diese Namen lassen uns in pflanzenanatomische, biologische, Siedlungs- und Heilwirkungsverhältnisse dieses berühmten Krautes blicken. Von Tracht und Systematik der Gattung, von Standort und Anpassung an gewisse Bodenverhältnisse, von wirkungsvollem Schauapparat der Blüte, von gemeinem Nutzen als Heilkraut, kurz: von ästhetischen, biologischen und ökologischen Verhältnissen reden diese Benennungen.

Digitized by Google

Fast dieselben Bezeichnungen des Tormentills führt Wolfgang Helmhard von Hohberg in seinem „Adelichen Land- und Feldleben" (Nürnberg, 1716), III., 1, 452b, an: „Tormentill, so man auch hertzwurtz, siebenfingerkraut, feigwurtz, rotgüntzel, rotwurtz, rothe heilwurtz, ruhrwurtz, birckwurtz und heudecker nennet."

Auch heute findet man in deutschen Landschaften noch eine Menge volkstümlicher, an bekannte vegetative und kulturgeschichtliche Verhältnisse der Pflanze anklingender mundartlicher Benennungen. „Tormentille" oder „Tormentill" hört man eigentlich nur in der Schule und im Munde zünftiger Botaniker; das Volk in Westböhmen heißt unser Gekräute „Blutkraut" oder „Ruhrwurz" (vgl. Köferl, Unser Egerland, V. Jahrg., 1906, S. 222), auch in Thüringen, Hessen und Sachsen „Blutkraut", in Schlesien und in der Lausitz „Reiz", „Reizwurz" oder „Nabelwurz", in vielen mitteldeutschen Gegenden „Hühnerwurz", in Niederdeutschland „Honeswurz", „Huneswort", „Huswort", in Österreich „Ruhrkraut", in der Schweiz „Ruhrwurz" und „Rotwurz", im Pongau und Lungau „Kreuzblümel", in Vorarlberg und St. Gallen „Bluatworz", in Württemberg „Ruhrwurz" und „Rotgünsel", in Oldenburg, der Altmark und in Göttingen „Heideckern", in Rendsburg „Heideckerwortel", in Ostfriesland „Mooreckel", in der Eifel „Teufelsabbiß", im Rhein- und Aaregebiet der Schweiz „Turbatik", in Ober-Toggenburg „Terbatill", in Tirol „Gansbleaml" und „Schmalzbleaml", im Böhmerwald „Bauchwehkraut". Aus älterer und neuerer Apothekersprache wären noch die Bezeichnungen „Sigwurz", „Shgewurz", „Turnella", „Birgwort", „Friwurz" und „Frizwurz", „Sibenblatt" sowie das „Tematienpulver" (für Wundpulver aus Tormentillenwurzeln) zu erwähnen.

Läßt man alle diese Namensformen an seinem Geiste vorüberziehen, so bekommt man eine Vorstellung, welch ungeheueren Volksansehens sich das liebe, zarte Frühlingsblümchen mit dem dünnen und aufsteigenden Stengel, der aus einem fingerdicken, meist ganz unter Gras, Moos oder Heidekraut versteckten Wurzelstock herauswächst, zu allen Zeiten erfreute, wieviel über das vielerprobte Heilkräutlein geforscht, gedacht und erzählt wurde, kurz: mit wieviel tausend Gefühlsfäden das unscheinbare Gewächs mit unserem Volksleben in seinen Höhen und Tiefen zu allen Zeiten verbunden war. So ist denn dieser kleine Machthaber der Heilkunde sozusagen mit beiden Füßen zugleich in die Welt des antiken und deutschen Sprachlebens hineingesprungen und in den verschiedensten Idiomen der lebendigen Sprache unseres Volkes, in der unser Volkstum wurzelt und aus der es immer neue Kraft gewinnt, schöpferisch wirksam geworden.

Wie der gottbegnadete Lehrer, der in der Schule oder bei Gelegenheit von Lehrausflügen und Schülerwanderungen solches Sprachgut, in dem eine erstaunliche Fülle völkischen Lebens und Strebens aufgespeichert ist, ausmünzen und damit wie mit einem Zauberstabe verstecktes Leben aufwecken kann zu sprühender Wirklichkeit, so kann der biologisch geschulte Naturfreund durch ein bißchen tieferes Eindringen in die Lebensäußerungen der Pflanze, ihre Beziehungen zur Tier- und Menschenwelt, ihre Nutzbarkeit und ihr Auftreten in Glauben und Brauch des Volkes jung und alt zwanglos in das stille Weben und Zusammenleben der Naturdinge ein-

Digitized by Google

führen und damit ein weites Feld herzerfreuender Beobachtungen und Studien für seine Umgebung eröffnen.

Was könnte ein Pflanzenkenner, der sich mit den Blumensprößlingen des Waldes und der Heide aus biologischem Interesse beschäftigt, seinen Schülern auf der Egerländer Waldwiese, wo alles so lieb und traut, so feierlich und märchenstill vor ihren Augen liegt, von den schönen, gelbblumigen Pflanzenlieblingen aus dem Fingerkräutergeschlechte darbieten, um seinen Unterricht mit einem warmen Gefühl zu durchtränken, zu einem lebenbereichernden zu machen! Ich meine, gar viel und vielerlei. Versetzen wir uns an einen Weg in der Waldlichtung oder an einen Hang, wo Kartäusernelken angezündet sind, der Vogelknöterich seine langen, dünnen Ranken treibt und Ehrenpreis und goldblumige Potentillen, die Herolde der schönen Jahreszeit, mit erschrockenen Äuglein den Wanderer ansehen. Alles ist kirchenstill und zur Andacht stimmend bis auf fernes Lerchengetriller und Fliegengesumm oben in den Wipfeln, wo es in tiefen Melodien brummt. Da lassen sich wohl einige Stimmen der Natur vernehmen. Was können sie uns Menschen der neuen Zeit sagen, was für biologische Probleme vermögen sie aufzurollen? Da fällt unser Blick nicht zuletzt auf eine niederliegende Tormentille (Potentilla procumbens Sibth. = Tormentilla reptans L.). Betrachten wir das unscheinbare Kind Floras, das wohl niemand für würdig hält, eine Tafel oder einen Blumentisch zu schmücken. Die Bewohnerin des Wiesenhanges und Straßenrandes zeigt den Habitus einer „Trampelpflanze": ein niedriger Stengel, an dem fünf- oder siebenfach geschnittene Blätter sitzen, drückt und schmiegt sich demütig dem Boden an, wie wenn er sich vor dem schweren Tritt der über das Pflänzlein Hinschreitenden verbergen und verkriechen wollte. Schon im Wuchse prägt sich die Kargheit des Bodens, des Ackerrains und Grabenbordes, aus: das Pflänzlein ist klein geblieben und wie die meisten seinesgleichen zart-filzig behaart. Ist dieses Haarkleid Sonnenschirm oder Transspirationsschutz? Die Forscher sind nicht einig über diese Frage. Ganz im Gegensatze zu den unscheinbaren oberirdischen Teilen dieser Kräuter ist das Wurzelwerk übertrieben entwickelt. Der Wurzelstock greift weit aus, trägt Knollen und Knoten und sucht sichtlich die wasserhaltige Tiefe. Dies und die ausdauernde Tracht des Rhizoms (als Überwinterungsorgan und Speicher ist die Wurzel dieser Gewächse unverhältnismäßig dick!) ist für den Kenner ein Fingerzeig für die wunderbare Anpassung an xerophile, d. h. trockene Wärme liebende Lebensweise. Weil das Tormentill eine auf trockene Standorte angewiesene Landpflanze ist, bedarf es einer Einrichtung, die auf Hemmung der Wasserabgabe berechnet ist. So zweckvoll eingerichtet, züchtet sich das Pflänzlein unbewußt den Verhältnissen des Wegrandes zurecht!

Das süße Blumengesichtchen — die Gestaltungskraft des zarten Rosenblütlers zeigt ja eine volle Harmonie und kommt dem Idealtypus der Blütenpflanzen ziemlich nahe — bleibt von diesen Anpassungen unberührt. Die goldgelbe Blüte, die sich im Spätlenz und Frühsommer öffnet, ist bei allen Fingerkräutern und Blutkräutern zwittrig ausgebildet und trägt nebst einer stattlichen Zahl Fruchtblätter etwa 20 kelchständige Staubblätter. Da beide zu gleicher Zeit reifen, ist der Selbstbestäubung Tür und

Digitized by Google

Tor geöffnet. Die Anmut der schmachtend-bleichgelben Farben, die blendende Schönheit der keuschen Blüte sind freilich auch nicht zu verachtende Lockmittel, durch die unbewußte Triebe des Insektenvolkes angezogen werden, und da am rotgelben Ring der inneren Kelchwand auch manches Tröpflein Nektar kredenzt wird, wimmelt es ganz lustig von Fliegen und Immen und Faltern, die sich vom Magneten der mit prächtigem Schauapparat lockenden Blüte mechanisch und willenlos anziehen lassen. Aber das Pflänzchen, das nächtens ihr Honigschüßlein schließt und auch an regnerischen Tagen zum Teil geschlossen bleibt, braucht diese taumelnden Gäste, deren Sinne sein Duft und Honig kitzelt, eigentlich gar nicht, da ihm die Selbstbefriedigung so leicht gemacht ist.

Eine wunderliche, in alle Tiefen der Anpassungslehre hineinlangende Erscheinung bieten auch die Früchte der Fingerkräuter und Tormentillen. Sie gleichen ganz und gar den kleinen, feinen Nüßchen der Erdbeere, sind bald glatt, bald bekörnelt-rauh und runzelig, bleiben aber trocken und unansehnlich und entbehren der fleischigen Anschwellung des Blütenbodens. Warum? Sie haben es ja nicht nötig, sich von Vögeln verbreiten zu lassen, sondern sind windblütig, d. h. sie überlassen ihre Fortpflanzung dem Winde. Und da steht eine Frage auf, die uns in Herz und Kopf brennt: Was war früher da, der Herbstwind, der die Nüßchen über Feld trieb und verstreute, oder die Anpassung des kleinen Blümchens an die Lebensnot seiner Umgebung? Und welcher Zufall mag der Pflanze zu Hilfe gekommen sein, daß sie sich aus einer windblütigen zur schönblütigen Insektenblume umzüchten konnte, oder umgekehrt: welche Hand hat sie dazu geführt, den Blumenstaubräubern, die ihre Vorratskammern plünderten, einen Damm zu setzen und ihre kostbare Fortpflanzungssubstanz dem unsicheren Vehikel des Windes anzuvertrauen? — —

Man sieht: zur Entscheidung der Anpassungsfrage könnte man aus dem vergleichenden Studium der Fingerkräuter und ihrer Vettern wichtige Anhaltspunkte gewinnen. Im lieben Blumenantlitz der Tormentille erscheint da ein neuer Zug und auf den Kampf ums Dasein fällt versöhnend ein milderes Licht. Der Gewalt und harten Notwendigkeit steht in dem kleinsten und schwächsten Gekräute eine in zweckmäßigem Tun und Verhalten sich kundgebende Anpassung und Hilfe gegenüber, die die Quellen der Schönheit und die Nahrungsspeicher der Fülle im Pflanzenreiche sind.

So viel von den gewiß lehrreichen Lebensäußerungen der Tormentille und ihren Beziehungen zur Tierwelt. Ein noch viel reicheres, fast unerschöpfliches Gebiet erschließt sich, wenn man von den Beziehungen zur Menschenwelt sprechen will. Wer einmal die Lebenseinheit von Mensch und Pflanze in der Einsamkeit des Waldes oder auf blumiger Flur gefühlt hat, für den sind Pflanzen, wie das Blutkraut und seine Verwandten, keine bloßen „Naturgegenstände", die fein säuberlich mit einem Namen zu versehen und an einem bestimmten Platz des Systems der Lebewesen einzureihen sind, sondern Erdgeschwister des Menschen, brennende Geheimnisse, schöpferische Rätsel, geistgetragenes Leben. Er verspürt es in solchen gesegneten Stunden, daß die Natur voll kosmischen Hauches und voll Denk-

Digitized by Google

mäler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung ist. Und er vernimmt den tiefsten Sinn aller Erscheinung.

Inbrünstiges Naturdurchdringen und sehnsüchtiges Aufgehen in der wundererfüllten Welt, ein Aufschwingen zu jenem vergeistigten Denken, dem alle Materie faßbar gewordener Geist erscheint, stellt sich vor allem in den gemütvollen Beziehungen dar, die in der volkstümlichen Heilkunde und im Brauchtum des Volkes eine wichtige Seite des geistigen Sinnes einprägsam vor uns hinstellen.

Auch auf diesem Felde sehen wir, daß das Wort „Tormentille" für die Menschen Zauberklang hatte seit den Tagen, da unsere primitiven Vorfahren bei ihrer Suche nach Heilmitteln alles Pflanzliche in den Mund nahmen und so mit der Wirkung der Gewächse auf die Lebensvorgänge im menschlichen Körper bekannt und vertraut wurden. Narkotisch wirkende, stopfende, deckende und heilende Kräuter, wie unsere anspruchslose Wegblume, erschienen von jeher als Sitz geheimnisvoller Kräfte und Potenzen und traten im volkstümlichen Glauben und Brauch fast idolhaft verklärt hervor.

Ein vielverbreitetes Kräuterbuch des 16. Jahrhunderts nennt die Ruhrwurz eine „herrliche, heylsame und gebenedeyte Artzeney" und bringt viele Seiten lange Aufzählungen von Leiden und Krankheiten, die unser Kräutlein, dieses überall und immer helfende Allerweltsheilmittel — „Herba omnimedens" oder „omnimorbium" nannten die Römer so einen volksmedizinischen Tausendsassa, Alleskönner und Hans Dampf in allen Gassen — heilen soll. Namentlich sagen die alten Botaniker und Pharmakologen dem Tormentill, diesem Ausbund von Milde, Linderung, Asepsis und Prophylaxe, nach, daß es alle Krankheiten, die „von Flüssen kommen", verhüte, die „böse Contagion der Franzosenkrankheit" (Syphilis, seit dem 15. Jahrhundert „Morbus Gallicus" genannt) nicht nur verbessere, sondern von Grund aus heile, gegen fallende Sucht, Schwindel, Kopfweh und Hüftweh, Zipperlein und Gliedsucht, „Gegicht der jungen Kinder" helfe, Lungengeschwüre zerteile und der Schwindsucht mit Erfolg begegne. Das Siebenblatt bewahre „die guten Feuchten" vor Fäulnis und trockne die bösen aus, treibe „alles Gift, man hab's gleich gessen oder getruncken", und „alle Pestilentzische Vergifftung" durch den Schweiß aus. Es habe eine verborgene und heimliche Kraft, das Herz und andere innere Organe zu stärken, jeder Art von Vergiftung und schlimmer Seuche, auch der Pest, vorzubeugen, oder, wenn man schon davon ergriffen ist, sie unfehlbar auszutreiben, gegen „alle Durchläuffe und Bauchflüß, rot und weiß", Ruhr, Stuhlzwang, Verstopfung und sonstige Darmerkrankungen sichere Hilfe zu bringen. „Etliche nemmen", sagt der alte Praktiker von Bergzabern, „allein die rot Tormentillwurtzel zu der Roten Rhur, vnnd die bleich vnnd weißfarb ist, zu der weißen Rhur vnnd andern gemeinen Bauchflüssen oder durchläuffen." (Man sieht, daß man der Farbe der Heilkräuter in jenen Tagen einen wesentlichen Einfluß zuerkennt.)

Auch dient das Tormentill wider die Gelbsucht, „so durch Gifft jren vrsprung hat", und treibt die Spulwürmer aus dem Leib. Das Kraut behebt den „Vnwillen vnd das Kotzen, so von der Cholera kompt", dämpft

Digitized by Google

Fieber aller Art und stillt den unmäßigen Blutgang der Frauen, stärkt die Frucht im Mutterleibe und verhütet jedwede Mißgeburt. Es hilft wider den weißen Mutterfluß der Weiber, „das weiß Gesicht oder die weiß Zeit genannt", verzehrt die überflüssige Feuchtigkeit des Uterus und macht sterile Frauen geschickt zur Empfängnis, so daß „die schlüpfferige Mutter den Samen behalten kan vnd nicht wider außschüttet".

Die gepriesene Rotheilwurz treibt verstandenen Harn fort, heilt Bisse von Schlangen, Nattern und Zieselmäusen und ist der probateste Heiltrank bei Verwundungen durch Hieb und Stich. Und bei diesem Punkte kann man wieder einmal sehen, wie der wackere Tabernaemontan seinen vermeintlichen Widersachern, den Marktschreiern und Quacksalbern jener Tage, gegenüber die Faust nicht nur in der Tasche ballt, sondern sie ihnen, gar bösartig aufbegehrend, direkt unter die Nase hält. Man sieht den guten Mann förmlich auf den Tisch schlagen, wenn er sagt: „Es ist auch die Tormentill ein vberauß vnd fürtreffenlich Wundkraut, sol billich nicht allein zu allen Wundträncken, sondern auch zu den Pflastern vnd Wundtsalben genommen werden, dann sie säubert vnd heylet alle Wunden vnd alle flüssige Schäden, in Wein oder Wasser gesotten, dieselben darmit gewaschen vnd das Pulver dareyn gesäet; vnsere Bartscherer, Bader vnd dergleichen vermeinte Wundtärtzt solten dieses vnd dergleichen Kreuter gebrauchen, ire Wundtsalben vnd Pflaster darvon machen; aber sie thun wie die vnverständigen groben Eselsköpff vnd wöllen bey jrer geelen, grünen vnd roten Wagenschmier bleiben, vnd ob man schon diesen Messerschleiffern, Schatthütmachern vnd Baderknechten von diesen vnd andern heylsamen Kreutern vnd Wurtzeln etwas in der Wundartzeney vorschlegt, zu einer vnderrichtung, darmit sie ein kurtzen, schleunigen weg vnnd Methodum haben können, jhre Verwundten ohne die gemeldten Karchschmierpflaster (Wagenschmierpflaster, von Karch = Karren), langes schmieren, corrodieren (zerbeizen) vnd ätzen, zu fürdern vnd der heylung zu helffen, auch vielen vnd großen Vnkosten zu ersparen, werden solche stoltze, vnerfahrene vnd vnwissende Eselsköpff, die sich dafür halten, als wann sie alle Künst gefressen hetten, entrüstet, sintemal sie solches in den Scher- oder Badstuben nicht gesehen haben, bleiben also Bartscherer, Baderhütmacher, Leutverderber vnd grobe, vnverständige Tölpel vnnd Eselsköpff, schmieren heutwer als fernig ymmer fort, wie man die Stiffel schmieret, vnd wann sie gleich lang schmieren, so ist doch den armen verwundten vnd schadhafften Menschen damit nicht geholffen vnd werden viel Menschen verderbt, die Krippel müssen bleiben biß in jre gruben, aber solchs alles ist der Oberkeit schuld, deren gebürt, ein auffsehens darin zu haben, dann man sonst wol ander Leutn haben köndte, die diese Sachen verstehen vnnd solche Badehütleinmacher, gemeine Bartscherer, Heckenärtzt, alte Weiber, Spinnenfresser, Henckersbuben, Juden, außgelauffene Pfaffen vnd dergleichen Landt- vnd Leuthbetrieger abschaffen vnd sie zu keiner Cur nicht zulassen, der edlen vnd thevren Kunst der Artzeney zu verkleinerung, schmähung vnnd lästerung, welches dann beydes der Göttlichen Schrifft vnd den Keyserlichen Rechten zuwider ist."

Eine fulminante Rede pro domo, das muß man sagen. Und ein kulturhistorisches Dokument dazu. Hier ist einmal eine Auflehnung, eine Unzu-

Digitized by Google

friedenheit tapfer genug, laut und deutlich herauszureden. Einer, der sich ausschüttet, wenn ihn der Ärger und der — Kunstneid packt. Auch in anderen Kräuterbüchern jener streitbaren Zeit geht der Verdruß und die Erbitterung in der Stille umher, sozusagen, geflüstert. Aber hier ist ein Deutscher, der es wagt, ein lautes Wort zu sagen. Selbst in dem Falle sollten wir dem Manne danken, wenn er nur für sich selber kämpft. Flößt es doch immer Ehrfurcht ein, wenn ein Professor auch ein Konfessor ist und als wissender und erfahrener Mann einmal zu reden anfängt und sich auflehnt gegen die, die nichts können.

Doch wir irren zu weit von unserem Wege ab. Die Lobpreisungen des geliebten Heilkrautes, dessen „nicht auszugründende noch zu beschreibende Wunderkraft" hervorzuheben Tabernaemontanus nicht müde wird, wollen nicht abbrechen. Gegen Kröpfe, Knollen und Geschwülste, Härten der Haut, Blutunterlaufung wird Kraut und Wurzel über den Schellenkönig gelobt. Lendenbäder aus Tormentillkraut und -Wurzel stillen den Fluß der „Goldenen Ader" (fließende Hämorrhoiden). Gegen Augenleiden und Nasenbluten, wackelnde Zähne, üblen Geruch des Mundes und Zahnfleischgeschwüre ist das Tormentill ein vielangewendetes Heilmittel. Bei Fieber wird empfohlen, dem Kranken Tormentillkraut unterzulegen, daß er darauf schlafe, oder es ihm in die Schuhe zu schieben, daß er darauf gehe. Wider den „Schelm" des Rindviehes (Rinderpest, Viehseuche; nach süddeutschem Volksaberglauben ein dem Pestmann ähnliches Gespenst, Personifikation der Seuchen) und das Geifern der Schafe (eine Sucht, bei der den erkrankten Tieren der Schaum aus dem Munde dringt), Keuchen und Lungensucht der Pferde wird es gleichfalls mit Erfolg angewendet.

Kurz: die Kraft und Wirkung der Tormentille empfindet der dithyrambische Lobredner Tabernaemontan als ein rätselhaftes, von unvergänglichem Adel und Zauber überglänztes Phänomen seiner zeitgenössischen Heilkunst, „dann es seindt noch viel verborgener heimligkeiten in dieser Wurtzel, die wenigen bekannt und offenbar seindt, sondern allein noch täglich durch die erfahrung mit der vbung erlernet vnd bekannt werden, die vorhin nie in keinen Geschrifften gefunden worden."

So ist denn das Tormentill mit seinen zierlichen gelben Blütensternen und der knorrigen, braunroten Zaselwurzel, die frisch geschnitten im Dunklen in Blutfarbe leuchten soll, wie neuere Medizinmänner herausgefunden haben, ein wahres Gottesgnadenkraut, ein Sinnbild heilkundlicher Hilfe in höchsten Leibesnöten, in „Pestilentz", und wäre es auch in „Sterbensläufen", für die leidende Menschheit geworden. Sie ist die Pestabwehrpflanze des späten Mittelalters im Vorzugssinne des Wortes; wer in der Frühe eines Tages ein Pülverchen aus Tormentill, Judenapfel (Citrus decumana, gewöhnlich Paradiesapfel oder Pompelmus genannt) und Cardenbenedikten-Samen (Cnicus benedictus, Benediktendistel oder Bitterdistel) in Haselnußgröße zu sich nimmt, ist nach einem weitverbreiteten Volksaberglauben, den auch die Kräuterbücher gelegentlich verzeichnen, denselben Tag vor der Pest gefeit. Man kann kein Arzneibüchlein, und wäre es das schmalste und dürftigste, aufschlagen, in dem im Zusammenhange mit der

Digitized by Google

Pest nicht auch die Tormentille erwähnt und gerühmt wäre. Mit einer fast schmerzenden Regelmäßigkeit begegnet man den übertriebensten Lobpreisungen dieses Krautes. Es ist eine der Sensationen der älteren deutschen Volksmedizin.

Darum knüpft sich auch mancher Brauch und manche sagenhafte Mär an dieses Blümchen. In vielen Orten Hessens zogen früher die Mädchen am Morgen des Himmelfahrtstages vor Tag und Tau aus, um, wie sie vorgaben, das „Gekräuter" zu suchen. Man verstand darunter besonders das Ruhrkraut und die Manneskraft (Geum urbanum L., meist Nelkenwurz oder Benediktinerkraut genannt). Diese vor Sonnenaufgang gepflückten Kräuter standen in dem Rufe, besonders heilsam für das Stallvieh zu sein. In manchen Gegenden des böhmischen und sächsischen Erzgebirges legt man das Blutkraut dem Vieh im Stalle unter die Füße, um es vor der Maul- und Klauenseuche zu bewahren. Damit eine trächtige Kuh ihre Leibesfrucht austrage, soll die Frau des Hauses dem Tier einen Aufguß von der Tormentille eingeben und es dann im Nachtkleide oder noch besser völlig unbekleidet um den Misthaufen führen. So sagt man in manchen Ortschaften des Eulengebirges, im nördlichen Isergebirge und im Altvatergebirge des Mährisch-schlesischen Gesenkes. In Schwaben bereitet man noch heute, wie vor drei Jahrhunderten, aus dem Blutkraut einen nützlichen Wein, der ein untrügliches Mittel sein soll, die Lungensucht zu verhüten, den Frauen das Leben des Fötus zu sichern und einer Mißgeburt vorzubeugen. Ferner soll sich der nicht unangenehm zu nehmende Trank bei mangelnder Milchabsonderung stillender junger Mütter bewähren. Im Ascher Ländchen werden manchenorts am Hl. Abend früh die Viehställe gereinigt und Asche von allerlei Pflanzen, darunter auch vom Ruhrkraut und vom Johanniskraut (Hypericum perforatum), unter das Rindvieh gestreut, „damit Kühe und Stiere feste Füße bekommen und nicht kruamm werden". Auch nach dem Kalben gibt man in der bayrischen Oberpfalz der Kälberkuh ein Büschel von an Maria Himmelfahrt (15. August) geweihten Kräutern, unter denen die Tormentille und der Himmelbrand (Verbascum Thapsus) eine größere Rolle spielen, mit einem Stücklein Brot zu fressen.

In das Gebiet der Natursage gehören die Erzählungen von der unvorstellbar großen Heilkraft des Blutkrautes zur Zeit von Epidemien, besonders der als „Pest" bezeichneten. Scheinbar rein örtlich begrenzt, in Wirklichkeit aber über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet sind Sagen der nachstehenden Art. Als im 17. Jahrhundert im Toggenburgischen der „schwarze Tod" wütete, wollte ein Mann vom Himmel eine Stimme vernommen haben, die rief:

„Eßt Tormentill und Bibernell,
So sterbt ihr nicht so schnell!"

Als in den Jahren 1348—1349 die Pest im badischen Wiesental viele Menschen dahinraffte, kam zur Zeit des größten Jammers ein Vöglein vom Himmel und pfiff:

„Äßt Durmadill und Bibernell,
Sterbt nüt so schnell."

Digitized by Google

„Durmadill" oder „Durmedill" sind mundartliche Anbequemungen an die nicht verstandene lateinische Benennung Tormentilla, der botanischen Bezeichnung des Ruhrkrautes, die das Volk in naiver, sorgloser Hingabe an den Klang ohne einen erkennbaren Grund sich zurechtgelegt hat. Nur die Gelehrten wußten, daß die im Latein des Mittelalters übliche Form vom lateinischen tormen, das „Qual", „Plage" und in der Mehrzahlform tormina, „Schmerzen im Unterleibe", „Bauchgrimmen", „Ruhr" bedeutete, abzuleiten sei und die Weiterbildung tormentum, von der der Pflanzenname unmittelbar gebildet erscheint, alles bedeuten kann, womit jemand gemartert wird, Marter, Folter, Tortur usw., woraus durch Bedeutungsverengung das Wort zur Bezeichnung alles „Schneidens im Leibe" gekommen ist. Die Bibernelle (auch Pimpernelle) ist ein Doldengewächs mit kleinen weißen Blüten (Pimpinella Saxifraga L.), dessen scharfe, aromatische Wurzel des öfteren als Arznei dient und dessen junge Blätter zur Bereitung von Kräuteressig und als Salatwürze benutzt werden. Der Name ist durch ein Verderbnis aus dem lateinischen „bipinella" = die doppelt Geflügelte (sie hat gefiederte Blätter) entstanden. Die durch die geheimnisvolle Mahnstimme des Vogels geoffenbarte Heilpflanze hilft volksmedizinisch besonders gegen angehexte Krankheiten.

Und so werden die beiden berühmten Heilkräuter in Pestsagen noch öfter als die vom Himmel beglaubigten Retter in höchster Not gepriesen. Daß das so viel gerühmte Ruhrkraut auch gegen Viehseuchen sehr wirksam war, wissen wir aus den Zeugnissen der alten Kräutermänner. Aber auch eine ostpreußische Sage bezeugt es, die Heinrich Marzell (Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben, Leipzig, 1922, S. 90; derf. in: Deutsche Gaue, XV., 1914, S. 151 f.) mitteilt; bei einem großen Viehsterben sei eine Stimme aus der Luft erschollen, die den Rat laut werden ließ:

„Nehmt Bibernell und Armetill (= Tormentill),
wer sein Viehchen retten will!"

(Vgl. Treichel, Armetill, Bibernell und andere Pestpflanzen, 1887; Hofmann-Krayer in: Schweizer. Volkskunde, I. (1911), S. 19 f.; Lemke in: Brandenburgia, XVIII. (1909), S. 33 ff.; Jungbauer, Volksmedizin, S. 141.)

Die Jäger des Fichtelgebirges und anderer mitteldeutscher Gebirge wissen zu erzählen, daß sich das Schwarzwild mit Blutwurzkraut heilt, wenn es verwundet ist, daß die erwachsenen, sogenannten starken, groben Bachen, wenn die Stunde herankommt, wo sie ihre Jungen zur Welt bringen sollen, dieses Kraut gerne fressen, damit sie leichter werfen. Auch Hausschweinen wird da und dort in den Dörfern im Teile des Erzgebirges gegen den Sattel von Nollendorf zu ein Kränzel von Blutkräutern um den Hals gehängt, um sie vor Fehlwurf zu schützen.

In: späten Mittelalter, jener daseinsfrohen, denkträgen und von aller Zurückhaltung entblößten Epoche poetischer Verarmung, in der der Mißton einer rohen, derbrealistischen Weltanschauung alles Empfinden überklang, da man noch an die Kraft lieberweckender Tränke glaubte, zählte man unter den Zauberkräutern, die man aus neunerlei bei „Unserer lieben Frauen

Digitized by Google

Wurzweih" geweihten Kräutern bereitete, regelmäßig auch das alles heilende Blutkraut. Aber es mußte bei aufnehmendem Mondlichte gesammelt sein, weil da die Säfte im Aufsteigen sind, wenn es den schmutzigen Absichten junger und alter Liebesnarren dienen sollte.

In jenen dunklen, geistverlassenen Tagen suchte man auch die Bestandteile der merkwürdigen Wundersalbe, mit der sich nach dem Glauben des Volkes die Hexen beschmierten, wenn sie zum Schornstein hinausfliegen wollten, bekanntlich mit heißem Bemühen zu ergründen. Der berühmte und geistig verhältnismäßig freie Arzt und Philosoph Geronymo Cardano (Cardanus), der sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Lehrer der Heilkunde großer Anerkennung geistlicher und weltlicher Herrscher erfreute, kredenzt uns als besondere Haupt- und Paradefeinheit mit erheblichem Selbstbewußtsein die These, daß diese Salbe aus den Säften von Eppich, Nachtschatten, Wolfsmilch und Tormentille bereitet wurde, die man mit Ruß vermengt habe, und setzt dazu, daß diese schwarze Schmiere durch eine Zugabe von Lauch, Taumellolch und Bohnenbrühe noch mehr Kraft gewinne. In der Tat: ein Griff ins Volle, ins kompliziert Lebendige der Volksheilkunde, ein Rezept, das an Shakespeares und Goethes Hexenküchen erinnert! Man muß wirklich, angeweht vom heißen Atem eines solchen Einfalles, Helwig (Zauberarzt, S. 98) recht geben, der bemerkt, daß Frauen, die ihren Leib mit solchen Salben einrieben, von den Säften des Nachtschattens, des Taumellolches, der Wolfsmilch usw. betäubt werden mußten und daß ihnen dann wohl träumen mochte, wie sie bei Nacht in den Lüften herumführen, Saitenspiel hörten, bei vollen Tafeln säßen und — noch allerhand dazu. Es brauchen keine Geister dazuzukommen, die genannten Pflanzen genügen vollständig dazu.

Nach diesem flüchtigen Rückblick in die graue Vorzeit wenden wir uns wieder der lichteren und fröhlichen Gegenwart zu. Es gibt auch heutzutage nur wenige Pflanzen, die sich so wie die Tormentille rühmen können, in dem Rufe zu stehen, gegen ein wahres Heer von Krankheiten helfen zu können. Mehr und mehr ist in den letzten Jahren wieder die alte Naturheilkunde zu ihrem Recht gekommen und mit ihr Dinge, die das Volk seit grauer Zeit schätzte, während die approbierte Wissenschaft sie einigermaßen scheel ansah. Und so kommt man immer wieder darauf, was das seit alters her so laut beschriene Tormentill für ein merkwürdiges Geschöpf ist. Von dem fingerdicken Wurzelstock, von dem man sich im westlichen Teile des vogtländischen Erzgebirges, den man früher gemeinhin als Elstergebirge zu bezeichnen pflegte, ebenso wie in den angrenzenden Dörfern des ascherländischen Elstertales, gern erzählt, daß er, frisch geschnitten, im Dunklen leuchte, was neben der Blutfarbe den Glauben an die unvergleichliche Heilkraft der Pflanze wesentlich erhöht haben mag, den gestielten Wurzelblättern und den sitzenden Stengelblättern bis zur beblätterten, gipfelständigen Traube mit den kleinen goldenen Blüten ist alles an dem Kraut wunderbar und von erprobten, zauberhaften Wirkungen. Die Wurzel schmeckt wegen ihres Gerbsäuregehaltes bitter und zusammenziehend und gilt in weiten Teilen des Egerlandes und Ascher Gebietes als vorzügliches magenstärkendes Mittel. Man zerschneidet in den besagten Gegenden in der Regel

Digitized by Google

die sorgfältig gewaschene, frische Wurzel, tut sie in eine Flasche und übergießt sie mit gutem Branntwein oder Weingeist und läßt die Flasche einige Wochen zugekorkt an einem warmen Orte stehen. Dann zieht man den Auszug auf Flaschen und stellt ihn für den Gebrauch kühl. Der als besonders heiltüchtig geltende rote Branntweinauszug gilt als magenstärkend und heilend bei nicht chronischen Darmkatarrhen, Durchfällen und durststillend bei anstrengenden Wanderungen. Der Extrakt ist in Form von Tee, Aufguß, Tinktur bei entzündlichem Schleimfluß aus der Nase, der Luftröhre, dem Harnkanal und Mastdarm, bei Blennorhöe, chronischer Gonorrhöe und Blutungen aller Art sowie als Mundwasser gegen Entzündungen nutzbar anzuwenden.

Der früher als Radix vel Rhizoma Tormentillae offizinelle Wurzelstock des Krautes enthält reichlich Tormentillgerbsäure und Chinovasäure, ferner Chinovin, Gummi sowie das in der Färberei bekannte Tormentillrot. Das „Miraculum naturae", wie ein alter deutscher Kräutermann die Tormentillwurzel nannte, wird außerdem in Pulverform oder als destilliertes Tormentillwasser gegen Kopfweh, Epilepsie, Eingeweidewürmer, Syphilis und die verschiedenartigsten Infektionen, Vergiftungen und Blutungen angewendet.

Im hochgelegenen Winkel zwischen Spieglitzer Schneeberg und Gesenke in Mähren soll man in alter Zeit aus der abgekochten Wurzel der Tormentille einen berauschenden Wein hergestellt haben, der von dem weiblichen Geschlecht gern getrunken wurde und die nützliche Nebenwirkung hatte, schlank zu machen.

Großes Ansehen genießt das Blutkraut in mehreren Gegenden des südlichen Böhmerwaldes. Wie schon der dort gangbare Name „Bauchwehkraut" beweist, hilft es nach dem dortigen Volksglauben vor allem gegen Ruhr, nicht nur in dem Sinne, daß man unter dieser Bezeichnung einen harmlosen Darmkatarrh mit schmerzhaftem Stuhlgang versteht, sondern in streng medizinischer Bedeutung, die eine allgemeine Infektion des Körpers mit diesem Worte begreift, Durchfälle mit heftigen, anhaltenden, kolikartigen Schmerzen, die eine quälende Höhe erreichen und die Erkrankten infolge der vielen Ausscheidungen blaß und matt, den Puls klein und sehr beschleunigt machen. Ein Tee aus der abgekochten Wurzel wird in der Dreiländermark, wo die Grenzen von Böhmen, Österreich und Bayern zusammenstoßen, als schweiß- und harntreibendes Mittel gerühmt, das die Absonderung aller Eiter, Blut und Schleim enthaltenden Krankheitskeime befördert. Diese Abkochung wird aber auch bei Husten und Lungenleiden viel gebraucht, ebenso bei Gicht und Rheumatismus.

Aber auch im Gebirgsstück des oberen Böhmerwaldes, in der Umgebung des Großen Arbers und des Böhmischen Osser sind die zierlichen Blütensterne des wertvollen Heilkrautes schon seit Urväterzeiten bekannt. Ein Auszug aus der Wurzel, ein Tee aus dessen Stengelblättern erweisen sich als empfehlenswerte Hausmittel bei Verstimmung der Magennerven und bei sonstigen Beschwerden des Leibes. Es soll dort sogar Leute geben, die jeden Morgen eine Tasse dieses Tees, der auf das ganze körperliche Befinden und Aussehen günstig einwirkt, trinken.

Digitized by Google

Mit neuen Zügen sehen wir das unentbehrliche Hausmittel des „Bauchwehkrautes“ („Bloutkrautes“) im nördlichen Böhmerwalde in der Gegend der Städtchen Tachau, Pfraumberg und Ronsperg ausgestattet. Dort glaubt man, auch Leichdorne und Warzen mit Hilfe der berühmten Heilpflanze zu vertreiben. Der Vorgang ist ein sehr einfacher. Man kauft sich nicht etwa in der Apotheke die Droge „Herba Tormentillae“, sondern geht um den Mittag an einen bekannten Damm oder Straßengraben oder Ackerrand, wo das Blutkraut in großer Menge wächst, zieht vorsichtig drei stärkere Stämmchen des allbekannten Rosenblütlers mit der knollenförmigen Wurzel aus der Erde, legt die Stengel mit den zierlichen, gelben Blütensternen auf trockenen Boden und beschwert jedes Stück mit drei Kieselsteinen. Dabei achtet man besonders scharf darauf, daß der durchschnittene Wurzelstock einen deutlich ausgeprägten, blutroten Stern auf der Durchschnittsfläche aufweise. Sobald die Pflanzen ordentlich vertrocknet und verdorrt sind, verschwinden auch die widerlichen harten Vorsprünge auf der Haut.

Als ein wahres Allerleidenskraut offenbart sich die Tormentille im Kaiserwald und im Tepler Gebirge. Wenige innerliche Krankheiten gibt es, bei denen sie nicht Wunder tun soll. Die Wurzel, gekocht in Speisen genossen, heilt die Auszehrung und bekämpft die Verstopfung der Leber und Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter erweist sich als hilfreich bei Keuchhusten, der fallenden Sucht und vertreibt auch Spulwürmer. Aber solche innerliche Hilfe ist noch ein Kinderspiel gegen die Wunder, die das Kraut bei äußerlicher Anwendung vollbringt. Leinene Tücher, mit einem Sud der Blätter getränkt und ums Haupt gelegt, stillen den wütenden Kopfschmerz, kranke Augen verlieren die Entzündung, sobald sie damit betupft werden, die Ohren erhalten das Gehör wieder. Das schlimmste Zahnweh vergeht, wenn man flachgeschnittene Scheibchen der Ruhrkrautwurzel darauf legt. Fistel, Krebs, Karbunkel und anderes Brand- und Hohlgeschwür kann nicht widerstehen.

Eine nicht geringe Heilkraft schreibt man unserer Ruhrwurz auch im schlesischen und böhmischen Riesengebirge zu. Eine Abkochung der Wurzel wird dort gegen den Krebs bereitet und mit Kompressen auf den erkrankten Körperteil gelegt. Auch gegen die sehr unangenehme und ansteckende Krankheit der Krätze (Scabies) gilt die Blutkrautwurzel als ein unfehlbar wirkendes Mittel.

Am Fuße des Tannenberges im „Niederland“, dem nördlichsten Stück Böhmens, wird das Tormentill ebenfalls bei allerlei Gebrechen in Anspruch genommen: ein Tee aus der abgekochten Wurzel wirkt schweißtreibend, krampfstillend und blutreinigend, die gezähnten Fingerblättchen des Stengels und die vierblättrigen Blüten helfen gegen die Gicht. Besonders geschätzt werden die ersten der erscheinenden Blüten, die fünf Blätter haben.

Ist der vermeintliche Segen, den die Pflanze der armen leidenden Menschheit bringt, schon sehr groß, so kann auch die Industrie die Tormentillwurzel segnen, denn sie ist sowohl zum Gerben als auch zum Rotfärben zu gebrauchen.

Digitized by Google

Ebenso sind Stengel und Blätter des Tormentills nicht scheel anzusehen. In den traurigen Tagen des Weltkrieges, wo sich die Menschen mit banger Sorge nach Mitteln umsehen mußten, sich durch Wildgemüse das befriedigende Gefühl der Sättigung zu schaffen, wenn der Körper die zur Ernährung erforderlichen Fleisch- und Getreidemengen bereits verzehrt hatte und noch Hunger empfand, kam uraltes Wissen und die Erfahrung von Tausenden wieder zu Ehren. Unter den wilden Sprossengemüsen, die der damaligen kargen Kost zur Streckung der Fleisch- und Getreidebestände dienen mußten und eine verdauungfördernde Abwechslung in unsere Speisefolge brachten, hat sich in mehreren westböhmischen Städten, z. B. Asch, Eger, Graslitz, Falkenau, Neudek u. a., neben Bocksbart und Brunnenkresse, Gundermann und Gänsefingerkraut, Beinwell und Bibernell, Sauerampfer und Rapünzchen, Huflattich und Wegerich, Melde und Ochsenzunge und vielen anderen Wildkräutern als schmackhaftes, wildwachsendes Sprossengemüse auch das Tormentillkraut eingebürgert. Wuchs doch vor jeder Stadt draußen, an Wegen und Waldrändern, in Gartenhecken und Hofecken, an Flußufern, Gräben und Bahndämmen bequem greifbar das berühmte Heilkraut als Frühlings- und Frühsommerpflanze, die an Nährsalzgehalt wenig anderen Gemüsen vergleichbar war und überdies ihre Kostgänger vor Darminfektion bewahrte, die, wie man im oberen Rohlautale bei Neuhaus, Neuhammer und Neudek sagt, nicht nur ein Futter für Gänse und Esel ist, sondern den besten Spinat vergessen läßt und „nach deren Genuß man aus jeder Pfütze trinken" darf, ohne Schaden zu nehmen. Diese sinnvolle Nutzung des Tormentills war nicht nur ein Notbehelf, sondern ein Fortschritt in der Herstellung abwechslungsreicher Gemüsegerichte und mancher, der damals die Freude am Sammeln von Wildgemüsen gewonnen hat, mag diese Gewohnheit fürs Leben bewahrt haben und sich heute noch, glückhaft zufrieden, an die Not der eisernen Zeit zurückerinnern. Die zarten, vielspaltigen Fingerblättchen des Blutkrautes erwiesen sich als ein mildes und schmackhaftes Gemüse, das beim Kochen alle medizinische Herbheit verlor. Man schnitt die jungen Sprossen roh wie Lauch und Kresse aufs Brot und geröstet wie Petersilie und Thymian über die Kartoffeln. Und im Juni konnte, wer es über das Herz brachte, die lieben kleinen Köpfchen der Pflanze, in denen die zarten Blütenknospen schlummerten, als würzige Gemüsezutat einholen. Das Zusammenkochen von Kartoffeln mit solchen Wildpflanzen gab weitere Möglichkeiten der Abwechslung.

So schulte die drangvolle Zeit die Sinne der Menschen im westböhmischen Berglande für Dinge, die dazu da sind, den Mechanismus des irdischen Leibes in Gang zu halten, und machte zugleich das sinnvolle Wort Alexander v. Humboldts wahr: „Wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, versenkt gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen."

✤

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Örtlichkeiten Mährens in der Sage

Von **Josef Skutil**, Brünn (Landesmuseum)

Zu den am häufigsten vorkommenden Sagen, die sich noch heutzutage an unsere vorgeschichtlichen, frühgeschichtlichen und zum Teil auch mittelalterlichen Örtlichkeiten knüpfen, gehört unter andern jene, daß auf dem betreffenden Orte schon vor alten heidnischen Zeiten, also vor Christi Geburt, ja sogar in vorsintflutlichen Zeiten ein Bau von Menschenhand gestanden haben soll, nämlich ein Dorf, eine Stadt oder Burg, ein Schloß oder Kloster, eine Kirche u. dgl. Diese Sage knüpft sich bei uns fast an jede vorgeschichtliche Stätte, ohne Unterschied ihres Alters, und zwar besonders an die mit Wällen, Gräben u. ä. befestigten Örtlichkeiten. Es gibt deren bei uns so viele, daß es ausgeschlossen ist, sie alle hier anzuführen. Sagt doch J. L. Červinka[1]), daß es von allen die Bezeichnung „Zámčisko" oder „Staré Zámky" führenden Örtlichkeiten heißt, daß dort einst eine Burg usw. gestanden haben soll, die dann mit Sagen umwoben wurde.

Einige Beispiele zu dieser Gruppe von Sagen:

Am Fuße des im Wischauer Bezirk gelegenen Berges Černov in Račice mit dem Burgwall (hradisko) „Na starích Zámcích" soll einst die Ortschaft Černov gestanden und zur gleichnamigen Burg[2]) gehört haben. Bei Pitín (Bz. Bojkovice) soll einst eine hölzerne Burg[3]) namens Lešov oder Lyšov gewesen sein, und zwar in der Flur „Zahodiska" auf dem „Hradištsko". Nach Ansicht Dr. H. Wankels, des Vaters der mährischen Vorgeschichte, befand sich dort einst ein altslawisches „hradiště", d. i. eine befestigte Anhöhe von größerer Ausdehnung. In Senička bei Náměšt (a. d. Haná) stand einst die Burg der Frau Elisabeth von Kunstadt[4]), wie die Volksüberlieferung behauptet. Auf dem bei Mikulčice (Bz. Göding) am rechten Marchufer gelegenen Burgwall „Türkische Schanze" soll einmal eine Kirche oder ein Kloster[5]) gewesen sein.

Vom bekannten „Šumárník" bei Kněždub (Bz. Straschnitz) erzählt das Volk, daß dort einst ein Schloß war; noch bis zum heutigen Tage soll dort eine verwunschene Prinzessin[6]) spuken. Die Befestigungen auf dem „Šumárník" waren übrigens schon dem Topographen G. Wolny bekannt und Direktor K. J. Maška[7]) bezeichnete sie im Jahre 1887 als vorgeschichtlichen Burgwall.

Über den vorgeschichtlichen Burgwall „Na Hradě" bei Kostelec (Bezirk Holleschau) sagt das Volk, daß er einst mit „poručí" (Pallisaden) umgeben war und daß dort ein Schloß[8]) in der Erde versunken wäre.

Wie man im Volke glaubt, stand die sagenhafte Stadt „Sudina" auf der „Sudinka" genannten Anhöhe zwischen Rudimov und Slavičin (Bezirk Wall. Klobouk); letztgenannte Stadt soll vor grauen Zeiten verbrannt oder in die Erde versunken sein, so daß von ihr kein Stein zurückblieb[9]). Übrigens ist sowohl geschichtlich als auch quellengeschichtlich von einer Stadt namens „Sudina" nicht bekannt.

Digitized by Google

Dies wären somit einige Beispiele zur ersten Gruppe von Sagen, die mit vorgeschichtlichen Örtlichkeiten verknüpft sind. Wie erwähnt, gibt es sehr viele ähnliche Sagen mit dem gleichen Motiv: einst war dort eine große Stadt usw. und heutzutage ist sie spurlos verschwunden.

Ein zweites, ziemlich oft vorkommendes Motiv unserer lokalen Sagen über Burgen, ganz besonders über Klöster, Kirchen u. ä. besteht darin, daß böse Mächte (zuweilen auch gute, den Menschen freundlich gesinnte Mächte) störend (oder fördernd) wirkten, indem sie begonnene Bauten wieder zerstörten oder den Bau verzögerten; auch heißt es, daß sie mit Vorliebe das vorbereitete Baumaterial an eine weitab gelegene Stelle verschleppten[10]).

Dieses Motiv betrifft bei uns auch zwei vorgeschichtliche Örtlichkeiten, und zwar den „Val" (Wall) genannten „Starý Světlov" bei Bojkovice und den Burgwall in der Nähe des Javornik (Kote 369 Meter).

Vom „Starý Světlov" erzählt das Volk, wie J. L. Červinka[11]) erwähnt, daß dort einst eine Burg gebaut wurde. Sie konnte jedoch nicht zu Ende geführt werden, denn das über Tags Aufgebaute zeigte sich über Nacht vollkommen zerstört — von Wildschweinen! Diese Überlieferung steht in der Sagenwelt sicherlich ganz vereinzelt da, denn sonst erzählt man von den Wildschweinen im besten Falle, daß sie Glocken[12]) aus der Erde wühlen. Übrigens heißt es auch noch, daß die Bevölkerung in Kriegszeiten auf den „Starý Světlov" floh („běhy mival")[13]), d. h., daß sie sich dort mit ihrer ganzen Habe zu verbergen trachtete. Ähnliches wird von vielen anderen mährischen vorgeschichtlichen Örtlichkeiten erzählt.

Auf dem Javornik bei Velká soll vor Zeiten die Stadt Ungarisch Hradisch[14]) gestanden haben. Böse Geister aber wollten sie dort nicht dulden und übertrugen sie nachts wieder auf die Stelle, wo diese Stadt noch heute steht[15]).

Auch von dieser Art von Sagen könnte ich noch eine lange Reihe aufzählen, und zwar nicht nur aus Mähren, sondern auch aus andern Ländern.

Und nun zur dritten Art von Sagen, bei welchen in vorgeschichtlichen Örtlichkeiten *unterirdische Gänge* vorkommen sollen. Ich vermute, daß da die Sage über Kinice (Schebetau) (Bz. Boskowitz)[16]) ganz vereinzelt dasteht. Auf der Anhöhe befindet sich dort ein Burgwall. Das Volk erzählte und glaubte noch in den achtziger Jahren und Frau L. Bakeš[17]) schrieb hierüber, daß „im Innern des Berges riesige Gänge in den Stein gehauen sind ...." und man erzählte auch viel von „einem schwarzen Hund und von Gespenstern, die dort Schätze hüten"[18]).

Ich bemerke ausdrücklich, daß mit diesen unterirdischen Gängen nicht etwa die „lochy" (Erdställe) gemeint sind; über diese werde ich mich noch später auslassen. Auch die unterirdischen Gänge usw. auf mittelalterlichen Burgen, Schlössern und in Klöstern usw. gehören nicht hieher; jene Gänge sollen meist von riesigen Ausmaßen gewesen sein.

Was unsere „lochy" (Erdstelle, manchmal auch „doupence") betrifft, halte ich für nicht unangebracht zu erwähnen, daß man sie vor nicht langer Zeit noch für vorgeschichtliche, ja sogar für paläolithische Wohnungen gehalten hat. An diese unsere unterirdischen, in den Löß gegrabenen Zufluchtstätten knüpfen sich ebenfalls viele Sagen. Man erzählt z. B., daß

Digitized by Google

ihre Erbauer und Bewohner schon in mythischen Zeiten gelebt hätten. J. L. Červinka verzeichnet aus der Klobouker Gegend die Sage, daß in diesen Löchern das Urvolk der „Zemčáci" oder „Zemkáři" (beides soviel wie Erdlochbewohner) gewohnt haben soll. — Diese dürften wohl analog sein mit den „ludkové" (Leutchen) der Lausitzer Wenden-Kirchhöfe, die laut Dr. H. Wankel in Löchern und Höhlen wohnen und mit Steinbeilen bewaffnet sind. Zugleich sind sie wohl identisch mit jenen vorgeschichtlichen keltischen Bewohnern, welche aus wilden Männern und Frauen bestanden, und die nach Ansicht des Dr. M. Kříž als erste die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den slawischen Einwanderern und den Resten der ursprünglichen germanischen Bewohnern gefestigt haben sollen. Dr. M. Kříž meint, daß dies die einzige überlieferte Erinnerung an die verwickelten ethnographischen Verhältnisse der Vorgeschichte sei. (Bez. „Löcher" vgl. auch die tschechische Bezeichnung „doupence", abgeleitet von doupě, d. i. Höhle, Bau). Es gibt ihrer in Mähren sehr viele. Betreffs ihres Alters gehen jedoch die Meinungen ziemlich weit auseinander[19]). Dr. K. Černohorský hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Mehrzahl dieser Löcher bestimmt von der Sekte der Wiedertäufer herrühre[20]). Die neueste Theorie über die unbekannten, sagenhaften Bewohner der Löcher (Erdställe) wird von Fr. Kießling literarisch verfochten. Im Buche „über die Erdställe" sagt er, daß als Erbauer derselben nur ein Zwergvolk in Betracht komme, von dem es keineswegs nachweisbar ist, daß es in geschichtlichen Zeiten gelebt hätte. Diese Theorie Kießlings würde sehr wohl mit unseren heimischen Sagen über Zwerge u. ä. übereinstimmen.

Als vierte Art von Sagen führe ich jene an, in welchen vorgeschichtliche Örtlichkeiten mit Zauberern[21]) und Teufeln[22]) in Verbindung gebracht werden. Dieses Motiv kommt auch in fremden Sagen vor[23]). Zauberer und Teufel haben in unsern Sagen immer eine wichtige Rolle gespielt und manchmal auch in topographischen Benennungen[24]) Spuren hinterlassen.

So vermerkte z. B. J. L. Červinka[25]) i. J. 1896 über den Burgwall, der s. ö. von Křenovice (Bz. Kojetín) liegt, daß „der Sage nach auf dem Walle sich ein Steinblock befunden haben soll, in welchem fünf Teufelspfoten eingedrückt gewesen sein sollen (Teufelstein?). Der Müller von Křenovice soll diesen Stein auf einem Wagen fünfmal in die Mühle gebracht haben. Immer wieder fand man jedoch den Stein am nächsten Morgen auf seinem ursprünglichen Platze auf dem Burgwall. (Vgl. auch die vorerwähnte Gruppe von Sagen.) Dann verblieb dieser Stein auf dem Burgwall und wurde bei Tag und Nacht von zwei Raben („Kavoni")[26]) bewacht."

In den auf einem Berge gelegenen Felsen „Na čertově kameni" bei Provodov (Bz. Holleschau) soll sich angeblich eine „rot ausgebrannte Vertiefung" befinden, welche „von den dortigen Bewohnern Teufelsherd genannt wird". Der Sage nach soll der Teufel auf diesem Steine Jungkühe, Schafe und Gänse verspeist haben. Auch soll dort ein hölzernes Schloß gestanden sein, in welchem sich ein schwarzes Pferd aufhielt. Auch ein Zauberer soll dort oft gesehen worden sein. Östlich vom Teufelsherd ist eine Vertiefung, die der Rest eines bodenlos tiefen Brunnens sein soll[26a]).

Digitized by Google

Auch von der bekannten Befestigung (?) „Čertova skála“ auf dem „Zámčisko“ (Schloßberg) bei Lidečko (Bz. Vsetin) wird erzählt, daß die Mauer vom Teufel erbaut worden sei, jedoch nicht zu Ende geführt wurde. Der Teufel wollte mit der Mauer den durch Lidečko seinen Lauf nehmenden Fluß zwingen, in umgekehrter Richtung zu fließen, durch Lidečko zurück und bergaufwärts. Einer anderen Sage nach soll jedoch genannte Mauer in historischen Kriegszeiten zu Verteidigungszwecken erbaut worden sein[27]). Ein „Teufelstein“ befindet sich auch bei Přílep[28]) (Bz. Holleschau) auf einer vorragenden Bergzunge. M. Běňa vermerkt über das „hradiště“ von Boršice bei Hluk (Bz. Ung. Hradisch), daß Boršice vorzeiten unmittelbar unterhalb des „hradiště“ gestanden haben soll. Noch vor kurzem lagen inmitten des „hradiště“ die Reste einer uralten Linde, die allgemein „Ohňová lipa“ genannt wurde („Feuerlinde“). Eine zweite Überlieferung sagt, daß dortselbst eine Kapelle in die Erde versunken sei; auch ein Zauberer gehe dort um. Vor langen Zeiten soll dort eine Burg gewesen sein und ein Kloster auf dem gerade gegenüberliegenden Berge „Kolo“ und beide sollen mittels einer ledernen Brücke[29]) verbunden gewesen sein. Nach Dr. H. Wankel befanden sich Reste der Behausung eines Zauberers auch im Tale „Josafat“ bei Dellein (Bz. Olmütz)[30]). Von der Holá Stráž (△ 556 m) bei Bystřice-Bäňov (Bz. Bystřice) erzählt die Sage, daß sich dort Zauberer aufgehalten hätten. Vom Berge Chláštov (△ 754 m) bei Bysoké Pole (Bz. Ung. Brod) sagt das Volk, daß dort einst eine Burg oder ein Kloster gestanden wäre; auf dem „Teufelstein“ pflegte da ein Zauberer zu sitzen und in einem Buche zu lesen. Weiters wurde die auf dem Westhang gelegene Quelle von einem weißen Pferde besucht, das dort Wasser zu sich nahm[31]). J. Kučera schrieb, daß die Leute in Blachovice (Bz. Ung. Brod) gesehen haben wollen, wie ein weißes Pferd vom „Hradisko“ zum nahen Walde „Volová“ hinüberwechselte[32]).

Schon aus den genannten Beispielen geht klar hervor, daß Zauberer und Teufel fast immer gemeinsam auftreten, und daß auch das Pferd oft eine Rolle spielt, u. zw. sowohl in den slawischen[33]) Sagen, als auch bei anderen Völkern[34]).

Zu den weniger verbreiteten Sagen gehören jene vom Spuken mythischer Persönlichkeiten oder merkwürdiger Erscheinungen lokalen Einschlages, und zwar auf vorgeschichtlichen Örtlichkeiten.

So z. B. schreiben E. Peck und J. L. Červinka[35]), daß an der Quelle im Tale „Mutišov“ bei Zádveřice (Bz. Byzovice) eine „omama“[36]) (Gespenst) spuke. Schon im Jahre 1780 ist übrigens die Rede von einem nahe gelegenen „hradisko“.

Auch mit dem bekannten Leskoun (Mistkogel, Kote 387 m) sind viele Sagen verbunden. Er liegt in Südmähren bei Vedrovice-Zábrdovice (Bez. Mähr.-Kromau) und ist seit paläolithischen Zeiten besiedelt. Auf ihm wurden Aunětitzer-, Hallstätter- und Altmährische-Siedlungen sichergestellt[37]). Unter den Leuten geht die Sage von grauen Männlein, die sich nachts auf dem Leskoun umhertreiben und die nichts anderes als die Geister der verstorbenen heidnischen Bewohner sein sollen. Außerdem soll auf dem Berg ein Brunnen sein, in welchem die Heiden die goldene Statue ihres Götzen, sowie

Digitized by Google

andere Schätze verborgen hätten[38]). Letztgenannte Sage deutet jedoch sichtlich auf einen Ursprung jüngeren Datums, vielleicht auch auf den Einfluß von Büchern.

Die genannte „lederne Brücke" gehört zu einer wichtigen Gruppe von Sagen im Zusammenhang mit vorgeschichtlichen Örtlichkeiten. Da heißt es immer, daß zwei Orte durch eine lederne Brücke miteinander verbunden gewesen sein sollen, u. zw. gewöhnlich ein Burgwall mit einer Burg oder einem Schloß.

So z. B. schrieb schon Florian Koudelka über das bekannte ausgedehnte vorgeschichtliche „Hradisko" von Obřany bei Brünn[39]), daß es mittels einer großen, ledernen Brücke verbunden gewesen sein soll mit der Feste am Hády-Berg (K. 423 m) unterhalb der „Šumbera"; die lange Brücke schaukelte über der schäumenden Zwittawa. Der bekannte Prähistoriker Flor. Koudelka hörte im Jahre 1882, daß auf dem höchsten Punkte des Obřaner Hradisko eine ungeheuer große, hölzerne Burg gestanden haben soll. Auch Dr. M. Kříž hörte im Jahre 1864 erzählen: „Der Ritter Šembera besaß auf dem Burgwall unterhalb der Höhe „Šumbera" eine Burg. Eine zweite Burg hatte er bei den Obřaner Weingärten. Und da ist er von einer Burg zur anderen auf einer ledernen Brücke geritten. Hiebei hat sich die Brücke hinter ihm eingerollt und beim Heimweg vor ihm wieder aufgerollt." — Heute ist diese Sage, soviel mir bekannt ist[40]), im Volke in Vergessenheit geraten.

Die Sagen von Lederbrücken sind bei uns häufig und kommen auch in anderen Ländern vor[41]). Soll doch die Fürstin Libuša auf einer Lederbrücke über das romantische Šárka-Tal gewandelt sein.

Auch diese Sagen von ledernen Brücken wären einer Bearbeitung wert. Noch die romantische Literatur (E. L. Rochholz, L. Laistner, Al. Vítolf, Fr. Panzer) suchte in ihnen vergeblich die analoge Funktion der verstorbenen Geister des griechisch-römischen Kulturbereichs[42]).

Zum Motiv der Lederbrücken vermag ich aus Mähren einige Beispiele anzuführen. Über die steinzeitlichen „Staré Zámky" bei Lösch (Bz. Brünn) verzeichnete schon der Tierarzt Fl. Koudelka die Volkssage, daß die „Staré Zámky" mittels einer Lederbrücke mit dem mittelalterlichen „Hrádek" bei Horákov verbunden waren, u. zw. über das tiefeingeschnittene Karsttal des Říčka-Baches hinüber. Staré Zámky sind eine bedeutende Siedlung aus der Jaispitzer Kulturepoche und als wichtiger altslawischer Burgwall von großer Ausdehnung bekannt[43]). (Der Říčkabach gehört zu den Gewässern des südlichen Teiles des vauclusschen mährischen Karstes.)

Auch von der ausgedehnten neolithischen Siedlung „Starý Zámek" bei Jaispitz (Bz. Znaim)[44]) erzählt man im Volke die Sage[45]), daß sie einst mit dem jetzigen Jaispitzer Schloß der Herren von Ugartov durch eine lederne Brücke verbunden waren. Den „Starý Zámek" hat J. Palliardi durchforscht; das Schloß in Jaispitz gehörte einst Ludwig Ratuit, Grafen de Souches, dem Verteidiger Brünns gegen die Schweden.

Auf der befestigten Burg „Kolo" bei Hluk (Bz. Ung. Hradisch) soll — wie oben erwähnt — ein Kloster gestanden sein. Von diesem soll eine lederne Brücke zu der auf dem „Hradisko"[46]) stehenden Burg geführt haben.

Digitized by Google

J. Kučera vermerkte die Volkssage, daß den Hügel „Hradištky" bei Blčnov (Bz. Ung. Brod) Soldaten aufgeführt hätten, indem sie die Erde in ihren Mützen herbeitrugen[47]). „Hradištky" sollen mit dem nahen „Val" mittels einer ledernen Brücke verbunden gewesen sein. Heutzutage werden auf den „Hradištky" bei festlichen Anlässen Feuer gebrannt[48]). Ebenso soll eine Brücke aus Leder die Feste in Bohuslavice[49]) (Bz. Gaya) mit der im Orte gelegenen Burg[50]) verbunden haben. In Bohuslavice soll sich tatsächlich eine Feste befunden haben.

Wie erwähnt, wäre es angebracht, das Motiv der ledernen Brücken in slawischen Gebieten auf Grund reicheren Quellenmaterials zu verarbeiten.

Erwähnen möchte ich noch, daß Bedeutung und Zweckmäßigkeit der jüngeren vorzeitlichen Befestigungsanlagen noch lange nachher bestehen blieb; sie sind in der Überlieferung erhalten und leben weiter. Man kann sogar von mancher dieser Befestigung voraussetzen, daß sie vielleicht noch in jüngever, geschichtlicher Zeit als Zufluchtsstätte benutzt worden ist.

J. Kučera[51]) schreibt, das Volk erzähle, daß sich in Kriegszeiten die Bewohner der ganzen Gegend auf das Hradisko bei Pulčiny (Bz. Wal. Klobouky) geflüchtet haben sollen[52]).

Ähnlich wird vom „Vyšehrad" in Bohuslavice (Wal. Klobouky) gesagt, daß hier die Burg eines reichen Herrn gewesen sein soll. In der Burg soll das Volk seine Zuflucht gefunden haben und noch zur Zeit der Kuruzen-Einfälle[53]) sollen die Bewohner von Bohuslavice hieher geflüchtet sein[54]).

Eine weitere wichtige Sagengruppe von besonderer Wichtigkeit ist jene, in welcher in Verbindung mit vorzeitlichen Stätten von Awaren berichtet wird. Diese Awaren[55]) kamen um 556/7 an die mittlere Donau. Erst im Jahre 799 gelang es Karl dem Großen, ihre Macht zu brechen. Die Berührung mit den Awaren ist für die Geschichte einzelner slawischer Stämme von ungewöhnlicher Bedeutung. Der Einfluß der Awaren auf die Kultur der an der Donau lebenden mitteleuropäischen Slawen ist bedeutend, was heutzutage allgemein anerkannt wird[56]). Bei den Slawen blieb — wie von uns schon längst behauptet worden ist[57]) — die Erinnerung an die Awaren[58]) im Worte „obr" (Riese) haften[59]).

Nach Liebhart stellten sich die alten Slawen auch die Juden als mächtige Riesen vor[60]), welcher Umstand wohl die Ursache zur Bildung von ziemlich häufig auftretenden Ortsnamen und Namen von Fluren usw.[61]) sein dürfte.

Natürlich brachte man auch die Awaren in ursächlichen Zusammenhang mit einigen mährischen topographischen Benennungen, besonders mit den Namen von Burgwällen. So z. B. mit Obřany bei Brünn[62]). Sein Hradisko ist eine ausgedehnte befestigte Siedlung aus der schlesischen, hallstättischen Kultur. Über sie verlautete noch jüngst eine ganze Reihe verschiedenster Sagen[63]). Die Volksetymologie leitete den Namen Obřany von „obři", d. i. Riesen, ab. Es ist sehr bemerkenswert, daß diese Volksetymologie — welcher die urzeitliche Besiedlung durch Riesen eine genügende Ursache bildet zur Überlieferung und Erhaltung eines Namens seit nebelhaft verschleierten Urzeiten — schon um das Jahr 1300 sogar dem Zisterzienser Johann des Klosters in Saar bekannt war. Johann hat die Annalen von Saar

Digitized by Google

geschrieben. Mit Beziehung auf Gerhart, Herrn auf Kunštát, hat er sich in lateinischen Hexametern ausgedrückt, wie folgt:

„De castro dictus, obersen quod erat vocitatum.
Nobile castellum satis hoc fuit et modo ruptum.
Hoc in latino resonat quasi castra gigantum.
O b e r enim sclavice latina sonat quasi gigas.
Theutunici castrum tamen hoc oberzez modo dicunt,
Hoc in latino resonat quasi castra g i g a n t u m.
Sed prudens lector animo perfendere debet,
Quod non teutunice sed de slavico trahit ortum."

Diese Etymologie von Namen („Obřany" von obři = Riesen) und die Gleichsetzung von „obr", d. i. Avarus, hatte in der heimischen vorgeschichtlichen Literatur zur Folge, daß die Unterjochung der Slawen durch die Awaren stark überschätzt worden ist.

Hiebei wurde eine bemerkenswerte Bedeutung dem Hradisko „Češov" (Bz. Jičín) in Böhmen beigelegt, sowie in Mähren dem obengenannten Obřany bei Brünn und auch dem Hradiště namens „Obřany", das 2½ km s. ö. von Hostýn (Bz. Bystřice)[64]) liegt. Man kann da geradezu von Awaromanie in unserer vorgeschichtlichen Literatur sprechen. V. Brandl z. B. gab der Vermutung Ausdruck, daß Obřany bei Brünn den Awaren als befestigte Siedlung diente; er nimmt hiebei an, daß die Awaren über Nieder-Österreich kamen und über Mähren bis nach Böhmen hinein ihre Streifzüge vornahmen. Seiner Meinung nach soll auch das in der Nähe des Hostein gelegene Obřany nichts anderes als eine Bastei awarischer Reiterscharen gewesen sein, die in verheerenden Massen wie die Heuschrecken aus ihren Wohnsitzen in Ungarn ausschwärmten. — Dieser Awaromanie traten J. L. Červinka und L. Niederle auf das entschiedenste entgegen, indem sie mit Recht darauf hinwiesen, daß unsere „hradiska" und „hradiště", d. i. größere und kleinere Burgwälle zu den Awaren in keinerlei Beziehung stehen. Diese Ansicht behält ihre Richtigkeit, auch wenn die berühmten awarischen „Ringe" des Chronisten von St. Hubel immer noch ein vorgeschichtliches Rätsel bilden und obzwar heutzutage die slawische Prähistorik die Beziehungen zwischen Slawen und Awaren mit ganz anderen Augen betrachtet. J. L. Červinka hält überhaupt für den einzigen richtigen Awarenring im Gebiete der Donau, der geschichtlich vermerkt und örtlich festgelegt worden ist, den „mons Comianus" (Ann. Fuld. 113) auf dem Kumberge bei Kirchbach (A n n. E i n h a r d i 791, A n n. R e g n i, F r a n c. 791) — Obenerwähntes in der Nähe des Hostein gelegenes Obřany (736) ist auch in der Volkssage gut bekannt[65]). Mit den Awaren wurden bei uns in der Volkssage noch viele andere Örtlichkeiten in Verbindung zusammengebracht[65a]).

J. Kučera berichtet der Volkssage nach, daß auf dem befestigten „Obersko" bei Ludkovice (Bz. Luhačovice) eine hölzerne Burg gestanden sein soll, die von Riesen bewohnt war. Die Burgherrin soll einmal einen in der Nähe des Dorfes ackernden Bauer in ihre Schürze genommen und ihrem Gemahl gebracht haben[66]).

Ein „Obersko" liegt auch im Tale der Třebůvka bei Boschitz (Bezirk Mähr. Neustadt) und ist ebenfalls eine vorgeschichtliche, befestigte Siedlung.

Digitized by Google

L. Hosák[67]) machte auf einen handschriftlichen Vermerk Bočeks aus dem Jahre 1842 aufmerksam, in welchem von einer Sage die Rede ist, daß in Tetčovice (Bz. Ung. Hradisch) vorzeiten Riesen „ombri" genannt, gewohnt haben sollen.

Ähnliche Sagen ließen sich noch in viel größerer Anzahl feststellen[68]).

Übrigens benannte Prof. Struschka[69]) das Hradisko von Dobrotice (Bz. Kremsier) zwar „Awarenring", jedoch mit Unrecht, und Červinka[70]) verwies mit Recht darauf, daß es sich in diesem Falle von seiten Professor Struschkas um eine willkürliche Übertragung des Namens „Obřana" handelt, die dem Hradisko gegenüberliegt und eine Anhöhe darstellt.

In Vrbce (Bz. Kremsier), wo auch eine vorzeitliche, befestigte Siedlung besteht, befindet sich angeblich eine Flur, die „Obranice"[71]) heißt, welcher Name von obr, d. h. Riese, abstammen soll.

Ähnlich wie in Mähren wurden auch in Böhmen und in der Slowakei manche Namen befestigter vorgeschichtlicher Siedlungen mit den Awaren in Verbindung gebracht. Hierüber spricht schon unsere ältere romantische Literatur, die seit jeher für Sagen und Volksüberlieferungen eine große Vorliebe zeigte. Ich möchte da nur die befestigte Siedlung von Češov[72]) in Böhmen und aus der Slowakei analoge Motive erwähnen[73]).

Das in der slawischen Überlieferung auftretende Motiv „Awaren-Obři" würde jedenfalls ebenso eine erschöpfende Bearbeitung verdienen. Unsere slawische Bevölkerung gedenkt keines anderen urzeitlichen oder frühgeschichtlichen Volkes, das in analoger Beziehung zu unseren vorgeschichtlichen Örtlichkeiten stände. Sie bezeichnet die vorgeschichtlichen Völker summarisch als „Heiden". Bei der heutigen besseren Schulbildung hat unser Volk schon eine klarere Vorstellung über die Besiedlung unserer Länder in vorslawischer Zeit, natürlich ohne die entsprechende ethnologische Zugehörigkeit näher zu erkennen. Noch in den neunziger Jahren erzählte man sich im Volke, daß zum Berge „Obětová" bei Pozlovice (Bz. Ung. Brod) ein weithin bekannter Weg führe, den schon viele Völker und Heere gegangen seien[74]). Mit solchen allgemeinen Angaben ist allerdings nichts Bestimmtes gesagt und es handelt sich in diesem Falle ersichtlich um eine geschichtlich jüngere Überlieferung.

Anmerkungen:

[1]) Červinka J. L., Pravěká hradiska na Moravě (Kremsier, 1896). — [2]) J. B. Knies in ČL III. (1894), 458, J. L. Červinka, Pravěká hradiska l. c. 53; Pravěké sídliště, pohřebiště a nálezy na Vyškovsku (1937), 42[40]). — [3]) ČL III. (1894), 558, Červinka l. c. 35. — [4]) ČVMSO I. (1884), 78, MCC 1890, 226, Červinka l. c. 22. — [5]) MCC 1890, 47, Červinka l. c. 19. — [6]) Das weist selbstverständlich auf literarischen Einfluß hin. — [7]) Die Markgrafschaft Mähren (1842), S. 380, K. J. Maška, ČVMSO V. (1888), 18, Červinka l. c. 17, Morava 334. — [8]) Ed. Peck, ČVMSO VIII. (1891), 160, Červinka l. c. 42. — [9]) ČVMSO VI. (1889), 118, ČL III. (1894), 556, J. L. Červinka l. c. 24. — [10]) Diese Sagen sind auch aus Mähren gut bekannt. — [11]) ČL III. (1894), 560, Červinka l. c. 47. — [12]) Dazu vgl. Peßman in HWDA III. (1930/31), 871—874. — [13]) Zu diesem Ausdrucke „běhy míti" vgl. Jungmann, Slovník I, 86. — [14]) Zu den prähist. Funden in Ung. Hradisch vgl. Morava za pravěku (1902) u. Sborník Velehradský (1930—1937). — [15]) ČVMSO XXV. (1908), 124, Červinka l. c. 27. — [16]) Zu den prähistorischen Funden vgl. Vlastivěda Boskovska (Boskovice, 1931). — [17]) Vgl. J. Knies VM II. (Boskovice, 1904), 104. — [18]) ČVMSO XXV. (1885), 77, Červinka l. c. 27. — [19]) Von den älteren übersichtlichen

Digitized by Google

Arbeiten vgl. besonders J. L. Červinka „Lochy", umělé jeskyně na Moravě, ČMMZ V. (1905), sep. 1—13 (Zprávy Kom. pro přír. prozkoumání Moravy, odd. arch. praeh. č 2), einem westmähr. Verzeichnis in meinem Artikel in der Zeitschrift Od Horácka k Podyjí XI. (1934—35), Nr. 8—10, wo auch die ältere Literatur zitiert wurde. — [20]) K. Červenohorský, Novokřtěnský původ moravských lochů, Lidové noviny XLII., č. 486, 27. IX. 1934. — [21]) Vgl. z. B. Č. Zíbrt, Seznam pověr a zvyklostí pohanských (Praha, 1894), 88, 89. — [22]) Zum Teufel im tschechischen Aberglauben vgl. Zíbrt ebd. 86, 87, 89, 105; Máchal, Nákres slov. bájesloví (1891), 164—171. — [23]) Vgl. z. B. auch A. Seraci, Die Sagen von Hackelberg bei Jiřs im Burgenlande, WWZ. XXIII. (1936) 159—161. — [24]) Es ist nicht meine Aufgabe, alles toponymisches Material zu erwähnen; über den Teufel im Prähistorischen vgl. Saintyves, Corpus du folklore préhistorique II. 494, III. 660. — [25]) L. c. 28; zum Burgwall vgl. derselbe Morava za pravěku (1902), 148, 233, 255, 277, 288, 294. — [26]) Zum Worte „Kavoň" vgl. Jungmann, Slovník II. 41, Kott, Česko-německý Slovník VI-579. — [26]a) J. Kučera in ČVMSO VII. (1880), 121 Červinka l. c. 22. — [27]) ČVMSO VII. (1890), 182, Červinka l. c. 53. — [28]) Červinka l. c. 37. — [29]) ČVMSO VIII. (1891), 125, Červinka l. c. 35. — [30]) MCC 1890, 226, Červinka 14. [31]) J. L. Červinka l. c. 22; J. Kučera in ČVMSO VII. (1890), 87, 124, 181. — [32]) ČL III. (1894), 557 Červinka l. c. 33. — [33]) Über das Pferd in der slawischen Mythologie vgl. z. B. Máchal, Nákres slov. bájesloví (1891), 211, wo auch die ältere Literatur erwähnt ist. — [34]) Über das Pferd vgl. auch ČL V. 64, 523, 528, 575, VI. 98, 100, 388, 439, VII. 248, 380, XXIII. 144, 176, 208, 254, 339, 394. — [35]) ČVMSO VII. (1890), 25, ebd. XI. 1894, 31, Červinka l. c. 36. — [36]) „Dmama" (= Gespenst) vgl. Jungmann II. 933. Kott II. 376. — [37]) Vgl. z. B. J. Knies in Pravěk IV. (1908), 13, weiter J. L. Červinka, Slované a říše velkomoravská (1928), 76—77. — [38]) J. L. Červinka l. c. 18. — [39]) Vgl. die von der bisherigen Literatur noch immer vollständigste Arbeit von J. Hladík in Annales Mus. Francisceum (Brünn, 1898), weiter die Erwähnungen von Červinka Morava za pravěku (1902), 217—220, 233—34. — [40]) Fl. Koudelka ČVMSO V. (1888), 179, Červinka l. c. 30; vgl. meinen Artikel Lidové pověsti o Hradisku obřanském in Český Lid XXXII. 1932, 35—52. — [41]) Vgl. Jan Soukup, Pověsti o kožených mostech a jich význam, Věstník IIII. sjezdu čsl. přírodozpytců a lékařů v Praze (1901), 296, Cyterák, ČSPSČ V. (1897), 106/7, ebd. VI. (1898), 80. Diese Sage wurde schon in PA I. 287 erwähnt; vgl. O. Böckel, Die deutsche Volkssage (Aus Natur und Geisteswelt 262), S. 57, Rochholz, Schweizer Sagen (1856) II 216, Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen (1903) 961. — [42]) Bächtold-Stäubli HWDA I. 1659—1665. — [43]) J. L. Červinka, Slované a říše velkomoravská (1928), wo auch die ältere Literatur erwähnt ist. — [44]) Vgl. J. Palliardi, Pravěk VIII. 1912, S. 17. J. L. Červinka in Eberts Reallexikon VI., S. 148. — [45]) VM II. (Znaim 1904), 252. — [46]) ČVMSO V. (1888), 125, Červinka 35, 55. — [47]) Ähnliche Sagen sind bei uns genug verbreitet und öfters tritt in ihnen Žižka auf. — [48]) ČL III. (1894), 558, Červinka 35. — [49]) Über prähistorische Funde vgl. J. L. Červinka, Kyjovsko a Žďánsko v pravěku (1933). — [50]) J. L. Červinka l. c. 25. — [51]) ČVMSO VII. (1890), 183, J. L. Červinka 31. — [52]) Vgl. die Anm. [13]). — [53]) Vgl. z. B. VM II. (Valašské Klobouky, 1905), 270. — [54]) ČVMSO VI. (1889), 120, Červinka l. c. 17. — [55]) Zur awarischen Frage in der tschechischen Literatur vgl. bei V. Novotný ČD I. (1912), besonders 201—206, 208—10, u. f., J. Eisner, Slovensko v pravěku (1933), 239 f., L. Niederle, Rukověť slov. archeologie (1931), 38—39, derselbe in Prehistorický obzor IX. (1930 bis 1935), 1 f. — [56]) Vgl. z. B. Niederle, Základy staré slovanské kultury, Karlova universita v Praze, Universitas Caroli in Pragensis v roce 1926—27, 2—31, Eisner a. a. O. 242. — [57]) Über die Obri vgl. schon P. J. Šafařík in Slovanské Starožitnosti I. (1837), 44, 46, 47, 77, 196, 205, 248, 254, 317, 324, 385, 481, 491, weiter z. B. 875[24]), 877, 886, 911 usw. — [58]) Vgl. z. B. ČL VII. 229, XIX. 173, XXI. 40, XVII. 131. — [59]) Zum Worte obr vgl. Jungmann II. 788, J. Holub, Stručný slovník etymologický (1937), 178. — [60]) Vgl. darüber Vl. Šmilauer, Vodopis starého Slovenska (Bratislava, 1932), 489. — [61]) Zum Worte Avar < obr in der slawischen Toponymie vgl. z. B. L. Niederle, Slov. Star., Původ a počátky Slo-

Digitized by Google

vanů východních 83[3]), Slavia I. (1922—1923), 137, A. A. Šachmatov, Drevnejšia sudbi ruskago plemeni (Petrohrad 1919). Červinka l. c. 19 führt einige weitere toponymische Beispiele an; weiter A. Sedláček, Úplný místopisný slovník. — [62]) Vgl. J. S. Červinka, Pravěká hradiska na Moravě (Kremsier, 1896), 30, derselbe Morava za pravěku (1902), 233—234, wo auch die ältere Literatur erwähnt ist, zur Topographie gibt immer die wichtigsten Informationen J. Hladík in Mus. Francisceum Annales, 1898, 103—156. — [63]) Vgl. nähere Informationen in ČL XXXII. (1932), 45 n. Zu der erwähnten Literatur füge ich noch die Nachrichten im Brünner Wochenblatt I., 1824, 277, 287, II., 1825, 123, 127, an; zu Šumbera vgl. z. B. auch Plzeňsko XIII. 1931. — [64]) K. J. Maška in Sborník mus. spolku ve Velkém Meziříčí, 1884, dazu die Erwähnung Červinkas, Prav. hradiska l. c. 19, dabei wurde am wahrscheinlichsten die Notiz von Dudík in ČMM VII. 1875 (1876), 9, überschätzt; über Hostýn Oppidum vgl. meinen Artikel in Hlasy Svatohostýnské XXIX. (1933). — [65]) Die Sagen über Obřany in Vlastivědný sborník střední a severní Moravy VII., 1928, 29 (Beilage „Holešovsko"), 5 f., ebd. XIII., 1934, 29. — [65a]) ČVMSO VII. (1890), 123, Červinka l. c. 20. — [66]) In dieser Sage (vgl. auch meinen erwähnten Artikel in ČL) vgl. auch Böckel, Die deutsche Volkssage, S. 33, Anmerk. 190; Panzer, Bayrische Sagen (1855), II. 65, Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen (1855) 143, Pfister, Sagen aus Hessen (1885) 38, Kuhn, Sagen aus Westfalen (1859), I. 120; Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen (1857), 7; Stöber, Sagen des Elsasses (1892—1896) II. 59. — [66a]) Vgl. H. Moravek, Die Wallburg „Obersko" in Triebetal, Sudeta VII (1931), 76—81, vgl. auch die Erwähnungen in ČVMSO I. (1884), 29, II. (1885), 109 u. a. — [67]) Lidové noviny XLII. Nr. 561, 7. X. 1934. — [68]) Prof. E. Schwarz meint, daß auch der Name des Obravaflusses an die Awaren erinnert, wenn er sagt, Obrava sei (vgl. aber zur Etymologie von ъebrъ, ъobrъ Šmilauer, Vodopis starého Slovenska, 1932, 472): „ein Awaren- oder Riesenbach, der leicht an die awarische Knechtschaft der Slaven erinnern könnte, oder daran, daß sich hier ein Awarenring befunden hat". — [69]) Struschka, über einige (zumeist) prähistorische bei und in Kremsier gemachte Funde (1884), S. 14. — [70]) a. a. O. 26. — [71]) VM II. (Kremsier) 574. — [72]) Die Literatur zu diesem Burgwall wurde von V. Novotný, ČD I. 209[1]) erwähnt. — [73]) Fr. V. Sasinek, Hunovia NN. XXX. (1899), Nr. 24—26, derselbe, Dějiny 88—94, vgl. auch Slov. Pozorník IV. (1815), 131—134. — [74]) ČVMSO VII. (1890), 183; ČL III. (1894), 557; Červinka l. c. 24.

Iglauer Schimpfnamen

Von **Dr. Heinrich Waschiczek**, Leitmeritz

(Fortsetzung.)

Bschumler — betrügerischer, hinterhältiger Mensch; vom Zeitworte beschumeln; der Ausdruck kommt 1770 zum ersten Male in der Bedeutung „auf gut jüdisch betrügen" vor, nach einer Deutung vom niederdeutschen schommelen, seit dem 16. Jh. in der Bedeutung sich schlotternd bewegen, heimlich etwas fortschaffen, durch List entrücken; nach anderer Deutung stammt das Wort vom jüdischen Schmul, Nebenform zu Samuel (Personennamen vom hebr. Schemuel, d. h. der Name Gottes ist heilig) oder vom hebr. schamal = verhüllen.

Bsuff — der Trunkenbold, der Besoffene; ahd. sufan, mhd. sufen, niederdeutsch supen aus der Grundbedeutung: schlürfend trinken, dazu das adh. supen = mit dem Löffel essen, die Suppe schlürfend essen und seit dem 14. Jh. die Verwendung des Wortes Suppe; nahe stehen supfen = Trinkgelage abhalten und sumpfen = liederlich leben, beides im Laufe des 19. Jh. in der Studentensprache entwickelt und von Supfen und im

Digitized by Google

Sumpfe stecken beeinflußt, d. h. dem Supfen verfallen sein (wie man unrettbar im Sumpfe steckt).

Buckelumi — der Buckelige; (auf der 2. Silbe betont); die Verspottung des mit einem sichtbaren Körperfehler Behafteten war zu allen Zeiten der Ausdruck dessen, daß der Gesunde, Starke über dem Kranken und Schwachen das Leben bejaht. Die Endung umi dürfte auf latinisierenden Einfluß in der Studentensprache zurückzuführen sein wie im rheinischen Volksworte Buckelorum (Goethe in Götz); im Obersächsischen gibt es Bukkelinski, Buckelomini (Nachbildung von Piccolomini) und Buckolini; der Buckel vom lat. buccula aus bucca = aufgeblasene Backe, darauf altfranz. boucle = halbrund erhabener Metallbeschlag auf dem Schilde; seit dem 16. Jh. besteht die Bedeutung für Rücken, daraus die Bedeutung buckelicht für höckerig.

Butten — dickes Weib, auch in der egerländ. Mundart; ahd. butina, mhd. bütte ein offenes Holzgefäß, dessen Wände aus Dauben zusammengesetzt sind. Das Wort kommt beinahe in allen europäischen Sprachen vor, z. B. griech. pütine, mlat. butina, franz. botte, tsch. butna.

Dalk — gutmütiger Mensch; das Wort dürfte vom tsch. dolik herzuleiten sein; dolik = das Grübchen, z. B. auch die kleine Pfanne, in welche der zu backende Teig gegossen wird, dann das fertige Gebäck selbst, die böhmischen Dolken, Dalken.

Dampfplauderer — der Vielredner, seichter Schwätzer; der Wert seiner Worte ist so gering, wie der Wasserdampf leicht ist; der 1. Teil des Wortes im ahd. und mhd. in der gleichen Form und Bedeutung; der 2. Teil vom spätmhd. pludern, eine Nebenform zu blodern = rauschen, ein Schallwort wie das lat. blaterare = plappern; verwandt dazu ist das plauschen in der bayr.-österr. Mundart.

Depp (auch in der Form Tepp) — der einfältige Mensch; vom spätmhd. Eigenschaftsworte taepisch aus tape = Pfote, dessen weiter zurückreichende Ableitung unklar ist; vermutet wird die Abstammung aus romanischen Sprachen, wo ital. patta, franz. patte die Pfote bedeuten. Statt Depp wird auch Tölpel gesetzt, mhd. diltapp, verwandt mit dem oberitalien. tappon = Tölpel. Hausdepp und Oberdepp sind Steigerungen, so groß wie ein Haus.

Dickschädel — der widerspenstige, störrische Mensch; eine pars pro toto; das mhd. schädel kommt in den anderen germ. Sprachen nicht vor und noch im ahd. steht gabal (vgl. griech. kephale) in der Bedeutung von Kopf. Die ursprüngliche Bedeutung von Schädel war Hirnschale wie im griech. kotülos = Schale; dick ist verwandt mit dicht, ahd. dicki und tihti in der gleichen Bedeutung wie heute.

Docken — einfältige jugendl. weibl. Person; im süddeutschen Sprachbereich überall als alter Puppennamen gebraucht, ahd. toccha, mhd. tocke, hergenommen von runden Holzgeräten, Pfahl, Zapfen, Garbenbündel, wie ja Kinder runde Holzstücke mit Lappen oder Tüchern umgeben und in ihrer Phantasie als die schönsten Puppen ansehen.

Dreckfink — schmutziger Junge, auch in moralischer Hinsicht; über den 1. Teil siehe bei Dreckfunzen; der 2. Teil kann als Scheltname für einen

Digitized by Google

ungeregelt lebenden Jüngling, wie in dem Falle lockerer Zeisig oder Vogel, anfangs des 18. Jh. in der Studentenschaft von Jena auf, die wie heute noch die nicht einer Verbindung angehörigen Studenten so benannte; die verächtliche Bedeutung Finke und Finkenstrich entspricht der gleichen Deutung in Schnepfe und Schnepfenstrich (siehe bei Sch.); ahd. finco, mhd. vinke wurzelt im idg. und kommt in allen europäischen Sprachen vor.

Dreckfunzen — zunächst ein qualmendes Öllicht, bildhaft ein unsauberes, ungepflegtes, ungekämmtes Weib; der 1. Teil vom ahd. und mhd. drec = Dung, Mist, erst im nhd. auf ein Derbwort von Kot und Schmutz eingeengt; „dreckig lachen" ist eine junge Nachbildung zu „schmutzig lachen" (so noch im 19. Jh.), das aber aus dem mhd. smuzelachen = nhd. schmunzeln entstanden ist; übrigens wird auch beim schmunzeln ein wenig hämische Schadenfreude zu merken sein. Der 2. Teil heißt eigentlich funse (f) = schlecht brennende Öllampe, aus der Wortform vonkse entstanden, d. h. Zündstoff, gebildet aus Funke und sal, ahd. funcho, mhd. vunke, vonke. sal = sel, Verkleinerung, daher Funke = kleines Feuer.

Dreckfau — derber wörtl. Vergleich mit dem Mutterschwein; über den 1. Teil siehe bei Dreckfunzen; ahd. su kommt in allen germanischen Sprachen vor, es stammt wie das lat. sus, griech. hüs vom idg. su = Schwein; Sau = ein As im Kartenspiel, erst seit dem 16. Jh.; Sau, bzw. Schwein = Glück (haben) stammt von der Gepflogenheit, daß früher bei Wettschießen oder Wettrennen der Schlechteste, Letzte, eine Sau als ironischen Trostpreis erhielt.

Dreckschleuderer — der Vielredner wie bei Dampfplauderer, siehe dort; der 1. Teil wie in Dreckfunzen, der 2. Teil vom spätmhd. sluderer = Schleuderer, d. h. ein übereilt und daher nachlässig Arbeitender; vgl. Schleuderpreis; so zum ersten Male bei Spielhagen 1874; ebenso Schleuder = Schlinge, schleudern = schlenken. Die weiter zurückreichende Ableitung für sluder ist noch nicht geklärt.

Dreckstößel — kleiner, unscheinbarer Mensch; klein sein wirkt verächtlich; für den 1. Teil vgl. Dreckfunzen; der 2. Teil eine Kleinform zu Stoßer, ahd. stozan, mhd. stozen in der gleichen Bedeutung wie heute, ein aus Holz oder Metall verfertigtes, zum Stoßen geeignetes Werkzeug.

Dummer August — Spaßmacher, einer, der sich alberner gibt, als er in Wirklichkeit ist; zum erstenmal wird der Komiker Tom Belling im Zirkus Renz in Berlin 1860 so genannt; er prägte eine neue Maske eines Clown, den die Berliner August nannten; der lat. Personenname August(us) = der Erhabene, Mächtige vom Zeitwort augere = fördern, stärker machen. ahd. tumb, mhd. tum = stumm, taub, dumm aus der idg. Wurzel dhubh = stumpf.

Esel — wörtl. Tiervergleich für einen dummen, leichtgläubigen Menschen; ahd. esil; die Germanen lernten das Tier erst von den Römern kennen (asinus = lat. der Esel) und gaben das umgeformte Wort (l statt n wie aus dem idg. eghinos auch das ahd. igul = Igel wurde) an die Slawen weiter, daher altsl. osil = Esel.

Fade Nocken — langweiliges, einfältiges Mädchen, Weib; über den 2. Teil siehe bei Nocken; der 1. Teil kommt erst im 18. Jh. aus dem franz.

Digitized by Google

fade in den deutschen Sprachgebrauch. 1761 schreibt man: „Sie verfallen in ein süßes und unschmackhaftes Wesen, welches die Franzosen mit einem Worte fade nennen." Das Wort fand daher zuerst die Bedeutung „unschmackhaft" besonders für Speisen, dann aber auch im 19. Jh. für Menschen. Es stammt vom spätlat. fatidus, lat. fatuus = mit Dummheit behaftet.

Fähdl — junge, leichtfertige Dirne; ein Wortbild wie in „leichtes Tuch". Das Fähnchen = leichtes, billiges weibl. Kleidungsstück, dessen Leichtigkeit die Leichtfertigkeit, Flatterhaftigkeit der Trägerin bezeugt. ahd. vano, mhd. vane = Tuch, Fahne, verwandt mit franz. fanion = Lappen, Binde, tsch. und poln. opona = Vorhang, Decke; sämtliche vom lat. pannus = Lappen*).

Fallot — Verbrecher, arbeitsscheuer Taugenichts, Tagdieb; das Wort geht auf das lat. fallere = betrügen zurück, altfranz. fa(i)lir = (ver)fehlen, ebenso das ital. fallire = Bankrott werden; im 16./17. Jh. ist fallieren = betrügen.

Faulpelz — ein träger, arbeitsscheuer Mensch; der 2. Teil vom ahd. belzon, mhd. pelzen und belzen = Pfropfen, Sproß; ein faulender Sproß entspricht nicht den gestellten Erwartungen, weil die Veredelung nicht gelungen ist; nach anderer Auffassung sei aber an ahd. pelliz, mhd. belz, im 10. Jh. aus dem mlat. pellicia = Pelzweste zu denken; das Wort stammt vom lat. pellis, die Haut; es steht auch im ital. pellicia und im franz. pelisse in der gleichen Bedeutung; daraus ergibt sich ein Bild ähnlich wie „sich auf die faule Haut legen" = faulenzen vom ahd. ful aus der idg. Wurzel pu = verwesen, stinken, griech. püon = der Eiter; es ist daher eine Verdoppelung des Ausdruckes, wenn es heißt: stinkfaul.

Faxenmacher — der unnötige Handlungen begeht, um zu täuschen oder umständlich zu sein; das Mehrzahlwort faxen stammt von dem lautmalenden fickfacken = sich hin- und herbewegen und ist in zahlreichen Mundarten zu finden. In die Schriftsprache gelangte Faxen erst im 18. Jh. In Berlin entstand aus Fakske der Fatzke; vgl. bei Halafatzker.

Ferkel — unsauberes Kind, unzüchtiger Mensch; ahd. farhili, mhd. ferhelin ist die Kleinform (für das Junge vom Schwein) zu ahd. farh vom germ. farhas, das wie das lat. porcus in der gleichen Bedeutung die Grundlage für die europ. Bezeichnung von Schwein ergibt. Gelegentlich hört man unter Einfluß der latinisierenden Studentensprache ferkulorum.

Filou — hinterlistiger Mensch, oft auch nur in scherzhafter Absicht gebraucht; das Wort ist im 17. Jh. aus dem franz. zu uns gekommen und stammt auch für dort in der Bedeutung von Spitzbube aus dem engl. fellow = Bursche.

Firlefanz — ein Spiegelfechter, unaufrichtiger Mensch; das Wort erscheint schon im mhd. virlefanz in der gleichen Bedeutung; es stammt vom altfranz. virelei = Ringellied und erhielt das mhd. tanz = im Reigen drehen hinzugefügt. 1664 heißt ein Tanzlehrer Meister Firlefantz. Das Bild „sich

*) Nach Schmeller, Bayer. Wörterbuch I. 721: Der Fan, Fanen, Landfanen, verächtlich: Weibsperson, die im Lande herumschwärmt, Soldatenhure.

Digitized by Google

drehen, winden" wurde dann auf das Verhalten bezüglich der Wahrheitsliebe übertragen.

Fischmoderer — der Fischdieb; der 1. Teil ahd. fisc, mhd. visch aus dem vorgerm. piskos, lat. piscis in der gleichen Bedeutung; der 2. Teil stellt die mundartl. Verdunkelung des Wortes Marder (Fischräuber) vor, ahd. mardar, mhd. in einer Nebenform marderer.

Federwisch — oberflächl. veranlagtes, sonst heiteres Mädchen; der 1. Teil vom mhd. vledern = flattern; das Ganze ähnlich dem mhd. vederwisch = Gänseflügel zum Staubwischen; der 2. Teil gilt seit dem 15. Jh. in der Bedeutung von „leuchtende Fackel", vgl. die Bildung von Irrwisch = Irrlicht; der jetzige Scherzname ist erst im 19. Jh. aufgekommen; bei Goethe (Faust) zum ersten Male als Spottname für Degen verwendet.

Flegel — ein Mensch mit rüppelhaftem Benehmen; ahd. flegil, mhd. vlegel vom lat. flagellum = Geißel, Peitsche, Dreschflegel; seit dem 16. Jh. hat sich die Bedeutung für Lümmel eingebürgert, zunächst für den Bauer, der den Dreschflegel schwingt, eine Übertragung wie bei Bengel (siehe dort).

Flitschen — leichtsinniges, oberflächlich veranlagtes Mädchen, seltener für die Dirne verwendet; das Wort ist verwandt mit fliegen (flatterhaft), germ. fleukon, und mit Pfeil, mundartl. flecke und vlieke, franz. flèche; im 16. u. 17. Jh. kam das Wort als Flitze, Flitsche in den deutschen Sprachgebrauch; der Flitschbogen ist ein Bogen für besonders leichte Pfeile; in Bayern nennt man ihn Flitschepfeil, in Iglau Fitschepfeil.

Flohbeidel — leichtsinniger, unzuverlässiger Mensch; die Gleichstellung mit „Flöhe in einen Sack sammeln" = zwecklose Arbeit ist naheliegend; Floh, ahd. und mhd. in gleicher Form, gehört zum Zeitworte fliehen, der Fliehende, Flüchtende; möglich ist aber auch die Ableitung von Florbeutel, das sehr leichte, aus Florgewebe hergestellte Haarnetz; flor ist im 16. Jh. aus dem niederländ. floers entnommen worden, dieses wieder aus dem lat. villosus = haarig; über den 2. Teil siehe bei Beitelstierer.

Fratz — unausgebildeter, vorlauter, junger Mensch; in dieser Bedeutung ist das Wort erst im 19. Jh. aufgekommen; ursprünglich stammt es aus dem spätlat. virasca = grünender Zweig (lat. virere = grünen, ital. frasca = der Ast) und bedeutete das ausgesteckte Schankzeichen, wie heute noch in Weinschenken, dann aber auch das ausgelassene Treiben in solchen Schenken, das Possentreiben; in dieser Bedeutung lernte Luther das Wort in Italien kennen und gebrauchte von nun an fratzen als albernes Gerede, Possenmacherei. Die weitere Bedeutung von Fratze als Schreckgesicht kam im 18. Jh. auf.

Frecker — unbedeutender, minderwertiger Mensch; das Wort heißt eigentlich Ver-recker von verrecken, d. h. sich recken, strecken, das Ausstrecken der Gliedmaßen des Wildes im Augenblicke des Verscheidens, um nach diesem Todeskampfe steif zu werden; der Vergleich mit einem solchen Tiere soll die herabwürdigende Beschimpfung erreichen; als Schimpfwort ist es erst seit dem 18. Jh. im Gebrauch. Vgl. dazu Krebezen.

Freimadl — die Straßendirne, Prostituierte; mundartl. verkürzt aus Freudenmädchen, seit dem 18. Jh. eine wörtliche Übersetzung des französischen Schimpfnamens fille de joie; Madl von Mädchen, welches Wort

Digitized by Google

erst im 17. Jh. in Anwendung kam, in der Form Mägdchen aus Magd entstanden, mhd. maget, ahd. magad = ursprünglich die Jungfrau, später erst eingeengt zu der Bedeutung von Dienerin, Gehilfin im Haushalte.

Freßsack — der unmäßige Vielesser, Vielfraß; der 1. Teil vom ahd. frezzan aus fra-ezzan = ver-essen, d. h. zur Gänze aufessen, aus der idg. Wortwurzel ed = essen wie im lat. edere und altslav. edmi, daraus jami; über den 2. Teil siehe bei Pappsack.

Fummel — alte F. = Weib in der derbsten Sinnesart des Namens; eine pars pro toto vom mhd. vum = veim, d. h. Schaum, schaumartige Feuchtigkeit.

Funzen — alte F., gleichbedeutend dem vorherigen; über die Ableitung des Wortes siehe bei Dreckfunzen.

Furie — wütende, bösartige Frau; erst seit dem 16. Jh. im Deutschen nachgewiesen, vom lat. furare = rasen, furia = die Wut.

Ganef — Betrüger, Dieb; in der Gaunersprache ist ganef oder ganfer der Dieb, ganfe die Diebin; zu Grunde liegt das hebr. ganabh, daraus das Wort ganal = stehlen.

Gans — dumme, weibl. Person; in der Kleinf. Gänschen oft nur als Scherzwort gebraucht; auch in Verbindungen wie dumme Gans, Schneegans; das Wort ist idg. Herkunft und schon im ahd. in der heutigen Form.

Gas — alte G. = alte Ziege, weibl. Person in vorgerückten Lebensjahren; mundartl. aus Geiß; ahd. geiz = Ziege wurzelt im idg. gheidos mit der gleichen Bedeutung.

Gaumauf — dummer, einfältiger Mensch; nach einer Ansicht aus der Form Kammauf, d. h. ein gezähntes Holzgestell, in das der Kienspan eingeklemmt wurde und das nach Belieben verstellt werden konnte. Nach anderer Ansicht der Gähnaffe, ebenfalls der Kienspanhalter aus Holz, dessen Endstücke ein geschnitztes Affengesicht mit offenem Munde darstellte; ebenso geistlos sieht der Beschimpfte aus, wenn er mit offenem Munde gafft; ursprünglich hieß diese allgemein verwendete Holzklammer im mhd. ginakk, in der steierischen Mundart geanmaul, in Österreich maulauf, in Böhmen ganose und kanauf, im Egerland mauloff. Es kreuzen hier die Worte gähnen, ahd. ginen, mhd. genen. mit dem ahd. giwen = den Rachen aufsperren und ahd. goumo, mhd. goume für den Gaumen, der erst sichtbar wird, wenn man den Mund, das Maul weit offen hält, wie es bei einem gespannt oder geistlos Zuhörenden der Fall ist. Der 2. Teil könnte auch von Affe herstammen, wenn man an die Schnitzfigur denkt; sonst kommt nur „Offen" in Frage.

Gauner — betrügerischer, verbrecherischer Mensch; in der Schriftsprache erst seit der Mitte des 18. Jh. in der Bedeutung von Betrüger, vorher aber auch schon bekannt; das Wort stammt vom hebr. janah = niederschlagen (den Preis) drücken, davaus jono = betrügen; im Rotwelsch fand das Wort als verjunen = verspielen, verlieren Eingang, daraus im 16. Jh. jounner = Betrüger, Spieler, im 17. Jh. jauner = heimatloser Strolch, Landstreicher; 1687 bedeutet gaunen betrügerisch spielen.

Geizkragen — der Geizige, Geizhals; beide Namen sind seit dem 16. Jh. im Wortsinne von gieriger Rachen, denn im mhd. ist Rachen gleich

Digitized by Google

Hals; der 1. Teil stammt aus der idg. Wurzel gheidh = begehren, daraus ahd. git = Gier, Habgier.

Gfaffenhur — wörtl. die Geliebte eines Pfaffen; der 1. Teil im ahd. pfaffo, mhd. pfaffe von einem vorgerm. papo, wahrscheinlich aber nicht aus dem Vorbild des lat. papa = Vater, sondern näher verwandt mit der griech. Form papas = niederer Geistlicher; der 2. Teil vom ahd. huora = Ehebrecher, huor, der Ehebruch.

Gfries — unschönes, abstoßendes Gesicht, dann dessen Träger selbst, daher eine pars pro toto; das Ge-friese stammt vom frisieren; der Volksname der Friesen, ahd. frieson, wird nach einem Deutungsversuch auf das altfries. Wort frisle = Locken bezogen, die Lockenhaarigen, d. h. Freien (vgl. Gscherter), weil nur solche das volle Haupthaar tragen durften; dieser Deutung steht die andere gegenüber, wonach Friesen = Fresen auf fre = frei, daher abermals die Freien zurückgeführt wird oder auf frese = das äußerste Land, das am Meeresufer gelegene Land; zu der 1. Deutung gehört altfranz. frise = kraus, friser = kräuseln; vom Französischen kam das Wort ins Deutsche: Frisur = Haartracht seit dem 16. Jh. Das Gefriese ist daher die Gesamtheit des gekräuselten Haares und dann das so umrahmte Gesicht.

Giftnickel — ein jähzorniger, boshafter Mensch; der 1. Teil bedeutete ursprünglich jede Gabe, Geschenk z. B. Mitgift; die heutige Bedeutung kommt erst im Spätmittelalter auf, daraus giftig = böse, schlimm; sich giften = ärgern ist mundartl. erst im 19. Jh. erschienen; über den 2. Teil siehe bei Bosnickel.

Gigerl — Modenarr, Stutzer; das Wort kommt zum ersten Male 1885 in Wien beim Schriftsteller Ed. Pötzl vor; er hat es aus dem oberösterr. Mundartenbereich hergeholt, wo es für den Hahn (Gockel) verwendet wurde; mhd. giege(l) = Narr scheint hier nicht beeinflußt zu haben; das Wort ist auch heute noch nur auf das süddeutsche Sprachgebiet beschränkt.

Glichter — (Gelichter) die Gesamtheit von minderwertigen Personen; ursprünglich war ahd. gilihtiri = Geschwister, noch im 13. Jh. in der Bedeutung Gesippe, später in der von Zunft, Stand; erst seit dem 17. Jh. erhält das Wort die herabsetzende Bedeutung: zu einem Pack gehörig, zu einer Gruppe, die sich zum Übeltun zusammengeschlossen hat.

Glumpert — wertloses Zeug, Gelumpe, Gesamtheit von Lumpen; Ge bewirkt die Sammelbezeichnung; im spätmhd. taucht das Wort lumpe, lompe auf, wahrscheinlich aus dem mhd. lampen = welk niederhängen, verwandt mit altindischem lambate = er hängt herab.

Gmastier — wörtl. der Gemeindestier d. h. ein derber, sinnlicher Mensch; der 1. Teil mundartl. vom ahd. gimeinida = kirchl. und bürgerliche Gemeinschaft gleich der lat. communio (Kommune); der 2. Teil in der gleichen Form und Deutung im ahd. und mhd. verwandt mit den entsprechenden Bezeichnungen in allen idg. Sprachen z. B. altslaw. turu = Auerochs.

Gokscher — dazu das Zeitwort gokschen d. h. die Singvögel fangen, der Vogelfänger; früher in Iglau beliebter Sport besonders für Arbeitslose oder Privatisierende; in übertragener Bedeutung ein einfacher,

Digitized by Google

unbedeutender Mensch; das Wort stammt vielleicht vom tsch. koktati = stottern, stammeln, das Vogelgezwitscher nachahmen; nach anderer Ansicht liegt das Wort gucken = spähen zugrunde, welches Wort erst seit dem 15. Jh. im Sprachgebrauche steht, verwandt mit dem tsch. koukati = schauen.

Goschen — mundartl. auch Gusche = böse Nachrede, verleumderischer Mund, pars pro toto, weil die Person selbst gemeint ist; die sprachliche Herleitung ist unklar; ahd. ist chosa = Gespräch, Geschwätz; Kusch als Befehlswort wie „halt die Goschn" = halte den Mund! schweig! dürfte die Wortbildung von Gosche beeinflußt haben. Kusch = leg dich kommt im 17. Jh. von dem franz. couche vom Zeitworte coucher = sich niederlegen (vom lat. collocara = an einem Orte lagern), zunächst den Jagdhunden gegenüber angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen

Volksscherze aus der Iglauer Sprachinsel

Stannern, der Geburtsort des Reichsstatthalters Seyß-Inquart, lebte vor nahezu einem Jahrhundert mit seinem Gegenstück, dem Marktorte Stecken, in argem Zwiespalt. Beide Orte der Iglauer Sprachinsel liegen je zweieinhalb Stunden, das eine nördlich, das andere südlich von Iglau, an der Sprachgrenze. Im Geltungskampf gewann Stannern, dessen Steinregen 1808 in der naturwissenschaftlichen Literatur bekannt ist, einen Vorsprung, als es ein etwa 40 cm großes Steinmännchen, eine Rolandfigur, sein eigen nannte. Die Burschen von Stecken raubten dieses Kleinod und mauerten es in dem Vorhause ihres Rathauses, das auch Wirtshaus ist, derart ein, daß nur noch der Kopf aus der Wand herausragte. Den Stannerner Burschen gelang es erst nach Jahren, diesen Schimpf zu rächen. Nach gewaltiger Rauferei konnten sie allerdings nur den Kopf ihres Rolands im Triumph nach Hause zurückbringen. Er wird heute unter dem Schutze des Denkmalamtes in Stannern aufbewahrt. — Dem Stannerner darf man beileibe nicht das Wort „Hop" sagen. Das faßt er als eine grobe Beleidigung auf und schlägt gleich drein. Durch Stannern geht bekanntlich die Erdachse hindurch. Die Stannerner Bauern werden daher, wenn einmal schlechte Zeiten nicht rasch genug vorübergehen wollen, auf dem Iglauer Wochenmarkt gescholten, sie hätten pflichtwidrig die Erdachse nicht gut genug geschmiert. Weil Stecken ein Bezirksgericht hat, wollte Stannern dafür Industrie aufweisen. Noch heute werden die Stannerner Botschen verkauft. Auch eine Semmelbröselfabrik soll bestehen, sagt der Verleumder. „Ja", meinten die Stannerner, „um die Iglauer Schafsköpfe einzupanieren." (Die Iglauer sind seit einer Anekdote aus der Zeit der Maria Theresia alle Schafsköpfe.) Tatsache aber ist folgendes: Stannern liegt eine Wegstunde westlich von der Bahnstation Okrischko der N.-W.-Bahnstrecke. Um die Jahrhundertwende tauchte das Gerücht auf, die N.-W.-Bahndirektion plane den Bau eines 2. Geleises zwischen Znaim und Iglau. Gemeindesekretär Linke in Stannern bewog nun den Gemeinderat zu einer

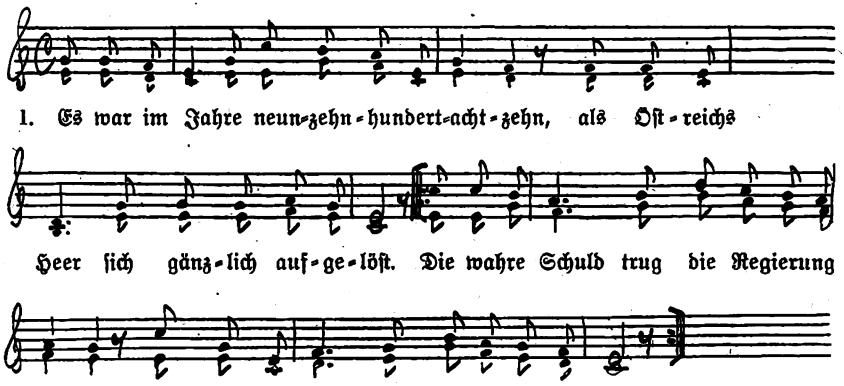
Digitized by Google

Deputation an den bei der N.-W.-Bahn allmächtigen Abg. Dr. Gustav Groß (Obmann des Schulvereines). Diesem legte die Deputation die Bitte vor, man möge ja das 2. Geleise von Znaim nach Iglau nicht über Okrischko, sondern über Stannern legen.

Leitmeritz. Dr. Heinrich Waschiczek.

Das Lied der Kriegsgefangenen in Italien.

(In der folgenden Fassung stammt das Lied von Herrn Gustav Haberecht, Schmiedemeister in Kronsdorf.)



2. Die ganze Front von Trient bis Triefte,
die war verkauft an unf're Feindesmacht.
Engländer warn's, die haben uns gefangen
und tief hinein ins Feindesland gebracht.

3. Man trieb uns in ein großes, freies Lager
wie wildes Vieh, gar viele tausend Mann;
dort harrten wir bei Hunger, Sturm und Kälte
am Abtransport gar viele Monat' lang.

4. Bei Wasser, Brot und schweren Feldarbeiten
verbrachten wir ein volles Jahr dahin.
Wer's mitgemacht, der wird es nicht vergessen,
dies Elend in, ja in Italien.

5. Im Herbste dann die gold'ne Freiheit winkte,
wir durften nach der lieben Heimat ziehn;
ein Jubel war's, wir sangen frohe Lieder,
wir war'n erlöst und fuhren gegen Wien*).

Kronsdorf bei Jägerndorf. Johann Schreiber.

*) Zu der gleichen Singweise werden seit Jahrzehnten mehrere Lieder gesungen. Horst Wessel hörte sie zu dem Liede „Vorbei, vorbei sind all die schönen Stunden" von einem S.-A.-Mann seines Sturmes singen und übernahm die Weise für sein Lied „Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen!"

Digitized by Google

Sage und Wirklichkeit.

Im letzten Heft haben wir berichtet, was der Volksmund über die Susanne genannte Glocke in Graupen erzählt. Heute seien die geschichtlichen Tatsachen nachgetragen, die uns Josef Baier, Lehrer in Graupen, übermittelte.

Die „Susanna" wurde n i e bei aufziehendem Gewitter geläutet, sondern nur an hohen Festtagen, bei Feuersbrünsten und alljährlich am 11. August, dem Tage der hl. Susanna. Sie zersprang auch nicht beim Läuten anläßlich des großen Brandes im Jahre 1904, sondern am 24. Dezember 1902 um halb 12 Uhr nachts, als zur Christmette geläutet wurde. Die „Susanna" wurde 1490, also zwei Jahre vor der Entdeckung Amerikas, von dem Bautzner Meister Lorenz Kannengießer aus Breslau gegossen und wog mit dem Bügel 3042 kg, der Klöppel 108 kg. Stumm hing sie von Weihnachten 1902 bis zum Frühjahr 1906 im alten Graupner Glockenturm, dann wurde sie in der Budweiser Glockengießerei umgegossen. Am 14. Oktober 1906 wurde die „Susanna" unter großer Beteiligung der Bevölkerung von nah und fern feierlich geweiht und ertönte das erstemal wieder am Kirchweihfeste. Als im Kriegsjahre 1916 die Glocken abgeliefert werden mußten, suchte man mit allen Mitteln die „Susanna" zu erhalten. Aber der historische Wert wurde ihr abgesprochen, da sie 1906 umgegossen worden war. Schließlich drohte das Militärkommando in Leitmeritz mit der Verhaftung des damaligen Bürgermeisters Franz Wittich und am 29. August 1916 wurde die „Susanna" herabgenommen. Daß eine günstige Erledigung des Ansuchens zurückkam, als die Glocke bereits eingeschmolzen war, ist ebenfalls unrichtig. Es kam nie eine Erledigung zurück.

Eine Verballhornung sudetendeutscher Volkslieder.

Unter der Überschrift „Wenn der Auerhahn balzt." „Lebenslust und Liebesfreud im Böhmerwald" ist im Musikverlag Hochstein & Co. in Heidelberg ein „Walzer-Zyklus für Männerchor und kleines Blasorchester oder Klavier" von Franz L u d w i g, Musikdirektor in Münster (Westfalen), erschienen.

Diese Veröffentlichung bringt 13 Lieder, die alle der 2. Lieferung des I. Bandes der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" von G. Jungbauer entnommen sind, o h n e d a ß d i e Q u e l l e a n g e g e b e n wird. Davon sind 10 Lieder in der vorliegenden Fassung in der Sammlung Jungbauers zum ersten Male gedruckt worden. Im Deutschen Reiche fehlt es bisher leider an genauen gesetzlichen Bestimmungen über den Nachdruck und die Verwertung von Volksliedern aus gedruckten Sammlungen. Doch wird es allgemein als Gebot des Anstandes und der Höflichkeit angesehen, daß in solchen Fällen die Quelle genannt wird. Zumeist setzt sich der Bearbeiter mit dem Herausgeber in Verbindung, holt seine Erlaubnis ein und nimmt seine Ratschläge entgegen. Bei einer solchen Zusammenarbeit kommt es gewöhnlich zu einem befriedigenden Ergebnis.

Digitized by Google

Bei der Veröffentlichung Ludwigs aber ist das Ergebnis so ausgefallen, wie es ausfallen muß, wenn jemand an eine Aufgabe herantritt, der er nicht gewachsen ist. Der aus dem Erzgebirge stammende Musiker Ludwig versteht die Mundart des Böhmerwaldes nicht. Trotzdem übersetzt er sie frischweg in das Schriftdeutsche und dies in einer Weise, daß jedem Kenner der Böhmerwaldmundart die Haare zu Berge stehen. Eine Probe mag genügen. Bei Jungbauer lautet das 2. Gesätz des Liedes „A lustige Stund“:

I bin a lustiga Bua,
Känn schön drüber singa;
Mach koa(n) Gaderl net auf,
Tua glei drüber springa.

Ludwig, der als Musikdirektor doch etwas vom „Drübersingen“ der Süddeutschen wissen sollte, hat auch keine Ahnung, daß ein „Gaderl“ ein Türchen im Zaun ist. Und so entsteht bei ihm der folgende Unsinn:

Ich bin ein lustiger Bua
und kann schön singen,
ich mach' kein Gitter nit auf,
tu drüber springen.

Man kann sich schwer vorstellen, wie der Bursche über das Gitter, das doch hier nur das Fenstergitter sein kann, springt.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Einzelheiten einzugehen. Auffällig ist besonders das Streben, die Wörter in den jeweiligen Takt hineinzuzwängen, wobei es auf kleine Veränderungen nicht ankommt. Aus einsilbigen „Buabn“ werden zweisilbige „Buben“ usw.

In musikalischer Hinsicht beurteilte ein Fachmann diese textliche Verballhornung sudetendeutscher Volkslieder folgendermaßen: „Dieser Walzer-Zyklus wird von jedem verantwortungsbewußten Volksmusiker abgelehnt werden. Mit den Böhmerwäldler Volksliedern ist ein Aufwand getrieben, der diesen Liedern nicht entspricht. Die Sätze sind unvolkstümlich und die Begleitmusik ist schwulstig. Die Methode, Volkslieder zu einem Walzer-Potpourri zu vereinen, ist vom musikalischen Standpunkt unzulässig.“

Hans R. Kreibich — 75 Jahre. Am 16. Mai wurde unser Mitarbeiter, der verdiente Heimatschriftsteller und Mundartdichter Hans R. Kreibich 75 Jahre alt. Im 5. Jahrgang (1932) unserer Zeitschrift ist sein Leben und Schaffen eingehend dargestellt worden. Seither ist neben anderen Veröffentlichungen vor allem die musterhafte Neuausgabe der „Heimatsklänge“ von A. H. Jarisch (Warnsdorf, 1935) zu verzeichnen. Mit den besten Glückwünschen zu dem Festtag spricht die Leitung unserer Zeitschrift die Hoffnung aus, daß es Hans R. Kreibich noch lange gegönnt sein möge, im Dienste von Heimat und Volk so erfolgreich wie bisher wirken zu können.

Digitized by Google

Staatsanstalt für das Volkslied. Die Jahressitzung des deutschen Arbeitsausschusses fand am 25. März statt. Es wurde beschlossen, nach den „Volksliedern aus dem Böhmerwalde", von welchen derzeit die 2. Lieferung des II. Bandes vorliegt und noch etwa 3 Lieferungen zu erwarten sind, zunächst an die Herausgabe der deutschen Volkslieder aus der Slowakei und aus Karpathenrußland zu schreiten. Die Jahressitzung der Staatsanstalt selbst fand am 30. April statt. Hiebei berichtete G. Jungbauer über die Tätigkeit des deutschen Arbeitsausschusses.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Als weitere Einläufe sind zu nennen:

44. Franz Lenz, Wien: Eine Sage aus Südböhmen.
45. P. Albert Stára, Blatnitz bei Nürschan: Zwei Sagen aus dem Bezirk Tepl; eine Sage aus dem Bezirk Petschau.
46. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: Lichtbild des Erzählers Alois Schmidt, Graupen.
47. Karl Reitmeier, Klein-Teßwitz bei Znaim: Abhandlung über die Sage von der Gründung der Burg Pfraumberg.
48. Gymn.-Direktor V. Maiwald, Braunau: 5 Folgen der „Heimat", Beilage des „Volksbote", mit Sagen.
49. Dr. Alois Milz, Komorn: Zwei Sagen aus Stritschitz und eine Volkserzählung aus Kalsching, alle in Mundart.
50. Otto Zerlik, Karlsbad: Zwölf Sagen und zwei mundartliche Volkserzählungen aus dem Tepler Land.

Richtlinien für den deutschen Tanz. In diesen vom Kulturamt der Reichsjugendführung vorbereiteten Richtlinien werden grundsätzlich drei Arten von Tänzen unterschieden, nämlich allgemein deutsche Tänze (Walzer, langsamer Walzer, Marschwalzer, Rheinländer, Kuhländer Dreher u. a.), die der besonderen Pflege im ganzen Reich empfohlen werden, dann landschaftlich gebundene Tänze, also Volkstänze, die keineswegs immer eine Verallgemeinerung vertragen und aus ihrer Umgebung nicht herausgerissen werden sollen, und endlich für internationale Veranstaltungen, z. B. Gemeinschaftslager mit ausländischen Jugendgruppen, auch einige international bekannte Tänze.

Mundartwörterbuch. Ein solches hat für die Gemeinde Schöllschitz der dort lebende Finanzsekretär i. R. Franz Hiller fertiggestellt. Es umfaßt rund vierlausend Wörter, darunter 100 Lehnwörter aus dem Tschechischen.

Auf, auf, zum fröhlichen Jagen. In dem Gedenkjahr an Franz Anton von Sporck sei erinnert, daß auf seinem Hofe in Kukus dieses frohe Jägerlied 1724 entstanden ist. Verfasser ist der Hofdichter Sporcks Gottfr. Benjamin Hancke, in dessen „Weltlichen Gedichten" (Dresden und Leipzig, 1727) das Lied zuerst erschienen ist. Vertont wurde es von dem Leiter der Sporckschen Hauskapelle in Kukus, Seemann, der sich an eine schon bekannte Weise anschloß.

Nachträge. Bamschabel. Zu diesem auf S. 12 des letzten Heftes angeführten Wort wird in der Folge vom 27. Feber des Brünner „Tagesboten" bemerkt, daß die Ableitung nicht so schwer sein dürfte, „wenn man

Digitized by Google

bedenkt, daß dieses Wort in der bayrisch-österreichischen Mundart als Bezeichnung für Bohnenschote noch heute gebraucht wird und in seiner Anwendung als Schimpfwort so viel wie einen unaufgeweckten, verschlafenen, unaufgeschlossenen, haltlosen, vernagelten Menschen bedeutet. Die Möglichkeit eines zugrundeliegenden obszönen Vergleiches ist nicht ausgeschlossen."

In Böhmen liegt ein Städtchen. Zu diesem Lied bemerkt O. Zerlik, daß er es ähnlich schon vor Jahren in Kropitz bei Eger hörte, wo es nach der Weise „Ei Spielmann, stimme deine Fiedel, jetzt geht's in Schritt und Tritt" gesungen wurde und mit den Worten begann „An der Eger liegt ein Städtchen, eine kleine Garnison".

Sudetendeutsches Krippenbuch. Hiezu macht O. Zerlik aufmerksam, daß der Tischler und Mesner Josef Pockl in Gabhorn bei Buchau gute, arteigene Krippen schnitzt, die allgemein gefallen.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai.)

361. Weitere Beispiele für das Entstehen von neuen Bezeichnungen: In Grulich versammelten sich früher die Spiritisten zu ihren Sitzungen in einem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Haus, das davon den Namen Geisterburg erhielt. In Klein-Mohrau war der Versammlungsort der Spiritisten eine Mühle, die deswegen Geistermühle genannt wird. (F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.)

372. Wie Dr. F. J. Beranek (Pardubitz) mitteilt, war in Lundenburger Schülerkreisen der folgende gereimte Liebesbrief, bei dem die Satzzeichen (Fragezeichen und Gedankenstrich) das Reimwort bilden, verbreitet:

Können Tränen dich erweichen,
Holdes Mädchen? (lies: Fragezeichen)
Denke, daß ich dich — (lies dann Gedankenstrich)
Über alles liebe.

380. Hölzerne Glockentürme finden sich in Ostböhmen und in der ganzen Böhm.-mährischen Höhe bis an die österreichische Grenze. (Dr. F. J. Beranek, der zugleich zwei Lichtbilder der Glockentürme in dem ehemals deutschen Dorf Weska bei Pardubitz (vgl. unsere Abbildung auf Seite 83) und in Höfling bei Neuhaus für das Archiv übersandte).

386. Auch die Tschechen haben ähnliche Dienstbotenspottreime, wie der folgende, von Dr. F. J. Beranek aus Lundenburg mitgeteilte beweist:

Hrách a kroupy, to je hloupý, to my máme každý den.
Ale buchty z bíle mouky jenom jednou za týden.

(Erbsen und Graupen, das ist dumm, das haben wir jeden Tag.
Aber Buchten aus weißem Mehl nur einmal in der Woche.)

387. Die deutschen Holzhacker in den Kleinen Karpathen kennen folgenden, wahrscheinlich von den Slowaken entlehnten Zwingzauber zur

Digitized by Google

Feststellung der Hexe, welche das Vieh behext hat, so daß es nur wässrige Milch gibt. Man schüttet diese Milch in einen neuen Topf und stellt diesen in den geheizten Backofen. Bald erscheint nun vor der Tür die Hexe mit Brandwunden im Gesicht, die ihr die im Backofen übergelaufene Milch verursacht hat. Ähnlich stellt man fest, wer ein geschlachtetes Schwein so behext hat, daß es, nachdem es schon abgebrüht ist, plötzlich wieder aufspringt und herumläuft. Man stößt das Schlachtmesser zwischen den Buchstaben K M B in die Tür. Gleich darnach erscheint eine Person und bittet, ihr das Messer wieder aus der Brust herauszuziehen. Denn so tief das Messer in der Tür steckt, so tief steckt es in der Brust der hexenden Person. (Doktor F. J. Beranek.)

Hölzerner Glockenturm in Weska.

389. Die Säufer von Brennspiritus in der Neuhauser Gegend pflegen dieser Flüssigkeit außer Zucker auch P f e r d e h a r n zuzusetzen. Im tschechischen Südmähren ist es in manchen Orten üblich, die aufgesprungene Haut mit Harn einzureiben oder unmittelbar zu beharnen. Im deutschen Heer pflegt man in zu enge Stiefel zu harnen, um sie größer zu machen. (Dr. F. J. Beranek.)

397. Ein H a u s m i t t e l g e g e n K o p f w e h und andere Krankheiten ist ein im Hause befindliches Meerschweinchen. Man sagt, daß es die Krankheit an sich ziehe. Dasselbe gilt von einer in der Stube aufgehängten Zwiebel. Gegen Kopfweh und Rotlauf ist ein im Zimmer gehaltener Kreuzschnabel gut. (O. Zerlik, Karlsbad.)

431. Läßt jemand die T ü r o f f e n, so sagt man in Plattetschlag bei Stein im Böhmerwald: „Häst a Stangl in A...?" (A. Schacherl, Budweis.) In Holeischen bei Staab fragt man „Ihr habts wohl einen Strohsack daheim" und in Komotau „Habt ihr keine Tür daheim?" (Josef und Marie Maschek.) Beide Wendungen gebraucht man auch um Uittwa bei Theusing, wo man auch fragt „Kommt leicht jemand nach?" oder „Willst wohl 'raus-

Digitized by Google

geschmissen werden?" Die Frage, ob man daheim keine Tür oder einen Strohsack vor habe, ist auch im Falkenauer Land üblich. (A. Horner, Königswerth.) Dasselbe gilt für die Umgebung von Mähr.-Trübau, wo man auch fragt, ob der Betreffende daheim seidene Vorhänge oder ob er eine Stange im A... habe. (K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.)

433. Auch in der Schildberger und Mähr.-Schönberger Gegend besteht der Glaube, daß der, welcher in der Fastenzeit tanzt, einen Pferdefuß bekommt. Im Schönhengstgau sagt man: „Wear zur Fost tonzt, lad zu Ustearn kronk." Es heißt auch „der hut na Teifl im Krogn". (K. Ledel.) Um Komotau sagt man, daß man krumme Beine bekommt, wenn man in der Fastenzeit tanzt. (Marie Maschek, Holeischen.)

434. Auch bei uns darf die Mutter eines verstorbenen Kindes vor Johanni keine Erdbeeren essen, weil sonst das Kind im Himmel keine Freude hat. Die Mutter darf auch keine Träne in den Sarg des toten Kindes fallen lassen, weil dieses sonst im Himmel keine Ruhe findet. (A. Horner.) Nach der Meinung der Schönhengster darf die Mutter, deren Säugling gestorben ist, bis Johanni keine roten Beeren essen, weil diese dem Engel gehören. Sie darf aber auch nicht weinen, weil das gestorbene Kind ein Engel ist oder, wie andere sagen, weil es dann das Hemdchen von den Tränen naß hätte und nicht in den Himmel kommen könnte. Sie darf aber auch nicht die kleine Leiche küssen, sonst stirbt das nächste Kind. (K. Ledel.)

436. Wer am Bartholomäustage Grünfutter holt, dem verzaubern die Hexen die Milch der Kühe. Man sagt von dem Tage: „Portlmäh, Baua, stieh af und säh! Wirscht dau net afstieh um säha, wiard d' d' Winta es Fäld d'wäha." (K. Ledel.) Im Teplerland gilt der Spruch: „Bartlme, Baua, fä! Baua, drisch! Baua, friß! Baua, mähl'! Baua, zähl'!" (O. Zerlik.) Nach dem Tage darf man nicht mehr baden, denn „Da Bartl hät is Wässa g'soicht". (J. Maschek.)

437. Die Redensart, daß einen der Herzwurm beharnt, wenn man Sodbrennen hat, ist auch um Stein im Böhmerwald (A. Schacherl), in Holeischen (J. Maschek), im Falkenauer Land (A. Horner) und im Schönhengst (K. Ledel) daheim. Um Falkenau glaubt man, daß man Sodbrennen bekommt, wenn man Erdäpfel oder Sauerkraut ißt oder wenn man sich bückt. Als Gegenmittel soll man Milch trinken. Heute ist auch schon Speisesoda bekannt. (A. Horner.) Schuld ist das Essen bestimmter Speisen (warme Powidel, Stoppelrüben u. a.) oder von zu viel Fett am Abend oder das Gebücktgehen und Gebücktarbeiten. Man vertreibt es durch das Trinken von etwas Wasser, heißem Kornschnaps und Milch mit Zucker, von dem man ein Stückchen in den Mund nimmt. Das mitunter häufige Sodbrennen einer schwangeren Frau führt man auf lange Haare des Kindes zurück. In Seibelsdorf bei Mähr.-Trübau ist der folgende Spruch gegen das Sodbrennen üblich:

Maich brait d' Sud, maich brait d' Sud net.
Om Hearz stiehn drai Tipplich:
I on hut's Brut, i on hut's Sud, in on hut's Krietnsaut,
Des ait (ist) fiarn Sudbraija gaut. (K. Ledel.)

Digitized by Google

440. Dieselbe Butterwiege wird in unserem Hofe verwendet. (J. Maschek.) Eine gleiche Butterwiege sah meine Mutter vor 60 Jahren im „Birker Hof", dem Meierhof zu Kirchenbirk. Sonst dürften solche Butterwiegen bei uns nicht verwendet worden sein. (A. Horner.)

442. Bei der Wahl der Taufnamen wählt man Namen, die im Kalender erst kommen. Solche Kinder lernen in der Schule leicht. Man soll Kinder nicht „zurücktaufen", weil sie dann schlecht lernen. (A. Schacherl.) Auch im Tepler Hochland vermeidet man das Zurücktaufen. Der Name des Geburtstagsheiligen wird gewöhnlich dann gewählt, wenn das Kind notgetauft wird. (O. Zerlik.) Gewöhnlich wurde der Name des Paten genommen. Nur wenn dieser es selbst wünschte oder sein Taufname in der Familie schon vorkam, wurde ein anderer Name genommen. Man wählte dann den Namen des Geburtstages oder auch den eines Heiligen, der nicht schon zurücklag. Heute wendet sich der Bauer den neuen und gut deutschen Namen zu, so daß der Name des Paten nicht mehr unbedingt verwendet wird. (A. Horner.) Man soll vor- und nicht zurücktaufen, weil ansonsten auch das Kind zurückgeht, nicht gescheit wird, kein Glück hat und bald stirbt. (K. Ledel.)

443. Einen närrischen Mann kriegt man, wenn die Frau in das Tüpfel lacht. (Marie Maschek, Holeischen, für Komotau.) Wer beim Trinken ins Glas lacht, bekommt einen besoffenen oder närrischen Mann. (O. Zerlik.) Man darf nicht in ein Trinkgefäß lachen, weil man sonst eine dumme Frau (oder einen dummen Mann) bekommt. (A. Horner.) Wer beim Essen singt und tanzt, bekommt ein närrisches oder dummes Weib, bzw. einen besoffenen Mann oder gar keinen. (K. Ledel.) Wer beim Essen singt und pfeift, wird eine ähnliche Frau, ein gleiches närrisches Ding, heiraten. (A. Wesserle, Deutsch-Proben.)

444. Weiße Flecken unter den Fingernägeln („D' Finganiagl blöiha") bedeuten für den Träger Glück. (A. Horner.) Es bedeutet Glück, besonders Kinderglück. Flecken unter den Nägeln der linken Hand deuten auf Verlobung, aber auch auf Unglück, bei der rechten Hand stets auf Glück. Soviel Flecken man hat, sovielmal hat man Glück. (K. Ledel.) Blühen die Nägel, so bekommt man Geschenke. Wem die Fingernägel rosten, der bekommt bald Trauer. (A. Wesserle.)

445. Bei verdorbenem Magen ißt man hier eine Knoblauchsuppe mit Pfeffer und trinkt Wermutabsud oder nimmt Vogelbeersaft. (A. Horner.) Auch bei uns ist das in der Umfrage angegebene Mittel bekannt. Ein anderes ist: Man beizt in schwachem Spiritus ein Tausendguldenkraut, Wermut und Enzian und trinkt dies auf den nüchternen Magen. (A. Wesserle.)

446. Hier werfen auch die Verwandten Erde in das Grab. (A. Horner.) Ebenso im Schönhengstgau, wo zu den üblichen drei Schaufeln voll Erde gesprochen wird „Luß'n (luß sa) sälig rauhe!" oder „Ich schmeiß geweihte Erde auf dich, wenn du kommst vor Gottes Gericht, so bitt für mich!" (K. Ledel.) Will man von einem Verstorbenen Ruhe haben, soll man,

Digitized by Google

ob blutsverwandt oder nicht, drei Klößchen Erde in das Grab werfen und sagen: „Verzeih mir, ich bitt' dich, und bitt für mich, so du eingehst ins Paradies!" (A. Wesserle.)

447. Zu Fronleichnam darf man kein Futter holen, weil man sonst Unglück im Stalle hat, ebenso am Tage Barthelmä. Vom Hofe Nr. 4 in Königswerth wurde einmal am Fronleichnamstage eine Magd auf die Flur Kühebühl um Gras geschickt. Dort wickelte sich eine Schlange um ihre Hand und sie mußte sterben. An der Stelle wurde ein steinernes Kreuz gesetzt, das heute noch steht. Eine früher daran angebrachte Bildtafel, die das Ereignis darstellte, ist nicht mehr erhalten. Im nahen Kloben sollte auch eine Magd am Fronleichnamstage grasen gehen. Sie weigerte sich, sagte aber, daß sie es tun wolle, wenn die Sichel wieder herunterkomme, die sie auf einen Baum werfe. Die Sichel blieb auf dem Baume. (A. Horner.) Zu Fronleichnam darf man kein Futter machen und auch nicht holen, weil es eine große Sünde ist und man Jesus hackt, wenn man Futter mäht. In Kunarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek erzählt man sich, daß dort eine Frau an diesem Tage Gras holen ging. Aus dem Gras, das sie in die Graskitze geben wollte, kroch eine Schlange heraus und wand sich um den Leib der Frau, die dann sieben Jahre lang die Schlange mit sich tragen mußte. (K. Ledel.) Zu Fronleichnam ruht Mensch und Vieh. Eine Frau, die den Tag nicht heiligte, wurde, wie man erzählt, zu Stein. Dieser Stein soll unweit von Sillein zu sehen sein. (A. Wesserle.) Von der Bestrafung von Personen, die zu Fronleichnam fischten und jagten, berichten Sagen, die Pfarrer P. Albert Stára (Blatnitz bei Nürschan) aus den Bezirken Petschau und Tepl eingesandt hat.

448. Das Brunnenopfer am Hl. Abend ist hier noch üblich. Nach dem Nachtmahl wirft die Hausfrau Honig, etwas Brot, Salz, etwas von der Mehlspeise und süßen Schnaps in den Brunnen, dem sie fröhliche Feiertage wünscht. Dabei spricht sie:

„Das liebe Wasser segne, o Herr!
Dies ist unser heiß' Begehr."

Früher soll ein Wassersegen üblich gewesen sein, der schöner, länger und daher auch kräftiger war. Ein Pfarrer soll ihn verboten und durch die heute verwendeten Worte ersetzt haben. (A. Wesserle.)

450. Dörrhäuschen standen früher im nahen Prösau; sie waren ähnlich Backöfen irgendwie von unten zu heizen. (A. Horner.) Ein Dörrhäuschen gibt es in Luditz. Es gehörte dem früheren Bürgermeister und jetzigen Senator der SdP. Hugo Liehm, der dieses Häuschen in der Nachkriegszeit der Bundesjugend (Wandervogel) vermachte, die es als „Nest" eingerichtet hat. In der Bevölkerung hat sich aber noch immer der alte Name „af da Zwatschkadürr" für das Häuschen erhalten (O. Zerlik.) Im Schönhengstgau haben einige größere Besitzer abseits von der Wirtschaft stehende Dörrhäuschen, z. B. der Erbrichter von Grünau, der Grundbesitzer Alois Schück in Neudorf u. a. (K. Ledel.) In Deutsch-Proben gab es früher

Digitized by Google

gegen 40 Dörrhäuschen, bei manchem Haus sogar zwei. Derzeit gibt es noch mehrere. Einige stehen auch in Gajdel, in Schmiedshau gab es zwei, das der Pfarre und das staatliche; beide wurden in der Nachkriegszeit abgetragen.

Dörrhäuschen in Sinjak.

(A. Wesserle.) Die hier wiedergegebene Lichtbildaufnahme des Dörrhäuschens in der Böhmerwaldsiedlung Sinjak in Karpathenrußland übersandte Dr. F. J. Beranek.

451. Lehnwörter aus dem Tschechischen sandten ein: A. Schacherl, J. Maschek, A. Horner (51 Ausdrücke, wobei Lehnwörter, die auch in der Schriftsprache vorkommen, nicht berücksichtigt werden), R. Baumann, Chodau, F. J. Langer (mit besonderem Hinweis darauf, daß die meisten entlehnten Wörter im Deutschen eine Bedeutungsverschlechterung erfahren haben), G. Tilscher, Kornitz (über 100 Ausdrücke und Wendungen); A. Wesserle (56 Lehnwörter aus dem Slowakischen).

453. Ein Seitenstück zu dem Rübezahlschwank ist ein Schwank vom Petrus, der das Wetter nicht mehr recht zusammenbringen kann, weil er die Wetterregeln jetzt in der Staatssprache erhält. Der Schwank kam vor etwa 15 Jahren auf und wurde hier oft erzählt. (A. Brosch, Eger.)

454. Früher bestand auch im Egerland der Glaube und Brauch: Wenn ein Kind erschrocken war, mußte man es über einen Besen harnen lassen, damit durch den Schreck keine bösen Folgen entstanden. Heute sagt man noch scherzweise: „Sullt ma g'schwind a Stallbes'n dahält'n." (A. Brosch.) Wenn ein Kind erschrocken ist, setzt man es sofort auf den Nachttopf, damit es harnt. Dies erreicht man, wenn warmes Wasser in den Topf gegeben wird. Wickelkindern gibt man in warmes Wasser eingetauchte Umschläge. Können die Kinder infolge des Schreckens nicht harnen, so bleibt der Schreck in ihnen stecken und sie bleiben ihr ganzes Leben lang schreckhaft, wenn sie nicht an dem Schreck frühzeitig sterben. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.) Wenn jemand erschrickt, soll er gleich harnen. (G. Tilscher.)

Digitized by Google

Bei den Juden Karpathenrußlands dienen als Mittel gegen Angst die „Schreckſteindeln“: Ein Geldſtück, über das ein Gebet geſprochen wurde, wird in ein Tuch gewickelt und der ängſtlichen Perſon um den Hals gehängt. (D. F. J. Beranek.)

455. Nach Mitteilung von A. Schacherl kennt man in Plattetſchlag das folgende ſcherzhafte Gebet zum hl. Antonius:

O heiliger Anton,
Schenk' mir an Männ!
Schenk' mir'n fein bald,
Sonſt werd' i zu alt!
O heiliger Anton von Padua,
A braver wenn's halt aa no(ch) war'!

In Eger hat der hl. Vinzenz das Amt des Heiratsvermittlers übernommen. Zu dem bei dem Erntedankfeſt in Eger geſungenen Vinzenzilied wird folgende Scherznachdichtung vorgebracht:

O Vinzenzi, Schutzpatron (oder Schüazbandlmåan),
Beſcher mar aar an Måan! (A. Broſch.)

Auch im Falkenauer Land beten die Mädchen, die einen Mann haben wollen, zum hl. Antonius. Zu ihm betet man aber auch, wenn man etwas verloren hat. Viel beliebter iſt aber der hl. Andreas. Heute noch beten die Mädchen in der Andreasnacht:

Bettſta(tt)l, i tritt di,
Halicha An(d)ares, i bitt di:
Läu(ß) mir in meinen Traimen
Den Allaliebſten mein erſcheinen!

Der zweite Teil wird halbſchriftſprachlich geſprochen. Die Mädchen beten dies heute zwar im Scherz, knüpfen aber im Innerſten doch eine kleine Hoffnung daran. (A. Horner.) Manche Leute glauben feſt daran, daß man Verlorenes wieder findet, wenn man zum hl. Antonius betet. Als ich vor etwa 20 Jahren in Neuſattl bei Elbogen Miniſtrant war, verlor die Frau des dortigen Mesners einmal im Winter die Kirchenſchlüſſel. Sie betete zum hl. Antonius und fand nach wenigen Tagen die Schlüſſel im Schnee liegend wieder. (R. Baumann.) Auch hier gilt der hl. Antonius als Fürſprecher in Liebesangelegenheiten und Mädchen, die einen ordentlichen Mann haben wollen, wenden ſich im Gebet an ihn. (F. J. Langer.) Zum hl. Antonius beten die Mädchen um einen Mann und alle jene, die etwas verloren haben, damit ſie es wieder finden. (K. Ledel.) Um einen Mann bitten die Mädchen bei einem auf dem freien Felde ſtehenden Antoniusbild, wobei ſie ſagen:

Heiliger Antonius, ſchick mir einen Mann!
Wenn er auch — (hier wird das Gebrechen genannt, das
er haben kann),
Daß ich auch ſagen kann, ich hab einen Mann!

Das Gebet in der Andreasnacht lautet hier:

Bettbrett, dich tret' ich,
Heiliger Andreas, zu dir bet' ich:
Der mir wird beſchieden ſein,
Den ſchick mir heut in Augenſchein!

Digitized by Google

Angeblich erscheint dann im Traume der Betreffende. (J. Thöndel, mit weiteren Angaben.) In der Iglauer Sprachinsel und in Südmähren betet man zum hl. Antonius, wenn man etwas verloren hat. (J. Göth.) Hier bitten die Mädchen den hl. Thomas um einen Mann. (A. Wesserle, der fast wörtlich denselben Spruch mitteilt, wie er von J. Thöndel für Andreas eingesandt wurde.)

456. Beim Flackern der Kerzen bei der Trauung kommt es darauf an, ob sie auf der Seite des Bräutigams oder der Braut flackern. Bei dem sie flackern, der gewinnt in der Ehe die Oberhand. (A. Schacherl.) Das Flackern der Altarkerzen bedeutet eine unruhige Ehe. Geht der Rauch gerade in die Höhe, so bedeutet das Glück für die Ehe, wenn es bei beiden Kerzen zutrifft. Brennt nur eine Kerze schön und steigt der Rauch kerzengerad in die Höhe, so gilt das Glück nur für den Teil, der auf dieser Seite kniet. Das Flackern einer Kerze wird auch als Zeichen von Wankelmut und Untreue desjenigen angesehen, auf dessen Seite es geschieht. (A. Brosch.) Wenn bei der Trauung eine Kerze flackert, muß jener Teil der Brautleute bald sterben, auf dessen Seite das Licht flackert. (A. Horner.) Das Flackern bedeutet eine unruhige Ehe. Je nachdem, auf welcher Seite die Kerze flackern oder mehr flackern, läßt sich feststellen, welcher Eheteil die Ursache der Streitigkeiten sein wird. Die Evangeliumseite ist der Frau vorbehalten, während die Epistelseite den Mann betrifft. (F. J. Langer.) Das Flackern bedeutet Unglück und Zwistigkeiten in der Ehe, und zwar bringt das Flackern der Kerzen auf der linken Altarseite der Frau, auf der rechten Seite dem Mann Unglück. (K. Ledel.) Am Brennen der Kerzen erkennt man, wie sich die Ehe gestalten wird. Sie wird unharmonisch, wenn die Kerzen flackern. Auf der Seite, wo sie flackern, steht die bösere Ehehälfte. Auch der Weihrauch läßt auf die Zukunft schließen. Steigt der Rauch ruhig zur Kirchendecke empor, wird die Ehe schön und beide Ehegatten leben lange. Bildet er aber ein wolkenähnliches Gebilde, so wird die Ehe nicht gut. Fällt der Rauch zur Erde, so bedeutet es baldigen Tod. Man glaubt auch beim gewöhnlichen Gottesdienst am Sonntag, aus der Form des Weihrauches auf bevorstehende Todesfälle schließen zu können, und man meint, daß sie anzeigt, ob ein Kranker nach Erhalt der Sterbesakramente stirbt oder wieder gesund wird. (J. Thöndel.) In Südmähren bedeutet das Flackern der Kerzen Unglück. Flackern sie auf der Seite der Braut, auf der Evangelienseite, dann stirbt die Braut früher als der Bräutigam, und umgekehrt. (J. Göth.) Auch bei den deutschen Holzhackern in den Kleinen Karpathen glaubt man, daß jener Eheteil zuerst stirbt, auf dessen Seite die Altarkerzen bei der Trauung flackern. (Dr. F. J. Beranek.)

458. Hier pflegt man nach dem Essen zu sagen: „G'ess'n wa(r), wenn no g'arwat aa wa(r)". (O. Zerlik.) Ähnlich sagt man in Holeischen: „Gott sei Dank, gegessen wär', wenn nur auch geprügelt wär'!" (J. Maschek.) Dasselbe sagt man um Chodau. (R. Baumann.) Hier pflegte man nach dem Essen zu danken: „I dänk' für Speis' und Tränk! Vogelt's Gott!" (A. Horner.) Eine hiesige Gastwirtin erzählte mir vor Jahren, daß sie vor dem Kriege einen fremden Knecht hatte, der nach der Mahlzeit stets zu

Digitized by Google

sagen pflegte: „Gott sei Dank! Gegessen wär', wenn nur gearbeitet auch wär'!" Obwohl dieser Knecht fleißig und willig gewesen sein soll, hat ihn die Gastwirtin doch wegen dieser Redewendung entlassen. (J. Thöndel.)

459. Überwiegend werden andere Tage angegeben, an denen man nicht nähen darf. Dies soll man nicht am Faschingmontag, weil man sonst den Hennen die hintere Öffnung zunäht. (J. Maschek), nicht am Faschingdienstag (A. Brosch), weil sonst die Hühner nicht legen (A. Horner), nicht am Aschermittwoch, in manchen Orten auch am Gründonnerstag (O. Zerlik), nicht am Tag der unschuldigen Kinder, weil man sonst den verstorbenen Kindern, den Engeln, die Augen aussticht, sich die eigenen Kinder totsticht und daher keine bekommt (K. Vedel), nicht an heiligen Tagen und Marientagen, weil man sonst eiterige Finger bekommt (J. Göth für die Iglauer Sprachinsel), nicht am Luzientag (13. Dezember) und nicht im Fasching, weil sonst die Hühner nicht legen. (A. Wesserle.)

460. Nach einem Gewitter soll man erst Futter holen, wenn die Sonne wieder scheint. Es ist gefährlich, mit einer Sense im Freien zu gehn, weil sie den Blitz anzieht. (A. Horner.)

Umfragen

461. Den Pausenzeichen beim Rundfunk pflegt man allerlei Worte zu unterlegen. Wem sind solche bekannt?

462. Zu den zahlreichen Vaterunserparodien sind gegenwärtig neue dazugekommen, z. B. das österreichische Vaterunser „Im Namen Dollfuß des Vaters, Schuschniggs des Sohnes und Fey's des österreichischen Geistes usw." Wer kennt solche?

463. Nach Mitteilung des Pfarrers P. Albert Stára in Blatnitz bei Nürschan ist in der ältesten Matrik von Oberfekerschan eine Eintragung in lateinischer Sprache, die folgendes berichtet: „1689 . . . starb Christoph Rudek, vulgo ‚Seelmann'"; er gab vor, den Stand der Seelen zu kennen, auch könne er arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien; von vielen Gegenden kamen Leute und brachten ihm viel Geld und Getreide und frugen ihn, wo die Seelen ihrer Eltern, Großeltern usw. sich befänden." Das deutsche Wort „Seelmann" läßt darauf schließen, daß es zu jener Zeit auch anderswo solche Personen gab, die vorgaben zu wissen, wo (im Himmel, in der Hölle oder im Fegefeuer) sich die armen Seelen befänden. Wer kann hiezu weitere Angaben machen?

464. Von dem Brunnen in Limbach bei Preßburg geht, wie Dr. Hertha Wolf mitteilt, die Sage, daß jeder, der daraus trinkt, immer wieder nach Limbach zurückkehren muß. Wo gibt es sonst solche Heimwehbrunnen?

465. Nach Mitteilung von G. Tilscher hebt man in Kornitz einen Knopf, den man auf der Gasse findet, nicht auf; es brächte Unglück. Hat man es doch getan, so soll man ihn anspucken und wegwerfen. Wo herrscht derselbe Glaube und wie wird er begründet?

466. In Plattetschlag bei Stein im Böhmerwald bestand, wie A. Schacherl schreibt, der Glaube, daß die Zeichen KMB, die man am

Digitized by Google

Dreikönigsabend mit geweihter Kreide auf alle Türen schreibt, zu Maria Lichtmeß weggewischt sein müssen. Denn die Hennen hören das Legen auf, wenn sie zu der Zeit noch diese Buchstaben sehen. Wo glaubt man dasselbe?

467. Wie lange soll nach dem Volksglauben die Sonne am Samstag scheinen? (Wie J. Mascheck angibt, so lange ein Reiter zum Satteln des Pferdes braucht oder bis die hl. Maria ihre Windel getrocknet hat.)

468. Auch heute noch legt man, wie J. Thöndel mitteilt, Wöchnerinnen Nadel, Zwirn und Fingerhut in den Sarg, damit sie für das Kind im Himmel nähen können. Wöchnerinnen kommen alle in den Himmel. Wo herrscht derselbe Glaube?

469. Nach einer Mitteilung von O. Zerlik glaubt man noch heute, daß man mit Totenwasser, dem Wasser, womit man eine Leiche wusch, hexen kann, z. B. beim Nachbar die Viehseuche hervorrufen kann, wenn man Totenwasser heimlich auf seinen Mist schüttet. Wo besteht dieselbe Volksmeinung?

470. Bekanntlich nimmt das Tragen von Ohrringen immer mehr ab. Wie erklärt man das Abkommen dieses Brauches?

Schrifttum

Oskar Schürer und Erich Wiese, Deutsche Kunst in der Zips. Mit 60 Textbildern, 480 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1938, Preis 180 Kč.

Ein bisher unbekanntes Land eröffnet sich mit diesem vom Verlag in der prächtigsten Weise ausgestatteten Werke, die deutsche Kunst in der Zips. Es ist vor allem das Verdienst des Deutschen Vereines für Kunstwissenschaft in Berlin, daß diese riesigen Kunstschätze erschlossen wurden. Er betraute die beiden Verfasser mit der wissenschaftlichen Aufnahme und Bearbeitung der Denkmäler und stellte die notwendigen Geldmittel zur Verfügung. Dazu gesellte sich die Unterstützung weiter Kreise. So entstand das gewaltige Buch, das auf 272 Textseiten und 240 Kunstdrucktafeln die Kunstdenkmäler der Zips behandelt, worunter sich Stücke befinden, „die das Gesamtgut alter deutscher Kunst aufs glücklichste bereichern". Die einführende „Geschichte der Zipser Deutschen" und der Abschnitt „Architektur" wurden von Schürer die Abschnitte „Plastik", „Malerei" und „Kunsthandwerk" von Wiese geschrieben. In gleicher Weise verteilt ist die Arbeit in dem Abschnitt „Verzeichnis der Denkmäler", in dem neben den im Bild gebrachten Werken der Architektur, Plastik usw. auch Denkmäler aufgenommen und genau beschrieben wurden, die unter den Abbildungen des Buches nicht vertreten sind. Naturgemäß herrscht die religiöse Kunst vor. Vom volkskundlichen Standpunkt wäre eine Ergänzung in einem kleineren Werke zu begrüßen, worin die weltliche Volkskunst, soweit sie nicht schon in der „Zipser Volkskunde" von J. Gréb behandelt worden ist, in Wort und Bild dargestellt wird.

Helmut Preidel, Germanen in Böhmens Frühzeit. Eine Darstellung mit 5 Bildern und 16 Bildtafeln. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1938. 64 S. Preis kart. 26 Kč 25, in Leinen 39 Kč 90.

Diese sehr klar geschriebene, volkstümliche Zusammenfassung alles dessen, was sich auf Grund der heutigen Kenntnisse über die Germanen in Böhmens Frühzeit sagen läßt, verdient in sudetendeutschen Kreisen Beachtung und Verbreitung. Insbesondere den Schulen und Gemeindebüchereien sei das Buch zur Anschaffung empfohlen. Auch für die Volkskunde sind viele Angaben wichtig, so z. B. die, daß

Digitized by Google

die seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert bezeugte Grabbeigabe eines Knollens Erdpech (Urnenharz) kultische Bedeutung hatte (vgl. die Artikel Harz und Pech im Handwörterbuch Aberglaube).

G. Pirchan, W. Weizsäcker und H. Zatschek, Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zur Fünfundsiebzigjahrfeier des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band 2: Neuzeit. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 595 S. Preis des 1. und 2. Bandes zusammen geh. 210 Kč, geb. 230 Kč.

Zu dem von uns im 5./6. Heft 1937 angezeigten 1. Band (Mittelalter) ist nun auch dieser 2. Band im März 1938 erschienen. Er enthält folgende Beiträge, die beim Verlag auch als Sonderdrucke erhältlich sind: A. Ernstberger, Böhmens außenpolitische Stellung in der Neuzeit; W. Wostry, Das Deutschtum Böhmens zwischen Hussitenzeit und Dreißigjährigem Krieg; E. Winter, Deutsches Geistesleben in Barock und Aufklärung; J. Pfitzner, Nationales Erwachen und Reifen der Sudetendeutschen; A. Spitaler, Überblick über die Geschichte der sudetendeutschen Industrie; G. Jungbauer, Sudeten- und karpathendeutsche Volkskunde; H. Cysarz, Die großen Themen der sudetendeutschen Schrifttumsgeschichte, Durchblick und Ausblick; G. Pirchan, Das Sudetendeutschtum im Wandel der Jahrhunderte (Rückblick und Zusammenfassung).

Konrad Bittner, Deutsche und Tschechen. Eine Erwiderung. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, Prag, Leipzig, Wien, 1938. 20 S.

In gründlicher Weise widerlegt in dieser Schrift K. Bittner die Einwände von tschechischer Seite gegen sein Buch „Deutsche und Tschechen" (I. Band: Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung), das 1936 im Verlag Rudolf M. Rohrer erschienen ist. Er deckt vor allem die sonderbare Art und Weise auf, wie Roman Jakobson bei seiner Kritik vorging, der unter anderem aus den fünf Teilstücken, die Bittner zur Begriffsbestimmung eines Volkes vereinigt hatte, zwei Teilstücke willkürlich aus dem Zusammenhange herausriß und Bittner die politisch gefärbte Umgrenzung des Begriffes durch „Blut und Boden" vorhielt. Man kann begreifen, daß ein Mann wie Jakobson, der durch „Blut und Boden" weder mit den Deutschen noch mit den Tschechen irgendwie verbunden ist, an diesen Ausdrücken Anstoß nimmt. Warum aber greifen er und seinesgleichen nicht auch die Tschechen an, welche offen über die Bedeutung von „Blut und Boden" für den Volksbegriff und das reine Volkstum sprechen? So schrieb z. B. der tschechische Minister für Nationalverteidigung, Machnik, in dem Vorwort zu dem Buche „Výtvarnici legionáři" (Künstler-Legionäre) von Platon Děžev: „Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß nur jene Kunst Anspruch auf Größe erheben kann, die aus dem Boden und Blut des Volkes entspringt, die mit dem Volke verwuchs und von seiner Sehnsucht genährt wird."

Dr. Karl F. Kühn, Fliegerschutz für Kunst- und Kulturdenkmale. Ein technischer Wegweiser. Mit 9 Abbildungen auf Tafeln. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, Wien, Leipzig, 1938. 58 S. Preis kart. 33 Kč.

Das sehr zeitgemäße Buch bespricht nach einführenden Bemerkungen über aktive und passive Abwehr die vorbeugenden und erhaltenden Maßnahmen, die zur Sicherung der Kunstwerke für den Fall von Fliegerangriffen zu treffen sind. Es „will für den Fall der Gefahr — der möglichst nie eintreffen möge — vorbereiten, aufklären, beraten und helfen". Diese Aufgabe erfüllt es in seiner Gründlichkeit und Klarheit in tadelloser Weise.

Hermann Knoblich, Die Ordnungsübungen und einheitliche Befehlssprache der Schulen und Turnverbände in der Tschechoslowakischen Republik. Zusammengestellt, vereinheitlicht und den militärischen Vorschriften angepaßt. Mit 145 Zeichnungen, den Noten der militärischen Hornsignale und den militärischen Befehlen und Fachausdrücken in tschechischer Sprache. Verlag Heinz & Comp., Troppau, 1938. 232 S. Preis geh. 26 Kč, geb. 36 Kč.

Digitized by Google

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der Turnprofessoren im Reichsverband deutscher Mittelschullehrer und des Vereines deutscher Lehrer und Lehrerinnen für Leibesübungen und auf Grund von Beschlüssen der Vertreter der deutschen Turnverbände in der Tschechoslowakischen Republik wurde von Prof. Knoblich dieser zur Zeit, wo durch das Gesetz über die Wehrerziehung den Schulen und Turnvereinen die Pflege der militärischen Ordnungsübungen verbindlich auferlegt wurde, für die Schule und das Vereinsturnen unentbehrliche Behelf geschaffen und dabei den Bedingungen, die an die Turnsprache zu stellen sind, ganz entsprochen, wie Ernst Wünsch in seinem Geleitwort hervorhebt: 1. Deutsche Bezeichnungen. 2. Frei von Ungenauigkeiten und Fehlern. 3. Sinnvoll und denkrichtig. 4. Gemeinverständlich. Der erste Entwurf dieser einheitlichen Befehlssprache wurde von dem Obmann des Deutschen Sprachvereines Groß-Prag, G. Jungbauer, in sprachlicher Hinsicht überprüft.

Johann Micko, Die Flurnamen des mittleren nördlichen Böhmerwaldes und seiner Vorberge. Band 6 der Bücher deutscher Volksheit aus den Sudeten- und Karpathenländern. Olmütz, 1938. 19 S. Preis 5 Kč.

Die schon früher als Sonderdruck der Zeitschrift „Unsere Westböhmische Heimat" erschienene Arbeit bringt in einer guten Gliederung die Flurnamen der Gerichtsbezirke Hostau, Ronsperg und Bischofsteinitz.

Hermann Blumrich, 100 Volkssagen des Friedländer Bezirkes. Druck und Verlag Franz Riemer, Friedland i. B. 179 S. Preis geh. 10 Kč, geb. 15 Kč.

Das mit einem Bild der Sagenerzählerin Julie Nessel in Mildenau versehene und schön ausgestattete Buch enthält Sagen der Burg und Stadt Friedland, des oberen Wittigtales, der Iserberge, der Bergstadt Neustadt a. d. T., des Raßnitztales, des niederen Wittigtales u. a. Obwohl einzelne Stücke, z. B. Katharina von Redern und ihre Kammerzofe, Waldsteins Schatz, Wallensteins Ritt, Die schöne Iserine u. a. keine Volkssagen sind, ist doch der überwiegende Teil des Werkes als eine Bereicherung unseres Sagenschrifttums zu begrüßen.

Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Hg. vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. II. Volkskunde, 6. Volksbrauch und Volksglaube, 1. Teil: Das festliche Jahr. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereines, Karlsbad, 1937. 110 S. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 13 Kč, sonst 16 Kč.

In diesem Teile der Heimatkunde ist viel neuer Stoff verarbeitet, den der Verfasser Prof. K. Herold durch Fragebogen im Bezirke Karlsbad aufgebracht hat. Dargestellt werden die Bräuche im Jahreslauf von „Fastnacht und Aschermittwoch" bis zum „Dreikönigtag". Reicher Bildschmuck von M. Göhfl ist beigegeben. Beim ersten Bild „Das festliche Jahr" ist durch eine Verwechslung der Druckstöcke in den Vorfrühling ein säender und in den Frühling ein ackernder Bauer geraten. Das Ackern geht dem Säen voran.

Karlsbader historisches Jahrbuch für das Jahr 1938. Hg. von V. Karell. Verlag des Stadtarchivs Karlsbad, 1938. 132 S.

In vier Abschnitten (Biographisches, Vorträge und Ansprachen, Archivalisches, Miszeales) bietet dieses Jahrbuch einen abwechslungsreichen und fesselnden Lesestoff. Besondere Erwähnung verdient die Abhandlung „A. Stifters Karlsbader Tage" mit prächtigen Lichtbildern, bei welchen allerdings nicht angeführt wird, daß sie von dem Prager Stiftersammler Eduard Svarovsky aufgenommen wurden.

Robert Lindenbaum, Land der Acker. Roman. Adam Kraft Verlag. Karlsbad-Drahowitz, 1938. 301 S. Preis geh. 34 Kč 65, in Leinen 50 Kč 40.

Dieser durch spannende Handlung, durch lebenswahre Zeichnung der Personen und durch eine klare und reine Sprache ausgezeichnete Bauernroman ist zugleich ein volkskundlicher Roman des Egerlandes. Da wird das Brauchtum

Digitized by Google

im einzelnen Menschenleben, bei der Hochzeit — auch die „falsche Braut" fehlt nicht — und beim Tod und Begräbnis, noch eingehender aber der bäuerliche Jahresbrauch (Faschinggzug, Osterratschen, Pfingstreiten, Sonnwendfeier, Weihnachtsfest) geschildert und lebendig gemacht. Der Roman ist aber auch volkserzieherisch. Das heimatliche Ackerland ist der gesunde Nährboden, aus dem Gesundheit und Kraft quillt. Hier wurzelt der Bestand und die dauernde Sicherheit des Volkstums, das namentlich in der klugen und tapferen Bäuerin Eva und in dem Bauer Simon, dem geborenen Führer der dörflichen Volksgemeinschaft, seine besten Vertreter hat.

Ulrich Sander, Königin. Novelle. 82 S. — Hans Watzlik, Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Ein Traumbüchlein. 75 S. — Nr. 22 und 23 der „Volksdeutschen Reihe". Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1938. Preis je 9 Kč 45.

Das in der Novelle „Königin" behandelte Problem kann nicht anders als unnatürlich und verstiegen bezeichnet werden. Ein einfacher Leser aus dem Volke — und für diesen ist ja die „Volksdeutsche Reihe" da — wird schwerlich verstehen, wieso die in der ersten Hälfte der Novelle so ruhig und überlegen geschilderte Norddeutsche in der zweiten Hälfte zu einer unruhigen Kranken wird, obwohl alle Männer auf sie fliegen — dieser Teil grenzt an Kitsch — und alle Welt sie wegen ihrer Tüchtigkeit lobt und feiert. Am allerwenigsten wird er den Schluß — Selbstmord der Heldin — verstehen. Gesunder Lesestoff für unsere Bevölkerung muß das Leben und seine Aufgaben anders fassen und bringen. — Sehr zu begrüßen ist der Neudruck der heiteren Erzählung Watzliks mit ihrem romantischen Bilderreichtum und ihrer traumhaften Schönheit.

Max Tandler, Bargwind. Gedichte in der Mundart von Zinnwald im Erzgebirge. Mit Holzschnitten von Erich Buchwald, Zinnwald. Bastei-Verlag, Dresden-A., 1937. 64 S.

Unter den heute lebenden Mundartdichtern des Erzgebirges gebührt Tandler unstreitig der erste Platz. Das haben schon seine zwei früheren Veröffentlichungen (1933 und 1936) erkennen lassen und das bestätigt diese neue Sammlung, die ein erfreuliches Zeugnis von der gesunden Weiterentwicklung des Dichters ablegt. Das sind keine läppischen Reimereien wie bei gar vielen Mundartdichtern, sondern echte und naturgewachsene Dichtungen, die nicht selten in dem Tone altvertrauter Volkslieder gehalten sind, wie etwa das Gedicht „Um Himmel stieht a Starnl". Die trefflichen Holzschnitte von E. Buchwald führen die von Tandler besungene Landschaft im Bilde vor und ergänzen dieses schöne Heimatbuch des Erzgebirges in glücklichster Weise.

Albert Zirkler, Volksbuch sächsischer Mundartdichtung. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig, 1938. 230 S. Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark 40.

Zirkler ist wohl der beste Kenner der sächsischen Mundartdichtung. Dies bewies bereits der 1. Teil seines „Hausbuches sächsischer Mundartdichtung" (1927), in dem eine Gesamtschau über die Volksdichtung im mitteldeutschen Osten gegeben wurde. In dem neuen Buch, das als 2. Teil dieses „Hausbuches" erschienen ist, wird die Entwicklung der sächsischen Mundartdichtung auf reichsdeutschem Gebiet (Vogtland, Erzgebirge, Elbsandsteingebirge, Oberlausitz) dargestellt, wobei in jedem Abschnitt zunächst die Mundart im allgemeinen und hierauf die Mundartdichtung im besonderen behandelt wird und ausgewählte Proben der Mundartdichtung (Gedichte, Erzählungen u. a.) gebracht werden. Hoffentlich können wir bald den dritten Band aus der Lebensarbeit Zirklers begrüßen, das „Volksbuch sudetendeutschen Mundartdichtung", in dem die sudetendeutsche Mundartdichtung vom Fichtelgebirge bis zum Isergebirge vorgeführt wird.

Viktor Korda und Karl M. Klier, Volksmusik aus Oberösterreich für zwei Melodieinstrumente, Gitarrebegleitung und Harmonikabezeichnung. Verlag L. Doblinger (B. Herzmansky), Wien, 1938. Preis 80 Pfennig.

Digitized by Google

Den früheren zwei Heften mit Volksmusik aus Niederösterreich und aus Steiermark und dem Burgenland folgt nun diese vorzügliche Auswahl aus der oberösterreichischen Volksmusik, und zwar: „Hochzeitsmarsch", „Neuer Menuetto" (beide 1819 aufgezeichnet), „Boarische" aus Hallstatt (1923 aufgezeichnet), zwei Deutsche und „Neuer Redout-Tanz" (aus 1819) und sechs Ländler aus der Braunauer Gegend (aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts).

Heinz Pohlendt, Die Landeshuter Paßlandschaften. Beiträge zur Landeskunde der westlichen Mittelsudeten unter besonderer Berücksichtigung der dörflichen Siedlungs- und Hauslandschaft. Mit 12 Textfiguren, vier Karten-, 8 Bildtafeln und 4 Tabellen. Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau, 1938. 132 S. Preis geh. 7 Mark.

Die als 25. Heft der Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für Erdkunde und des Geographischen Instituts der Universität Breslau erschienene Arbeit befaßt sich zunächst mit den geographischen Verhältnissen dieser schlesischen Grenzlandschaft, dann mit der Entwicklung der Siedlungen (hier unter anderen Karten eine der slawischen Ortsnamen des Gebietes), der Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsverteilung und der Wirtschaft, um endlich die dörfliche Hauslandschaft eingehend zu besprechen. Sie ist besonders für den Haus- und Siedlungsforscher des benachbarten sudetendeutschen Riesengebirges anregend und vorbildlich

Dr. Dr. Ernst Lehmann, Von der Seelsorge im Volke. Heft 5 der Studien zur religiösen Volkskunde. Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden und Leipzig, 1938. 48 S. Preis kart. 1 Mark 20, für Bezieher der ganzen Reihe 1 Mark.

Aus erschöpfender Kenntnis des einschlägigen Schrifttums und eigener reicher Erfahrung heraus liefert Lehmann mit dieser Schrift eine ausgezeichnete Untersuchung der im Volke ständig geübten Seelsorge, die innerhalb der „Erziehung im Volke", mit der sich der Verfasser in seinem früheren Werk beschäftigt hat, „zu den stärksten und entscheidendsten Mitteln der Volkserhaltung, Gemeinschaftsgestaltung, ja geradezu der Vergemeinschaftung gehört".

D. Gyula Lux, Nyelvi adatok a délszepesi és dobsinai német nép településtörténetéhez. Budapest, 1938. 111 S.

In diesen „Sprachlichen Beiträgen zur Siedlungsgeschichte der Deutschen in der Südzips und in Dobschau" sucht Lux nachzuweisen, daß für dieses Gebiet eine westdeutsch-ostmitteldeutsch-bayrische Volkstumsmischung anzunehmen ist, indem zunächst, wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert, Leute aus der Gegend zwischen Hunsrückgebirge und Nahefluß am linken Rheinufer ihre rheinfränkische Mundart in die Südzips brachten, denen im 13. Jahrhundert Bayern, wahrscheinlich aus dem steirisch-österreichischen Bergbaugebiet, folgten, wozu sich endlich, wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert, Bergleute aus dem Westerzgebirge gesellten.

Alexandre H. Krappe, La Genèse des Mythes. Avec 21 gravures hors texte. Verlag Payot, Paris, 1938. 359 S. Preis 50 fr.

In der gleichen „Bibliothèque Scientifique", in welcher Krappe 1931 seine „Mythologie Universelle" veröffentlichte, läßt er nun dieser Entstehungsgeschichte der Mythen erscheinen, die nach einleitenden allgemeinen Erläuterungen des Begriffes „Mythe", die großen Naturerscheinungen (Himmel, Erde, Sonne, Mond, Sterne usw.), Einrichtungen und Bräuche untersucht, zu deren Erklärung „Mythen" entstanden sind. Denn nach Krappe ist das wesentlichste Kennzeichen der „Mythe", daß sie etwas erklärt. Es fallen daher unter diesen Begriff nicht allein die engeren „Göttersagen", sondern alle Volkserzählungen, die für irgend eine Erscheinung den Grund (aitia) angeben, die ätiologischen oder begründenden Sagen. Das gedankenreiche Buch ist ein wertvoller Beitrag für die Volks- und Völkerkunde.

Jahrbuch 1937 des Bayerischen Landesvereines für Heimatschutz. Hg. in Verbindung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmal-

Digitized by Google

pflege und dem Bayerischen Nationalmuseum, geleitet von Dr. J. M. Ritz. Verlag des Vereins, München, 1938. 174 S. mit 4 Farbtafeln und 184 Abbildungen.

Die Beiträge dieses Jahrganges geben einen Überblick über die Ausstellung „Süddeutsche Volkskunst", die vom 3. Juli bis 17. Oktober 1937 in München veranstaltet wurde. Es behandeln K. Gröber das Werden und den Aufbau der Ausstellung, R. Hoferer die Wände des Bauernhauses im Lande Bayern, T. Gebhard die landschaftliche Gliederung der süddeutschen Bauernschränke, J. M. Ritz den Stock und Stab, G. Groschopf die süddeutsche Hafnerkeramik, H. Moser das Brauchtum. An das Verzeichnis der Ausstellungsgegenstände und die Abbildungen schließt sich der Jahresbericht des Landesvereines, das Verzeichnis des namenkundlichen Schrifttums rechts des Rheins, Buchbesprechungen und endlich der Jahresbericht und Einzelabhandlungen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Das Jänner- und Feberheft brachte als Festschrift anläßlich des vierzigjährigen Bestandes der Zeitschrift eine Reihe wertvoller Beiträge, z. B. H. J. Moser, Das Volkslied als Helfer zur Erforschung der deutschen Stammesmerkmale; L. Schmidt, Flugblattlied und Volksgesang; J. Koepp, Ein handschriftliches Liederbuch aus Österreich um 1845; K. Liebleitner, Ein paar Worte über mich selbst; K. Horak, Vive la Compagnia! (Lieder aus der Schwäbischen Türkei); A. König, Drei Lieder aus Nordböhmen u. a. — Aus dem Märzheft: A. Kollitsch, Deutsche und slowenische Volksdichter in Kärnten. — Aus dem Aprilheft: Fritz Berthold, Volksliedarbeit bei den Auslandsdeutschen.

Germanien: Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens (Berlin). — Das Aprilheft ist Österreich gewidmet. Es bringt nach einem markigen Geleitwort von W. Wüst unter anderen Beiträgen auch volkskundliche, so von R. Wolfram (Volkskundliches aus dem Waldviertel), von V. v. Geramb (Volkstumspflege in Steiermark) u. a.

Volk an der Arbeit (Reichenberg). — Aus dem 2. Heft 1938: J. Hanika: Neue Heimattrachten; G. Machnert, Der ehemalige Adel im sudetendeutschen Volksleben u. a. — Aus dem 3. Heft: R. Hetz, Bauer und Buch; A. Herr, Bauer und Schrifttum u. a. — Aus dem 4. Heft: R. Fischer, Die Böhmerwäldler (ein sehr wichtiger Beitrag zur sudetendeutschen Stammeskunde). Sehr beachtenswert ist auch, was Franz Weiß in der „Rundschau" dieses Heftes zur Frage „Sollen wir Denkmäler setzen?" schreibt. Hiezu sei ergänzend bemerkt, daß man sich vor allem hüten soll, Staatsmännern und Politikern Denkmäler zu setzen oder auch Plätze und Straßen nach ihnen zu benennen. Österreich, wo jetzt die Denkmäler an Dollfuß und Schuschnigg blitzschnell verschwunden sind, zeigt, wie voreilig und lächerlich ein solches Vorgehen ist. Geradezu unverständlich ist aber, wenn in deutschen Städten Plätze oder Straßen nach nichtdeutschen Staatsmännern benannt werden. — Aus dem 5. Heft: E. Lemberg, Zur Wiedergeburt des tschechischen Nationalismus.

Unsere Muttersprache (Prag). — Aus dem 1. Heft 1938: Zur Sprache der Sudetendeutschen in den letzten zwanzig Jahren. — Aus dem 2. Heft: Adalbert Stifter, der Verdeutscher; Unsere Ortsnamen in der amtlichen Schreibung.

Spiel und Feier. Im Auftrag des Deutschen Kulturverbandes und in Verbindung mit R. Mirbt und Dr. R. Netolitzky, hg. und geleitet von Dr. H. Horntrich. Jahrespreis 18 Kč.

Aufgabe dieser neuen Zweimonatsschrift ist, einem sudetendeutschen Volksspiel die Wege zu bereiten und seinen Platz im Gemeinschaftsleben der Volksgruppe zu sichern. Schon das 1. Heft erfreut durch eine Reihe trefflicher Beiträge, so von Netolitzky über Volk, Fest und Kunstwerk, von F. Doerbeck über Arbeit und Feier, von Dr. F. Lorenz über Heimatspiele, von Dr. F. Moschnitschka über Laienspiel in der Mittelschule, von F. Klement über Volkstanzpflege u. a.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Thlovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Kontrollpostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

11. Jahrgang 1938 **4./6. Heft**

Zur neuen Lage

Durch das wunderbare Ereignis der friedlichen Eingliederung unserer Heimat in das großdeutsche Reich ist auch für die Volkskunde der Sudetendeutschen und Karpathendeutschen eine neue Lage geschaffen worden.

Die im Laufe von zwanzig Jahren zu einer festen Schicksalsgemeinschaft gewordene deutsche Volksgruppe der Tschechoslowakei verteilt sich nun auf den Sudetengau, auf den Gau Bayerische Ostmark, zu dem der nördliche und mittlere Böhmerwald mit den Gerichtsbezirken Prachatitz und Wallern im Südosten gehören, auf den Gau Oberdonau, dem die Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krummau, Kaplitz und Hohenfurth zugefallen sind, und auf den Gau Niederdonau, dem in Südböhmen der Gerichtsbezirk Kaplitz, das Gebiet um Gmünd und die Sprachhalbinsel Neuhaus-Neubistritz, ferner Südmähren und endlich Engerau und Theben bei Preßburg einverleibt wurden.

Innerhalb der Tschechoslowakei sind gegen 400.000 Deutsche verblieben, und zwar in der Budweiser Sprachinsel (rund 8000), in Prag (40.000), in der Iglauer Sprachinsel (39.644 nach der Volkszählung von 1910 und 24.559 nach der Volkszählung von 1930), in der Olmützer Sprachinsel (18.485 im Jahre 1930), in der Brünner Sprachinsel (Groß-Brünn — heute die größte deutsche Siedlung in der Tschechoslowakei — mit Maydorf, Mödritz, Morbes und Schöllschitz 58.539 im Jahre 1921 und 55.684 im Jahre 1930), in der Wischauer Sprachinsel (3000), in dem Gebiet von Preßburg (43.651 nach der Volkszählung von 1930, ohne Engerau und Theben), in den Sprachinseln von Deutsch-Proben und Kremnitz (rund 48.000), in der Zips (rund 40.000), in den Sprachinseln der Karpathen-Ukraine (13.249 nach der Volkszählung von 1930, wovon jetzt die an Ungarn gefallenen kleinen Ortschaften südlich von Munkatsch, wie Unterschönborn, Pausching und andere abzurechnen sind) und in den auf das ganze Staatsgebiet verteilten Streuinseln, namentlich in Städten (Mähr.-Ostrau, Friedek, Mistek u. a.) und in abgelegenen Siedlungen (45.898 nach der Volkszählung von 1930).

Aus diesen geänderten Verhältnissen ergibt sich für die volkskundliche Forschung zunächst eine Übergangszeit. Die volkskundlichen Arbeitsstellen in Prag (Volksliederarchiv der Staatsanstalt für das Volkslied, Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkskunde, Arbeitsstelle des Zentralarchivs der deutschen Volkserzählung, Archiv für sudetendeutsche Volkskunde, Archiv für die deutsche Soldatensprache in der Tschechoslowakischen Republik)

Digitized by Google

können ihre Bestände und Sammlungen nicht aufteilen; sie können und dürfen auch ihre Arbeit nicht einstellen, sondern müssen sie in vollem Umfange für das sudetendeutsche Reichsgebiet und für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei weiterführen, bis eine entsprechende Umstellung oder Verlegung ohne Schaden für das Volkstum und für die Wissenschaft erfolgen kann.

In diesem Zusammenhange muß daran erinnert werden, daß die sudeten- und karpathendeutsche Volkskunde nicht bloß wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen hatte. Als Grenzland- und Sprachinselvolkskunde hatte sie mit einer Volksgruppe zu tun, die in einem fremdvolklichen Staate lebte. Sie mußte daher auf Dinge eingehen und Umstände berücksichtigen, die dem Binnendeutschen zuweilen fremd oder unverständlich waren. Sie hat z. B. das, was man im Deutschen Reiche erst seit der Machtübernahme im Jahre 1933 als wichtige Forderung zu vertreten begann, seit ihren Anfängen als selbstverständlich angesehen und getan: An die wissenschaftliche Volkskunde hat sich stets die Volkstumskunde und Volkstumspflege im Sinne der praktischen Verwertung des Stoffes zugunsten der gesunden Entwicklung und Kräftigung des Volkstums und der Deutscherhaltung gefährdeter Volksgenossen angeschlossen. Die volkskundlichen Arbeiter in der Tschechoslowakei, darunter auch die meisten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, haben neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit stets auch bei den Schutzvereinen und volkskulturellen Verbänden und Einrichtungen mitgewirkt.

Wenn nun auch weit über drei Millionen Sudetendeutsche in ihr Mutterland heimgekehrt sind und für ihr Deutschtum nicht mehr zu bangen brauchen, so bleiben sie doch noch Grenzlanddeutsche und müssen auch weiterhin auf der Hut sein. Gerade von ihnen erwarten die in der Tschechoslowakei verbliebenen deutschen Volksgenossen volles Verständnis und tatkräftige Unterstützung. Denn sie wissen, was es heißt, als Minderheit in einem Fremdstaate zu leben. Und diese Unterstützung wird besonders wirksam sein, wenn sie auf dem Boden der volkskundlichen Arbeit und der Volkstumspflege erfolgt. Die Sprachinseldeutschen haben uraltes und urtümliches Volksgut treu bewahrt. Es ist so untrennbar mit ihrem ganzen Leben verbunden, daß ein Aufgeben der Volksgüter, der Mundart, der Volksdichtung, der Bräuche, Trachten usw. nicht selten zugleich das Aufgeben des Deutschtums bedeutet. Hier liefert die volkskundliche Wissenschaft, die alle volkstümlichen Überlieferungen sammelt und nach Herkunft, Zusammenhang mit anderen Formen und volklichem Wert untersucht, der Volkstumspflege und der Schutzvereinsarbeit die Unterlagen für eine fruchtbare Tätigkeit.

Da muß nun einstweilen alles zusammenhalten. Daher richtet die Leitung dieser Zeitschrift an alle ihre Mitarbeiter das Ersuchen, auch in der Übergangszeit, bis alles geregelt und gesichert ist, sowohl im reichsdeutschen Sudetenland wie auch im deutschen Gebiet der Tschechoslowakei mit gleichem Eifer wie bisher volkskundlich tätig zu sein im Dienste der Wissenschaft und des Volkstums.

Digitized by Google

Die Verlobung und Hochzeit im Ascher Ländchen

Von **Hugrun Hintner**, Asch

Die Erforschung des Schicksals, ob es einer erwachsenen Person gegönnt sein wird, mit einem Lebensgefährten eng verbunden durchs Dasein zu wandeln, ist von mancherlei Anschauungen und Bräuchen begleitet.

So kommt zum Beispiel der Herzallerliebste ins Haus, wenn sich die Katze putzt. „Putzt sich die Katz', kommt mein Schatz." Stellt man ein brennendes Zündhölzchen auf den Tisch, so kommt der Schatz aus der Richtung, nach der das Köpfchen des Zündhölzchens fiel. Wenn am Abend ein einzelner Hund bellt, so nimmt man an, daß aus dieser Richtung der Schatz kommt. Wenn sich bei einem Mädchen von selbst die Schürze löst, so ist das ein Zeichen, daß die Gedanken ihres Liebsten bei ihr weilen. Macht sich ein Mädel beim Waschen die Schürze naß, dann bekommt sie einen Trunkenbold zum Mann. Setzt sich aber ein Mädchen einen Herrenhut auf, so bleibt es gar ledig.

Zum lebendigen Spiegelbild alles dessen, was die Herzen des Landvolkes bewegt, werden aber die Bräuche und Sitten bei Verlobung und Hochzeit. Nach heutiger Sitte sind Verlobung und Hochzeit durchaus getrennte Handlungen.

Ist ein Bursch Anwärter auf einen Bauernhof, so bekommt er bald da, bald dort ins Ohr geflüstert, daß der oder jener Bauer eine passende Tochter für ihn habe. Nun ist's an ihm, die Wahl zu treffen, sich der Neigung des Mädels zu versichern und die Eltern der Erkorenen für sich zu gewinnen. Diese Schritte faßt man im Ascher Lande mit der Bezeichnung: Anredung oder Werbung und Leikauf, Zusage und Verlobung zusammen. Man sagt von einem Burschen, der ernstliche Absichten auf ein Mädel zu erkennen gibt: „er geht auf die Frei'". Ist der Heiratslustige so weit, daß er sich der Neigung des Mädchens sicher fühlt, so unternimmt er die ersten einleitenden Verhandlungen. Es ist eine Aussprache, die nie den geraden Weg einschlägt, sondern auf Umwegen zum Ziel zu gelangen sucht. Er schickt einen Vetter oder Freund, der sich in seinen Privatverhältnissen auskennt, zum Vater des Mädchens, um herauszubringen, ob er als Freier der Tochter genehm ist. Dies geschieht meistens scheinbar ganz zufällig; man trifft sich auf dem Kirchweg, auf dem Markte, bei einer Ausstellung usw., erörtert bei dieser Gelegenheit alle möglichen Dinge, Wetteraussichten, Stand der Feldfrüchte und Ähnliches und lenkt schließlich die Rede auf die Wirtschaft des Mitunterredners. Der Vater wird aufmerksam und durchschaut die Absicht. Paßt ihm nun der in Rede stehende Freier, so bekommt dieser bald Bescheid, er möge sich einmal auf dem Hofe sehen lassen. Dort trifft er Mutter und Tochter, die natürlich schon unterrichtet sind. Nun beginnt die förmliche Brautwerbung. Erfolgt das Jawort der Tochter, so wird dem Freier Aus- und Eingang im Hause des Schwiegervaters ge-

Digitized by Google

währt. Bei passender Gelegenheit erfolgt dann die Hausbeschau und Aussprache über die beiderseitigen Heiratsbedingungen. Dann wird die förmliche Verlobung verabredet.

Der Rechtsakt der Verlobung hatte früher im Ascher Gebiete sein feierliches Gepräge in der Aussprache des sogenannten „Prokurators", des Hochzeitbitters. Dieser Sachwalter besorgte die Einladung, führte den Hochzeitszug, hielt die Ansprache, sprach die Gebete und unterhielt die Gäste.

Nach der Einladung findet die Abfassung des „Affotz", des Heiratsvertrages statt. Nach dieser oft sehr langwierigen Verhandlung wird dann der Hochzeitstag bestimmt, die Brautleute geben sich die Hand, die ersten Geschenke werden überreicht. Es folgt noch eine kleine Bewirtung und die Verlobung ist abgemacht.

Schon mit diesem Leikauf verbinden sich einige absonderliche Bräuche. Die Sippe des Bräutigams versammelt sich vor dem Hause der Braut, ohne einzutreten. Da muß die Braut trachten, den Bräutigam zuerst zu erblicken und sich dann schnell zu verstecken. Sollte sie der Bräutigam zuerst ins Auge bekommen, so müßte sie unbedingt vor ihm sterben. Auch sagt man, daß sie in diesem Falle in der Ehe allerhand, ja sogar Schläge erwarte. Vor Eintritt des Bräutigams muß der Prokurator erst die Zustimmung der Brauteltern erwirken.

Nach Eintritt der Sippe des Bräutigams lassen sich die beiden Parteien an gesonderten Tischen nieder. Die Verhandlungen beginnen, während die Braut abseits sitzen muß oder in ihrer Kammer auf den Ausgang der Verhandlungen wartet. Ist dann der Leikauf geglückt, trinkt man Bier und ißt trockenes Brot dazu, reicht sich die Hände und wünscht dem jungen Paare Glück.

Als Abschluß des Leikaufes wurde oft, während die richtige Braut sich noch in ihrer Kammer befand, dem Bräutigam eine sogenannte „alte" oder „falsche" Braut unterschoben. Es war eine grotesk verkleidete Person, oft auch schon mit einem Säugling auf dem Arme, die ihm da vorgeführt wurde.

Die „alte Braut" soll dann der richtigen Braut das Unglück aus dem Hause tragen. Der Bräutigam entledigt sich der dreisten Doppelgängerin meistens mit einem Geldgeschenk. Die wirkliche Braut erscheint nun im Festschmuck prangend, reicht dem Bräutigam die Hand und nach einer Rede des Prokurators gilt das Paar nun endgültig für verlobt. Dann wird der „Verspruch" mit einem nicht gerade kargen Mahle gefeiert. Die Braut, die auf einen Bauernhof einheiratet, geht dann bald mit ihren Eltern auf die sogenannte „Hausschau", um sich das Anwesen des Bräutigams, in dem sie ja bald als zukünftige Hausfrau schalten und walten soll, genau anzuschauen.

Die nun folgende Zeit wird dazu benutzt, um beim Pfarramt das dreimalige Aufgebot zu erwirken. Das Brautpaar wird in der Regel an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen öffentlich von der Kanzel ausgerufen. Beim ersten Aufgebot wenigstens soll das Brautpaar in der Kirche nicht anwesend sein, sonst stirbt eines von ihnen schon im ersten Jahre oder die Kinder tragen einen körperlichen Schaden davon. Kurz vor dem Hochzeits-

Digitized by Google

tage pflegt sich das Brautpaar gegenseitig zu beschenken. Man schenkt sich Schmuck, Gebetbücher, Kleidungsstücke usw. Niemals aber darf die Braut dem Bräutigam etwas Spitziges schenken, da sie sonst die Liebe abschneiden oder -stechen würde. Wohl aber kauft sie dem Liebsten das Hemd, das er zur Hochzeit anzieht. In einen der Brautschuhe arbeitet der Schuster ein von den Eltern gespendetes Geldstück ein, damit das junge Paar nie in Geldverlegenheit kommt.

Die Einladung zur Hochzeit ergeht im Ascher Bezirke etwa 14 Tage vor der Hochzeit. Beim Kuchenvertragen ergeht durch das Brautpaar selbst die Einladung an Verwandte und Freunde des Paares. In den letzten Wochen vor der Hochzeit wird im Hause der Braut fleißig an der Aussteuer gearbeitet. Diese wird manchmal auch zur Schau gestellt, wobei die nächsten Anverwandten Butter, Milch und Käse spenden. Oft begegnet man noch der Sitte, daß die Pate der Braut ein Kissen schenkt, das aber erst im Kindbett benützt wird. An anderen Orten wieder schenkt die beste Freundin der Braut einen gestickten Polster, auf dem die Braut bei der Trauung kniet. Dieser Brauch wird auch in der Stadt Asch heute noch geübt.

Viele in die Augen fallende Bräuche kann man am Vorabend der Hochzeit beobachten, am sogenannten „Polterabend". An diesem bewegten Abend, der die Freunde und Freundinnen des Brautpaares im Hause der Braut vereint, werden Geschenke überbracht und Glückwunschverse aufgesagt, und es wird allerlei Kurzweil getrieben. Vor dem Hause werden alte Teller, Schüsseln, Töpfe und Blechpfannen gegen die Tür geworfen; je mehr Scherben desto besser für Glück und Wohlstand des jungen Paares. Die Anstifter des Schabernacks aber müssen unerkannt bleiben. (Heute noch allgemein im Ascher Bezirk.)

Die Trennung des Bräutigams von seiner bisherigen Umwelt betont der groteske Brauch des „Junggesellen-Begräbnisses", der in Asch noch heute manchmal geübt wird. Der Bräutigam wird in später Nachtstunde von seinen Freunden in ein Leintuch gewickelt und um den Marktbrunnen getragen. Die Zeremonie wird von Trauergesängen begleitet. Manchmal werden am Vorabend Pöller gelöst oder es wird aus Pistolen geschossen.

Das Brautkleid darf nicht eher fertig sein, als bis es wirklich gebraucht wird. Zieht die Braut das Brautkleid vorzeitig an, geht die Ehe bald in Brüche. Die Braut soll nicht in den Spiegel schauen, wenn sie das Kleid anhat und die Schneiderin soll den letzten Stich erst an ihr nähen.

Viele Bräuche knüpfen sich an den Hochzeitstag selbst. Schon die Wahl der Zeit für diesen wichtigen Tag erscheint von großem Einfluß für das künftige Eheglück. Allgemein ist es Sitte, den Hochzeitstag nur bei zunehmendem Monde abzuhalten. Heute werden die Hochzeiten meistens am Samstag gefeiert; ausgeschlossen sind als Hochzeitstage der Mittwoch, weil da angeblich die Braut bald wieder zurückkommt, und der Freitag.

Umsichtig und wohlbedacht hilft am Hochzeitstage die Brautmutter mit, um ja nichts zu übersehen und zu vergessen. So muß die Braut an diesem

Digitized by Google

Tage weite und bequeme Schuhe tragen, daß die ersten Schritte in der Ehe nicht als drückend empfunden werden. Mancher Braut wird ein Talisman um den Hals gelegt, wie zum Beispiel ein kleines Säckchen mit Salz, Mehl und einem Geldstück. Viel Glück bringt es auch, wenn man etwas Geborgtes an diesem Tage anhat. Man sieht es gerne, wenn es am Hochzeitstage regnet; dann werden die Brautleute reich. Ist es am Hochzeitstage aber stürmisch, so gibt es in der Ehe Zank und Streit. Niemals soll bei offenem Grabe eine Hochzeit gehalten werden. Rührend gestaltet sich in der Regel die Segnung der Braut. Unter Schluchzen kniet die Tochter an der Türschwelle nieder, bittet alle um Verzeihung und bittet um den Segen der Eltern. Das Aufhalten der Hochzeitswagen, das „Fürspanna", mit roten Bändern von seiten der Dorfjugend hat einen tieferen Sinn als den, daß die Kinder dafür Geld bekommen. Bei diesem Anhalten sollen vielmehr die bösen Geister, die da mit dem Wagen fahren wollten, aufgehalten werden. Rote Bänder wurden meistens gewählt, weil die rote Farbe eine Übel abwehrende Wirkung hat. (Noch heute in Asch üblich.)

Die Brautmutter wirft beim Anfahren des Hochzeitswagens drei ihrer schönsten Gläser unter die Hufe der Pferde. Die Gläser sollen brechen, sonst deutet es auf Unglück hin. Wenn die Mutter zu Hause bleibt und nicht mit zur Kirche fährt, darf sie dem Zuge keinesfalls nachsehen, sonst würde sie das Unglück ihres Kindes sehen.

Kutscher, Wagen und Pferde sind reich geschmückt. Als Festschmuck gelten Myrte und weiße Bänder. Die Braut trägt solche Reiser im Schleier und einen Myrtenkranz im Haar. Der Kranz gilt als Zeichen unverletzter Keuschheit; Witwen, die wieder heiraten, tragen weder Schleier noch Kranz.

Beim Betreten der Kirche müssen die Brautleute darauf achten, daß sie beide mit dem rechten Fuße die Kirche betreten, der linke würde Unglück bedeuten. Die Braut darf sich in der Kirche keinesfalls umdrehen, sonst dreht sie sich nach einem anderen um. Der Teil des Brautpaares, der zuerst den Fuß auf den Teppich setzt, sichert sich das Regiment im Hause. Auch wer vor dem Ringwechsel schneller den Handschuh von der Hand bringt, behält die Oberhand. Flackern die Kerzen am Altare während der Trauung beiderseits, so gibt es Streit, flackern sie aber nur auf einer Seite, so führt eines die Herrschaft im Hause. Verlöschen einer Kerze bedeutet den frühen Tod einer Ehehälfte. Kniet der Bräutigam auf dem Kleid der Braut, so bleibt er Herr im Hause, kniet sie aber auf seinem Rock, so „hat sie in der Ehe die Hosen an". Keines soll während der Trauung ein Wort zum anderen sagen, sonst gibt es in der Ehe Verdruß. Die Braut soll während des Trauungsaktes weinen, lächelnde Bräute sind leichtsinnig. Beim Opfergang soll die Braut dem Bräutigam einen Stoß geben, daß sie nicht unter Schlägen zu leiden hat oder der Mann knauserig wird. Die Wagen, die zur Kirche fahren, werden meist so gelenkt, daß man nicht umkehren muß. Auf der Hinfahrt sitzt das Brautpaar im letzten Wagen, auf der Rückfahrt im ersten. Auf der Rückfahrt wird der Wagen wieder aufgehalten durch ein quer über die Straße gespanntes Wickelband. Der Bräutigam muß die Freifahrt wieder durch eine Handvoll Münzen erkaufen.

Digitized by Google

Wenn das junge Paar dann die Schwelle des Hochzeitshauses überschreiten will, muß es erst dreimal an die Türe klopfen, dann wird nach längerer Zeit geöffnet. Von der Schwiegermutter bekommt die Braut hierauf ein Glas Schnaps oder Wein, das sie auf einen Zug austrinken und dann über den Kopf nach hinten werfen muß, daß es zerbricht; das bringt auch Glück. Zerspringt das Glas nicht, so wird es von den Gästen mit Gewalt zertreten. In der Stube wird die Neuvermählte dann dreimal um die Tafel geführt, zum Zeichen, daß sie nun hier die Wirtschaft führen wird. Zu Hause angekommen, wird das Paar auch oft in ein Zimmer gesperrt, daß sie sich schnell aneinander gewöhnen. Für das Festessen sind die Vorbereitungen schon tagelang getroffen. Wenn das Paar aus der Kirche kommt, ist die Tafel bereits gedeckt und geschmückt. Das Brautpaar steht natürlich im Mittelpunkt aller Ehrungen und muß sich auch oft einen mehr oder weniger grobgenähten Witz gefallen lassen. Die Braut hängt in der Stube den Schleier so hoch als möglich, das verbürgt Glück in der Ehe. Hie und da zerreißt ihn auch eine Neuvermählte zum Zeichen, daß sie nichts weniger als noch einmal heiraten will. Der Bräutigam legt beim Hochzeitsschmaus den Rock ab und die Braut die Jacke; wessen Kleidungsstück höher hängt, der wird das Regiment im Hause führen. Ängstlich wird darauf gesehen, daß ja nicht 13 Leute an der Tafel sitzen.

Dann geht es ans Essen. Mit der ersten Schüssel stolpert der Bedienende oft absichtlich, so daß die Schüssel auf den Boden fällt und zerbricht. Die Speisenfolge ist heute natürlich sehr verschieden, aber früher wurde darauf gesehen, daß immer Reissuppe, Rindfleisch mit Essigkren, Kaffee und Kuchen dabei war. Oft wird der Braut von den anwesenden ledigen Mädchen das erste Stück Fleisch vom Teller genommen, daß auch sie bald heiraten. Oft wird auch der Brautschuh gestohlen und der Bräutigam muß ihn auf alle Fälle zurückerobern; dies geschieht meist in der Form einer Versteigerung. Die Dorfjugend, die sich natürlich bei allen Hochzeitsmählern einfindet, kommt auf ihre Rechnung. Es wird Kuchen und Geld verteilt. Oft wird auch der Braut der Kranz genommen und sie bekommt dafür eine Haube auf den Kopf zum Zeichen der neuerworbenen Hausfrauenwürde. Das erinnert an den Brauch, daß früher die verheiratete Frau nicht ohne Kopfbedeckung sich außer Haus zeigen durfte. Dann steigt die Braut oft mit dem Brautführer auf den Tisch und tanzt mit ihm einen „Umandum"; das ist dann der endgültige Abschied von ihrer Mädchenzeit.

An das Essen schließt sich ein allgemeiner Tanz an, der auch oft im Wirtshaus stattfindet. Da tanzt die Braut mit allen Verwandten ihres Gatten und erst zum Schluß mit ihm selbst, was meistens von der Musik eigens betont wird. Auch das Austanzen des Brautkranzes darf am Ende des Hochzeitstages nicht fehlen. Die unverheirateten Freundinnen der Braut bilden um diese einen Kreis. Der Braut werden die Augen verbunden und sie muß dann einem der Mädchen den Kranz aufsetzen. Welche dann den Kranz bekommt, hat Hoffnung, bald zu heiraten. Beim Abschied überreichen an manchen Orten die Verwandten dem Paare noch Geldgeschenke oder Wertsachen.

Digitized by Google

Einige bemerkenswerte Einzelheiten an Sitten und Gebräuchen weist auch die Brautnacht auf. Das Paar wird von den Musikanten bis zur Brautkammer geleitet. Endlich ist dann Stille eingetreten. Viele scheinbar gleichgültige Vorgänge werden da auf Glück oder Unglück gedeutet, oder sind für die Herrschaft im weiteren Leben von Bedeutung. So erlangt beispielsweise die Frau die Herrschaft im Hause, wenn sie ihre Kleider auf die des Mannes legt. Wenn es ihr gar gelingt, ein Kleidungsstück ihres Mannes unter ihr Kopfkissen zu legen, dann ist sie unumschränkte Herrscherin im Hause. Oft wird den Jungvermählten auch da noch keine Ruhe gegönnt und sie werden im Schlafe durch allerhand Schabernack gestört. Auch am nächsten Tage finden sich Mittel und Wege, das junge Paar zum besten zu halten. So wird z. B. ein Käfig mit einem Fichtenkreuzschnabel ins Zimmer gestellt; denn dann ist das erste Kind ein Junge.

Oft bestand der Brauch, daß die junge Frau noch bis zur Abfahrt des Kammerwagens bei den Eltern blieb und dann dieser Tag wieder feierlich begangen wurde. Neues Leben bringt die Erscheinung des Kammerwagens, auf den die Ausstattung der Frau geladen ist. Auch ins neue Heim übersiedelte man nie bei abnehmendem Monde. Auf dem ersten Wagen thront hoch oben das Spinnrad oder das Butterfaß. Alle Gegenstände sind reich mit bunten Bändern geschmückt. Dem ersten Wagen folgen dann noch weitere Fuhrwerke, die den anderen Hausrat aufgeladen haben. Jedes Fuhrwerk muß aber so geladen sein, daß jedes Stück deutlich sichtbar ist. Den Zug beschließen die Tragweiber, die in großen Tragkörben das Bettzeug tragen. Meist ziehen im Zug auch mindestens eine Kuh und mehrere Ziegen mit.

Die erste Mahlzeit im neuen Heim soll aus „quellenden" Speisen bestehen, d. h. aus Erbsen, Bohnen oder Linsen.

Auf einem der Wagen fuhren vier Kammerfrauen mit, die unter die den Zug begleitende Jugend Süßigkeiten verteilten. Auch da sind Musik und Schüsse die gewöhnliche Begleitung. Einige Male wird auf dem Wege halt gemacht, daß alle Anwesenden sich stärken können. Auf diese Weise dauert es oft sehr lang, bis der Wagen am Ziele ankommt. Beim Willkommengruß wird der Wagen oft mit Weihwasser besprengt. Die Braut bekommt bei der Ankunft einen Krug Bier, den sie leeren und dann über den Kopf nach hinten werfen muß, daß er zerschellt. Denn Scherben muß es geben, wenn die jungen Leute immer Speise und Trank haben sollen. Vor dem Abladen des Wagens führt der Mann seine Frau durch das ganze Haus, daß sie kein Heimweh bekommt. In manchen Dörfern muß die junge Frau, ehe sie das Wohnhaus betritt, in den Stall gehen und jedem der Tiere etwas Futter geben.

Damit sind dann die Hochzeitstage zu Ende und der Alltag kommt wieder zu seinem Rechte. Eine rauhe Natur, die sich nur mühsam den kargen Bodenertrag abringen läßt, schafft rauhe Hände und kräftige Fäuste. Aber daß in unserem Ländchen Heiterkeit, Liebe und Lebenslust herrscht, ohne die es weder Wachstum noch Gedeihen gibt, hat uns auch dieser Überblick gezeigt.

Digitized by Google

Der Spinnradltanz

Von **Raimund Zoder**, Wien

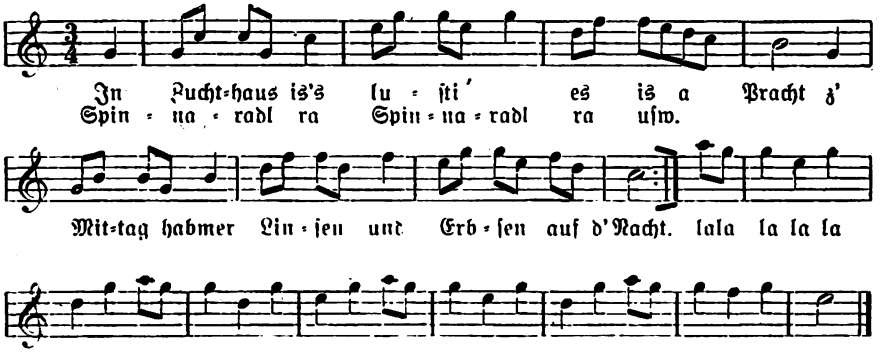
Zum Spinnradltanz wurden von mir seinerzeit[1]) einige Belegstellen angegeben. Leopold Schmidt hat sich ausführlich mit dem Spinnradllied beschäftigt[2]). Zu beiden Erscheinungsformen, Lied und Tanz, sollen hier nun einige Nachträge geboten werden und die bisher zugänglichen Tanzaufzeichnungen angeführt und verglichen werden. Dies geschieht zu dem Zwecke, um einen Einblick in die wesentlichen Merkmale dieses Tanzes zu gewinnen und damit einer Systematik der Volkstänze vorzuarbeiten. Zu einer solchen können wir nur kommen, wenn wir eine Gruppe von Tänzen in allen Spielformen auf ihre Bestandteile hin untersuchen und die gemeinsamen Merkmale herausheben. Solche Vorarbeiten müssen, um zum Ziele zu führen, in größerer Zahl gemacht werden[3]).

Wir lassen vor allem die noch nicht bekannten Belege folgen:

I. In dem wenig bekannten Buche: Österreich, wie es ist. Gemälde von Hans Normann. (Deckname für Anton Johann Groß-Hoffinger.) 2. Abteilung: Wien, wie es ist. 2 Teile, Leipzig, und Löwenberg bei Escherich u. Co. 1833 findet sich im 2. Teil, S. 35, folgende Mitteilung: „Nicht minder bekannt als das „Sagt er" ist das sogenannte Zuchthauslied:

Im Zuchthaus is lusti, es is nur a Pracht.
Z' Mittag hab mer Linsen und Erbsen auf d' Nacht,
Drei Jahr im Zuchthaus und sechzehn Jahr alt,
I' bitt, Herr Verwalter, entlassen S' mi bald."

Die nächste Seite (36) bringt die Melodie mit (schlecht!) unterlegtem Text.



[1]) R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze. III. (1932), Nr. 4.

[2]) Das deutsche Volkslied, 35, 3ff., und „Unsere Heimat" (Wien), 1936, S. 350.

[3]) Vgl. hiezu R. Zoder, Judentänze, Jahrb. f. Volksliedforschung, II. (1930), S. 122ff.; derselbe, Der Wanschauer, Volkskundliche Gaben, John Meier zum siebzigsten Geburtstage dargebracht. 1934, S. 300ff.; H. von der Au, Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken. Jahrb. f. Volksliedforschung, V. (1936), S. 134ff.; derselbe, Drei lärren Strömp (zur Deutung eines Vogelsberger Frauentanzes), Hess. Bll. f. Vk., Band 35 (1936), S. 59ff.; W. Thust, Das Besenbinderlied, Jahrb. f. Volksliedforschung, V. (1936), S. 147ff. und derselbe, Beiträge zur Form des „Neubayrischen", Das deutsche Volkslied, 39, 78.

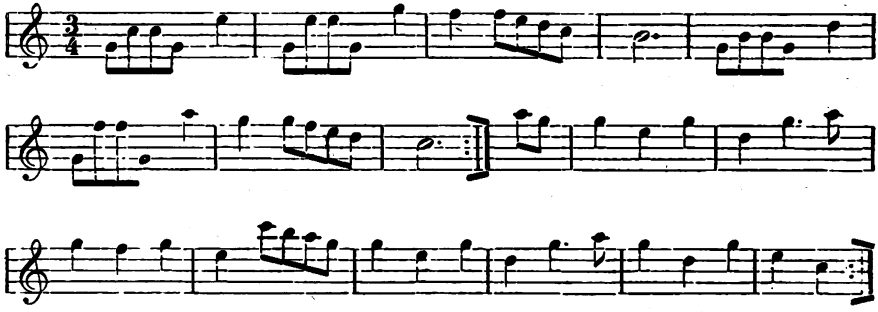
Digitized by Google

Auffällig ist der Kehrreim „Spinnaradl ra", statt Spinnradl-drahn, wie es in anderen Überlieferungen heißt.

II. Unter den Vierzeiligen, die im oberösterreichischen Salzkammergut zum „Steirischen" und „Landler" gesungen werden, findet sich auch das folgende, 1906 von meinem Vater Julius Zoder in Laufen aufgeschriebene Stück:

's Zuchthaus is koa Lusthaus,
wer's Glück hát, kimmt a draus,
wer's nit hát, muaß drin bleibn,
muaß 's Spinnradl umtreibn.

III. Eine Musikanten-Handschrift aus Aspang am Wechsel, um 1820 geschrieben[4]), enthält eine Anzahl von Tanzmelodien, alle ohne Gattungsbezeichnung[5]). Der größte Teil besteht aus achttaktigen Melodien im ¾-Takt im Ländlerstil, darunter auch folgende (Nr. 28).



Die große Ähnlichkeit mit dem unter I mitgeteilten Zuchthauslied ist sofort erkennbar und wird noch deutlicher gemacht, wenn wir die Tonstufen der betonten Taktteile (erstes Viertel)[6]) miteinander vergleichen.

Normann, Lied: $V^1\ 3^5\ 2^4\ VII\ /\ V^{VII}\ 2^4\ 3^5\ 1\ //\ 5\ 2\ 5\ 3\ /\ 5\ 2\ 5\ 3\ //$
Aspang a. W., Tanz: $V^1\ V^3\ 4\ VII\ /\ V^{VII}\ V^4\ 5\ 1\ //\ 5\ 2\ 5\ 3\ /\ 5\ 2\ 5\ 3\ //$

Das ist weiter nicht verwunderlich, da beide Melodien aus derselben Zeit stammen, nämlich dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.

IV. Aus Guglwald im oberösterreichischen Mühlviertel hat Karl Horak 1932 einen Tanz, „Spinnradl" aufgezeichnet[7]).

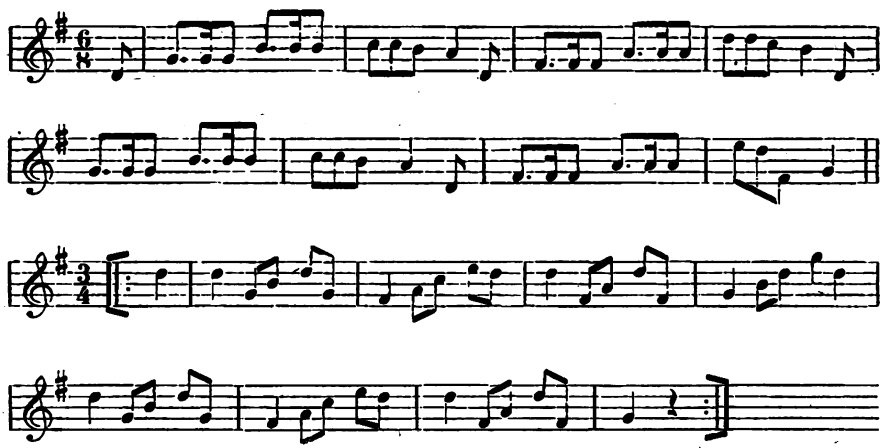
[4]) Volkslied-Archiv für Wien und Niederösterreich, Ms. 208; eingesendet von A. Tachezi.

[5]) Zwei Stücke daraus, offenbar „Deutsche Tänze", wurden bei Zoder, Dorfmusik, II. (1937), Nr. 4, veröffentlicht.

[6]) Vgl. R. Zoder, Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern, Ztschr. f. Vk., 18 (1908), 307ff., und derselbe, Die melodisch-stichische Anordnung von Ländlermelodien, Das deutsche Volkslied, 16 (1914), S. 87ff.

[7]) Für die freundliche Überlassung der Aufzeichnung sei Prof. Karl Horak an dieser Stelle bestens gedankt.

Digitized by Google



Paartanz im Kreis. Flankenkreis. Aufstellung nebeneinander. Der Tänzer faßt mit seiner Rechten die Rechte der Tänzerin über deren rechte Schulter, der rechte Unterarm des Tänzers ruht im Nacken der Tänzerin. Die linken Hände sind in Schulterhöhe vor seiner linken Schulter gefaßt. Oder Kreuzfassung vorlings, rechte Hand oben.

1. Teil: Paare gehen mit Nachstellschritten (Schrittwechsel) vorwärts, mit dem linken Fuß beginnend. Auf jeden Takt kommt ein Schritt links und rechts.

2. Teil: Die gefaßten Hände werden über Kopfhöhe gehoben, unter den Händen macht die Tänzerin eine ganze Drehung rechts, dann der Tänzer eine ganze Drehung links, immer abwechselnd.

Eine Zusammenstellung der bisher bekannten Aufzeichnungen des Spinnradltanzes ergibt folgendes Bild:

1. J. Blau, Flachsbau und Flachsverwertung in der Rothenbauner Gegend. Z. österr. Vk. 5 (1899) 250 f. [Böhmerwald.] „Spinnradltanz", Mel. und Beschreibung.
   A: vorwärts gehen. Rechte Hände über rechte Schulter der Tänzerin, linke Hände gefaßt.
   B: Gleichzeitiges Drehen mit hochgehobenen Armen, abwechselnd zueinander gewendet und Rücken kehren.
2. J. Brunner, Alte Tänze aus Cham und seiner Umgebung. Deutsche Gaue, 11 (1910), S. 296, Nr. 22. [Bayrischer Wald] „Spinnradl" nur Melodie.
3. W. Hensel, Finkensteiner Blätter, I (1923), 4. Heft. [Böhmerwald] „Spinnradltanz", Melodie mit Vorspiel und Beschreibung.
   A: vorwärts Wechselschritt, innere Hände gefaßt.
   B: „ländlerartige Musik"; Drehen unter den erhobenen Armen nacheinander; bei Wiederholung entgegengesetzte Drehrichtung.

Digitized by Google

4. St. Seidl, Ball auf der Alm, VII. Heft (vor 1924), S. 15. [Niederbayern, Oberpfalz.] „Spinnradltanz", Melodie und Beschreibung, der Singtext wahrscheinlich von Seidl.
   A: nebeneinander, gegenseitig nur Taille gefaßt, vorwärtsgehen.
   B: „Ländler"; einarmig mit Sacktuch, nur Tänzerin dreht sich um sich selbst.

5. G. Seywald, Aus der Geschichte des altbayrischen Volkstanzes. Die ostbayrischen Grenzmarken 15 (1926), S. 252 [Oberpfalz]. „Spinnradl, Landler-Walzer oder Halb-Bayerischer", nur Melodie.

6. A. Hilgart, 's Spinnradl, Böhmerwäldler Tänze, 2. Heft (vor 1926). Melodie, Singtext (schlecht unterlegt!) und Beschreibung.
   A: Nebeneinander, Fassung wie bei 1, Springen.
   B: Abwechselnd Drehen unter hochgehobenen Armen.

7. O. Fladerer, Sudetendeutsche Volkstänze, II (1927), S. 12 [Böhmerwald]. „Spinnradltanz", Melodie und Beschreibung.
   A: offene Fassung, Schrittwechselschritt vorwärts.
   B: einarmige Fassung, Durchdrehen beider nach außen; kann auch bei Zweihandfassung und Zweihandfassung überkreuz gemacht werden.

8. H. Commenda, Oberösterreichische Volkstänze (1928), S. 4 [Mühlviertel]. „Spinnradltanz", Melodie im $^2/_4$ Takt und Beschreibung.
   A: Haltung wie 1; vor und zurück.
   B: Hände hoch, abwechselnd drehen nach außen, bei Wiederholung nach innen.
   „Der Name deutet ebenso wie die 2. Tanzfigur auf die Nachahmung des Spinnens (Drehen der Spule)."

9. A. Bauer, Zwanzig bayerische Tänze. Ztsch. f. Musikwissenschaft, X (1928), 374 und 378 [Bayer. Wald und Oberpfalz]. „Spinnradl", Melodie und Beschreibung.
   A: 3 Takte paarweise hin und her im Walzerschritt, im 4. Takt Umdrehung der Tänzerin unter erhobenem Arm des Tänzers.
   B: Drehen mit erhobenen, gefaßten Händen.

10. L. Hoidn, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald (1930), Nr. 20. „'s Spinnradl." Mel., Singtexte und Beschr., 2 Bilder.
   A: offene Fassung oder wie 1 im Wechselschritt vorwärts.
   B: abwechselndes Drehen unter hochgehobenen Armen.

11. R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, III (1932), Nr. 4 [oberösterr. Mühlviertel] „Das Spinnradl". Mel. und 2 Beschr., eine als Paartanz, eine als Dreiertanz.
   Paartanz A: Vor- und rückwärts gehen, Haltung wie 1.
   B: Abwechselndes Drehen unter hochgehobenen Armen.
   Dreiertanz A: Vorgehen.
   B: Abwechselndes Durchdrehen.

Digitized by Google

12. Karl Horak, Handschriftliche Aufzeichnung aus Guglwald im oberösterreichischen Mühlviertel, 1932, „Spinnradl", Melodie und Beschreibung [siehe oben Nr. IV].

A: Fassung wie 1 oder Kreuzfassung vorlings, vorwärtsgehen.

B: Abwechselndes Drehen bei erhobenen Armen.

13. R. Maier, 14 Volkstänze aus Kärnten, Heft 2, 1935, Nr. 11 a und b. „Spinnradltanz", Melodie nur ein Teil, Beschreibung und 5 Singtexte.

A: Fassung wie 1. Vor- und rückwärtsgehen.

B: Abwechselnd Drehen unter den erhobenen Armen; bei der Wiederholung nach der entgegengesetzten Richtung.

Als Dreiertanz 2 Tänzer und eine Tänzerin.

A: Wechselschritt vorwärts und rückwärts.

B: Abwechselndes Durchdrehen.

14. A. Bauer, Rutsch-hin — Rutsch-her, 1936, S. 26 und 32 [Niederbayern und Oberpfalz]. „Spinnradl." Melodie und Beschreibung.

A: Gewöhnliche Fassung, 1—3: Nachstellschritte in Tanzrichtung, 4: ½ Drehung links, 5—7: Nachstellschritte entgegen der Tanzrichtung, 8: ½ Drehung rechts.

B: einarmig, beiderseitiges Drehen bei hochgehobenen Armen.

Erwähnt werden außerdem:

15. Programm zum Alt-Innviertler Trachtenfest, Taufkirchen, 1909 [Oberösterreich] „Spinnradlpolka" (vgl. unsere Nr. 8).

16. Fr. Hager, Der Chiemgau, 1927, S. 195, „Spinnradltanz".

17. E. Stepan, Mühlviertel, 2. Band, Wien, 1930/31, S. 190, „Spinnradlpolka".

18. W. Zawadil, Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze, 1933, Nr. 123 [Schönhengstgau] „Spinnradla" (verschieden vom Böhmerwäldler Spinnradltanz).

19. L. Schmidt, Zum Spinnradllied. Das deutsche Volkslied, 35, 4 [Galizien. Deutsche Siedler aus dem Böhmerwald].

Zum Zwecke der näheren Untersuchung wollen wir nun die vorhandenen Spielarten des Tanzes nach den folgenden Gesichtspunkten betrachten und vergleichen:

A. Form (Ausgangsstellung und Bewegungen).

B. Aufbau, Rhythmus, Melodie.

C. Name und Tanzvers.

D. Sinngehalt; Stellung des Tanzes im Brauchtum.

A. Der Spinnradltanz ist ein Paartanz für Tänzer und Tänzerin — es gibt auch Formen mit 3 Tanzenden, 1 Tänzer und 2 Tänzerinnen — und zeigt zwei Formteile.

Digitized by Google

a) 1. Teil: Nebeneinandergehen.
2. Teil: Drehen mit gefaßten, hocherhobenen Armen.

In der Ausgangsstellung sind verschiedene Fassungen überliefert:
a) beidarmig mit den gleichnamigen Händen, Tänzer etwas hinter der Tänzerin, rechte Hand über der rechten Schulter der Tänzerin [1, 6, 8, 10, 11, 12, 13]*);
b) innere Hände gefaßt (offene Fassung) [3, 7, 10];
c) Kreuzfassung [12];
d) gegenseitig um Hüfte gefaßt [4];
e) geschlossene (Rundtanz-)Fassung und Drehen der Tänzerin [9, 14].

Bewegung im 1. Teil:
a) gehen [1, 3, 4, 7, 8, 10, 11, 12, 13];
b) springen [6];
c) walzen [9].

Bewegungsrichtung im 1. Teil:
a) nur vorwärts [1, 3, 4, 6, 7, 10, 12, 13];
b) vorwärts und rückwärts [8, 11];
c) vorwärts und Drehen der Tänzerin [9, 14].

Bewegungen im 2. Teil:
a) Drehen des Tänzers und der Tänzerin:
α beidarmig gefaßt[8]);
gleichzeitig [1, 7, 9?];
nacheinander [3, 6, 8, 10, 11, 12, 13].
β einarmig gefaßt [7, 14].
b) Drehen der Tänzerin allein[9]), mit Sacktuch [4].

Drehungsrichtung:
a) nur nach einer Richtung [1, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 14];
b) bei Wiederholung in der entgegengesetzten Richtung [3, 11, 13].

Diese vorgenannten Bewegungselemente finden sich auch in anderen Tänzen des bayrisch-österreichischen Stammesgebietes. Zum Beispiel: Drehen des Tänzers und der Tänzerin, beidarmig gefaßt: Ländler aus Kärnten (Ö Vt, IV, 12)[10]); Feistritzer Landler (Ö Vt, III, 2); Neubayrischer (Horak, Burgenländische Volkstänze, S. 5). Rongger (Ö Vt, III, 10).

Mit Einhandfassung findet sich das Drehen beider Tanzpartner beim Ländler aus Feistritz (Ö Vt, III, 2).

Viel häufiger noch kommt das Drehen der Tänzerin allein — unter den hochgehobenen Armen vor: Neubayrischer (Ö Vt, I, 1); Badertanz (Bauer, Bayerische Volkstänze, S. 7) und als Einleitung in fast allen Ländlertänzen.

*) Diese Zahlen beziehen sich auf das Verzeichnis der Aufzeichnungen.
[8]) Dieses Drehen wird in Kärnten als „Walgen" bezeichnet.
[9]) Dieses Drehen bezeichnet das Volk in Niederösterreich mit „Radln" oder „Ringeln".
[10]) Altösterreichische Volkstänze, herausgeg. von R. Zoder, 4 Teile; die Ziffern bedeuten Teil und Nr.

Digitized by Google

Daß dieses Bewegungselement auf ein ziemliches Alter zurückblickt, ersehen wir aus seinem Vorkommen in dem Gesellschaftstanz. Allemande. In dem in Paris 1768 erschienenen Werke „Positions et attitudes de l'Allemande"[11]), das 12 Stellungen der Allemande, das ist des zum Gesellschaftstanz gewordenen „Deutschen Tanzes", aufweist, finden wir sowohl das Drehen mit Zweihandfassung, als auch das einarmige Drehen der Tänzerin.

B. Die Musik zum Spinnradltanz besteht aus 2 Teilen zu je 8 Takten im ¾ Takt. Ausnahmen sind die Lesarten Nr. 8 und 13, erstere im $^2/_4$ Takt, letztere nur aus einem Teil bestehend. Die Melodie zeigt den alpinen Typus, der durch Akkordzerlegung gekennzeichnet ist. Die achttaktigen ¾-Taktweisen gehören dem Ländlertanz zu, die 16taktigen dem Walzer. Wir haben es also hier mit einer Ländlermelodie zu tun, worauf schon die Bemerkungen in den Beispielen 3, 4 und 5 hinweisen: „Ländlerartige Musik"; „Ländler"; „Landler-Walzer oder Halb-Bayerischer." Das Vorkommen der oben (Nr. III) mitgeteilten Melodie aus Aspang am Wechsel, 1820, unter anderen Ländlerweisen bestärkt diese Tatsache. Die einzige Lesart im $^2/_4$Takte (Nr. 8) ließe sich durch die Tatsache erklären, daß auch Ländlerformen im geraden Takt vorkommen[12]). Ein typisches Beispiel dieser Art ist der Kaiserlandler aus dem oberösterreichischen Mühlviertel[13]). Freilich ist die Melodie zu Nr. 8 keine $^2/_4$-Takt-Ländlermelodie, sondern eine „Bayrisch-Polka", wodurch der Name „Spinnradlpolka" in Nr. 15 und 17 erklärlich wird.

C. Name und Tanzvers:

Die hier zusammengefaßten Tänze haben alle den Namen Spinnradl, Spinnradltanz oder Spinnradlpolka; bei der Reichhaltigkeit von verschiedenen Tanznamen für eine und dieselbe Art eines Tanzes, die uns sonst in der Volksüberlieferung begegnet, ist dies fast eine Ausnahme zu nennen[14]). Wir treffen diese einheitliche Benennung etwa nur beim Siebensprung an[15]). In einem Falle (Nr. 8 unseres Verzeichnisses) wird der Name mit der Nachahmung des Spinnens (Drehen der Spule) in der 2. Tanzfigur erklärt. Mit derselben Berechtigung kann aber auch der Name vom Tanzvers, der in manchen Fällen zu einem ganzen Lied ausgewachsen ist, hergeleitet werden. Ob der Tanzvers oder der Tanz das Primäre ist, läßt sich vorderhand nicht entscheiden, weil über die Beziehungen zwischen diesen beiden Teilen eines Tanzes noch keine allgemeinen Untersuchungen vorliegen. In unserem Falle bringt auch die Heranziehung der ältesten Quellen keine Klärung, weil aus der Zeit von 1820—1833 sowohl die Tanzmelodie (unsere Nr. III) und das Lied ohne Tanz (Nr. I) vorliegen.

---

[11]) Abgebildet bei Karl Storck, Der Tanz, Bielefeld und Leipzig, 1903, S. 40, 41.

[12]) Vgl. Bericht über den III. Kongreß der Internat. Musikgesellschaft Wien und Leipzig, 1909, S. 228f. und Das deutsche Volkslied XI, 7.

[13]) Ö. v., III, 3.

[14]) Vgl. die mannigfaltigen Namen für den Wechselhupf, Judenpolka und Warschauer.

[15]) E. Hermann, Der Siebensprung, Zschr. f. Vk. 15, 282ff., und H. von der Au, über den Siebensprung in der Landschaft Rheinfranken, Hess. Bll. f. Vk., 34, 47ff.

Digitized by Google

D. Den Sinngehalt eines Volkstanzes klar herauszuheben, ist wohl am schwierigsten. R. Wofram[16]) ist es in bezug auf den Schwerttanz in mühevoller Arbeit gelungen, Hans von der Au[17]) hat dies in bezug auf den Frauentanz mit besonderem Geschick unternommen, aber sonst ist die Forschung noch immer auf Vermutung oder in einzelnen Fällen auf die Herausschälung von ganz großen Gruppen, wie z. B. Bildloser Tanz — Ebenbildlicher Tanz[18]), angewiesen. Vielleicht können wir den Spinnradltanz als „ebenbildlichen Tanz", und zwar als Liebeswerbetanz auffassen, wozu das Drehen unter den hocherhobenen Armen einige Berechtigung gibt. Daß die Nachahmung des Spinnens wenig mit dem eigentlichen Sinngehalt des Tanzes zu tun hat, kann leicht an dem Umstand erkannt werden, daß Tänze des öfteren durch solche — man könnte sagen „volksetymologische" — Erklärungen der Bewegungen ihren Namen bekommen. Es sei hier nur daran erinnert, daß der Wechselhupf in Mitteldeutschland „Der Hallische Stiefelknechtsgalopp", im südlichen Niederösterreich und dem Burgenland „Strohschneider" genannt wird. In ähnlicher Weise ist die Namensgebung des Schönhengster Tanzes „Woaf", als Weisentanz, der die Bewegung des Garnabweisens versinnbildlicht, zu erklären. Über die brauchtumsmäßige Verwendung des Tanzes, ob er etwa bei „Spinnstuben", die ja zeitweilig mit einer kleinen Tanzunterhaltung schlossen, besonders bevorzugt wurde, fehlen Nachrichten.

Zum Abschluß der Untersuchung wäre noch die Verbreitung des Tanzes festzustellen. Der Böhmerwald und der Bayerische Wald (Niederbayern und Oberpfalz) sind mit je fünf Fällen als Fundgebiet belegt, das oberösterreichische Mühlviertel mit vier Vorkommen. Chiemgau (Oberbayern), Innviertel (Oberösterreich) und Kärnten sind je einmal vertreten. Es kann also der Spinnradltanz als hauptsächlich in dem waldreichen Grenzgebiete zwischen Bayern, Oberösterreich und Böhmen (Bayerischer Wald, Mühlviertel und Böhmerwald) als bodenständig angesehen werden. Wie aus den Untersuchungen Leopold Schmidts[19]) über das Spinnradllied hervorgeht, hat der Singtext eine weitere Verbreitung gefunden.

Fassen wir nun zusammen, was wir an gemeinsamen Merkmalen der vorhandenen Tanzaufzeichnungen herausheben können, wobei wir die einzelnen Ausnahmen unberücksichtigt lassen.

Der Melodie nach ist der Spinnradltanz eine Ländlerform, wofür besonders das Vorkommen der Melodie in einer Ländler-Melodien-Reihe[20]) (unser Beispiel III) spricht. Der besondere Gegensatz zwischen dem melodisch ruhigen 1. Teil und dem stark bewegten zweiten Teil, der die betonten Taktteile durch große Tonhöhen-Unterschiede hervorhebt, dürfte unbewußt gerade die Auswahl von besonderen Bewegungsformen (Gehen — Drehen) begünstigt haben. Diese zwei gegensätzlichen Bewegungen, aus denen der

[16]) Schwerttanz und Männerbund, Kassel, 1936 u. ff.
[17]) Drei lärren Strömp. Hess. Bll. f. Vk., 35, 59ff.
[18]) C. Sachs, Eine Weltgeschichte des Tanzes, S. 43 und 53.
[19]) Vgl. Anm. 2.
[20]) Die Musikanten nennen eine solche Reihe eine „Schnoaßn", eine Schneise, das ist ein wegähnlicher Durchschlag durch einen Wald.

Digitized by Google

Spinnradltanz besteht, gehören ebenfalls der Ländlergattung an. E. Hamza[21]) teilt die Ländlerform in drei Gruppen:

1. almerisch-wallnerisch } Melodie 2 Teile zu je 8 Takten
2. landlerisch }
3. bayerisch 1 Teil zu 16 Takten, selten 2 Teile,

wobei er zur Unterscheidung beifügt, daß 1 dem Hörndlbauern (Alm- und Waldbauern), 2 dem Körndlbauern (Bewohner der Ebene) zugehören. Eine gleichgerichtete Einteilung bezieht auch die Tanzform ein[22]).

Name	Schuhplattler	Steirischer	Landler
Charakter	Liebeswerbetanz (sog. Balztanz)	Liebeswerbetanz	bildloser Tanz
Verbreitung	Bayern, Tirol, Salzburg	Steiermark, Kärnten	Oberösterreich, Niederösterreich
Musik	16taktige Melodie, ¾Takt	8taktige Gesätze ¾	8taktige Gesätze ¾ < ²/₄

Musikalisch genommen gehört also der Spinnradltanz zu der Gruppe 1 und 2 (nach Hamza). Nun weisen die starken Tanzbewegungen des 2. Teiles, die auch sonst beim Steirischen vorkommen, darauf hin, daß wir den Tanz zur Gattung des „Steirischen" rechnen sollen. Das Gehen des 1. Teiles kommt sowohl beim Steirischen als auch beim Landler[23]) vor; es bildet für gewöhnlich die mehr oder minder lange Einleitung des Figurentanzes[24]).

Mit der Einweisung in das Gebiet des almerisch-wallnerischen Tanzes oder Steirischen stimmt auch die Verbreitung überein, die als Kerngebiet des Tanzes die waldreichen Gegenden des Mühlviertels und der angrenzenden Teile von Bayern und Böhmen erscheinen läßt.

Wir haben also im Spinnradltanz eine in Name, Musik und Tanzaufführung zu einer Sonderform erstarrte Art der Gattung Steirischer Tanz[25]) vor uns und können ihm auf Grund der vorliegenden Untersuchungen einen bestimmten Platz in dem System der deutschen Volkstänze zuweisen.

---

[21]) Almerisch = wallnerisch und Landlerisch. Das deutsche Volkslied 39 (1937), 93ff.

[22]) R. Zoder, Der Volkstanz in Österreich und seine Quellen. Die österreichische Schule 12 (1935) 539.

[23]) Ländler ist der übergeordnete Begriff, der sich in Landler und Steirischen unterteilt.

[24]) Man vergleiche hiezu die zahlreichen Ländlerformen, die im III. und IV. Teil der Ab. Bt. beschrieben sind.

[25]) Die Bezeichnung drückt nicht die Beschränkung der Gattung auf Steiermark aus.

Digitized by Google

Volkskundliches von der Rasenbleiche

Von **Josef Wagner**, Georgswalde

(Nach den Aufzeichnungen des Eduard Rothe in Khaa.)

Im Böhmischen Niederlande dürften die Rasenbleichen alle eingegangen sein. Zur Zeit, als die Leinwanderzeugung auf der Höhe war, bestanden ihrer etliche Dutzend in vielen Orten. Man unterschied Garnbleichen, die hauptsächlich in und um Schönlinde ihren Sitz hatten und Leinwandbleichen. Solche bestanden zumeist im Hainspacher Gerichtsbezirke, vor allem in Wölmsdorf und Lobendau. Die Garnbleichen erstarben schon vor dem völligen Niedergange der Leinwandindustrie, die Leinwandbleichen hielten sich etwas länger. Die Ursache des Zusammenbruches war das Aufkommen der chemischen Bleicherei. Die Zahl der Männer, die die Rasenbleiche von Grund aus verstehen, ist schon sehr zusammengeschmolzen. Noch geringer ist die Zahl jener, die von ihr so erzählen können, daß sich auch der Uneingeweihte über den gesamten Bleichbetrieb ein Bild machen kann. Leute, die darüber schreiben können, gibt es nur ganz wenige. Zu ihnen gehört Herr Eduard Rothe aus Khaa Nr. 22 bei Schönlinde. Dieser ist heute ein Greis von 82 Jahren, ein für Heimat- und Volkskunde sehr eingenommener Mann, dem das Wissen um die Bleicherei ganz besonders am Herzen liegt. Er ist Sproß einer Familie, die im Verlaufe von fast zweihundert Jahren nicht weniger als 38 Bleicher, d. i. selbständige Unternehmer, stellte. Er selbst wurde auf einer Bleiche groß, wurde Gehilfe seines Vaters und kannte mit siebzehn Jahren alle Arbeiten, die im Bleichbetriebe vorkamen, von Grund auf. Bevor noch der väterliche Betrieb stillgelegt wurde, trat er in die Strumpffabrik der Firma Philipp Michels Söhne in Gärten ein. Siebenundvierzig Jahre war er dort tätig. In seinen alten Tagen erinnerte er sich wieder der Jugendarbeit. Er sammelte alles, was irgendwie mit der Bleicherei von ehedem zusammenhing, ja er baute sogar in mühevoller Bastelarbeit das naturgetreue Modell eines Bleichhauses mit seinem Drum und Dran und machte neuerdings Bleichversuche. Darüber hinaus verfaßte er eine Heimatkunde seines Geburts- und Wohnortes Khaa. Aus den Aufzeichnungen dieses berufenen Mannes seien jene Teile, die volkskundlich wertvoll sind, wiedergegeben.

Er konnte es doch.

Ein fremder Bleichknecht nahm mitten im Hochsommer bei einem Herrn Arbeit an und versicherte, ein tüchtiger Bleichknecht zu sein. Dies erwies sich aber als unwahr, bei jeder Arbeit war er der letzte. So war es am ersten Tage und auch am zweiten. Nun sprach ihm der Herr seine Unzufriedenheit aus, von seinen Mitarbeitern hatte er schon bald unfreundliche Worte hören müssen. Da kam der dritte Tag. Jetzt riß er die Maske ab. In jeder Arbeit stach er die anderen aus. Die machten nun große Augen. Sie ließen ihn kalt. Sie mochten auch reden, was sie wollten. Als die Knechte zum Essen gingen, bellte ihn der Hund des Herrn nicht mehr an. Da sprach er: „Wenn enn de Hunde kenn, do is Zeit, doß enner Feirobt macht!“ Daraufhin ließ er sich den Lohn auszahlen und ging seiner Wege.

Digitized by Google

Eine seltsame Prüfung.

Mein Vater hatte einen sehr sparsamen Brühen[1]). Wöchentlich bekam er außer seinem Lohne auch ein Pfund Butter. In 36 Wochen, die er gearbeitet hatte, hatte er davon nur vier Pfund gegessen. Infolge seines Kargens war er ein minderwertiger Arbeiter und mußte entlassen werden. Nun kam ein alter Mann und fragte um diese Arbeit. „Ja", sprach der Herr zu ihm, „ihr seid ein alter Mann, könnt ihr auch tüchtig essen?" Der lachte und sagte: „Do hot mich noch kee Harr gefroht, bei su vieln os'ch gewast bien ober gedinnt ho, Gutt sei Dank, schmeckn tut mrsch no!" Drauf der Herr: „Nu, mr werns sehn!" Die Frau mußte einen Hausbacken, Brot, Butter und Speck herbeischaffen und einen Kaffee kochen. Jetzt mußte der alte Mann zeigen, was er im Essen leiste. Er bestand die Probe. Der entwickelte Appetit war ein ganz gesegneter. Der Herr war zufrieden und sagte: „Weil ihr noch essen könnt, so werdet ihr auch in der Arbeit tüchtig sein; wer nicht essen kann, kann auch nicht arbeiten!" Der Mann gelobte, fleißig zu sein. Er war es auch und stand noch viele Jahre auf dem Posten.

Er macht Platz.

Bei der Arbeit gab es manchen Spaß. Beim Garnabstricken (Abnehmen des Garnes von den Stäben) kam es vor, daß einer den anderen ausstricken, d. h., den Vordermann überholen wollte. Als das wieder einmal einer merkte, machte er sich nichts daraus, legte die Hände auf den Hintern, ging kaltblütig von der Arbeit weg und sagte: „Na, ich wie ock e brinkl worin, doste vrbei konnst!" Nun hatte der Treiber die Lacher nicht auf seiner Seite.

Sie brauchten viele Pfeifen.

Wenn dem Bleicher Wolfgang Münzel in Schönlinde etwas der Quere ging, dann entlud sich sein ganzer Unmut auf seinen Sohn. Konnte der seinem Vater sowieso kaum etwas recht machen, so nahm dieser dann an allem Anstoß. Beide waren leidenschaftliche Pfeifenraucher. War der Vater zornig, so fuhr er halt seinen Sohn an. Gab es einmal wirklich nichts auszusetzen, dann mußte die Pfeife herhalten. „Egol mußte de Pfeife an Maule (oder ei dr Loffe) häng hon!" Der Gescholtene hatte die Antwort schon fertig und sprach: „Er rocht ju o!" Auf diese Antwort hin gab der Vater, dann der Sohn die Pfeife einem Bleichknechte. Nach einigen Tagen kaufte sich der Vater eine neue Pfeife, dann der Sohn, und beide rauchten wieder. Dieses Spiel kam den Sommer über einige Male vor und es brauchten sich die Bleichknechte keine Pfeifen kaufen.

Wenn 's ok ne emmr euch betraffn täte!

Ein Herr, es war Augustin Rothe, sprach zu seinem Knechte: „Obr wie kemmts denn, doß ehr bei jedr Orbeit emmr dr letzte sein müßt?" Der Knecht, der nicht maulfaul war, antwortete: „Na emmr muß abn 'n Letztn machn!" Der Herr gab Trumpf zu, indem er sprach: „Jo, wenn 's ok nee

[1]) Hatte das Garn zu brühen, also einen verantwortlichen Posten.

Digitized by Google

emmr euch betraffn täte!" (Ins Hochdeutsche sinngemäß übersetzt: „Wenn nur nicht ihr immer das Unglück hättet!")

Er hat 's ihm gezeigt!

Geschäfte, die von der Witterung abhängig sind, bringen immer Unannehmlichkeiten mit sich, wenn der Wettergott anhaltend ein böses Gesicht macht. Alle werden wunderlich, Herr wie Knecht, und Unschuldige müssen oft leiden. Bei der Bleicherei war es nicht anders. Mein Vater war noch dazu von hitziger Natur, da kam es oft zu Peinlichkeiten, wenn kein Garn trocknete und nicht aus der Arbeit zu bringen war. So standen auch einmal viele Tragvolln (volle Tragen) bereit, die immer wieder nutzlos umgearbeitet werden mußten, wenn das Garn keinen Schaden leiden sollte. Eines Tages waren die Knechte beim Frühstück. Da stand mein Vater auf und studierte den Kalender. Er schrieb schönes Wetter vor, auch der Hundertjährige sagte solches an. Das war des Guten zuviel. Er nahm den falschen Propheten und sprach zu ihm: „Etz wiech drsch ock weisn, woß mr vr eine Witterung honn!" trug ihn hinaus und hing ihn an einen Baumpfahl. Das Wetter änderte sich trotzdem nicht gleich, aber die Knechte fanden beim Vorübergehen spöttische Worte für das unschuldige Buch.

Ein guter Appetit.

Johann Marschner, Bleicher in Wolfsberg, war einmal in Georgswalde in einem Gasthause mit einigen seiner Kunden beisammen. Im Verlaufe der Unterhaltung kam das Gespräch auf einen 14 Pfund schweren Hecht. Marschner meinte, er habe einen Wächter, der äße ihn ganz allein. Es kam zu einer Wette. Ort und Stunde der Austragung wurden bestimmt. Die Wirtin mußte den Hecht vorrichten. Marschner war mit seinem Wächter rechtzeitig am Platze. Dieser hatte sich erst einmal bei seinem Herrn satt gegessen. Die Tafelrunde war bald vollzählig. Der Hecht war in einer Tunke zubereitet. Die Wirtin brachte nun einen Tellervoll (vollen Teller) nach dem andern herein. Der Wächter verschlang sie, wie sie kamen, glaubte aber nicht, daß er dabei den Hecht miteße. Als er vierzehn solche Tellervoll gegessen hatte, war er fertig damit. Die Gäste sahen einander und den guten Esser an. Der aber wurde ungeduldig und sagte: „Na, wenn kemmt denn dr Hecht?" Der Wächter war wirklich noch nicht satt. Zum Abschlusse ließ er sich erst noch einmal eine tüchtige Portion Wurst geben. Daß Marschner die Wette gewonnen hatte, bedarf eigentlich keiner Erwähnung mehr.

Die Schäre.

Ich muß noch einen Scherz anmerken, der in die Zeit zurückgehen dürfte, da es noch Folterkammern gab. Hatte sich ein Knecht spaßesweise etwas zuschulden kommen lassen, so nahm man ihn in die Schäre (ei de Schar oder ins Verhör). Zwei Knechte, jeder hatte einen Garnstecken in der Hand, erwischten den Übeltäter, nahmen ihn in die Mitte, reichten einander die Stecken und legten sie ihm zu beiden Seiten an den Hals. Nun drückte einmal der Vordere die beiden Steckenenden zusammen und ließ wieder nach, dann der Hintere. Diese Prozedur wurde drei-, viermal durchgemacht.

Digitized by Google

Dann gestand der Geschärte meist reumütig den Fehler ein. Für Spott brauchte er nicht weiter zu sorgen. Jedesmal entstand ein Gelächter.

Ungebetene Gäste.

War das Tagewerk getan, dann lagerte man sich gern auf dem Plane vor dem Bleichhause. Die Jüngeren vergnügten sich nach ihrer Art. Sie machten Spiele oder maßen ihre Kraft in Ringkämpfen. Die Älteren streckten sich, getreu nach dem Grundsatze: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn!" ins Gras. Um Hände und Füße vor dem Hautaufspringen, das recht schmerzhaft war, zu bewahren, schmierte man sich diese tüchtig mit Fett ein. Mancher schlief dabei ein. Da kam es nun öfter vor, daß er sehr unsanft aus dem Schlummer geweckt wurde. Eine Ratte war dem Fettgeruche nachgegangen und fing an, die Ferse des Schläfers gründlich zu benagen. In den Bleichhäusern waren die Ratten zu Hause.

Einiges aus den Begebenheiten des Jahres.

Der erste Mai.

Der erste Mai war ein lustiger Tag. In der letzten Woche des April holten die Knechte eine lange Stange „ei Grußvotrsch Posche"[2]). Diese wurde geschält und an der Spitze ein Tannenwipfel befestigt, der mit bunten Bändern aus Papier geziert war. Am letzten April wurde sie nach dem Feierabende aufgestellt. Dieser Baum hieß Maibaum. Er blieb bis zum letzten Tage des Wonnemonates stehen. Der Herr zahlte für die Mühe, die die Burschen mit dem Aufstellen des Maibaumes hatten, eine Flasche Branntwein.

Der Gründonnerstag.

Auch der Gründonnerstag war ein lustiger Tag. Alle Knechte gingen zur Frau, einige in jene Geschäfte, in denen sie den Branntwein und den Tabak holten. Überall setzte es etwas. Beim Gastwirte und Sparteriewarenerzeuger[3]) Johann Menzel fiel jedesmal ein „Bedenhut"[4]) aus.

Leid und Freud'...

Bei den Leuten herrschte der Glaube, daß sie am 25. Juli, das war zu Jakobe, ihre Kleidung, vor allem aber ihre Pelze an die Luft hängen sollen, um sie vor den Motten zu schützen. So hängten also die Bleichknechte ihre Kleidung an eine Stange. Dann stopften sie einen Wächter aus, wozu ein in die Augen fallender Platz gewählt wurde. An diesem Tage gingen schon viele Wallfahrer nach dem Annaberge vorüber. Diese gewahrten natürlich den ausgestopften Wächter. Um ihn besser zu sehen, kamen sie näher und stießen sich dabei an ausgelegten Steinen die Zehen blutig, denn die Leute gingen zumeist barfuß. Wurden sie dadurch schon mißmutig, so schimpften sie erst recht über solche Dummheiten, wenn sie ihren Irrtum mit dem aus-

[2]) d. h.: sie wurde ohne Erlaubnis aus dem Walde geholt.

[3]) Sparteriewaren sind Geflechte oder Gewebe aus feinen Holzspänen.

[4]) Hut aus Holzgewebe.

Digitized by Google

gestopften Wächter bemerkten. Die Knechte waren um eine gute Antwort nicht verlegen, so daß sich meist alles in Wohlgefallen auflöste. Sie bestellten sich noch eine „Mittebrengche" und hatten doppelte Freude, wenn darauf nicht vergessen wurde.

Das Wächterfreisprechen.

War der halbe Sommer verstrichen, so sorgte der Herr für eine Unterhaltung. An den Brauch der Zünftezeit anschließend, gab es ein sogenanntes Wächterfreisprechen. Das ganze Dienstpersonal mit ihren Geliebten und auch Nichtbeschäftigte nahmen daran teil. Der Wächter war nebenbei so etwas wie ein Hausmeister im Bleichbetriebe. Er mußte am Samstage auskehren, die Schweise reinigen und alle vierzehn Tage oder drei Wochen den Kesselofen putzen. Das Fest fand an einem Samstage statt. Der Herr bezahlte in der Regel die Musik, er stiftete auch Freibier und eine Backschüssel voll Butterschnitten. War die Belustigung im vollsten Gange, so ergriff der beste Redner unter den Knechten das Wort. Er ließ den Herrn, die Frau und die Familie „hoch" leben. Alle stimmten mit ein. Dann wurde gesungen und getanzt. Sodann mußte sich der Wächter (Lehrling) auf einen Stuhl in der Mitte des Saales setzen. Alle schlossen um ihn einen Kreis. Der Redner begann mit dem Freispruch. Er verlas die Zunftgesetze, hielt dem Lehrling alle von ihm begangenen Fehler vor und verzeichnete alle seine guten und schlechten Eigenschaften. Das war natürlich alles nur ein Scherz. Dann kam die Belobung seiner Arbeit zum Ausdruck. Hierauf erhielt er den Freispruch und konnte nun als „guter" ausgelernter Knecht eintreten. Man brachte ihm ein „Lebehoch" aus, sein Lohn stieg und an seine Stelle trat ein neuer Wächter. Im Sommer mußten oft mehr Leute eingestellt werden, um der andrängenden Arbeit Herr zu werden.

Rothe verzeichnet eine solche Ansprache, er nennt sie Lehrbrief. Sie hat folgenden Wortlaut:

„Liebe Weißmacher-Genossenschafter und Zunftmitglieder!

Heute begehen wir wieder ein großes Fest, nämlich das Fest eines Freispruches. Unser Nachtwächter N. N. hat seine Lehrzeit in der Bleicharbeit vollendet und wird von dem heutigen Tage in den Gesellenstand erhoben. Wir erklären daher, alle seine ausnahmsweise guten Leistungen der hier versammelten Bruderlade vorzutragen. Als Nachtwächter wurde N. N. von unserem Herrn aufgenommen und er erlernte das Weißmachergewerbe voll und ganz.

Sein Wachdienst war des Nachts zum großen Teil am Kesselofen oder in einem versteckten Winkel, wo er sich von des Tages Last und Mühe ausschlief. Er war besonders in der Sternkunde gut bewandert. Nie sah er einen Stern am Himmel leuchten, weil er in der Regel bei geschlossenen Augen in den Kesseln die Planeten ausfindig machte. Wenn der Herr so in der Nacht auf ihn pfiff, hörte er keinen Ton, bis ihn der Herr in einem Winkel fand und ihn mithin in seiner Ruhe ungemein störte. Da lobte ihn der Herr gehörig. Beim Essen stellte er seinen Herrn ganz tüchtig, bis ihm

Digitized by Google

das Schürzenbandel spannte. Beim Anmachen[5]) gelang es ihm in der letzten Zeit seiner Lehre, daß er eine Sau[6]) um die andere zustande brachte. Er ließ es sich nicht nehmen, der erste von unten hinauf bei der Arbeit zu sein.

Beim Stäbelegen fiel er öfters auf den Bauch, wo er die Hände nicht heraus bekam und er umgewälzt werden mußte! Beim Schweifen glitt er öfters aus und kroch unter das Wasser, daß ihn niemand sehen sollte. Beim Wenden und Gießen war er tüchtig, nicht selten stürzte er in ein Wasserfaß, aus dem er sich triefend wie ein Pudel wieder herausmachte. Auch gehörte das Schnaps- und Tabakholen zu seinen befriedigenden Leistungen, weil er, bevor er nicht den Schnaps gekostet hatte, nicht wieder kam.

Da nun alle seine besten Leistungen vor der hohen Bruderlade erklärt worden sind, so erklären wir hiemit den Freispruch. Ein „Hoch" dem neuen Gesellen, ein dreifaches „Hoch" dem Herrn und seiner Frau!"

Beschluß.

War das letzte Fassel eingeweiht, dann nahm die Arbeit allmählich ab. Gewöhnlich wurden in einem Zeitraume von 30 bis 36 Wochen 23 bis 26, ja auch bis 33 Fassel[7]) eingeweiht. In der Regel dauerte die Bleiche von Josef (19. März) bis Mitte September. Nach dem Einweichen des letzten Fassels wurden auch die Garnstecken hüttenähnlich an Tragen gelehnt und sorgfältig getrocknet, sodann gesäubert und aufgeräumt. Auch die Tragen hatten ihren Aufbewahrungsraum. Alle Geräte wurden sorgfällig verwahrt. Brüchige Gegenstände wurden zur Seite gestellt und im Winter ausgebessert. So wurde es allmählich still und einsam. Wenn das letzte Garn hereingeschafft war, gab es wieder ein besonderes Fest im Hause des Herrn. Es war das Bleichefertigwerden. Es setzte eine gute Mahlzeit, Bier und Branntwein. Sodann wurde abgerechnet. Der Herr tat es mit jedem einzelnen und jeder erhielt den Rest seines Lohnes ausgezahlt. Bei Sparsamen kam es wohl vor, daß sie wenig oder gar keinen Lohn voraus erhalten hatten. Nachher verabschiedeten sich die Knechte durch einen Händedruck und vermieteten sich gleichzeitig für den kommenden Sommer. Zwei oder drei von ihnen blieben noch hier. Sie putzten die Gräben und machten alles vollkommen in Ordnung. Der Hund, der seine Pflicht als Wächter erfüllt hatte, wurde freigelassen. Das Zucken[8]) dauerte noch einige Wochen, da sich die Garnlagerräume die letzten Wochen stark gefüllt hatten. Dann zogen die letzten Mägde ab bis auf eine Stallmagd. Wenn alles beglichen war, so blieb dem Herrn wohl ein Geringes, aber doch ein Betrag als Ersparnis in der Hand. Seine Ansprüche als Herr waren sehr bescheiden. Die Mildtätigkeit der Frau, welche in sehr strenger Arbeit der Küche und dem Haushalte vorstehen mußte, war sehr groß gegen arme und kranke Leute in der Nachbarschaft sowie auch gegen Bettler. Manches Mittagessen erhiel-

[5]) des Garnes.

[6]) Fehler.

[7]) Garnmenge, die in einem großen Brühfasse Raum hatte.

[8]) des gebleichten Garnes.

Digitized by Google

ten solche Hilfsbedürftige, die Gottes Segen dem Herrn und der Frau wünschten.

Damit sei die kleine Probe aus den Schriften des Herrn Eduard Rothe abgeschlossen. Er ist trotz seiner beinahe 82 Jahre geistig noch ungemein rege. Er schreibt eine Schrift von staunenswerter Klarheit. Er baut und bastelt, er sucht und forscht und bemüht sich, das Wertvolle aus der Vorväterzeit vor dem Versinken und Vergessen zu bewahren. Er ist stolz auf seine Familie und auf das Geschlecht der Rothe, das zwar nur im kleinen Kreise, aber immer ehrenvoll und sich Achtung erringend, gewirkt hat.

Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte

Von **Rud. Hruschka**, Piesling a. d. Th.

(Schluß.)

7. Die Marienstatue in Alt-Hart.

Auf dem Hochaltar der Altharter Pfarrkirche befindet sich an Stelle eines Gemäldes eine alte, wertvolle Holzstatue, darstellend die Hl. Jungfrau Maria mit dem Jesukind. Von dieser Statue berichtet die Überlieferung, daß sie von der nach Alt-Hart eingepfarrten Gemeinde Holleschitz aus dem freudigen Anlaß ihres Übertrittes vom protestantischen zum katholischen Glauben der Kirche gespendet und in feierlicher Prozession nach Alt-Hart gebracht worden sei.

Ein sicherer Beweis dafür, daß das zur Herrschaft Telbisch-Zlabings gehörige Dorf Holleschitz in der Reformationszeit protestantisch war, ist die Zehentverweigerung dieses Dorfes an den Zlabingser Pfarrer Blinn, der 1588 oder 1589 starb. Seit 1604 hatte es den Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata zum Grundherrn, der, als religiöser Überläufer aus Selbstsucht bei seinen Untertanen verhaßt, diese in der Zeit vom Juni 1622 bis Ostern 1623 durch Gewaltmaßregeln „katholisch machte". Der Katholizismus der Bekehrten war aber sicherlich nur ein äußerlicher, nicht durch Überzeugung hervorgerufen, und es ist daher ganz unwahrscheinlich, daß die in ihrem Herzen altgläubig gebliebenen Holleschitzer aus Freude über ihre mit Gewalt erzwungene Katholisierung die Büste einer ihrem Glauben fremden Heiligen gespendet hätten, es sei denn, daß sie auch hiezu von der Herrschaft gezwungen wurden.

8. Die „Minichhof-Felder" in Piesling.

In Piesling wird erzählt, daß dort, wo heute das Bauernhaus Nr. 48 gelegen ist, einstmals ein Mönchskloster bestanden habe; zu diesem soll ein ansehnlicher Feldbesitz gehört haben, der, nach den Eigentümern benannt, heute noch den Namen „Minichhofäcker" führt. Nach der Zerstörung des Klosters habe die Herrschaft Piesling die herrenlosen Felder eingezogen, einen Teil davon selbst bewirtschaftet und den anderen an Pieslinger Bauern verteilt.

An „Minichhof-Überländern" weist die Pieslinger Katastralmappe aus dem Jahre 1824 v i e r aus, u. zw. „Kleine Minichhof" (Parz.-Nr. 1782—1860), „laimige

Digitized by Google

(= lehmige) Minichhof" (Parz.-Nr. 1861—1879), „große Minichhof" (Parz.-Nr. 1880 bis 1889) und „steinichte Minichhof" (Parz.-Nr. 1955—1965). Diese Felder bildeten aber einstmals den Kulturboden der in der Gemeindefreiheit des n.-ö. Dorfes Ziernreith gelegenen Mönchshöfe „Schisnawitz" und „Pataghof" und gehörten, wie aus dem Grundbuch IV von Pernegg ersichtlich wird, zu dem Frauenkloster Pernegg, das die beiden Meierhöfe samt den Grundstücken wegen der durch den Türkeneinfall des Jahres 1529 entstandenen Verschuldung an den Pieslinger Grundherrn Wolf Krokwitzer von Otten in den Jahren 1530/31 verkaufen mußte (vgl. „Die Pfarre Niklasberg" von Prälat Aemilian Greifl, S. 32). Überreste eines dieser Höfe hatten sich am rechten Ufer der mähr. Thaya oberhalb der heutigen, schon in dem von Nikolaus Krokwitzer der Gemeinde Piesling im Jahre 1504 ausgestellten Freibrief als „Wuderleinmühl" genannten „Rotmühle" erhalten und sollen nach Angabe Greifls im Jahre 1845 weggeräumt worden sein. — Für den Bestand eines Klosters in Piesling fehlt jede geschichtliche Grundlage.

9. Die Mißhandlung des Neustifter Pfarrers durch feindliche Soldaten.

In Neustift und Piesling hat sich bis auf den heutigen Tag die mündliche Überlieferung erhalten, daß zur Zeit eines Krieges der Neustifter Pfarrer einmal von feindlichen Soldaten deswegen mißhandelt worden sei, weil er ihr gottloses Verhalten zum Gegenstand einer Predigt genommen habe. Diese Sage wird aber in zwei verschiedenen Fassungen erzählt; nach der einen sollen es schwedische Offiziere, nach der anderen französische Soldaten gewesen sein, die sich zu Tätlichkeiten gegen den Pfarrer hinreißen ließen.

Der ersten Fassung dieser Sage dürfte folgender Sachverhalt zugrunde liegen: Im Jahre 1633 brachte Eucharius Horst von Poronau, damals Bevollmächtigter des Pieslinger Grundherrn Hannibal von Schaumburg, eine Beschwerde gegen den Neustifter Pfarrer Johann Friedrich Frühwirt bei den kirchlichen Behörden ein, weil dieser in seiner Sonntagspredigt vom 30. Oktober 1633 sämtliche Schaumburgschen Beamten öffentlich von der Kanzel beschimpfte und sie des Betruges an den Untertanen bezichtigte, indem er, wie es in der Beschwerde heißt, „erstlich den Eingang gemacht, Herr von Schauenburg seye ein frommer gottseliger Herr, seine Officiere aber seyen Schinter, Schelm und Diebe und haben den Untertanen ein Monat Contribution abgelaugnet usw.".

Horst stellte den Pfarrer wegen dieser „leichtfertigen" Predigt nach dem Gottesdienst vom 20. November 1633 „im Beisein vieler Pfarrkinder" zur Rede und verlangte von ihm die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre durch öffentlichen Widerruf. Als dies Frühwirt verweigerte, klagte Horst den Pfarrer bei dem Propst und Official der Metropolitankirche in Olmütz, Joh. Ernst Platteis, und als dieser die Beschwerde unbeantwortet ließ, bei dem Kardinal Dietrichstein, der den Neureischer Propst anwies, den Streitfall zu untersuchen und beizulegen. Wie dies geschah, darüber wird nichts mehr berichtet; wohl soll sich, wie eine Nachschrift der Pfarrgeschichte besagt, die Macht der Zeit auch an Horst erprobt haben, indem die Überlieferung feststellt, daß er an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vor der Kirchenpforte Buße tun und schließlich, um den Pfarrer zu versöhnen, der Kirche in Neustift einen Kelch spenden mußte, den sie heute noch besitzt (vgl. meinen Aufsatz „Eucharius Horst von Poronau" in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens", 1936, S. 49—67). Der Umstand, daß in diesem Streitfall die Schaumburg'schen Beamten „Offiziere" genannt werden, mag zur Verwechslung mit Offizieren des Soldatenstandes geführt haben, welche im Laufe der Zeit von der Überlieferung zu „schwedischen" umgeformt wurden.

Die zweite Fassung der Sage wird verständlich, wenn man erfährt, daß sich die Franzosen trotz des geschlossenen Friedens in den Orten des Zlabingser Raumes überaus gewalttätig und übermütig gebärdet haben; so heißt es beispielsweise in der Altharter Pfarrchronik u. a.: „... Im Essen und Trinken mußte alles in

Digitized by Google

Überfluß sein. O, wie hart geht es mit uns zu! Die hiesigen Bauern können nicht alles aufbringen, was sie (die Soldaten) von ihnen fordern; übel, sehr übel! Meine Nachbarn, der Herr Dechant in Sitzgras und der Herr Pfarrer in Neustift, dürfen sich nicht im Zimmer zeigen und haben noch mehr Gäste als ich." Und der Neustifter Pfarrer Hoffmann schreibt im Band III der Pfarrmatrik in lateinischer Sprache: „Die Soldaten haben keine Religion, vollbrachten keine anständige Handlung, waren vielmehr Bestien („bestiae"), Diebe („fures") und Räuber („latrones"); wen sie begegneten, erschlugen sie wie das Vieh. Am 31. Dezember 1805 kamen vierzehn vom Chasseurregiment Nr. 5 nach Neustift und blieben, nachdem sie von mir und den Bauern Geld erpreßt hatten, bis 5. Jänner 1806. Niemand von diesen Windbeuteln („nebulones") hat gebetet, die Kirche betreten, im Gegenteil: sie brüsteten sich damit, daß sie durch vierzehn Jahre keine Kirche gesehen hätten."

10. Die Not im Schwedenjahr.

Alte Leute in Neustift erzählen, daß zur Zeit, als „der Schwed" in unserer Heimat gehaust hat, eine unsäglich große Not und Armut geherrscht habe; so seien beispielsweise die Neustifter Bauern in so großer Not gewesen, daß nur noch ein einziger von ihnen einen Wagen besessen habe und alle Felder des Dorfes brach lagen. — Diese Sage vermerkt auch Pfarrer Hoffmann in seinem „Manuale" (S. 42) bei den Zehentlasten; er schreibt: „Wann die Zehentholden den Zehent einführen, wird ihnen von einem jeden Mandl, zu 20 Garm gerechnet, 16 Schab Stroh gegeben. Diese Lasten haben ihren Ursprung vom Jahre 1665 daher: als die hierortigen Ortschaften durch die feindlichen Kriegsvölker sehr verunglückt wurden und, der Sage nach, unter ihnen eine solche Armut war, daß in dem Dorf Neustift nur ein einziger Wagen gewesen, die Felder aber unbedungt lagen, so hat der Teltscher H. Dechant Nikolaus Fuchs für die Zehentholden eine Fürbitt erlegt, womit man mit solcher Strohgeschenknis ihnen eine Beihilfe erteilen möchte."

Die in jenen Tagen hier herrschende Not in ihrer erschreckenden Gestalt ist in der Neustifter Kirchenrechnung des Jahres 1695 belegt; dort heißt es: „Anno 1645 sein denen Gemeinden Piesling, Neustift und Nespitz von dem Kirchengeld zu Neustift geliehen worden 18 fl.; vermög des gegebenen Schuldscheines haben sie versprochen, von einem jeden Gulden 3 kr. zu verinteressieren, macht also per 50 Jahr 27 fl." Außerdem soll nach Wolny (Kirchl. Topographie, III/347) das Dorf Neustift im Jahre 1645 zur Befriedigung der Schweden von der Kirche 45 fl. geliehen haben, welcher Betrag 28 Jahre später noch nicht zurückgezahlt war. — Auch ist es geschichtlich verbürgt, daß die Herrschaft Piesling wegen der großen Not ihrer Untertanen den schwedischen Truppen in den Jahren 1645 und 1646 Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Schmalz, Bier und Geld liefern und auch den völlig verarmten Bauern in Piesling, Neustift und Slawathen, deren es im Jahre 1645 ungefähr 60 gab, Körnerfrüchte zu ihrem Lebensunterhalt leihweise vorstrecken mußte. Nach der Aufstellung der Herrschaft betrug im Jahre 1674 die Schuld dieser Untertanen einschließlich der für 29 Jahre berechneten „gräulichen" Zinsen bereits 800 fl. (vgl. meinen Aufsatz „Eucharius Horst von Poronau" in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens", 1936, S. 64/65). — Während des 30jährigen Krieges waren in Neustift von 19 Bauernhäusern 10 verödet (Lahnenregister vom 14. Oktober 1672 im Mährischen Landesarchiv, Sign. „Znaim 232").

11. Der „Ritter" am Neustifter Friedhof.

An der nördlichen Außenwand der Neustifter Kirche ist ein inschriftloser Gruftstein im Ausmaß von 196 cm × 98 cm aufgestellt, der einen

Digitized by Google

erhaben ausgemeißelten Ritter in Lebensgröße mit Rüstung und Wappen zeigt; er befand sich früher im Presbyterium von dem Hochaltar, ist sehr gut erhalten, weil er verkehrt, d. h. mit dem Relief nach unten, in die Kirchenpflasterung eingefügt war, und kam 1896 auf seinen gegenwärtigen Standort. Im Gebiete des Pfarrsprengels Neustift erzählt man sich nun, daß dieser „Ritter" mit dem Vollbart den letzten Besitzer des Krotwitzhofes darstelle, nach dessen Tode der Hof dauernd zur Herrschaft Piesling gekommen sei.

Der Krotwitzhof bildete immer einen Bestandteil des Gutskörpers Piesling und gehörte zwischen 1434 und 1619 dem Geschlechte der Krotwitzer von Otten und Neudorf, das im Wappen einen Kolkraben mit einem Ring im Schnabel führte („Der mähr. Adel" von Kadich-Blažek, S. 64). Nun zeigt aber das Grabmal in der rechten unteren Ecke das ritterliche Wappen Schauerfelds mit den in einem Schrägrechtsbalken hintereinander liegenden drei „Schauersteinen", die aber mohnkopfähnlich dargestellt sind. Daraus geht deutlich hervor, daß dieser Gruftstein die sterblichen Überreste des am 6. September 1679 an der Pest verstorbenen Qualkowitzer Grundherrn Dr. Johann Ehrenfried Freiherrn von Schauerfeld deckte, der das Gut Qualkowitz im Jahre 1653 käuflich erworben hatte und 1654 in den Ritterstand und 1666 in den Freiherrnstand erhoben wurde („Der mähr. Adel" von Kadich-Blažek, S. 123, Tafeln 94 und 95; vgl. auch meinen Aufsatz „Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern" in dieser Zeitschrift. 1931, S. 71).

12. Die Pest in Zlabings.

In der Stadt Zlabings lebt die Erinnerung an die Pest noch in folgender Sage: Als hier einmal der „schwarze Tod" derart furchtbar wütete, daß ihm nicht nur viele Personen, sondern sogar ganze Familien zum Opfer fielen, befand sich das am Oberen Platz liegende Sgraffitohaus Nr. 88 im Besitze eines adligen Herrn, der mit seiner Frau und zwei unverehelichten Töchtern das erste Stockwerk bewohnte. Der unheimliche Gast hatte auch hier Einkehr gehalten und die ganze Familie hinweggerafft; zuerst starb der Vater, dann die Mutter und schließlich die beiden Töchter. Diese sollen nun, da sie keine Verwandten hatten und wegen der Krankheit unfähig waren, ein Testament zu schreiben, vor ihrem Verscheiden das elterliche Haus der Pfarrkirche Zlabings in der Weise vermacht haben, daß sie ihren letzten Willen den vorübergehenden Leuten aus dem Fenster zuriefen.

Die Pest wütete in Zlabings in den Jahren 1680/81 und dürfte von Qualkowitz, wo sie 1679 ausgebrochen war und 28 Todesopfer forderte, hieher übertragen worden sein. In Zlabings wurden, wie Prof. Dr. Theodor Deimel in einem Aufsatz „Streifzüge durch die ältesten Matriken Zlabings" („Zlabingser Neueste Nachrichten" vom 23. August 1936, Nr. 34) nachgewiesen hat, von dieser furchtbaren Seuche 22 Personen dahingerafft, unter ihnen Wolf Kienast mit seiner Gattin Agnes und den beiden Töchtern Anna und Sabina, den die Sage mit einem adligen Herrn gleichsetzt; er war von Beruf Schuster und Weinhändler, starb am 29. Jänner 1681 an der Pest und hatte seine „eigenthümliche am oberen Platz liegende Behausung allen dreyen Gotteshäusern verschafft". Dies wird aus einer Eintragung im Ratsprotokoll der Stadt Zlabings ersichtlich, die wörtlich lautet: „An heut dato den 15. May 1682 Verkauffen Ihre Hochwürden der Herr Dechant nebst E. E. Rath allhier die von dem gottseligen Wolff Khienast allen dreyen Gotthäusern Verschaffte eigenthümlich am oberen Platz liegende Behausung, wie solche mit Tachtropfen umbfangen, genitt und genagelt befunden worden, dem Ehrlichen Hainrichen Näzer, Bürgerl. Tuechmacher allhier, umb eine Summa Geldt benenntlichen Vierhundert und Fünffzig Mähr. Tholler, Jeden zu 70 kr oder 30 weiße Groschen gerechnet usw." Nach Bezahlung einer Schuld an Apollonia Hämplin und einer „verfessenen"

Digitized by Google

Kontribution an den Rat erhielt jede der drei Kirchen (Pfarrkirche Maria Himmelfahrt, Kirche beim Hl. Geist und Spitalskirche) einen Betrag von 135 fl. 50 kr. 4 d.

13. Das Ende einer sündigen Liebe.

In Slawathen bei Zlabings wird folgende Sage erzählt: Graf Slawatha, der Grundherr des Dorfes, das nach ihm benannt ist, hatte eine bildschöne Tochter, die mit dem Kaplan von Zlabings ein von Folgen begleitetes Liebesverhältnis unterhielt. Als der Vater von der Schande Kenntnis erhielt, in welche sein Haus durch den Fehltritt der Tochter gekommen war, habe er diese zur Strafe lebendig einmauern lassen, ihren Schmuck im Schloßbrunnen versenkt und den Verführer an jener Stelle der Dorfwiese erschlagen, die seither und heute noch rötlich gefärbt ist.

Der Zusammenhang, in welchen der durch die Prager Ereignisse vom 23. Mai 1618 bekannt gewordene Grundherr von Teltsch-Zlabings, Oberstlandrichter Wilhelm von Slawatha, mit der Gründung des Dorfes Slawathen gebracht wird, ergibt sich jedenfalls nur aus der Namensgleichheit und ist geschichtlich unhaltbar; denn das schon im Jahre 1350 urkundlich genannte Dorf war bis zur Vereinigung mit Piesling im Jahre 1601 ein selbständiges Gut und bildete niemals einen Bestandteil der Herrschaft Neuhaus-Teltsch, in deren Besitz Slawatha erst durch die Heirat mit Lucia Ottilie, der einzigen Erbin des Hauses Rosenberg-Neuhaus, im Jahre 1604 gekommen war.

Im Sagenstoff selbst dürfte die Erinnerung an Eleonora, die jüngere Tochter der Piesling-Slawather Grundfrau Maria Kath. Horst, fortleben, welche der mit Karl Georg Schwabenitzky von Schwabenitz geschlossenen zweiten Heirat entsprossen war. Die Ehe aber war, wie aus dem am 13. März 1686 verfaßten und in der Mähr. Landtafel (Quatern 2 des Znaimer Kreises, fol. 161) intabulierten Testament hervorgeht, unglücklich und wurde vom Papste nach elfjähriger Dauer für ungültig erklärt. Dieser „verdammten, null und nichtigen Ehe" waren zwei Kinder entsprossen: Maria Sophie Maximiliana, verehelichte Lulstorf, und Eleonora; während sie jene mit nur 500 fl. und ihren Kleidern testamentarisch bedachte, wurde die zweite Tochter Eleonora gänzlich enterbt, „weilen sie in ihrem ledigen Stand sich in meinem Haus schwängern lassen und öffentlich Unzucht begangen" und „bis dato in der Fremde ein liederliches, skandaloses Leben führt". — Daß die Pieslinger Grundherren vorübergehend auch das einstmals in Slawathen bestandene Schloß bewohnten, wird aus dem dortselbst ausgefertigten Stiftsbrief vom 24. April 1691 ersichtlich, mit welchem der fünfte Gemahl der erwähnten Grundfrau, Georg Wilhelm von Moschlitz, zur Kirche Neustift eine Wiese an der Thaya (Parz.-Nr. 105 der Gemeinde Piesling) schenkte.

Bei einer gelegentlichen, durch den Schaffer Kallenda vorgenommenen Räumung des Meierhofbrunnens in Slawathen wurden ein Ring und Teile einer Halskette aus unechtem Metall gefunden, die sich zur Zeit im Besitze der Frau Marie Polly, Alt-Hart Nr. 94, befinden.

14. Die Montserratkirche bei Zlabings.

Diese Kirche hat ihren Namen nach dem Montserrat in Katalonien und ist eine Gründung des Oberstleutnants Bartholomäus von Tannazoll-Zill, der vom Kaiser Ferdinand III. für seine Verdienste mit der Kreishauptmannschaft Iglau belohnt und am 27. Jänner 1652 in den Ritterstand erhoben worden war. Nach der Sage soll er in Spanien gekämpft und 14 Wunden erhalten haben. In seiner großen Not nahm er Zuflucht zur Gnadenmutter Maria von Montserrat in Spanien und gelobte für den Fall seiner Genesung, aus Dankbarkeit eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle zu erbauen. Dies geschah, nachdem er 1643 das Gut Wölking

Digitized by Google

käuflich erworben hatte, im Jahre 1651 und von da an verehrte das Volk diese als Dankdenkmal entstandene und zwischen 1712 und 1716 wesentlich vergrößerte Kirche mit der „Schwarzen Mutter-Gottesstatue" als marianischen Gnadenort.

Im Jahre 1785 wurde sie jedoch von Kaiser Josef II. gesperrt, das Gebäude entweiht und von Johann Peter Flick, dem späteren Gutsherrn von Alt-Hart, am 29. Dezember 1787 um 140 fl. käuflich erworben und niedergerissen. Die Statue der „Bergserrater Muttergottes" wurde aber, wie uns eine Eintragung in der Neustifter Taufmatrik (Tom. III/308) berichtet, vom Pfarrer Simon Czastka „gestohlenerweis (d. i. verstohlen, im geheimen) in einem Wagen hinweggeführt" und später in der Sitzgraser Kirche auf dem Hochaltar aufgestellt. Die Phantasie des gläubigen Volkes erblickte in dem rätselhaften Verschwinden dieser Statue den Eingriff einer höheren Macht und spann nicht nur um diese Begebenheit, sondern auch, wie die im Jahrgang 1934 dieser Zeitschrift (S. 166) veröffentlichten „Flicksagen" erkennen lassen, um die aus dem Mauerwerk der entweihten Kirche aufgeführten „Fluchbauten" die mystischen Fäden der Sage. Auch in Zlabings steht ein aus dem Serrater Kirchenmaterial aufgeführtes Haus, welches vom Volke in die Gruppe dieser „Fluchbauten" gezählt wird; alle bisherigen Eigentümer sollen sichtlich vom Unglück verfolgt worden sein, weswegen es auf diesem Hause so häufig zu Besitzveränderungen kommt.

Selbst in unseren Tagen ist die Volksphantasie unvermindert lebhaft tätig; sie schafft ständig Neues und kommt in ihren Gestaltungen dem Hange des Volkes zum Glauben an Mystisches und Übernatürliches entgegen. So wird in Alt-Hart erzählt, daß, als der Opferwille des Volkes in den Jahren 1858—1865 diese Kirche aus den Trümmern neu erstehen ließ, indem Gutsherrschaften, Gemeinden, Bürger und Bauern aus der Umgebung Geld, Bauholz, Ziegel und Steine für diesen Zweck spendeten und Fuhren und Handlangerdienste umsonst verrichteten, sich auch der Altharter Aumüller — er hieß Gottfried Seidl (1815—1885) — zur kostenlosen Lieferung des für Bauzwecke ganz besonders geeigneten Thayasandes verpflichtet hatte; er sei auch stets klaglos der von ihm freiwillig übernommenen Leistung nachgekommen, habe aus dem schier unerschöpflich scheinenden Vorrat des Flußbettes eine Unmenge Sandes entnommen und für den Rohbau der Kirche geliefert. Als aber zum Verputz des Gotteshauses geschritten werden sollte, da war der feine Sand plötzlich verschwunden und alle Mühe des Suchens nach solchem vergeblich. Der Bau geriet ins Stocken. In seiner großen Not wandte sich daher der verzweifelte Müller an die Bergserrater Mutter Gottes um Hilfe und sein Gebet wurde erhört: während der Nacht ließ ein furchtbares Unwetter die Thaya aus ihren Ufern treten und als nach einigen Tagen das Wasser wieder zurückflutete, überdeckte feiner, weißer Kiessand die Wiesen auf beiden Uferseiten, so daß ihn der Müller mühelos sammeln und seiner Bestimmung zuführen konnte. Aus diesem Sand soll nun der blendend weiße Anwurf hergestellt worden sein, der so kennzeichnend ist für die weithin sichtbare Kirche am Serratberge.

Digitized by Google

15. Die „Debliner".

Bei einer Tanzunterhaltung in Piesling soll einmal ein einheimischer Ortsbursche einen biederen „Dörfler" — so werden die Bewohner von Wenzelsdorf genannt — einen „Debliner" geheißen haben, wovauf ihm dieser links und rechts je eine kräftige Ohrfeige verabreichte. Darüber führte der Geschlagene Beschwerde bei seiner Herrschaft, die den Fall der Altharter Obrigkeit abtrat und die strenge Bestrafung des „schlagfertigen" Wenzelsdorfers verlangte. Dieser wurde daraufhin zum Oberamte nach Alt-Hart vorgeladen. Beim Verhör, dem er vom Grundherrn persönlich unterzogen wurde, verteidigte sich der Angeklagte sehr geschickt, indem er erklärte, die Schläge nur deswegen geführt zu haben, weil er als treuer Untertan nicht zulassen könne, daß der Familienname seines gräflichen Herrn zum Schimpfwort herabgewürdigt und so mißbraucht werde. Erfreut über die Rechtlichkeit seines Untertanen, entließ ihn der Graf nicht nur straflos, sondern belohnte ihn noch außerdem, wobei er sein Bedauern darüber ausgesprochen haben soll, daß der Dörfler bei der Austragung des Strittes nur über zwei Hände verfügt habe.

Der heute noch in Piesling, Neustift, Zoppanz und Döschen übliche Spottname für die Bewohner der ehemals der Gutsherrschaft Alt-Hart untertänigen Orte Alt-Hart, Frauendorf, Margarethen, Mudlau, Mutten, Qualkowitz, Wenzelsdorf und Wispitz ist in seiner Bedeutung sinnverwandt mit Rückständigkeit und erinnert an das Adelsgeschlecht der Herren von Deblin, das in drei Generationen die Besitzrechte über die Herrschaft Alt-Hart zwischen 1703 und 1784 ausübte und mit dem am 21. Juni 1784 in Alt-Hart ermordeten Grafen Josef Franz von Deblin erlosch. Sein Großvater, Max Franz Ritter von Deblin, Hofrat und mährischer Amtskanzler, war der Gründer der Ortschaften Margarethen (1707), Wenzelsdorf (1712) und Frauendorf (1715); er wurde 1710 in den Freiherrnstand und sein Sohn Franz Anton 1741 in den Grafenstand erhoben. — Eine Erklärung des Namens „Debliner" weiß aber heute niemand zu geben, obwohl er bei den Leuten Ärgernis auslöst, die so genannt werden.

16. Der umgehende Tote.

Zur Zeit, als in Neu-Hart noch das herrschaftliche Brauhaus bestanden hat, kam einmal der dortige Braumeister nach Piesling, um hier bei den Schankwirten das Geld für geliefertes Bier einzuheben. Weil er aber einen guten Trunk niemals verschmähte, sprach er dem Bier tüchtig zu und trat erst den Heimweg an, als es fast schon Mitternacht war. Er erreichte aber Neu-Hart nicht mehr; knapp vor Mudlau wurde er, des Geldes beraubt, am nächsten Morgen als Leiche gefunden. Weder ein Kreuz noch ein Stein bezeichnet die Stelle der unseligen Tat und dennoch überkommt den Wanderer, der um die Mitternachtszeit von Piesling nach Mudlau gehen muß, eine gewisse Scheu und Furcht; denn der erschlagene Braumeister kann angeblich im Jenseits keine Ruhe finden und „geht hier um".

Bei dem in dieser Sage genannten Braumeister dürfte es sich um den im Neuharter Brauhaus beschäftigt gewesenen Bindermeister Josef Kränzl handeln, der nach dem Sterbebuch der Pfarre Neustift am 6. Dezember 1790 „am Wege von Piesling nach Mudlau just auf der Granitz tot gefunden" wurde. Ob er einem Schlaganfall oder einem Verbrechen erlegen ist, läßt sich aus der Matrik nicht feststellen.

Digitized by Google

Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmerwald*)

Von **Josef Bürger**, Wallern

Wer in unserer Heimat nach den ältesten Bauten forscht, die an die Spitze einer Entwicklung gestellt werden könnten, der stößt fast in allen Dörfern auf das Haus des Dorfhirten. Wie alt mag es sein? Da bei der Gründung unserer Dörfer der kulturfähige Boden erst gerodet werden mußte, so mag der Besitz an Haustieren im Anfange sehr klein gewesen und erst nach länger andauernden Rodungen so angewachsen sein, daß das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Dorfhirten entstand, für den dann gemeinsam das „Hirtahaus" gebaut wurde. Mit Berücksichtigung dieses Umstandes dürfen wir auf ein Alter von 400 bis 500 Jahren schließen. Während aber das Hirtenhaus als gemeinsamer Dorfbesitz im ursprünglichen Zustande belassen wurde, haben unsere Bauernhäuser, die wir uns anfänglich ganz ähnlich vorstellen können, eine Entwicklung mitgemacht, die mit der Urbarmachung immer größerer Grundflächen gleichen Schritt hielt. Wir wollen also das Hirtenhaus als bezeichnende Ausgangsform des Böhmerwäldler Bauernhauses betrachten und etwas näher beschreiben.

1. Bild. Hirtenhaus in Christelschlag. Auf einer aus Bruchsteinen geschichteten Grundmauer erhebt sich ein Blockbau mit vorspringenden Balkenenden (Wettköpfen). Vom Eingang, der immer an der Traufseite liegt, kommt man in den Hausflur. Auf der einen Seite der in Stube und Kammer geteilte Wohnraum, auf der andern der Stall (Wohnstallhaus). Ein überall und besonders auf der Eingangseite weit vorspringendes Kehlbalkendach mit Krüppel- oder Halbwalm, bei uns „Schopf" genannt, welche Dachform unserem Haus das kennzeichnende Äußere gibt.

Nach Einstellung der gemeinsamen Weide verlor das Hirtenhaus seine Daseinsberechtigung, wurde dem Verfalle preisgegeben oder abgebrochen. Aber immer weiß man noch die Stelle, wo es gestanden.

2. Bild. Dorfschmiede in Plahetschlag. Auch die Gemeindeschmieden gehören zu den ältesten Bauten. Die Blockwände sind, einer späteren Mode entsprechend, verputzt.

3. Bild. Kleinbauernhaus in Schneedorf. Der bäuerliche Hausbau hängt mit der wirtschaftlichen Entwicklung eng zusammen. Je mehr Boden gerodet wurde, desto mehr Wirtschaftsräume brauchte man und der damit vermehrte Wohlstand gestattete auch den Ausbau der Wohnräume. Im Vergleich mit dem Hirtenhaus sind hier Stall und Scheune erweitert, das Haus ist länger geworden, die Wirtschaftsräume

*) Dieser Beitrag ist zugleich als Sonderdruck in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums" erschienen. Preis 3 Kč oder 36 Pfennig. Zu beziehen durch den Verein Böhmerwaldmuseum in Oberplan, Gau Oberdonau.

Digitized by Google

sind hintereinander geschaltet (Streckhof). Wir finden hier auch schon ein Ausgedingerstübchen in der hinteren Hälfte des Hausflures.

4. Bild. Bauernhaus beim „Rudolf" in Brennten-berg. Bauernhäuser haben bereits einen eigenen Hausnamen. Ein notwendiger Ausbau der Wirtschaftsräume noch weiter nach hinten wäre unpraktisch gewesen und so stellte man die neue Scheune (Stadl) im rechten Winkel zum Haus. Es entstand der „Hakenhof".

5. Bild. Bauernhaus beim „Schuaster" in Blumenau. Manchem Bauern paßte es nicht, daß er als Ausgedinger in das kleine, versteckte Stübchen einziehen sollte. Er baute sich daher, solange er noch das Heft in der Hand hatte, als verkleinerte Wiedergabe der „Stube" (Name für das Wohnhaus des Bauern) das „Stübl" für sich. Er wollte im Ausgedinge auch Kuh und Schwein halten und für sie errichtete er anschließend einen Stall und einen Schupfen. So entstand neben dem Hauptgebäude ein zweites, vorerst unverbunden.

6. Bild. Bauernhaus beim „Michler" in Albrechts-schlag. Stube und Stübl sind hier bereits durch einen hölzernen Torbogen verbunden, hinten ist der Hof noch offen. Dort geschah die Verbindung zwischen Stüblseiten und Stadl durch den Anbau eines Schupfens, Laube genannt, zum Einstellen der Wagen und zum Aufbewahren von Brennholz.

7. Bild. Bauernhaus beim „Karlhöfer" in Deutsch-haidl. Vollständig geschlossener Dreiseithof. Hofmauer mit Tor und „Türl". Ab 1750 setzte sich bei uns der Steinbau durch und verdrängte den Holzbau. Es kam so weit, daß sich der Besitzer eines Holzgebäudes schämte und die Blockwände innen und außen mit Mörtel verputzen ließ, um Mauern vorzutäuschen. Die Hausform wurde bei diesem Übergang vorerst nicht wesentlich geändert.

8. Bild. Bauernhaus beim „Bohr" (Bayer) in Rindles. Ungefähr um 1850 herum entstand in den mehr Getreidebau treibenden Gegenden des Böhmerwaldes das Bedürfnis nach größeren Räumen für Schüttböden. Die Lösung wurde in der Weise gefunden, daß man Stube und Stübl, also die beiden Flügel, durch einen Querteil (Torbau) zu einem einheitlichen Gebäude verband, wodurch im ersten Stock die gewünschten Räume gewonnen wurden. Ein derartiges Haus nennt man einen „Querstock". Es stellt das Endglied der Entwicklung dar, ist der Stolz seiner Besitzer und der Wunsch derer, die es noch nicht haben. Damit ist das Bestreben des Böhmerwaldbauern nach einem allseitig geschlossenen Hof erreicht. Es sei hier bemerkt, daß im Gebiete der künischen Freibauern die Neigung zu einer geschlossenen Hofanlage nicht besteht. Der Stadl steht dort immer getrennt vom Wohnstallhaus.

9. Bild. Bauernhaus beim „Altrichter" in Planles. Bei einer oberflächlichen Beurteilung, würde man die Häuser 7 und 8 für zwei verschiedene Hausformen halten. Sie kommen in unseren Dörfern überall nebeneinander vor. Tatsächlich ist aber 8 aus 7 auf die geschilderte Weise entstanden, ohne daß am Grundriß etwas geändert worden wäre.

Digitized by Google

Als Beweis dafür dient Bild 9. Hier ließ sich der vollständige Querstock wegen des Höhenunterschiedes zwischen Stube und Stübl nicht durchführen, das Haus ist gleichsam in der Entwicklung stecken geblieben.

Der Böhmerwald ist wirtschaftlich nicht gerade gesegnet. In einem merkwürdigen Gegensatz hiezu hat er eines der stattlichsten Bauernhäuser aller deutschen Gaue entwickelt. Siehe Bild 8! In künstlerischer Beziehung bedeutet aber nach meiner Meinung der „Querstock" keinen Fortschritt gegenüber dem zweiflügeligen Hof (Bild 7). Diese wenig gegliederten Bauten wirken oft recht nüchtern und gleichen Mietskasernen. Die Hausform 7 sollte also bei Erneuerungen erhalten bleiben, zumal man heute die Getreideböden nicht mehr braucht. (Lagerhäuser, Festpreise).

10. Bild. Bauernhaus in Wallern. Von dem bisher gezeigten Böhmerwaldhaus unterscheidet sich als ganz andere Hausform das Wallerer Haus, dessen Verbreitungsgebiet sich auf einen Keil beschränkt, der über die bayrische Grenze bis Wallern reicht. Es ist ein Mittertennbau mit flachem, mit Legschindeln gedeckten Pfettendach; Eingang auf der Giebelseite. Der Grundriß ist wesentlich anders und dementsprechend auch die Raumverteilung.

Digitized by Google

1. Hirtenhaus in Christelschlag (Bez. Prachatitz).

2. Dorfschmiede in Plahetschlag (Bez. Prachatitz).

Digitized by Google

3. Kleinbauernhaus in Schneedorf (Bez. Wallern).

4. Bauernhaus beim „Rudolf" in Brenntenberg (Bez. Prachatitz).

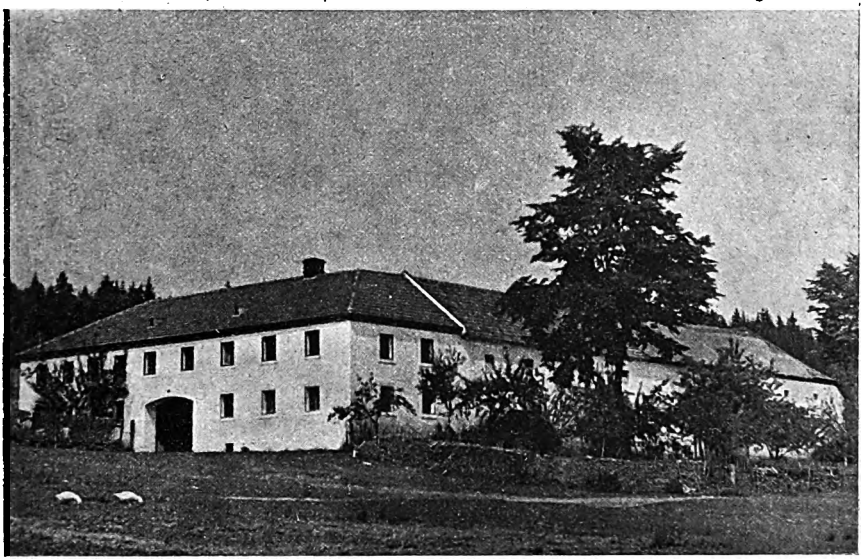
Digitized by Google

5. Bauernhaus beim „Schuaster" in Blumenau (Bez. Kalsching).

6. Bauernhaus beim „Michler" in Albrechtsschlag (Bez. Prachatitz).

Digitized by Google

7. Bauernhaus beim „Karlhöfer" in Deutschhaidl (Bez. Oberplan).



8. Bauernhaus beim „Bohr" (Bayer) in Rindles (Bez. Oberplan).

Digitized by Google

9. Bauernhaus beim „Altrichter" in Planles (Bez. Oberplan).

10. Bauernhaus in Wallern.

Digitized by Google

Zur Ostgrenze des „historischen Egerlandes"

Von **Dr. Rudolf Fischer**

Die Grenzen des „historischen Egerlandes", d. h. jenes Gebietes, das erst durch die Verpfändung vom Jahre 1322 zu Böhmen gelangte, wurden oft als Schranken betrachtet. Das stammliche Egerland aber ist größer.

Schon zur Zeit der Hohenstaufen verbreitete sich das Deutschtum weit über das „historische Egerland" hinaus. Friedrich Rotbart, der seit etwa 1173 seine Macht auch über das gesamte Elbogener Land ausgedehnt hatte, wurde da zum Förderer der Rodung und bäuerlichen Besiedlung. So übertrug er den Waldsassener Mönchen, unter deren Leitung aufs eifrigste gerodet wurde, das Waldgebiet um Chodau. Aus Siedlern verschiedener Herkunft, vorwiegend freilich aus Baiern und Franken, erwuchs im westlichen Böhmen der Egerländer Stamm.

Selbst im politisch-geschichtlichen Sinn wurde der Ostgrenze des „historischen Egerlandes" mehr Bedeutung gegeben als ihr gebührt. Denn sie entspricht — wie wir erkennen mußten — durchaus nicht der Grenze des Egerlandes vor dem 13. Jahrhundert.

Die natürliche Grenze des Egerer Beckens, also des geographischen Egerlandes, bilden im Osten der Leibitschkamm und das Kaiserwaldgebirge, die bei Königsberg an die Eger herantreten und die Ebene des Egerlandes von dem Falkenauer Becken abschnüren. Das an der Schwelle des Kaiserwaldes gelegene Königsberg und die ihm vorgelagerten Dörfer gehören noch zum geographischen Egerland[1]).

Mancher hat sich schon gewundert, warum das „historische Egerland" nur bis Nebanitz reicht und vor Dörfern, wie Mostau und Kottigau, die noch so schön in der Egerlandebene liegen, plötzlich haltmacht. Es ist auffallend, daß die Grenze des „historischen Egerlandes" vom Unterlauf des Leibitschbaches abbiegt, sich vor dem Rand der Egerlandebene zurückzieht, auch Kulsam ausschließt und erst südlich von Königsberg bei Thurn der natürlichen Grenze sich wieder nähert.

Wie ist diese Grenze entstanden? — Zur Beantwortung dieser Frage verhilft uns die Geschichte Königsbergs, die nach den letzten Forschungsergebnissen in neuem Licht erscheint[2]).

Auf dem Königsberger „Schloßberg", dem strategisch wichtigen Punkt, erhob sich eine staufische Burg, die unter Friedrich Rotbart errichtet wurde. Als um das Jahr 1212 die staufische Oberhoheit über das Elbogener Land zu Ende ging, wurde auch Königsberg an Böhmen gezogen. Wenzel I. ließ dann vom Kloster Doxan hier eine Stadt gründen, um Königsberg für sein Land dauernd zu sichern.

---

[1]) Vgl. Käubler, Die ländlichen Siedelungen des Egerlandes, Leipzig 1935, S. 7ff.

[2]) Fischer, Die Ortsnamen des Bezirkes Falkenau, Reichenberg 1938, unter Königsberg.

Digitized by Google

Was nun das Entscheidende war: die alte Königsberger Burg kam an Böhmen nicht allein, sondern mit ihrem Burgbezirk. Und in diesem befanden sich eben auch die bereits in der Egerlandebene liegenden Dörfer, die auf diese Weise von dem staufischen Egerland losgelöst wurden. Infolgedessen waren sie 1322 nicht mehr bei dem „historischen Egerland", das König Ludwig an Böhmen verpfändete.

Gradl und nach ihm Siegl haben sich geirrt, wenn sie auf ihren Karten die Grenze dieses „historischen Egerlandes" bei Nebanitz zugleich als Grenze des ältesten Egerlandes zeichneten und somit das Gebiet von Mostau bis Königsberg, das erst um 1212 an Böhmen kam, aus dem alten Egerlande ausschlossen[3]).

Dieses Gebiet, das die Dörfer Mostau, Kottigau, Leibitsch, Kulsam, Dobrassen, Rolessengrün und die am rechten Ufer des Leimbaches gelegenen Teile der Dörfer Thurn, Lapitzfeld und Tipessenreuth umfaßte, gehörte zu dem Königsberger Hinterlande, das die Landgrafen von Leuchtenberg als Lehen erhielten und das einen eigenen Halsgerichtssprengel bildete, der seinen Sitz in Königsberg hatte.

Mostau war eine Feste, wurde 1530 von Albrecht Schlick gekauft und gelangte so zum Schloß Königsberg, wurde aber nach 1600 wieder ein selbständiges Gut. Nach Aufhebung der Herrschaftsverwaltung im Jahre 1848 wurde das Gut Mostau mit den Dörfern Mostau, Kulsam, Dobrassen, Rolessengrün, Lapitzfeld und der jüngeren Häuslersiedlung Klingen zum Bezirk Eger geschlagen. So wurde ein Teil des um 1212 vom alten Egerlande losgelösten Gebietes verwaltungsmäßig wieder der Stadt Eger zugewiesen.

Eine Besonderheit sind die sogenannten „Bachana" (Bacher), die Bewohner der Dörfer Thurn, Lapitzfeld und Tipessenreuth, die der Leimbach durchfließt, der hier die Grenze des „historischen Egerlandes" ist. Die Höfe am rechten Ufer wurden um 1212 mit zu Böhmen gezogen, die am linken verblieben beim „historischen Egerland". Jene sind mit Ausnahme des Rubnerhofes in Tipessenreuth bis in die Gegenwart nach Königsberg eingepfarrt, diese nach Treunitz im „historischen Egerland", wohin auch der Rubnerhof zugeteilt wurde. Doch fühlen sich die „Bachana" insgesamt als „rätt Echalanda" und sie trugen auch die Tracht des engeren Egerlandes. Dagegen nannten sie die Bewohner der benachbarten Kaiserwaldgegend, die auch in der Tracht bereits zum „Unterland" gehörten, „Bäihm", „Holzbäihm" oder gar „Kasbäihm".

Ebenso wie die „Bachana" rechneten sich die übrigen Bauerndörfer des Mostauer Gebietes zum engeren Egerland. Das Städtchen Königsberg vollends war ihm stets zugetan in vielerlei innigen Beziehungen.

Zusammenfassend sei festgehalten: die Ostgrenze des „historischen Egerlandes" ist nicht die des ältesten Egerlandes. Die Grenze des Egerlandes vor 1212 ist die natürliche

[3]) Gradl. Geschichte des Egerlandes; Siegl, Eger im Wandel der Zeit von 1000 Jahren, Eger 1931, s. Karte.

Digitized by Google

Grenze, die der Leibitschkamm und das Kaiserwaldgebirge bilden.

Daß sich im engeren Egerland ein eigener Stolz entwickelte, ist bedingt durch das starke, selbstbewußte Bauerntum und durch die Sonderstellung, die das „historische Egerland" Jahrhunderte lang genoß. Es ist der Boden, der am frühesten besiedelt wurde.

Doch die Egerländer in ganz Westböhmen sind geschichtlich und sprachlich, aber auch kulturell und volksbundlich vom „historischen Egerland" nicht zu trennen.

Iglauer Schimpfnamen

Von **Dr. Heinrich Waschiczek**, Leitmeritz

(Schluß.)

Grasel — arbeitsscheuer, verbrecherischer Taugenichts; nach dem Räuberhauptmann dieses Namens benannt; von diesem wird auch das Motiv berichtet, daß er, unter dem Galgen stehend, seiner Mutter, statt sie zum Abschied zu küssen, die Nase abbeißt, weil sie ihn zum Verbrecher gemacht habe. Er hat in den Jahren 1808 bis 1815 das südöstl. Böhmen und das südwestl. Mähren unsicher gemacht und wurde am 31. Jänner 1818 in Wien hingerichtet.

Grippengstell — magerer Mensch; Gerippen gestell; der 1. Teil kommt als Sammelname für alle Rippen aber auch für das ganze Knochenskelett des Menschen erst im 17. Jh. in der älteren Form Geriffe vor; über den 2. Teil siehe bei Gstetten.

Grobian — der grobe, rücksichtslose, derbe Mensch; es ist eine humanistische Scherzbildung, zum ersten Male 1492 in Nürnberg und 1494 bei Sebastian Brant belegt („bauer = rusticus grobianus"); an das Wort grob wird nach dem Muster von lat. Heiligennamen wie Cassian, Cyprian, Damian die Endung ian angehängt. Der Sprachgelehrte Scheidt teilte 1551 das Wort in grob und Jan, der grobe Hans; ahd. g(i)rob, mhd. g(e)rop = dick, ungeschickt, unfein; slaw. Einfluß verrät die Form Grobianski = die Eigenschaft eines Grobians besitzen.

Grolmas — siehe bei Krolmas.

Gsachlemotscher — die Tuchmacher, weil sie zur Entfettung der Schafwolle den Ammoniak des faulenden Harnes benützten. Ge leitet die Gesamtheit ein, vgl. Bettsacher; über das 2. Wort siehe bei Motschkerer.

Gsamle — verächtlicher Ausdruck für eine Gesellschaft, Menschengruppe; im Egerländ. Gsäme, Gsämler; über die Silbe Ge siehe im Vorherigen; sammeln vom ahd. samanon, mhd. samelen = zusammen, ursprünglich: nach dem selben Orte hin, urverwandt mit samana = zusammen, lat. similis = ähnlich, altsl. samu = selber.

Gschaftelhuber — vielseitig und dennoch nicht ausdauernd tätig, einer der sich in alles einmengt, keine Arbeit gründlich versteht; der 1. Teil von geschäftig, ahd. scaffan, mhd. schaffen = bewirken, arbeiten; der

Digitized by Google

2. Teil zunächst als Familiennamen bekannt; der Huber, Hübner, Hufner ist der Besitzer einer Hufe, mhd. huobe, ahd. huoba = ein Stück Land von gewisser Größe und auch die Niederlassung darauf selbst.

Gscherter — Polizist, d. h. der Geschorene, Unfreie, Abhängige, denn in älterer Zeit trugen die Unfreien zum Unterschied vom Freien den Kopf stets geschoren, der Freie langhaarig. Verbindungen wie z. B. gescherter Aff kommen vor.

Gschmatleter Kerl — linkischer, unbeholfener Mensch; tsch. šmatlati = krumm gehen, tappen, herumirren; über Kerl siehe bei K.

Gschramaul — Lästerer, Vielredner, lästiger Mensch, der überall mitspricht; mundartl. Geschreimaul; der 1. Teil vom ahd. scrian, mhd. schrien; der 2. Teil ahd. mula, mhd. mul(e), urverwandt mit dem altind. mula = Wurzel als Trinkorgan der Pflanze wie das Maul für das Tier; Maul = Mund wegen der schimpfl. Gleichstellung des Menschen mit dem Tiere.

Gschwoderer — Vielredner, Schwätzer; mundartl. aus Geschwader, eine Gesamtheit des Schwaderns, Nebenform von schwadronieren: schwadern bedeutete schon immer schwätzen, seit 1400 swatzen, daneben auch smetzen in der Bedeutung von plaudern; schwadronieren bedeutete noch im 18. Jh. das wilde Herumschlagen mit dem Säbel, die erste Kampftaktik der Reiterschwadron, um sich den Gegner vom Leibe zu halten; später entwickelte sich daraus die Vorstellung vom planlosen Vielreden.

Gschwollorsch — aufgeblasener, eingebildeter Mensch in wörtlicher Umdeutung; der 1. Teil vom ahd. u. mhd. swellen = zunehmen, anschwellen, erhaben sein; der 2. Teil mundartl. aus dem ahd. u. mhd. ars, ers vom idg. orsos, verwandt mit dem griech. orros = Steiß; mhd. rs ergibt im nhd. rsch wie z. B. Kirsche mhd. kirse, ahd. kirsa.

Gseresmocher — der Wehleidige, der unnötig jammert; der 1. Teil ist ein in der Gaunersprache gebrauchtes Wort geseires, geseier = unnützes Reden vom neuhebräisch gezera, Mehrzahl gezeroth = Behauptung, erregtes Gespräch.

Gsindel — Mehrheit unnützer, gemeinschädlicher Menschen, verächtliche Bezeichnung einer Menschengruppe; mundartl. aus Ge-sindel, frühnhd. gisindlein, die Kleinform von Gesinde, ahd. gisind = der einen Sind d. h. Weg, Reise mitmacht, der Gefährte, das Reisegefolge; im genannten schimpflichen Sinne erst seit dem 17. Jh.

Gstetten — langer, hagerer Mensch, langes Gestell, besonders bei Frauen angewendet wie Hopfenstange. Ge-stetten hat sein Grundwort aus einer Nebenform von stellen, ahd. stati ist mit mhd. stalte, vom ahd. und mhd. stellen; auch „stets" ist ein erstarrter 2. Fall von stet, ahd. stati und bedeutet das Feststehende, Beständige.

Gunken — alte G., eine alte Frau, Weib in derbem Sinne; mundartl. aus Unke entstanden; ahd. und mhd. unc = Schlange, ahd. ucha, mhd. uche = Kröte; im nhd. gilt Unk zunächst für die sogenannte Hausschlange und in übertragener Bedeutung für einen Stubenhocker. Der Name

Digitized by Google

für Schlange wird verdrängt und an seine Stelle tritt der für Kröte. Nach anderer Ableitung ist Gunke aus Kunkel = Spinnrocken (lat. colus in der gleichen Bedeutung) daher die Frau, deren Platz beim Spinnrocken ist. (Vgl. Kunkellehen, solche, die in weibl. Linie erblich waren.)

Gvotter — einfältiger, harmloser Mitmensch; dies und die weibl. Form Gvotterin auch für die Kindspaten, Nachbarn, Freunde, Bekannte im allgemeinen; ahd. gifatero = geistlicher Mitvater, „auch du mein Bruder".

Habemus — Rausch; das Wort ist im Oberdeutschen ein aus der Studentensprache übernommenes Scherzwort; in dem studentischen Papstspiel des 17. und 18. Jh. kommt der Ruf „habemus papam" vor, = „wir haben einen Papst" (so die offizielle Verständigung an die Menge nach erfolgter Papstwahl) hier allerdings in der Bedeutung „wir haben einen Rausch".

Hadschiloja — ein hinkender, minderwertiger Mensch; das Wortspiel entstand nach 1878 wegen der Ähnlichkeit des mundartl. hatschenhinken mit dem arab. Hadschi; der genannte Hadschi Loja war ein fanatischer Insurgentenführer während der Okkupation Bosniens 1878; die österr. Soldaten brachten seinen gehaßten, später verhöhnten Namen in die Heimat, um ihn von nun an zu gebrauchen, wenn sie jemanden verächtlich bezeichnen wollten. Das arab. Wort stammt von hadsch = die Pilgerfahrt, hadschdscha = gehen, schreiten (nach Mekka).

Halafatzker — und die weibl. Gestalt der Halafatz(ker)in, zwei in Iglau wohlbekannte und beliebte Figuren, naiv, ein bißchen vorlaut, derbe aber lebensbejahende Kritiker des Alltages, wie sie besonders der vor wenigen Jahren verstorbene Schulleiter Ferdinand Graßl und vor ihm der Iglauer Uhrmacher Fritz Warhanek in seiner Schrift „Der lustige Iglauer" (1873) am besten dargestellt haben, Partnerin der Blaschkin; das Wort ist à la Fatzke zu lesen, franz. = wie ein Fatzke. Diese in Berlin geprägte Form (die Berlinerische Endung ke wie in Raffke, Steppke) kommt von Faks, Fax, Faxenmacher = einer der lose Streiche, Possen macht, hergeleitet vom lautmalenden Fickfacken = sich hin und her bewegen; (vgl. Faxenmacher). Ende des Mittelalters besteht bereits das Wort fickesfackes oder fixfax für Possen, lose Streiche; in Berlin gibt es den Patentfatzke = Possenreißer; das Wort dürfte mit den preußischen Truppen 1866 nach Iglau gekommen sein.

Halawachel — dicker, vierschrötiger, einfälliger Mensch, im Egerländischen in der Bedeutung von Lump; das Wort entstand wie Halafatzke aus der Form à la Wachel d. h. Wallach, wie ein Wallach (= verschnittenes Pferd, Gaul); im Sprachengebrauche steht das Wort schon seit 1500, gleichlautend mit dem Volksnamen, der slaw. Bezeichnung der Rumänen; das altslaw. vlachu = ahd. walch, denn die verschnittenen Pferde kamen lange Zeit nur aus Ungarn und Rumänien nach dem Westen.

Halunke — schlechter, betrügerischer Mensch; das Wort kommt erst im 16. Jh. als holunck = Nichtswürdiger vor (1541 in einer Prager Zeitung); es stammt vom tsch. holy = nackt, bloß, dazu holomek = der

Digitized by Google

nackte Bettler; im 17. Jh. hießen holanke die niederen Schloßbediensteten in Schlesien.

Hammel — gscherter Hammel, direkter Vergleich mit dem Tiere, dummer Mensch; ahd. hamal, mhd. hamel = verschnittener Schafbock vom ahd. hamal = verstümmeln; vgl. bei Gscherter.

Hampelmann — mundartl. Hamplmo, einfältiger, leicht beeinflußbarer Mensch; erst seit dem 16. Jh. in Gebrauch, von einem niederdeutschen Worte hampeln = sich hin und herbewegen; Vergleich mit der Zugpuppe.

Hanswurscht — Spaßmacher, einfältiger Mensch; das Wort erscheint zum ersten Male als Hans worst 1519 in Sebastian Brants Narrenschiff als Bezeichnung für einen unbeholfenen Dicken, dessen Gestalt einer Wurst gleicht; im bayr.-österr. Gebiet kommt die Kurzform Wurstl vor; Hansnarr ist eine Nachbildung seit dem 17. Jh. Hans ist die seit dem 14. Jh. bekannte Kurzform von Johannes, lat. Form des hebr. Personennamens Jehochanan = Jehova schenkt, ist gnädig, erbarmt sich. Wurst ist ahd. und mhd. in der gleichen Form und Deutung, kommt nur in der deutschen Sprache vor in der Bedeutung von Gemengsel aus der idg. Wurzel uerst = drehen, daraus eine rekonstruierte Form urtsti = Drehung, Rundung.

Hephep — Spottname für Juden; das Wort ist seit Anfang des 19. Jh. bekannt, ein Hetzruf bei den Judenverfolgungen 1819 in Süddeutschland, wahrscheinlich eine Abkürzung von Hebräer. Angeblich sollen sich schon im 17. Jh. hausierende Juden in Italien durch den Ruf Heb angekündigt haben, wie sie sich zum Beispiel in den Gassen und Haushöfen Wiens durch ein laut gerufenes „Handlee" bemerkbar gemacht haben. Hebräer ist die griech. Form des hebr. ibhri = der Jenseitige, d. h. der von jenseits des Euphrat nach Palästina Gekommene, oder aus der Wortform ebber = Jenseitiger.

Hexe — alte Hex, verkrüppeltes, altes Weib mit bösartigem Wesen; ahd. hagzissa, mhd. häxe = die in dem Hag (Gehege, Dornzaun) sitzt und lauert wie ahd. zunrita = Zaunreiterin.

Hiedelgeier — der Hühnergeier, Geflügeldieb, Gegenstück zu Fischmoderer; gelegentlich auch in der Form Hiedelgeigei; Huhn ist die sächliche Form zu Hahn, ahd. hano, mhd. hane vom germ. hanan, urverwandt mit lat. canere = singen, der Morgensänger; Hiedel die mundartl. Kleinform Hühnchen, Hühnlein; ahd. und mhd. gir = Geier hängt mit ahd. giri = gierig zusammen, der nach Beute gierige Raubvogel.

Hopfenstange — übermäßig schlanker, großer Mensch, wörtl. Vergleich; ahd. hopfo, mhd. hopfe, Ableitung unbekannt; ahd. stanga, mhd. stange ist verwandt mit ahd. stungen = stechen aus der gemeinsamen Wurzelform steng.

Hosenscheißer — Feigling, furchtsamer Mensch; der 1. Teil stammt aus der idg. Wurzel keus = bedecken, germ. huson = Hülle, ahd. hosa = Hülle des Unterschenkels, Strumpf, Gamasche; das germ. Wort kam in die romanischen Sprachen, z. B. altfranz. hose, neufranz. houseaux

Digitized by Google

ital. uosa = Gamasche. Später wurde das Kleidungsstück, eigentlich sind es zwei gleichartige und gleichzeitig getragene Stücke, über die ganzen Beine verlängert und um den Leib zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigt; daher gebraucht man noch die Mehrzahlform Hosen, ein Paar Hosen; der 2. Teil des Wortes vom ahd. scican, mhd. schizen aus der idg. Wurzel skheid = scheiden, ausscheiden; dazu gehören auch das griech. schizein = spalten, scheiden, lat. scindere = spalten, das ital. schito = Mist, altfranz. eschiter = besudeln.

Hund — gemeiner, niederträchtiger, verachteter Mensch; das Wort ist allen germ. Sprachen gemein, ahd. hunt, germ. hunda aus einer idg. Wurzel hun; gelegentlich hört man die Verstärkung Hundsvieh; vgl. bei Vieh.

Hure — Prostituierte, verächtl. Bezeichnung für Weib schlechtweg; vgl. bei Gsaffenhur.

Idiot — dummer Mensch ohne Einsicht und Erkenntnis, unverbesserlich dumm; das Wort stammt vom griech. idios — eigen, der eigene Mensch; der Privatmann heißt griech. Idiotes. Die Bedeutung des Blödsinnigen erhielt das Wort zuerst in England und kam von dort erst nach 1838 in das deutsche Sprachgebiet.

Itüftler — übertrieben, peinlich genauer Mensch; in der Studentensprache ist der I-Punkt der Inbegriff des Kleinen, Nebensächlichen, Unbedeutenden; tüfteln ist erst in der Neuzeit aus den mitteldeutschen Mundarten in die Studentensprache und von dort in die Schriftsprache aufgenommen worden; es bedeutete schon im 18. Jh. die mühselige Kleinarbeit sauber und unverdrossen verrichten; vielleicht läßt es sich mit dem rotwelsch difi = gut in Verbindung setzen.

Jesuit — als Schimpfname meint man einen heuchlerischen, ränkevollen Menschen; im 16. Jh. wurde der Ordensnamen für „Betbruder" gebraucht. Der Orden wurde von seinem Begründer Ign. v. Loyola compagnia Jesu genannt, in der Bewilligungsbulle des Papstes Paul III. 1540 heißt er societas Jesu (lat. = Gesellschaft J.). Der Namen Jesu stammt vom hebr. Jeschua aus jehoschua = der Retter, Erlöser, Helfer(Gottes).

Judas — in verächtl. Sinne der Verräter, heuchlerischer Mensch; nach dem Apostelnamen, hebr. aus Jehuda = der Gepriesene.

Kaffer — unbedeutender, dummer Mensch; das arab. kafir = Ungläubiger stammt von kafara = ungläubig sein; in der Studentensprache ist aber der aus der Gaunersprache übernommene Ausdruck vom hebr. kaphri = der Dorfbewohner abgeleitet, in übertragener Bedeutung der ungebildete Dörfler, der dumme Unbeholfene; nahe kommt auch die Ähnlichkeit des Wortes mit Gaffer.

Kalb — Kalbstrottel, Kalbshaxen — unmittelbare Vergleiche mit dem Tiere in der Bedeutung von dumm, einfältig; vgl. dazu Mondkalb; ahd. chalp, mhd. kalp = junge Kuh aus dem idg. gelbh = Junges vom Tiere überhaupt.

Kalfakter — einer, der minderwertige Dienste verrichtet, seine Arbeit unrichtig durchführt; auch in der Bedeutung von Schwätzereien hin-

Digitized by Google

terbringen; früher in der Bedeutung Zwischenträger, Schmeichler, Liebdiener; das Wort stammt vom lat. calefactor = der Warmmacher, Heizer. Ende des Mittelalters hieß so der mit dem Heizen betraute Schüler der Lateinschule, daraus dann in der Studentensprache der Streber, der sich durch solche niedrige Dienste in die Gunst der Lehrer schmeichelte.

Kamel — unmittelbarer Vergleich des Dummen; altsemit. und altarab. gamal = das Höckertier, daraus griech. kamelos, lat. camelus, mhd. kemel.

Karnalle — carnaille, allgemeines Schimpfwort wie Vieh; franz. canaille = Hundevolk, Hundepack (lat. canis = der Hund) in der Bedeutung von Gesindel, Straßenpöbel; ital. canaglia; seit dem 17. Jh. in Gebrauch.

Karnickel — kleiner Mensch, dummschlauer Mensch; das Wort — eine Nebenbezeichnung von Kaninchen — war ursprünglich nur auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkt und hat sich im Laufe des 19. Jh. nach dem Süden verbreitet. Das Tier kam in den Teilen Europas nördlich der Alpen erst in geschichtlicher Zeit auf, daher fehlt ein alter germanischer Name. Das lat. lepus cuniculus = der Hase, der in röhrenförmigen Erdhöhlen wohnt, kam ins mhd. als kun(ik)lin, daraus mundartl. im bayr. Königl, in Österreich der Kinigl(has).

Kauderwelsch — unverständliches Reden; nach den ältesten Belegformen Khawderwalch 1379 als Eigenname und Kuderwelsch 1691 wird das Wort auf Kuder, Kauder = Werg zurückgeführt. Die Flachs- und Werghändler waren in Süddeutschland häufig Italiener, ihre Sprache wurde als das Welsche des Flachshändlers nur mangelhaft verstanden, der Name dann auf das Unverständliche jedes Fremden übertragen.

Katzelmacher — Italiener, in übertragener Bedeutung der Heuchler; das Wort ist in Wien als Schimpfwort dem Italiener gegenüber schon seit 1740 nachgewiesen; es stammt vom ital. cazzo = die Harnröhre, ein Gemeinschimpfwort, das die Italiener selbst beständig gebrauchten.

Kepplerin — boshaftes, streitsüchtiges Weib; zur Ableitung kommt wohl nur das mhd. kuppelaerine = Kupplerin in Betracht; auch die nhd. Form von koppeln = kuppeln beruht auf koppel = Kuppel = Band; verwandt ist das mhd. keppelin von Keppel = Kappe, Kapuze zum Verhüllen des Kopfes; mhd. köppeln bedeutete auch rülpsen.

Kerl — starker, grober Mensch; in mannigfacher Verbindung mit dumm, frech usw. Das Wort ist gemeingermanisch: karla = Mann, ahd. karal, mhd. karl = der Mann in jeglicher Hinsicht, der Geliebte, Gatte, Held; frühzeitig schon wurde das Wort auch als Personenname verwendet, z. B. Karlmann, Karl, Karola, tsch. karel, magyar. Karoly, franz. Charles; mundartl. Kerl; das nord. Dalekarlien ist die Tallandschaft, in der die Karle = großen Männer wohnen.

Kettenhund — unfreundlicher, bösartiger Mensch = wie ein K. Das 1. Wort vom lat. catena = Kette; über den 2. Teil siehe bei Hund.

Digitized by Google

Ketzer — einer, der sich der allgemeinen Meinung nicht anschließt; auch in der sonstigen Bedeutung des Wortes: Irrgläubiger; das Wort stammt mit seinen Nebenformen Kötzer und Quetzer vom mhd. ketzer gleich Schänder, dieses vom mittelniederdeutschen quetsen = verletzen, zertrümmern, schädigen, daher der Glaubensschänder.

Kinefer — ein leichtgläubiger, einfältiger Mensch; Völkernamen sind bei anderen Völkern selbst selten als Schimpfnamen in Verwendung; Ausnahmsbeispiel noch Krowot, siehe bei K.; anderseits aber benennen Nachbarvölker einander gerne mit Scherz- oder Schimpfnamen, so z. B. der Slawe den Deutschen als němec = der sich nicht (mit ihm verständigen) kann, oder die Nachbarn die Slawen, nach neuerer Auffassung nicht von slovo = Wort, die Redenden, sondern nach einem altslaw., heute nicht mehr gebrauchten Worte slow = faul, die Faulen, ferner Samojeden = die Erdesser. China ist die indische Umformung des Namens eines alten Dynastenstammes Tš'in.

Klachel — derber, klobiger Mann; im mhd. in der gleichen Form oder als kleckel, klechel, der Glockenschwengel, Klöppel, Klotz.

Klumpert — siehe bei Glumpert.

Knauser — der Geizige, übertrieben Sparsame; das Wort ist erst seit dem 17. Jh. im Sprachgebrauch und stammt vom mhd. knuz = keck, verwegen, hochfahrend; es kommt gelegentlich als Familienname vor: Kneisl.

Knedl — Knödel, ein dicker, unbeholfener oder geistig beschränkter Mensch; ahd. knodo, knoto, mhd. knödel ist jeder natürliche Knoten an Tier- und Pflanzenkörpern; das Wort kommt in allen idg. Sprachen aus der Wurzel gnuton vor, z. B. Knute = Peitsche mit Knoten.

Kneifer — Feigling; auskneifen = aus der Umklammerung der Pflicht sich losreißen; aus dem gleichen Bilde der Umklammerung stammt die 2. Bedeutung des Wortes für Klemmer, Nasenkneifer, Zwicker. Das Wort stammt vom niederdeutschen knipen und ist erst im 19. Jh. südwärts vorgedrungen.

Kracher — gebrechlicher Mensch; ahd. krahhon, mhd. krachen = aufknacken, sprengen, knistern; die Gelenke krachen an einer alten, nicht mehr leistungsfähigen Maschine; daher alter Kracher.

Krakeeler — Nörgler, unbequemer, ungerechter Kritiker, Stänkerer; das Wort stammt vom mittelniederdeutschen krakelen = lärmen, gackern, vielleicht aus kra-kelen = aus voller Kehle schreien wie eine Krähe.

Krauterer — ungeschickter, unbeholfener Mensch, der wenig gilt, über den man sich lustig macht wie über eine Vogelscheuche im Krautacker; gelegentlich wird der Polizist damit gemeint. Ahd. und mhd. krut = Gemüse geht auf idg. guruto in gleicher Bedeutung zurück, daraus auch das franz. choucroute = Sauerkraut; als Schimpfwort kommt auch der Krautscheißer vor, verächtlicher, energieloser Mensch.

Krebezen — ersticken, das Krebezen kriegen = in Erstickungsgefahr gelangen oder mit Darmkatarrh behaftet sein; das Wort dürfte als Neben-

Digitized by Google

form zu krepieren gezählt werden, lat. crepare = platzen, krachen, berſten; ſeit dem 17. Jh. iſt die ital. Form crepare in der Bedeutung von verrecken, ſterben im Gebrauch; dazu gehört auch das tſch. chrapati = raſſeln, ſchnarchen; verwandt iſt krächzen.

Kriepl — mundartl. aus Krüppel, unanſehnlicher, verkrüppelter, bedeutungsloſer Menſch; mhd. kruepel ſtammt aus dem niederdeutſchen und iſt eine Nebenform zu krümmen, krumm; mhd. chrump = gekrümmt, verdreht; dem Worte liegt das idg. grup = ausgebuchtet zugrunde. Nahe ſteht aber auch eine 2. Herleitung von Gerippe, Geſamtheit der Rippen, ahd. rippa, mhd. rippe, altſlaw. rebro, germ. ribja, bei Luther noch Riebe geſchrieben.

Krolmas — verächtl. Ausdruck für bedeutungsloſen, verkrüppelten, einfältigen, kleinen Mann; die ſprachliche Ableitung iſt ſehr unſicher; zur Verfügung ſtehen: 1. Krolle = Locke, in dieſer Bedeutung mehr in der Rheingegend zu Hauſe, auch als Familienname Kroll und Krull verwendet. 2. Groll, mhd. grüllen = zornig murren, angelſächſ. gryllan = knirſchen. 3. gröllen, mhd. gralen = laut lärmen. Für die 2. Silbe mas iſt vielleicht matz gleichzuſetzen von Metze = Dirne; mhd. metze entſtand aus dem 1. Beſtandteile des Mädchennamens Mecht-hild und dem Suffix iza bei weiblichen Koſenamen; im Perſonennamen bedeutet mecht die Macht, das Anſehen, hild iſt ahd. Kampf; die Bedeutung von Dirne iſt für Mechtiza = Metze ſchon im Mittelalter gegeben. Vielleicht iſt für die 2. Silbe bloß as als mundartliches es, zu leſen. Sämtliche unbefriedigenden Wege laſſen daher die ſprachl. Ableitung des Wortes dzt. noch offen.

Kronoſter — auch in der Zuſammenſetzung: a olts Kronoſter oder Kranaſter = ein alter, arbeitsunfähiger Mann; die Verbindung mit dem griech. chronos = Zeit, iſt abwegig; wahrſcheinlich liegt das tſch. chramosta zugrunde, zu deſſen urſprüngl. Bedeutung Geräuſch, Getöſe auch die Nebenbedeutung „ein ungehobelter Menſch" gehört, dazu das Zeitwort chramoti = Geräuſch machen.

Krowot — der Kroate in der Verwendung wie Kineſer (ſiehe dort). Der Volksname iſt die deutſche Formung des kroat. Chrowat, Chrobat, Hrwat, nach älterer Deutung von cherbet = Bergrücken, demnach die Bergleute, die im Gebirge Wohnenden; neuere Anſichten führen das Wort auf das altſlaw. chruoatin = verteidigen, abwehren zurück oder auf eine altſlaw. Wurzel, die im Iraniſchen als Viehhüter, Beſchützer auftritt; eine alte Ableitung des Kaiſers Conſtantin Porphyrogenitus im 10. Jh. nennt die chrobatoi „die das große Land Beſitzenden".

Kuchelbragoner — derb, bralle Köchin, Dienſtmädchen. Küchendragoner war der amtl. Name dreier Berliner Regimenter, die 1689 bis 1704 den Dienſt beim Hofſtaate verſahen. Der Berliner Volkswitz übertrug den Namen auf die Köchin; durch die Studentenſprache wurde der Ausdruck weiter verbreitet.

Kujon — ſchlechter, nichtswürdiger, hinterliſtiger Menſch; im 16. Jh. in Weſtdeutſchland eingedrungenes franz. Schimpfwort coion, couyon, ital. coglione = Schuft, Memme vom lat. coleus = Hode; kujonieren =

Digitized by Google

jemanden einen Schuft nennen, erhielt im 30jähr. Kriege die Bedeutung jemanden schlecht behandeln, plagen, quälen.

Ladenschwengel — kaufmänn. Gehilfe; aus der Studentensprache des 18. Jh., dem älteren Galgenschwengel nachgeahmt; letzteres Bild stammt aus dem Vergleich des Gehenkten mit dem Schwengel (vom Zeitworte schwingen) der Glocke, Klöppel.

Laffe — ungebildeter aber eingebildeter, einfältiger Mensch; das Wort kommt erst in der nhd. Sprache aus dem mhd. laffen auf, dort in der Bedeutung von lecken, schlürfen; davaus mundartl. Läff = Mund und laffe = die Hängelippe, das Maul; daher eine pars pro toto für den Gaffer, der mit offenem Munde d. h. hängender Lippe dasteht. Auch das Vorbild Affe kann bei der Aufnahme des Schimpfwortes mitgewirkt haben.

Lahmlockerter (Kerl) — energieloser, unbeholfener Mensch; im 1. Teil steckt nicht die mundartl. Form von Lehm, sondern das ahd. lam = gliederschwach, dazu ahd. luomi, mhd. lüeme = matt, schwach, schlaff, urverwandt mit dem altslav. lomiti = brechen; der 2. Teil dürfte mit dem mhd. lecken, lücken = mit den Füßen stampfen, hüpfen, zusammenhängen; es ergibt daher ein Bild: so hüpfen wie ein Lahmer, d. h. unbeholfen.

Lahmpotzen — vierschrötiger, unbeholfener Mensch; der 1. Teil diesmal wohl vom ahd. leimo, mhd. leime = Lehm, mundartl. Lahm, verwandt mit dem lat. limus = dünner Schlamm, vom idg. loimos; der 2. Teil mundartl. aus Batzen, das im frühnhd. die Bedeutung von Klumpen, dickes Stück nach dem seit 1497 in Bern herausgegebenen Dickpfennig besaß im Gegensatze zu den dünnen Silberblechstücken. In Umdeutung des Wappentieres der Stadt Bern, dem Bären, zum Fabelnamen Petz, Betz entstand das Wort Batzen.

Lämmelschwonz — nachgiebiger, energieloser Mensch, unmittelbarer Vergleich; der 1. Teil mundartl. Kleinform zu Lamm, ahd. lamb, mhd. lamp, über das germ. lamba aus dem idg. longho in der Bedeutung von: junges, gehörntes Tier. Der 2. Teil vom mhd. swanz aus mhd. swanken d. h. der Schwankende, Bewegliche.

Landpomeranze — Landpomerantschen, einfältiges, ungeschicktes Landmädchen; ursprünglich Mädchen vom Lande mit roten Pausbacken; der Ausdruck entstand im 19. Jh. in Südwest-Deutschland und wurde durch die Studentensprache verbreitet.

Latsch, Lätsch, Lulatsch — ungeschickter, unbeholfener Mensch; vom mhd. lotze und luz in der gleichen Bedeutung; im Egerländ. ist Laitschel ein Mensch mit eigenartigem Gang.

Lausbua — mundartl. allgemein für Jugendliche, der verlauste Bub; 1. Teil ahd. und mhd. lus in der gleichen Bedeutung; der 2. Teil ahd. buobo, mhd. buobe aus der germ. Grundform boban = Bruder, dazu lat. pupus = Kleines.

Lausigel — in der gleichen Bedeutung wie das Vorherige; der 2. Teil hat mit dem Stacheltier nichts zu tun, sondern ist eine Kleinform von lausig.

Digitized by Google

Laustöter — pedantischer, kleinlicher Mensch; der 1. Teil siehe bei Lausbua; im Egerländ. ist Lauskricker oder Lausschinda der Geizige.

Leberin — die Konkubine; altes Wort, denn schon im ahd. und mhd. in der gleichen Form und Bedeutung.

Lecker — junger, unerfahrener Mensch; Ableitung entweder vom mhd. lecken, löcken = hüpfen oder vom ahd. lekon, mhd. lecken = schlecken.

Leckorsch — Befehlsschimpfwort sowohl im wörtl. Sinne wie auf den Angesprochenen selbst übertragen; er ist ein L.; über den 1. Teil siehe bei Lecker, über den 2. Teil bei Gschwollorsch.

Lelei — einfältiger, geistig beschränkter Mensch; ein Lallwort der Kinder, auch in der Form Lele; mhd. lallen = mit schwerer Zunge reden, lat. lallare = lallen, griech. lalein = schwätzen.

Leschka — Leschker, nach einer Deutung energieloser Mensch, nach anderer gleichbedeutend mit abstoßendes, widerliches Gesicht; die sprachl. Ableitung führt zunächst zu dem ähnlich lautenden Lätsch, vgl. dieses; die Ableitung von den tsch. Wörtern lečka = Schlinge, Fallstrick, lečkář = Vogelfänger, vgl. Gokscher, ležačka = faules Weib und liška = Fuchs befriedigen nicht ganz.

Letfeigen — Feigling, energieloser Mensch; 1. Teil vielleicht vom mhd. lotter, letter, lötter = Taugenichts; der 2. Teil von feig = verzagt.

Lotschengobi — mundartl. der Latschen Jakob (Jakobi = Gobi); volkstüml. komische Figur; ein Jakob, der Latschen, Pantoffel an den Füßen trägt; mhd. lasche = Lappen, die Zunge des Schnürschuhes, dazu das Zeitwort latschen = treten, tappen; vgl. Latsch; Jakob hebr. Personennamen = der Fersenhalter, der Nachgeborene von akeb = Ferse, weil er als der 2. geborene Zwillingssohn des Isaak bei der Geburt seinen älteren Zwillingsbruder Esau an der Ferse gehalten haben soll, um diesen zu Fall zu bringen und so um das Erstgeburtsrecht zu betrügen.

Luder — verächtl. Bezeichnung für jeden Menschen, dessen Feind man ist, gegen den sich der Zorn richtet; mhd. luoder = Lockspeise, verludern = verlocken, lockerer Lebenswandel = Luderleben. Als Lockmittel für Fische wird Aas ins Wasser gehängt; wie in der Schimpfwortverwendung von Aas ist auch das gleichartige Luder zum Schimpfworte geworden.

Lump — liederlicher Mensch; im 17. Jh. als „Mensch in zerlumpten Kleidern" bekannt, daraus auch in der Bedeutung von Nichtswürdiger.

Mameluk — einer, der sich verstellt, einfältiger oder tückischer Mensch; arab. mamluk = der gekaufte Sklave vom Zeitworte malaka = besitzen. Das Wort kam in der ital. Form mammalucco im 15. Jh. ins Deutsche und erhielt verschiedene Nebenbedeutungen wie Gottloser, Ketzer, Heimtücker.

Mamlas — tschech. Schimpfwort in der Bedeutung von sprachloser Mensch, im Deutschen als dummer, einfältiger Mensch gebraucht, im Tschechischen aber auch als Bengel, Lümmel, Flegel empfunden.

Digitized by Google

Mannsbild — der Mann überhaupt; über Bild siehe bei Weibsbild; ahd. und mhd. man aus der ursprüngl. Bedeutung für Mensch überhaupt; vgl. dazu das engl. woman = Weibmann = weiblicher Mensch; dazu die idg. Wurzel manu = Mensch.

Matzfotz — energieloser, weibisch veranlagter Mensch; der 1. Teil dürfte von Metze abzuleiten sein; vgl. darüber bei Krolmas; eine Kleinform aus Matthias wäre sprachl. ohne weiteres richtig, ergibt aber für den vorliegenden Namen keine rechte Verwendbarkeit. Der 2. Teil ist eine mundartl. Form des ahd. vut = weibl. Geschlechtsteil.

Maulopff — vgl. bei Gaumauf; das Maul offen halten und daher kein besonders geistvolles Gesicht machen, gibt Anlaß, den Betreffenden für dumm zu halten; über Maul siehe bei Gschramaul.

Mauschel — der Jude, Trödler, Schacherer; mauscheln = flüstern, nach Judenart schachern, reden wie ein Jude, verlästern; der Name Moses, hebr. Mosche, Mousche, ist seit langem das Scheltwort des Handelsjuden.

Mensch — das Mensch = liederl. weibl. Person, Prostituierte; in dieser verächtl. Form erst seit dem 18. Jh., bis dahin ohne Mißachtung für Dienstmädchen seit der Mitte des Mittelalters; ahd. menisco, mhd. mensch(e) der mannische, mannliche, dabei mann-menschl. Lebewesen, vgl. Mannsbild.

Mischkerer — Schweineschneider; vom tsch. miškař der Kastrierer; das Wort gehört zu dem altslaw. mešiti = mischen wie ahd. misken, dazu tsch. miška das verschnittene Schwein, aus dem gleichen Stamme auch měsec der Beutel, der Hodensack.

Mischpoche — jüd. Gesellschaft; vom hebr. mischpaha = Stamm, Genossenschaft.

Mistviech — allgemeiner, derber Schimpfname dem gegenüber, den man verächtlich machen will; der 1. Teil ahd. und mhd. in der gleichen Form und Deutung aus der idg. Wurzel migh = harnen; über den 2. Teil siehe bei V.

Mondkalb — einfältiger, dummer Mensch; als bildhafter Ausdruck schon aus dem 16. Jh. bekannt, ursprünglich nur in der Bedeutung von Mißgeburt der Kuh, während für solche Fälle beim Menschen der Ausdruck man(en)kint = Mondkind üblich war. Der tierische Ausdruck kommt an Stelle des anderen seit dem 18. Jh. auf. Der Glaube an den widrigen Einfluß des Mondes auf das werdende Kind war dabei wirksam.

Motschkerer — ungeschickter Mensch; vom tsch. močiti = einweichen, harnen; im Tuchmachergewerbe üblicher Ausdruck; vgl. Gsachlemotschkerer.

Mucker — heimtückischer, unaufrichtiger Mensch; Scheinheiliger, falscher oder bigotter Mensch; frühnhd. mucken = halblautes Aufbegehren; dazu mhd. mugen = brüllen, ferner mhd. muchzen, ahd. muckazzen aus der germ. Wurzel muk = heimlich tun, daher Mucker im 18. Jh. der Zuname für Pietisten.

Nocken — dumme Nocken, fade Nocken, langweilige, dumme Person mit gedrungenem Körperbau; vielleicht eine Umbildung von Docken — siehe

Digitized by Google

dort — oder nach dem bayr. Nock (in Österreich Nockerl) = kleiner Knödel, wie auch in Kärnten und Salzburg gedrungene, knollige Berge den Namen Nock tragen.

Norrntatl — alter, einfältiger Mann, Halbnarr, alter Trottel; der 1. Teil ahd. narro, mhd. narre in seiner Herkunft umstritten, vielleicht vom lat. nario = Nasenrümpfer, Spötter; der 2. Teil ist mundartl. Kleinform für tate, schon im ahd. ein Lallwort für Väterchen.

Nudeldrucker — Geizhals; die Herleitung des Ausdruckes stößt auf Schwierigkeiten; die Zusammenstellung von Nudel = rundes Teigstück und drücken = pressen gibt kein deutliches Bild; die sprachl. Herkunft von Nudel, das erst im nhd. auftaucht, ist ganz dunkel; vom ahd. hnutten kommt im mhd. notten = sich hin und her bewegen; das würde ergeben, daß sich der Geizige windet, um nicht zu einer Geldausgabe veranlaßt zu werden. (?)*)

Nuna — fromme oder keusche Frau, mundartl. für Nonne; das spätlat. nonna war der Ausdruck der Ehrfurcht, etwa wie ehrwürdige Mutter, ein kindliches Lallwort, das erst seit dem 9. Jh. in kirchl. Kreisen für die Klosterfrauen verwendet wurde, ahd. nunna, mhd. nunne; das Wort erfuhr aber auch eine Übertragung in wörtl. Bedeutung für das unfruchtbare weibl. Tier.

Nurkler — herumnurkeln = zu einer Verrichtung unnötig viel Zeit verbrauchen, ein Bastler, der mit seiner Arbeit nie fertig wird; das Wort dürfte zu nörgeln gehören, wo im 17. Jh. eine Form nürgeln belegt ist, im 18. Jh. die Form nergeln; die Bedeutung kritteln geht aber aus einer älteren Bedeutung: undeutlich sprechen hervor; die Bemerkung des Undeutlichen, Unvollständigen erscheint auf die unvollkommene Arbeitsweise übertragen zu sein.

Oberbonz — aufgeblasener, eingebildeter Mensch; ober bedeutet die Verstärkung, Steigerung; Bonze ist die franz.-engl. Fassung des japan. bonzo = Priester vom chin. kanseng = religiöse Person. Im 18. Jh. war das Wort als Spottname für Priester verwendet, in der 2. Hälfte des 19. Jh. für Vorgesetzte, Würdenträger, Parteiführer.

Ochs — wörtl. als Tierschimpfname für Dummheit; ahd. ohso, mhd. ohse vom germ. ohsan in der gleichen Bedeutung.

Os ölendiges — ablenkender Ausdruck für jedermann, dem man übel gesinnt ist; ahd. und mhd. as von essen abzuleiten, ursprünglich gleichbedeutend mit Speise, später nur die Bezeichnung der tierischen Leiche und dann als Tierschimpfname gebraucht; elend(ig) vom ahd. elilenti, mhd. elende zunächst wörtlich = im fremden Lande (befindlich sein) = verbannt und daher unglücklich sein. Der 1. Teil des Wortes wirkt so wie in El-saß, ahd. Elisazzo, d. h. im anderen Lande seßhaft sein, die am anderen Rheinufer seßhaften, verwandt mit dem lat. alius = der andere.

*) Vielleicht will der Ausdruck einen Mann bezeichnen, der geschlechtliche Selbstbefriedigung betreibt.

Digitized by Google

Orschwedel — kriecherischer Mensch, Heuchler; über den 1. Teil siehe bei Gschwollorsch; der 2. Teil ahd. wadal, mhd. wedel = Büschelartiges zum Hin- und Herbewegen, Fächer, Haarbüschel; so auch in anderen germ. Sprachen mit der Grundbedeutung: etwas Schwankendes. Als Schimpfwort findet auch der 1. Teil allein Verwendung, auch in der Bedeutung einer Verneinung, an O. = nein; schließlich auch in der Verbindung mit Gesicht in verletzender Absicht, als beleidigender Vergleich.

Ostauber — Bauernfänger, Betrüger, der die Leute ausbeutet; abstauben = leicht und zart bestreichen und dennoch den Staub (das Geld) abnehmen; ahd. und mhd. stoup und stuppi in der gleichen Bedeutung.

Packasche — Bagage, verdammendes Urteil über eine kleine Menschengruppe, auch dem Einzelmenschen gegenüber angewendet; das Wort stammt vom mlat. baga = Kasten, Sack; es kam ins altfranz. als bagues = Gepäck, neufranz. bagage in der gleichen Bedeutung und auf dem Umwege über Holland (bagagia) ins Deutsche als Heeresgepäck, schließlich für dessen Begleitmannschaft, weil zu diesem Dienste gewöhnlich die zum Kampfe ungeeigneten Soldaten herangezogen wurden; aus dieser Minderwertigkeit erwuchs die heutige Gleichstellung mit Gesindel; für das mlat. wird als Ursprung ein altnord. baggi = Bündel vermutet. Pack ist die gebräuchl. Kurzform dazu.

Pamperletsch — unbeholfener, harmloser, einfältiger Mensch im jugendl. Alter; pampel ist mundartl. ein schlaffer Mensch; das Wort dürfte zu pappen gehören = essen der Kinder, ein Lallwort vom lat. papare, davaus im 14. Jh. pappe, im 15. Jh. peppe = die Kinderspeise, der Mehlbrei und mhd. pepeln = kleine Kinder füttern. Das m im Worte Pampel-etsch ist bloßer Verbindungsmitlaut, die Endung ist aus isch entstanden, die Eigenschaft andeutend, pamperle(t)isch; vgl. Papplöffel und Pappsack.

Pamschabel — siehe bei B.

Papplöffel — ungeschickter, kindischer Mensch; Pappe in der Bedeutung von Kinderbrei ist ein über viele Sprachen verbreitetes Lallwort, so im lat. papa = Brei, papare = essen. Im süddeutschen Sprachgebiet gilt es auch für Kleister und Pappendeckel ist nach den vielen Kleister- und Papierschichten benannt, aus denen früher der steife Bucheinband handwerksmäßig hergestellt wurde. Der 2. Teil entweder wörtlich oder von leffen, vgl. Rotzlöffel.

Pappsack — ungeschickter, unbeholfener Mensch; der 1. Teil wie im vorherigen, der 2. Teil im ahd. und mhd. sac als Fremdwort aus dem lat. saccus = Schrein, Sarg, Kiste, Behälter; auch ins lat. kam das Wort aus der Fremde, aus dem assyr. sakku = Sack, Büßergewand. Von dort war das Wort zunächst zu den Phönikern und Juden in der Form sak als Büßergewand, Lendenschurz gekommen, wurde von den Griechen zu sakkos geformt und kam so zu den Römern. Die schlaffe Form des leeren Sackes und seine pralle Form, wenn er gefüllt ist, geben die Vorbilder für den Vergleich mit einem unbeholfenen Menschen.

Digitized by Google

Pechzarrer — Schuster, weil er den Nähfaden durch ein Pechstück hindurchzieht, zerren muß; der 1. Teil ahd. peh. mhd. pech aus dem lat. pix entlehnt. Die weitere Bedeutung von Unglück erhielt das Wort in der Studentensprache des 18. Jh. aus dem Ausdruck Pechvogel = der an dem Vogelpech hängen bleibt. Der 2. Teil zerren = reißen in der gleichen Form schon im ahd.

Peter Zappel — bewegliches, unruhiges Kind; eine Kinderfigur und wie der Zappel Philipp erst im 19. Jh. in Verwendung gebracht. Der Personennamen Peter kommt gern in scherzhafter Verbindung vor wie schwarzer Peter, griech. von petros = der Stein, Fels, daher der felsenharte Mann; für den 2. Teil kommt das ahd. zabalon, mhd. zabeln = sich unruhig bewegen, in Betracht.

Pexer — unruhiges, lebhaftes Kind, daher klaner P. vielleicht von backe = Kinnlade, übertragen auf Esser aus der idg. Wurzel bhag; aber auch das ahd. becko = backen (Bäcker) könnte herangezogen werden, ebenso bock, Böcklein, ferner boxen und Pechzieher, vgl. Pechzarrer, außerdem mhd. bochen = prahlen und Pack, vgl. Pakasche; das Wort ist also in seiner sprachlichen Herleitung noch nicht genug geklärt.

Pimpf — unreifer, kleiner Junge, einfältiger Mensch; von pimpeln, in ostmitteldeutschen Mundarten in der Bedeutung von jammern, ängstlich tun; im 17. Jh. taucht das Wort als pümpeln auf und dürfte vom lautmalenden bim herstammen; das fortwährende Klagen wird mit dem lästigen Gebimmel einer kleinen Glocke verglichen.

Pinkeljud — ärmlicher Hausierer, Spottname für den jüdischen Kaufmann; der 1. Teil hängt nicht mit binden, Bund zusammen, sondern stammt vom Worte pinke, neuhebr. pinka = Geldbüchse, Geld selbst; vgl. beim Kegelspiel die Pinke und das Geld in der Scherzform Pinkepinke. In Betracht käme auch der allerdings nur in Norddeutschland gekannte Ausdruck pinkeln für harnen; über Jude siehe bei Judas.

Plaudertasche = schwatzhafter Mensch, der Geheimnisse nicht behalten kann; den 1. Teil siehe bei Dampfplauderer; der 2. Teil vom ahd. tasca, mhd. tasche, dessen Herleitung noch unklar ist; das Wort kommt in den anderen germanischen Sprachen nicht vor und hängt vielleicht mit dem lat. taxare = schätzen zusammen, wenn ursprünglich mit tasca der Taglohn bezeichnet wurde, den man in einem Sack bei sich trug. (?)

Plauschpeperl — harmloser, einfältiger Plauderer; 1. Teil siehe Dampfplauderer; der 2. Teil ist die mundartliche Kleinform von Josef, entstanden aus der verderbten ital. Form Giuseppe; die hebr. Grundform des Personennamens bedeutet „er fügt hinzu", d. h. der Hinzugetane, zweit Geborene.

Pomuchel — Bezeichnung für den, mit dem man sich nicht verständigen kann; die Ableitung von Nepomuk, daher der nicht deutsch verstehende Tscheche damit gemeint, erscheint abwegig; eher wird die Herkunft vom poln. pomuchla gelten können, ebenso das litauische pomukelis = Dorsch; der Stockfisch bezeichnet ebenso den verstockten, schweigsamen Menschen; das

Digitized by Google

Wort dürfte von den Preußen 1866 nach Böhmen-Mähren gebracht worden sein.

Popanz — eine Schreckgestalt für Kinder, sonst einer, der sich aufbläht, verstellt. Das Wort ist im 16. Jh. so entstellt aus dem tsch. bubak oder bobek (in der gleichen Bedeutung) ins Deutsche eingedrungen.

Popelfresser — kindlicher Mensch oder direkter Vorwurf; das 1. Wort kommt im ahd. und mhd. als Hauptwort für Nasenschleim nicht vor, dafür ein ahd. popelen in der Bedeutung von sprudeln, bullern; nhd. ist das lautmalende pappeln für schwätzen; das 2. Wort ahd. frezzon, mhd. verezzen = vereſſen, d. h. aufessen wie in ver-zehren.

Pracher, Prachander — Landstreicher, Bettler; das Wort ist vom slaw. prochati für bitten, poln. pracharz = Bettler abzuleiten; es kam zunächst in den Polen benachbarten oberschlesischen und preußischen Mundarten vor und wird schon im 16. Jh. als Schimpfwort verwendet. Seine weitere Ausbreitung erfolgte mehr nach den norddeutschen Landschaften als nach dem Süden; es kommt sogar im dänischen prakker und schwedischen prackare für Landstreicher vor; das tsch. prachanda = zu Staub gedörrte Birnen hängt mit pražiti = brennen, dörren zusammen; prachová nevěsta = reiche Braut, von prach = Staub, wie im deutschen: steinreich.

Prahlhans — wörtlich der aufgeblasene Prahler; im Sprachgebrauche seit dem 30jährigen Kriege, ungefähr gleichzeitig mit Schmalhans entstanden, wo „schmal" die Bedeutung von mager, geizig besaß. Der Name Hans kommt in Verbindungen vor (z. B. Hans im Glück), wo sein Träger keine besonders günstige Rolle trägt; vgl. Hanswurscht; das Zeitwort prahlen kommt erst bei Luther in die Schriftsprache an Stelle des mhd. giuden = groß tun; es stammt vom mhd. pral = Lärm, Prunk.

Pudelhupper — Verkäufer, kaufmänn. Angestellter, der über die Pudel springen muß; das Wort Pudel ist vieldeutig: puddeln — plätschern, daher der Pudelhund; ein Fehlwurf beim Kegelspiel: einen Pudel schießen; als Verkaufspult vom lat. pulpitum = Brettergerüst, daher auch das ital. pulpiti = die Kanzel, franz. pupitre = Pult; die Bedeutungsumbildung wurde sicher auch vom Worte Bude beeinflußt, weil die Jahrmarkthändler ihre Ware in leicht gebauten Holzbuden eingestellt haben, mhd. boude gleich Baude, auch das tsch. bouda aus der Grundform bud und der Grundbedeutung: bleiben. Der 2. Teil ist mundartl. = hüpfen, mhd. in der gleichen Form.

Pullapalla — närrisches, unbeholfenes Frauenzimmer; ein Lallwort, wahrscheinlich die Verdoppelung desselben Wortes pulla, dem vielleicht das lat. pullulare = aufkeimen, wuchern, dick werden zugrunde liegen kann; weiters stehen: ein ahd. pule, pulbe oder pulwe = Federpolster, ahd. puljan = Kuppler und ahd. bullen = heulen, die sämtliche nicht befriedigen.

Putzdocken — eitles, gefallsüchtiges Mädchen, Modenärrin; 1. Teil vom frühnhd. butzen = schmücken, entwickelt aus dem mhd. butz = Unreinlichkeit der Nase, bzw. die Schnuppe der brennenden Kerze; der Putz, die

Digitized by Google

Putzsucht sind Ausdrücke, die erst im 19. Jh. aufgekommen sind. Über den 2. Teil siehe bei D.

Rabenaas — Bösewicht, auch wörtlich als Tiervergleich; 1. Teil ahd. hraban, mhd. raben aus dem germ. hrabnaz in gleicher Bedeutung, wahrscheinlich dem Vogelschrei nachgebildetes Wort; über den 2. Teil siehe bei Oos.

Rauber — mundartl., nicht wörtlich gemeint, sondern jeder, aus dessen Verkehr man einen Nachteil erfahren hat; ahd. roubare, mhd. roubaere aus dem germ. in der Bedeutung: weggerissenes, sprachverwandt mit dem lat. rumpere = brechen, ferb. rupa = Loch, Grube, altnord. rouka (gleich) aufreißen, durchlöchern, rauben.

Remunde — kleines, dummes Kind; vom tsch. remunda, franz. remonte = das Ersatzpferd, Ergänzung (des Pferdebestandes).

Rinnaugerter — Rinnäugiger, dessen Augen triefen, der Säufer, verwahrloster Mensch; ahd. rinnan, mhd. rinnen in der gleichen Bedeutung stammt aus der germ. Grundbedeutung sich schnell fortbewegen, rennen; ahd. ouga, mhd. ouge vom germ. augo, dieses aus der idg. Wurzel og, das auch vom lat. oculus und altslaw. oko zugrunde liegt.

Rompas — Bauer, roher, vierschrötiger Mensch; nach dem Hausnamen (beim Rompas) eines Hochdorfer Bauern, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Stadt und Land wegen seiner Derbheit und rücksichtslosen Grobheit bekannt war; ähnlich geartete Leute wurden daher mit ihm verglichen. Der Hausname ist vielleicht aus einem ehemaligen Familiennamen Reim, Rein, mundartl. Ram, Rom, eine Kurzform zu Regin(hard) entstanden, dabei das p ein Verbindungsmitlaut zur Nachsilbe eins, mundartl. zu as abgeklungen. Im Egerländischen ist der Ausdruck Sourompa (= Sauerampfer) die Bezeichnung für einen klobigen Menschen.

Ronga — der Range, ausgelassener, unfolgsamer Junge; das Wort taucht erst im 17. Jh. in der Bedeutung von Mutterschwein auf; bei Luther wird es aber schon als Scheltwort gebraucht („Rangen und Säue"); im ahd. kommt range in der Bedeutung von böser Bube vor und hängt mit ringen = kämpfen zusammen, raufen, sich hin- und herbewegen; das engl. range bedeutet herumlaufen.

Rotzbua — der Junge überhaupt; der 1. Teil für Nasenschleim vom altnord. hrjota = schnarchen, schnauben, wurzelt im idg. krut, germ. hrut in der gleichen Bedeutung; das Wort erscheint auch im griech. als korüza gleich Schnupfen; über den 2. Teil siehe bei Lausbua.

Rotzlöffel — wie das vorherige; ein Ableitungsversuch vom slaw. Personennamen Rodislaw war ganz verfehlt; den 1. Teil siehe im vorherigen, der 2. Teil vom mhd. leffen, lüffen = lecken, schlürfen.

Rüppel — durch rüppelhaftes Benehmen bekannt; das Wort lautete ursprünglich Rüpel, eine Kurzform des Personennamens Ruprecht. Dieser Name ist aus dem germ. hropis = Ruhm, Ehre, Ansehen und dem ahd. beraht = glänzend, berühmt, zusammengesetzt, bedeutet demnach: der an Ruhm glänzende. Die Kurzform fand auch als Familienname Rüppel,

Digitized by Google

Rippel Verwendung. Die Bedeutung eines ungeschliffenen Grobians kam schon im 16. Jh. auf und dürfte durch das Vorbild des bäuerlichen Knechtes Ruprecht beeinflußt worden sein.

Salamizug — Salamiweiber, die große Menge der aus der Tabakfabrik nach Arbeitsschluß heimkehrenden Arbeiterinnen, die Würste, z. T. auch die Roßsalami kaufen; das ital. Wort salame, in der Mehrzahl salami, stammt vom lat. salare = salzen; es ist eine mit Esels- oder Schweinefleisch gefüllte, mit Knoblauch und Salz versehene, stark geräucherte Wurst.

Sau — unmittelbarer Vergleich mit dem Tiere, meist wegen der Unreinlichkeit des Beschimpften, daher Verbindung mit Dreckfau (siehe dieses).

Saubartl — der unsaubere Mensch; auch in der Form Saupartl, Saupärtl mundartl.; über den 1. Teil siehe bei Sau, der 2. Teil ist die Kleinform vom Personennamen Bartholomäus, so die griechische Form des hebräischen Namens mit der Bedeutung: der (streitbare) Sohn des Tholmai.

Saufaus — ein Imperativschimpfwort, der übermäßige Gewohnheitstrinker; ahd. sufan, mhd. sufen geht auf die Grundbedeutung schlürfend trinken zurück; nahe steht mhd. supen = mit dem Löffel essen und die neuere Form supfen = zechen, ferner die Suppe, welches Wort erst seit dem 15. Jh. im Sprachgebrauche steht.

Saumensch — Verstärkung des Schimpfwortes das Mensch; über die beiden Teile siehe bei S. und M.

Schachtel — alte Schachtel, altes Weib überhaupt; das Wort kam im 16. Jh. ursprünglich als Deckname für den weiblichen Geschlechtsteil und dann als pars pro toto für das Weib überhaupt in Anwendung; es stammt aus dem lat. scatula, ital. scatola und ist im 15. Jh. ins Deutsche gekommen, zunächst in der Bedeutung (Geld)schrein, wo es auch die Form Schatulle fand.

Schafskopf — Iglauer Schafskopf, Spottname für jeden gebürtigen Iglauer selbst; sonst in der Bedeutung Dummkopf; eine Deutung für das erstere besagt: Als einst die Kaiserin Maria Theresia durch die Stadt reiste, legten die Bürger auf dem Hauptplatze die Fahrstraße entlang Teppiche, reichten aber in Anbetracht der Größe des Platzes mit allen in der Stadt vorhandenen Teppichen nicht aus. Daher rollten sie, sobald der Reisewagen vorgefahren war, hinter diesem die Teppiche rasch zusammen und liefen eiligst vor, um die Teppiche abermals vor dem Wagen aufzurollen. Die Kaiserin merkte das bald und habe sich nun laut lachend geäußert, die Iglauer seien alle miteinander Schafsköpfe. Der 1. Teil ahd. scaf ist in seiner älteren Form nicht geklärt, es hat aber das ältere idg. owis, lat. ovis, altslaw. ovica in allen germanischen Sprachen verdrängt. Der Kopf ist in der gleichen Form und Bedeutung im ahd. und mhd. ursprünglich in der Bedeutung Trinkgefäß, Becher, Hirnschale und nur nebenbei auch in der heutigen Bedeutung aus dem germ. kupjon = Mütze gebraucht worden. Die frühere Bezeichnung für den Kopf war Haupt; erst im mhd. setzt sich das heutige Wort durch.

Digitized by Google

Schaßdrummel — derbes, dickes Weib mit groben Umgangsformen; der 1. Teil mundartliche Form des Wortes aus der Grundform scizan (siehe bei Hosenscheißer); der 2. Teil vom spätahd. trum(b)el, trum(b)e, franz. trompe, ital. tromba; das Wort dürfte ahd. Ursprungs und lautmalend entstanden sein.

Scheißkerl — Feigling, unentschlossener Mensch; siehe bei Hosenscheißer und Kerl.

Schinder — der Abdecker, in übertragener Bedeutung ein roher Mann; mhd. schinden = die Haut abziehen, schindaere, der Abdecker; in Süddeutschland wurde seit dem 16. Jh. auch die 2. Bedeutung des Wortes für Henker benützt, in Norddeutschland dafür Straßenräuber, Plagegeist.

Schindluder — seit dem 18. Jh. in der Studentensprache gebräuchliches Schimpfwort für Schelm, Schindluder treiben = Späße veranstalten. Ursprünglich das Aas, dem die Haut abgezogen wurde, bevor man es als Lockspeise für Fische u. dgl. verwendet; vgl. Luder und Schinder.

Schlampen — in jeder Hinsicht nachlässige Person; mhd. slampen gleich schlaff herabhängen.

Schlebauchzen — schlürfen, schmatzen; das Wort ist lautmalenden Ursprunges: „geräuschvoll saufen und essen" aus schlabbern und ächzen zusammengezogen; schlabbern oder schlappen kommt vom niederdeutschen slabbaren = sich beschütten, beim schlürfenden Trinken sich besudeln.

Schlendrian — unordentlicher, nachlässiger Mensch; zum ersten Male wird das Wort in Sebastian Brants Narrenschiff 1494 als schlentriamum gebraucht, von schlendern = nachlässig bewegen genommen; über die Endung ian siehe bei Grobian.

Schlofhaubn, Schlofmützn — nachlässiger Arbeiter, unselbständiger Mensch; im 17. und 18. Jh. wurde nachts eine leinerne Kopfhülle getragen; seit Lessing sind beide Ausdrücke für schläfrige, energielose Menschen gebräuchlich. ahd. und mhd. slaf ist mit schlaff und Schläfe sprachverwandt; ahd. huba, mhd. hube = Haube kommt aus der idg. Wurzel kup, germ. hub mit der Grundbestimmung: Wölbung; Mütze stammt vom mlat. almutium, ein mantelartiges Gewand mit einer Kapuze, von Geistlichen getragen, später nur die Kapuze allein; ins lat. kam das Wort durch arabische Vermittlung (mustaka) aus dem pers. mustä = Pelzmantel.

Schmecks Groperter (wenns d' a Nosn hast) — auch die beiden ersten Worte allein werden angewendet, wenn man jemandem die geforderte Antwort vorenthalten will; jeder Ausdruck wörtlich; das 2. Wort = Graupeter, Graupiger von Graupe; letzteres Wort ist erst seit Luther im Sprachgebrauch, sowohl für ein grobes Erzstück als auch für das Gerstenkorn, vermutlich slaw. Ursprunges aus krupa, tsch. krupice für das Getreidekorn. Als Schimpfname ist an einen groben Menschen gedacht.

Schmieramper — unsauberer Mensch; der 1. Teil gehört zu Schmer, ahd. smero, mhd. smer = Fett, aber auch mit der Nebenbedeutung

Digitized by Google

von Mist oder Kot, daher schmutzig; der 2. Teil geht auf das mhd. einber, ember, ahd. einbar = der Eimer zurück.[1])

Schmock — verschrobener, jüdischer Phantast, gesinnungsloser Zeitungsschreiber; in dieser Auffassung seit Gust. Freytags „Journalisten", 1853; der Ausdruck wurde schon vorher in Prager Kreisen gebraucht und dürfte vom slaw. šmok = Narr abzuleiten sein.

Schmu — der Jude oder das viele seichte Reden, leere Versprechungen; vom hebr. schemua = Gerede oder von schama = hören.

Schnalln — liederliche Person, die von Liebe lebt; mhd. snalle; in der weidmännischen Sprache wird das Wort für den Geschlechtsteil des weiblichen Wildes gebraucht, daher eine pars pro toto für Dirne.

Schnallendrucker — der Bettler; die Schnalle hier in der Bedeutung von Verschlußstück an der Türe oder Schuhschnalle, mhd. snalle; des Bettlers Arbeit besteht darin, diese Türschnalle von Haus zu Haus niederzudrücken.

Schneegans — diese Form statt „dumme Gans" ist erst seit kurzer Zeit üblich; mhd. snegans = die Wildgans; das Erscheinen ihrer Schwärme gilt als Vorzeichen von Kälte und Schneefall. Vgl. bei Gans.

Schneidergas — der Schneider, ahd. snidaere, der das Tuch abschneidet; der Vergleich mit dem Gas(bock) = Ziegenbock beruht auf der Ähnlichkeit der Barttracht, mit der der Schneider in der Karikatur gewöhnlich dargestellt wird. Vgl. bei Gas.

Schnepfe — Straßendirne; zum Schimpfnamen wurde das Wort, seitdem Schnepfenstrich und Finkenstrich in der Studentensprache des 18. Jh. die anzügliche Bedeutung erhalten hatten; so heißt auch im Dänischen trekfuge = Strichvogel, die Straßendirne; ahd. snepfa, mhd. snepfe; den Namen trägt das Tier wegen seines auffallend langen Schnabels und ist aus diesem Worte ahd. snabul, mhd. snabel mit der Nebenform sneb geformt.

Schnopsbutiker — der Schnapstrinker, Säufer; arbeitsscheuer Alkoholiker; Schnaps bedeutete bis ins 18. Jh. im nhd. eigentlich: ein Mundvoll, ein Schluck, soviel man auf einmal schnappen kann; die heutige Bedeutung von Branntwein kam im 18. Jh. allmählich von Norddeutschland aus nach dem Süden zu in Anwendung. Der 2. Teil vom franz. boutique, im kaufmännischen Deutsch des 17. Jh. für Magazin, Vorratsraum verwendet, im 18. Jh. für eine Gastwirtschaft zweifelhaften Rufes, besonders in Norddeutschland.

Schnopskessel, Schnopsbruder — ständiger Alkoholiker; für den 1. Teil siehe beim vorherigen, für die 2. Teile: ahd. kezzil, mhd. kezzel aus dem lat. catinus = Napf, Schüssel; die in Mitteldeutschland vorkommende Bedeutung von Kessel = Dummkopf aus dem hebr. kesil = fett, später aber auch dumm, ist in Iglau nicht geläufig. Bruder wurzelt in seiner ahd. und

[1]) Nach Schmeller, Bayer. Wörterbuch II. 556, „Schmirbenkittel" = schmutziger Mensch.

Digitized by Google

mhd. Form bruoder in einer Urform bhrator, die im lat. frater und im altslavischen bratru wieder zu finden ist.

Schubjack — Lump, schuftiger Mensch, Betrüger; das Wort kommt erst anfangs des 18. Jh. in der Form schobejak in der Bedeutung Schuft in Norddeutschland auf. Nach einer Ansicht sei ein Schubbejack der Lump, der sich wie ein verlaufter Bettler in der Jacke schubbet = kratzt. In Holstein ist der Schobbiack ein Holzpfahl, den man in der baumarmen Ebene auf der Weide eingeschlagen hat, damit sich das weidende Vieh daran reiben kann, daher auf den Menschen übertragen der Schubjak ein Mensch, der jedem im Wege ist. Nach anderer Ansicht sei die Silbe jak eine polnische Endsilbe und bei Schub sei an jenen Zweig des Polizeidienstes zu denken, der die Landstreicher zwangsweise in ihre Heimatgemeinde „abschiebt". Vielleicht 1866 von den Preußen eingeschleppt.[2])

Schwein — wörtlich für jeden, dessen Reinlichkeit (auch moralischer Art) zu wünschen übrig läßt, dessen Benehmen in geschäftlichen oder beruflichen Angelegenheiten anstößig ist. Ahd. swin wurzelt wie das altslaw. svinu, lat. suinus, im idg. su in der Bedeutung Sau, vgl. dieses; die Redensart „Schwein haben" = Glück haben stammt daher, daß bei Schützenfesten und Wettrennen in älterer Zeit der Schlechteste eine Sau als ironischen Trostpreis erhielt.

Schwammklopper — der Schwämmesucher, weil er mit seinem Stock auf den moosigen Waldboden klopft, wo er Schwämme vermutet; der 1. Teil ahd. und mhd. swam in allen germanischen Sprachen statt Pilz, das sich erst im nhd. eingebürgert hat; ahd. chlopfen, mhd. klopfen wurzelt in einem germ. klappon = schlagen.

Spinatwachter — der Finanz- oder Zollbeamte, in übertragener Bedeutung ein untergeordneter, unbedeutender Mensch, den man leicht täuschen kann, vgl. Kvauterer; 1. Teil, weil man das Grün in der Uniform des Finanzbeamten mit der Spinatpflanze gleichsetzt; das pers. Wort ispānah (= Gemüse) ergab im arab. isfinag, kam dann ins lat. in der Form spina, erhielt dort in Anlehnung an die spitzen Spinatblätter auch die Bedeutung von Spitze, und kam nun als Fremdwort ins mhd. spinat. Zum 2. Teil: ahd. wahhen, mhd. wachen in der heutigen Bedeutung; die mundartliche Form Wachter hat auch für sich allein stehend die gleiche Schimpfwortbedeutung: so a Wachter = ein einfältiger Mensch.

Spitzbub — schelmischer Junge, Taugenichts; das Wort ist seit Luther im Sprachgebrauch vom frühnhd. spitz = überklug, betrügerisch schlau. Aus dem nhd. entlehnt sind das dänische spidsbub und das schwedische spetshof; über den 2. Teil siehe bei Lausbua.

Spohfudler — mundartl. für Spanfiedler = kleinlicher Mensch aus dem gleichen Vergleichsbild wie: ein Spänemacher, Späne machen, d. h. unnötigen, überflüssigen Widerstand leisten; ahd. und mhd. span = Holzlöffel, ein Holzstückchen, verwandt mit dem mhd. spat = Splitter; fiedeln = die Fiedel streichen wie mit dem Schnitzmesser das Holz. Fiedel vom

[2]) Ebd. II. 362, = bettelhafter Kerl, Lump.

Digitized by Google

mlat. vitula = das Saiteninstrument, daraus auch das ital. viola, franz. vietle = Geige; sämtliche vom lat. vitulari = einen Jubelruf anheben, jubilieren.[3])

Stänkerer — der Zwietracht streut, streitsüchtiger Mensch; seit dem 17. Jh. gebräuchlich vom Zeitworte stänken, mhd. stenken, aus dem sich auch die Form stinken entwickelt hat.

Stinkadores — eine Mehrzahlform für Zigarren, in übertragener Bedeutung anrüchiger Mensch; das Wort ist in Anlehnung an stinken und das span. fumadores = Gestank im Verlauf des 19. Jh. entstanden.

Stinkowitz — mit tschech. Endung versehener Ausdruck wie Stänkerer, siehe dieses; Krakeeler.

Stockfisch — verschlossener oder dummer Mensch; schon im 16. Jh. als Bezeichnung für einen langweiligen, ungelenken Menschen im Gebrauch. Der Stockfisch wird auf hölzernen Dörrgerüsten getrocknet, bevor er in den Handel kommt; nach diesen Dörrhölzern sein Name.

Strädlhupper — Tuchmacher; nach einer Erklärung, weil sie das Garn auf Schubkarren über holperige Wege zur Wäsche im Bache führten. Wenn dem 1. Teile strähl = Kamm zugrunde liegt, mhd. straelen = kämmen, ist die Ableitung vom ahd. stral zu eröffnen; sonst ist strähne, ahd. streno = Flechte, Haar, Garn oder Flachs zu setzen; die Herkunft dieses Wortes ist noch ungeklärt; über den 2. Teil siehe bei Pudelhupper.

Strawanzer — Strabanzer, arbeitsscheuer Tagedieb, Landstreicher; das Wort dürfte vom ital. strabalzare = hin- und herschaukeln stammen; es ist aber auch möglich, daß es in der Studentensprache, die gerne Latinisierende Endungen verwendet (z. B. kuvanzen = in Zucht nehmen, schlecht behandeln vom lat. carentia = Bußübung) mit streunen, stromen, der Stromer = Landstreicher zusammenhängt, ebenso mit dem lat. stramen = Stroh, aufgeschüttetes Streu, auf dem der Landstreicher zu schlafen pflegt.

Strizi, Strick — das 1. die mundartliche Kleinform des 2.; dieses wieder eine verkürzte Form aus Galgenstrick, eine pars pro toto, denn es ist der mit einem solchen Strick bedachte gemeint; ahd. stric ist in älterer Deutung die Schlinge gewesen und stammt vom ahd. strickan = schnüren, flechten; verwandt dazu ist das ahd. strihhan, mhd. strichen = streichen.

Stromer — Landstreicher; mhd. stromen aus der Grundbedeutung: strömend einherziehen; das Wort ist seit dem 18. Jh. in der Studentensprache gebräuchlich.

Struwelpeter — Wirrkopf, unordentlicher, ungepflegter Junge; auch in der Form Strubbelpeter nach der bekannten Figur des Frankfurter Kinderarztes Heinrich Hoffmann, 1845; der Name war aber schon früher bekannt, er stammt wie das Wort Strobel = Schopf mit wirren Haaren vom ahd. strobalon, mhd. strobelen = sträuben. In der bekannten Erzählung heißt der Junge Peter, vgl. darüber bei Peter Zappel.

[3]) Ebd. I. 695, Spanfudel = Kienholz, welches arme Leute statt Licht brennen.

Digitized by Google

Süße Mile — zuckersüßer, einschmeichlerischer, leicht empfindlicher, gespreizter Mensch, besonders weibl. Wesen, mundartl. für süße (daher widerliche) Milch; der 1. Teil ahd. suozi, mhd. sueze aus der idg. Wurzel suado, germ. swotu ursprünglich in der Bedeutung von lieblich, angenehm, süß; der 2. Teil ahd. miluh, mhd. milch aus der idg. Wurzel melg, germ. melk, in der heutigen Bedeutung; vgl. Molke, Molkerei; aus der gleichen idg. Wurzel stammt daher auch das tsch. mléko.

Tatedl — alter T., alter, gebrechlicher Mann; ahd. tedel = Väterchen. Ein ähnliches Bild gibt (alter) Taterich, ein Ausdruck, der aus der Studentensprache in die Mundarten eingegangen ist, von tattern = zittern, stottern, albern schwatzen.

Taugenichts — = Tunichtgut, unverbesserlicher Nichtsnutz; mittelniederdeutsch dogenicht vergleichbar dem engl. goar for nothing; der Satzname kann ursprünglich geheißen haben: „ich tauge für nichts", eine Art Losungswort oder dummstolzes Selbstbekenntnis.

Tepp — siehe bei Depp.

Tockn — siehe bei Dockn.

Tolpatsch — ungeschickter Mensch; das Wort stammt vom magyarischen talp = Sohle, talpas = breitfüßig und wurde als Scherzname für den ungar. Fußsoldaten des 17. und 18. Jh. verwendet, weil dieser statt der Schuhe oder Stiefel breite, an Schnüren befestigte Ledersohlen trug; tolbatz ist zum ersten Male 1698 belegt; seine Verwendung ist durch das Wort Tölpel beeinflußt worden; vgl. dazu bei Depp.

Tölpel — vgl. dazu bei Depp.

Tralla — einfällige, ungeschickte weibl. Person; es wird wahrscheinlich mit drall = eine dralle, derbe Dirne zusammenhängen; das Wort gehört zum Grundworte drillen = drehen, rundherum bewegen.

Tramhaperter (Kerl) — verträumter, ungeschickter Mensch; mundartl. Form von traumhaftiger; ahd. und mhd. troum; das Wort läßt sich auf „Trugbild" zurückführen.

Trampeltier — direkter Vergleich mit dem Tiere wie in Kamel (das zweihöckerige oder baktrische K.). In der Bedeutung von plump, schwerfällig auftretender Mensch ist es in allen Mundarten anzutreffen, ahd. und mhd. trampeln in der gleichen Bedeutung; ahd. tior, mhd. tier ebenso.

Trederlchor — Kirchensänger; der 1. Teil mundartl. zu drehen, ahd. draejen oder zu treten, Balken treten beim Orgelspiel; ahd. tretel oder tretlin ist die Kleinform zu Treter. Chor stammt vom griech. choros = Vereinigung von Tänzern und Singenden, davon lat. chorus und mit dem Christentum ins ahd., zunächst der Teil des Kircheninnern, der den Geistlichen vorbehalten war, im mhd. kor bereits zur Sängerabteilung erweitert.

Trotschen — plauderhaftes, schwatzhaftes Weib, das besonders die Familienangelegenheiten anderer weiter erzählt. Weder das Hauptwort noch ein Zeitwort ratschen kommt im ahd. oder mhd. vor. Man findet wohl ein tratzen, tretzen in der Bedeutung von trotzen, zum Besten haben; ob nicht das mhd. widertraz = Gegentrotz, Gegensatz durch Vertauschung, bzw.

Digitized by Google

Ähnlichkeitseinwirkung des Wortes wider mit wip, wib = Weib, Wiber = Weiber Anlaß zu dem bekannten Gasthausnamen „Zum Weibertrotz" gegeben hat? Das Wort ratschen stammt vom mhd. ratzen = klappern, rasseln, vgl. dazu die Karfreitagsratschen.

Trottel — allgemein verbreiteter Ausdruck für Dummkopf, schwachsinniger Mensch; der Ausdruck taucht erst in den 30er Jahren des 19. Jh. — aus den Ostalpenländern kommend — in der Schriftsprache auf, 1833 zum erstenmal beim Schriftsteller Normann, 1847 in dem Wörterbuch österr. Mundarten von Castelli in der Form Drottl; wahrscheinlich sprachverwandt mit trotten = planlos einhergehen, mit kurzen Schritten laufen; mlat. trotare, franz. trotter.

Trutscherl — armseliges Frauenzimmer; diese Deutung scheint nur in Iglau zu Hause zu sein; es ist eine mundartl. Kleinform, dem trut zugrunde liegt; dieses Wort ist schon im ahd. als Liebling, Geliebte in Verwendung, dazu gehört triutelin = das Liebchen. Fern davon steht das frühnhd. trutschelmann, das aus dem ital. turcimanno entstanden ist und die Bedeutung von Dragoman, Dolmetscher aus dem arab. tardschuman erhalten hat.

Tschikenarretierer — Arbeitsloser, der auf der Gasse mittels einer Nagelspitze an seinem Stocke die Zigarrenreste sammelt, um sie noch zu verwerten. Der 1. Teil ist eine Kurzform von Tschibuk, dieses türk. gleichlautend = Rohr, Stab, Pfeifenrohr. Der 2. Teil vom lat. ad-restare = dorthin (um) zu bleiben, Arrest daher die Haft, in der man bleiben muß, das Gefängnis; mlat. arrestum = der gerichtl. Beschluß, der Haftbefehl, so seit 1520 in der Rechtssprache gebräuchlich.

Tschischker — unbeholfener, einfältiger Mensch; vom tsch. čiška und čišek, das sowohl einen kleinen Becher (Fruchtform) d. h. Zapfen bedeutet, als auch den Laut č, der in der Sprache so häufig vorkommt, so daß die Bedeutung: der č-Sprecher, der Tscheche daraus abgeleitet wird.

Tschokel — unbeholfener aber gutmütiger Mensch; das Wort kommt wie im Deutschen auch im Tschechischen als Hundename vor und ist aus der Zigeunersprache eingeschleppt worden. Es wird vom lat. jocus = Scherz, Spaß, Possen abgeleitet, daher auch Jux; im Mittelalter war der Spaßmacher auf den Märkten der Jokulator; dazu gehört auch der franz. jongleur, altfranz. joglere vom lat. joculare = scherzen, spielen.

Tschokerer — einfältiger, unbeholfener, zaghafter Mensch; das Wort hängt vielleicht in der Form Tschotschkerer mit dem tsch. čočka = Linsen zusammen (?), vielleicht steht das tsch. čouhati = warten, langsam bewegen in der Nähe. Im Egerländischen sind die Tschotschkerle die Früchte von prunus insilia, die Haferschlehen; die Form Zotschkerl hängt vielleicht mit dem tsch. čača = Kleinigkeit, Tand zusammen. (?) Außerdem kommt für Tschokerer die Möglichkeit einer Nebenform von Tschokel zu, siehe dieses.

Tschunkel — schmutziges Kind; vom tsch. čuna, čunka = Sau, čunče = das Spanferkel.

Uhammel — Uhamle, dummer Mensch; die Silbe —u— = ur, uranfänglich, ein Mensch, der schon von allem Anfang an und daher unheil-

Digitized by Google

bar dumm ist, eine Steigerung des Vorwurfes wie in Erz-gauner, Haus-depp, großer Affe; über Hammel siehe bei H.

Umurken — zunächst für eine klobige Nase gebraucht, dann pars pro toto für derben, ungeschlachten Menschen; mundartl. (in Österreich auch in der Form Omorken) für Gurke; dieses Wort kam erst im Mittelalter aus den slaw. Sprachen ins Deutsche; tsch. okurka, poln. ogorek, russisch ogurecu, alle vom griech. aggurion, dort aus dem pers. angorah = Wassermelone.

Urschl — meist in Scherzform für jede weibl. Person; Kurzform des Personennamens Ursula, dieser vom lat. ursus = der Bär, die Bärenstärke.

Vieh, Viechskerl — derbe Bezeichnung des Menschen, den man zum Tiere herabwürdigt; das Wort kommt im ahd. fehu oder fihu in der Bedeutung von Herdentier vor, germ. fehu; in alter Zeit war Reichtum, Vermögen gleichbedeutend mit dem Besitz von Herdentieren, z. B. lat. pecus (vom idg. peku = Schaf, Herdentier) das Rind, in der Mehrzahl aber = das Geld. Im Ursprung der Worte steht die idg. Wurzel pec = pflücken, Wolle ausreißen, kämmen (daher auch das lat. pectere = kämmen) und daraus das Gekämmte (= Haustier) Herdentier; über Kerl siehe bei K.

Waschlappen — energieloser Mensch, so bedeutungslos und leicht zu beeinflussen wie ein W. Ahd. wascan, mhd. waschen geht schließlich auf wat = Wasser zurück; ahd. lappa, mhd. lappe = niederhängendes Stück Zeug.

Wechselbalg — unruhiges, unartiges Kind; bei allen Germanen galt der Glaube, daß Kinder mit dickem Hals oder blödem Gesichtsausdruck von Unholden herstammen und von diesen nach der Geburt gegen echte, gesunde Menschenkinder ausgetauscht werden. Ahd. wihseling, mhd. wehselkind; Balg im ahd. und mhd. balc = die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten abgestreifte Tierhaut, nach diesem Bilde der aufgeschwollene Leib.

Weibsbild — die weibl. Person überhaupt, nicht im verächtlichen, sondern eher im scherzhaften Sinne; das Wort Bild ist schon seit dem 13. Jh. für Gestalt im Gebrauch, heute aber aus der Schriftsprache beinahe verdrängt.

Wildfang — ausgelassenes, lärmendes Kind; aus dem spätmhd. wiltfanc. Die Ausübung des Jagdrechtes auf die freilebenden Tiere, der Wildfang, geht im Mittelalter auch auf die unfreien, hörigen Menschen über, demnach flüchtige Unfreie auf Antrag ihres Herren gefangen genommen und diesem zurückgebracht wurden; das Wildfangrecht.

Wollersack — unbeholfen, dick und plump wie ein Wollsack; die Wolle wird in große Sackbündel verpackt und so verschickt. Ahd. wolla, mhd. wolle kommt von germ. wullo aus der vorgerm. Wurzel ulna, daraus auch die altslaw. Form vluna, vlna; über Sack siehe Pappsack.

Wompen, fette W. — dickes Weib; mundartl. von Wamme = Hautfalte am Halse des Rindes, tierischer Bauch; ahd. wamba, mhd. wamme vom germ. wamba, lautmalendes Wort in der Bedeutung von: beweglicher,

Digitized by Google

weicher Körperteil; sprachverwandt mit wabbeln und wabbern = zitternd bewegen.

Zange — unverträgliche, boshafte Person; ahd. zanga, mhd. zange vom vorgerm. danka = Beißerin; vgl. das griech. dakno = ich beiße.

Zezen — empfindliche weibl. Person, nachlässige Frau; vom mundartl. Ausdrucke zecketzen, sich mit jemandem setzen = mit jemandem zanken, unverträglich sein.

Ziegelschupfer — Handlanger des Maurers, gering geschätzter Gelegenheitsarbeiter; ahd. ziagala, mhd. ziegel stammt durch Lautverschiebung vom lat. tegula = Dachziegel vom Zeitworte tegere = decken; schupfen, ebenso im mhd. = in schwankender Bewegung sein, eine Abart von schieben, ahd. scupfer = das Schaukelbrett.

Zkratschter Neina — mundartl. = zerkratschter Neuner, ein verkrüppelt aussehender Mensch in nachlässiger Haltung, wie eine aus Holz oder sonstigem Stoff hergestellte Figur der Ziffer 9, die zerbeult und verschoben ist. Zerkrätscht (auch in der Form zerlexert in der gleichen Bedeutung) stammt von einem lautmalenden krilsch-kvatsch, wahrscheinlich vom tsch. křivy = krumm beeinflußt; die Silbe zer gibt die vollständige Durchführung der Bewegung kund. Neuner vom ahd. niun aus der idg. Wurzel ne-un.

Zplaschter — zu ergänzen ist Kerl oder dgl. = zerstreuter, zerfahrener Mensch; über die Silbe zer siehe beim Vorherigen; platschen, plaschen dürfte mit dem spätmhd. blatschen zusammenhängen = einen klatschenden Schlag ausführen; nach anderer Ansicht liege das tsch. plašiti = scheu machen, plachy = scheu, schüchtern zugrunde.

Zweckenschädel — hartköpfiger, unverträglicher Mensch; ahd. und mhd. zwec = Nagel; daher auch das Vergleichsbild des vernagelten Schädels = ein den Vernunftsgründen unzugänglicher Mensch, unbelehrbar, widerspenstig; über Schädl siehe bei Dickschädel.

Zwidawurzen — unverträglicher, ungeselliger Mensch; der 1. Teil zuwider, im mhd. in der gleichen Form und Bedeutung des Entgegensätzlichen; es kommt allerdings nur im norddeutschen Gebiet in der Form toweddern vor und dringt erst vom 16. Jh. an ins Hochdeutsche ein; im 17. Jh. kommt schon die Verbindung zuwiderer Kerl vor. Der 2. Teil wurzelt im ahd. wurz in der Bedeutung Kraut, Pflanze aus dem idg. urd; im mhd. ist bereits wirz = Würze, Gewürz aus Gewürzkraut vorhanden, ebenso das Zeitwort würzen, ahd. wurzen. Das Vergleichsbild spricht daher von einem Menschen, dessen Wesen so widerlich ist wie manches Gewürz.[4])

— — — — — — — — — — — —

Anmerkung: Der vorstehende Beitrag erscheint zugleich als Sonderdruck, herausgegeben vom Deutschen Stadtbildungsausschuß in Iglau.

[4]) Nach Schmeller, Bayer. Wörterbuch II. 861, Der Zewiderer, das Zewiderlein = widerwärtige, übellaunige Person; die Zwidernus = übellauniges Wesen.

Digitized by Google

Einige Redensarten in der Mundart des Egerlandes

Von **Richard Baumann**, Chodau

In Sprichwörtern und Redensarten drücken sich das Denken und die Lebensanschauung eines Volkes aus. Sie spiegeln gleichsam die Seele des Volkes wider. Wie sich die Bevölkerung Westböhmens über rechtliche Anschauungen und menschliche Eigenschaften äußert, sollen die folgenden Redewendungen erzählen. Die Zusammenstellung erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Selbstbewußtsein drückt sich in folgender Weise aus: „Zäiascht kumm i, dann kinnt läng u läng nex u dänn ki(n)st äiascht du." Angriffe gegen sich weist man zurück, wobei sich gekränkter Stolz geltend macht: „I bin fein neat af da Wåssasuppm heagschwumma kumma." Versucht jemand, sich allzu freundlich einem andern zu nähern, so erwehrt man sich des unbequemen Zudringlings mit den Worten: „Mia san neat mitanånna in d'Schöll gånga" oder „Mia håm neat mitanånna Sai (= Säue) g'höit." Einem übermütigen, eingebildeten, kecken Menschen läßt man nicht zu groß werden: „Dean wean ma scho(n) 's Fettn oramä" oder „Dean wean ma scho(n) a Pfleckl vüasteckn." Ausnützen läßt man sich auch von niemandem gern: „I wia nan doch kuin Nårrn måchn." Enttäuschungen und Anfeindungen gehören zu den bittersten Erfahrungen: „Dåu bringa me kuina zea Pfa mäia hin." Glaubt jemand, er könne alles, was er sich vorgenommen habe, durchführen, selbst größte Hindernisse mit Leichtigkeit überwinden, so antwortet man ihm: „Du koast neat mita Kuap durch d'Wänd" oder „Du wiast de schneidn" oder in bezug auf sein lästerndes und schimpfendes Mundwerk: „Du wiast da scho(n) amål 's Mal vabrenna." Ungewißheit und Bedenken in einer Angelegenheit drückt man folgendermaßen aus: „I trau an Ländfriedn neat." Spricht man hingegen aus Überzeugung und Erfahrung, so bekräftigt man: „Dåu koast Gift draf nemma, des is wåua (wahr), wos i da gsågt ho." Muß jemand auch noch gleichzeitig niesen, so wird die Meinung zur unumstößlichen Wahrheit: „Helf Gott, daß's wåua is" oder: „Du häust's benöist." Ein Neugieriger erfährt nicht immer alles, was er wissen will: „Dir wia r'e neat ålls af d'Nosn bindn." „Denkn häißt nex wissn", antwortet man dem, der nur seine beiläufige Meinung mit den Worten: „Ich denke schon, daß es so und so sein sein wird" ausdrückt und keine Klarheit verschaffen kann. Manchmal will man helfen, kann aber nicht, da einem die Hände gebunden sind: „Gäi dåa, wennst kuin Steckn häust" oder „Hau hi(n), wennst kuin Steckn häust." Das ist sehr peinlich. Doch tröstet man sich: „'s wird nex sua hääß gessn ås g'kocht wird." Jedes Unrecht muß einmal aufhören und gesühnt werden: „Da Herrgott läßt da Ziech 's Schwanzl neat za läng wächsn" oder „Alls haut sa (= seine) Zeit" oder „'s wird scho(n) amål ånascht wean" oder „Alls haut a End'." Zur letzten Redewendung fügt man oft scherzweise hinzu: „Bläuß d' Wuascht haut r'a zwåa" (nämlich zwei Enden).

Digitized by Google

Ratschläge werden nicht immer befolgt: „Wea neat za rätn is, dean is neat za helfn." Allen Leuten aber recht tun ist eine schwere Kunst: „Ma koa's neat älln Leitn recht mächn." Bei Streitigkeiten sagt sich der Klügere: „Da Gscheita git nåu." Mit „Nex füa ungout" entschuldigt man sich, wenn man glaubt, jemanden belästigt oder jemandem unrecht getan zu haben. Schlechtigkeiten finden immer wieder ihren Herrn: „'s git für älls Leit af dera Welt." Die Bestechlichkeit ist auch hier bekannt: „Wer schmiert, der fiat." Vor unrechtmäßig erworbenem Gelde hüte man sich: „Frems Geld tout koa(n) Gout." Einer, der weiß, was er im rechten Augenblick zu tun hat, „kennt sich as ban Wuaschtkessl". Den Stolzen, Eingebildeten verachtet man: „Wenn ich am Sunnta des wa, wos sich dea unta da Wochn a(n)bildt (= einbildet)."

Gereimte Liebesbriefe

Von **Karl Raubek**, Wien

Im 1. Heft des Jahrganges 1936 dieser Zeitschrift hat Hans Watzlik auf Seite 17 einen Liebesgruß dieser Art veröffentlicht; er war einem Flugblatt aus dem Verlag von M. F. Lenck, Znaim, nachgedruckt worden. Diese uns heute etwas sonderbar anmutenden poetischen Gebilde ersetzten früher vielfach die „Liebesbriefsteller" einer späteren Zeit. Daß sie aber auch heute noch immer nicht völlig vergessen sind, konnte ich am 28. Feber 1936 erleben. Es war in Höflein an der Thaya, einem Marktflecken im politischen Bezirk Znaim. Ich war damals dabei, Volkslieder und -sprüche aus dem Munde des besten Sängers der Gegend, des 62jährigen Kleinbauern Johann Scherbanti, aufzuzeichnen — gerade noch ein paar Monate vor seinem Tod — als mich während einer Pause mein Gewährsmann fragte, ob ich den „Liebesbrief" wüßte und ob er ihn mir vielleicht auch noch sagen sollte. Nun, ehrlich gesagt, ich habe damals von dem Vorhandensein derartiger Gedichte überhaupt keine Ahnung gehabt und war natürlich recht erwartungsfroh. Meine Erwartungen aber, die, nachdem mir der Zweck dieser „Briefe" erklärt worden war, nicht sehr hoch waren, wurden zum Teile übertroffen. Freilich sind es keine Meisterleistungen, aber ihr Urkern ist doch wohl tiefes Gefühl.

Es zeigt sich hier, daß der erste Brief noch ziemlich weitgehend mit dem Wortlaut des verschlissenen und vergilbten Flugblattes übereinstimmt, das Hans Watzlik in einem alten Legendenbuch aus einer der bäuerlichen Einöden am Berge Panzer bei Eisenstein (Bezirk Neuern) gefunden hat. Zu dem zweiten Brief ist mir bis jetzt noch kein Seitenstück bekannt geworden.

Die Sprüche wurden in einer der Hochsprache angenäherten Form hergesagt, die aber wesentliche Merkmale der mundartlichen Aussprache aufwies; es klang ungefähr so, wie wenn ein das Lesen ungewohnter Mensch gezwungen ist, etwas in Hochsprache Geschriebenes laut vorzulesen.

Digitized by Google

1. Gruß an die ferne Geliebte.

Ich setz die Feder ans Papier,
Herzallerliebste, ich schreibe Dir
ganz kurz und klein,
ich hoffe, Du wirst meine Geliebte sein.
In diesem Brieflein sind begraben
drei schöne Buchstaben:
der erste ist aus Silber und Gold,
wie sich meine Geliebte verhalten sollt';
der zweite ist aus Saint und Seiden,
alle andern sollst Du meiden;
der dritte ist von Edelstein,
niemand ist mir so lieb wie Du allein.

Kommst Du einst zu meinem Grabe,
so kannst du sehen, wie ich Dich geliebet habe.
Und gedenk nun, wie die Blume spricht,
sie sagt: Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht in Leben,
vergiß mein nicht in Tod,
vergiß mein nicht in Wohlergehen
und auch nicht in der Not!
Die Rose riecht,
die Dorne sticht,
die Liebe spricht:
vergiß mein nicht!
Und wenn Du an mich vergißt,
so schau, wie unser Schreiben ist.

Jetzt nimm dieses Büchlein hin
und flieg über Tal
und grüße meine Herzliebste
zu tausendmal.

2. Abschiedsbrief an das treulose Mädchen.

Meinst Du denn, ich werd mich kränken,
weil Du mich nicht liebest mehr?
Nein! Das darfst Du Dir nicht denken,
dieses fällt mir gar nicht schwer.
Weil Du solche Untreu liebest,
solche Liebe verlang ich nicht;
heute möchtest Du vor Liebe brennen,
morgen liebst Du, was Du siehst.
Fahre hin, du falsche Seele,
mir beraubst Du nicht die Ruh!

Digitized by Google

Liebst Du diesen, liebst Du jenen,
wünsch ich Dir viel Glück dazu!
Eine Schwalbe macht keinen Sommer nicht
— gar so leicht vergiß ich Dich —
und ein Mädchen macht mir keinen Kummer,
und wenn sie gleich die Schönste ist!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hier sei ein Liebesbrief in Zahlen (vgl. unsere 383. Umfrage) angefügt, den JUC. Helmut Slapnička (Brüx, Preßfeld 1821) im Juli d. J. übersandt hat.

Schreiben eines österreichischen Soldaten
an seine Geliebte.

1zig Geliebte! Du kannst noch
2feln an meiner
3e, da doch mein Herz nur
4 Dich schlägt. Unser Stab liegt in
5kirchen und
6trablatt wird Dir sagen, daß ich tapfer focht und kein
7schläfer war. Ich nehme Urlaub jetzt und gib
8, ehe Du glaubst, bin ich bei Dir, sage aber ja nicht
9, wenn ich um Deine Hand anhalte, denn mir wassern schon alle
10e nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in der größten
11fertigkeit, denn es schlägt
12 und die Post geht ab.

Dein Dich liebender Peter
13ter Feldwebel bei der
14ten Kompagnie des
15ten Infanterie-Regiments am
16ten Jänner 1718.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 15. November.)

Nr. 308. Dr. Vinzenz Fischer, Frankenhammer: Lieder und Sprüche aus dem Bezirke Graslitz.

Nr. 309. Prof. Karl Friedrich, Gnigl bei Salzburg: Fünf Singweisen zu früher (Nr. 246) eingesandten Liedern.

Nr. 310. Albert Brosch, Eger: Zahlreiche Volkslieder, darunter ein Weihnachtslied aus dem 18. Jahrhundert.

Nr. 311. P. Albert Stára, Blatnitz bei Nürschan: Zwei Andachtsbilder.

Nr. 312. F. Ed. Hrabe, Winterberg: Ein neueres Soldatenlied.

Nr. 313. V. M[illegible], Deutsch-Proben: Verzeichnis slawischer Lehnwörter.

Digitized by Google

Nr. 314. Josef Maschek, Holleischen bei Pilsen: Sieben Auszählreime u. a.

Nr. 315. Georg Tilscher, Kornitz: Verzeichnis slawischer Lehnwörter und Sammlung ortsüblicher Schimpfnamen in der Sprachinsel Deutsch-Brodek.

Nr. 316. Franz Heidler, Falkenau a. d. Eger: Egerländer Bauernwinter. Rundfunkhörfolge.

Nr. 317. Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.: Verzeichnis slawischer Lehnwörter.

Nr. 318. Karl Raubek, Wien: Acht Volksrätsel aus dem Znaimer Ländchen in Südmähren.

Nr. 319. Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt: Anfangszeilen von 53 Grabliedern, 4 Weihnachtslieder, 2 Weberlieder und eine „komische Messe". Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 320. Walter Dreyhausen, Teplitz-Schönau: 4 volkstümliche Lieder, 2 Faschingsprüche, 2 Fassungen eines Nikolausspieles und ein Christnachtspiel aus dem Mittelgebirge.

Nr. 321. Dr. Alois Milz, Budweis: Zwei Wiegenlieder mit Singweisen aus dem Bezirk Krummau a. d. Moldau.

Nr. 322. Anton Schön, Frankstadt: Weihnachtsspiel, das vor etwa 50 Jahren in Moskelle, Oskau und Waldheim aufgeführt wurde, aufgezeichnet von Oberlehrer i. R. Suchy.

Nr. 323. Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau: Österreichisches Vaterunser; Der Spielplan des Wiener Burgtheaters nach dem März 1938.

Nr. 324. Richard Baumann, Chodau: Abschrift eines Walenbuches, das im Besitze des Landwirts Rudolf Muck in Neusattl bei Elbogen ist; Tschechische Lehnwörter in der Egerländer Mundart; Antworten auf andere Umfragen (mit zwei Bildern von überdachten Holzbrücken).

Nr. 325. Dr. Hans Felix Zimmermann, Prag: Abschrift des Christkindelspieles von Neudorf in Nordmähren.

Nr. 326. Otto Zerlik, Karlsbad: Spottnamen aus Theusing und Uittwa; Das Königstodaustragen, ein Volksspiel aus dem Bezirke Luditz; Lieder, Gebete und Reime; Beiträge zum Volksglauben und Volksbrauch; Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 327. Dr. Aurel Wagenhuber, Kaschau: Beiträge zur Volkstracht in der Slowakei und in Nordungarn (mit vielen Zeichnungen).

Nr. 328. Adolf Horner, Königswerth bei Falkenau a. d. Eger: Umfangreiches Verzeichnis von Lehnwörtern aus dem Tschechischen; Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 329. Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya: Ortsneckereien aus Südmähren; Scherzhafte Ausdrücke der südmährischen Mundart.

Nr. 330. Max Udo Kasparek, Deutsch-Proben: Blattdrucke aus Neusohl, Nordungarn (aus der Mitte des 19. Jahrhunderts): Sanct Michaelis Christlicher Haus-Segen; Gespräch zwischen Jesu und Maria; Die sieben heiligen Himmels-Riegel, Gebet zur schmerzhaften Mutter Jesu am Kalvarienberge zu Schemnitz.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Quellen auf den Bergen

In Hans Watzliks wunderschöner Erzählung Erdmut[1]) lesen wir in dem Abschnitt über den gescheiten Dorfhirten Jordan:

Als ihn Gottfried einmal ausfragte, wieso es komme, daß auch auf hohen Bergen oft Quellen zutage treten, erwiderte er: „Kratz dich in die Stirn! Da quillt auch das Blut heraus!"

Merkwürdigerweise kommen ähnliche Erklärungsversuche auch in der südslavischen Volksüberlieferung vor. Der kroatische Volkskundler Ante Šimčík stellte nach gedruckten Aufzeichnungen zwei Seitenstücke gegeneinander[2]) und wir wollen hier diese beiden serbokroatischen Lesarten in deutscher Übersetzung wiedergeben.

Die ältere dieser beiden Aufzeichnungen stammt vom Priester Kosta Kovačević und ist seiner Beschreibung des Berges Ljutoč bei Bihać (im nordwestlichsten Winkel Bosniens, im Flußgebiet der Una) entnommen:[3])

Am Gipfel des Ljutoč breitet sich eine ziemlich große Hochebene aus, von welcher die ganze Landschaft über den Una-Strom hinüber zu überblicken ist. Auf dieser Hochebene entspringt eine Quelle, die niemals versiegt. Hier tränken im Sommer die Hirten das Vieh und trinken Wasser, und sie erzählen, es wäre heilkräftig und sehr gesund und leicht. Da ich von dieser Quelle spreche, kommt mir von ungefähr in Erinnerung, wie die Begs von Ripac einen alten Landarbeiter Mitar Pepić aus Hrgare, der ein sehr kluger und in Antworten witziger Mann war, riefen und ihn fragten: „Höre, Mitar, könntest du uns nicht sagen, wo auf dem so hohen und steilen Ljutoč das Wasser herkommt?" Er strich seinen weißen Bart und antwortete treuherzig: „Gut, wenn ihr mir sagt, wo auf dem Scheitel des menschlichen Kopfes das Blut herkommt, will ich euch antworten."

Die zweite Aufzeichnung, die Ante Šimčík anführt, stammt aus der großen Sammlung montenegrinischer Anekdoten von Mićun M. Pavićević[4]) und lautet:

Gewisse Ausländer, die seinerzeit die Geologie Montenegros untersuchten, kamen in Begleitung des Herzogs Miljan Vuković auf den Gipfel des Vasojevički Kom, wo auf dem höchsten Gipfel eine Quelle klaren Wassers entspringt, und ließen den Herzog durch einen Dolmetsch fragen, was er darüber denke, woher auf dem Gipfel des Berges eine Quelle fließen könne? „Wenn ich eine scharfe Nadel nähme und sie den Herren Gelehrten in den Kopfscheitel stechen würde, ist es sehr wahrscheinlich, daß dort das Blut nach oben fließen würde. So ist auch diese

[1]) Köln 1935, S. 89. — In der von František Odvalil besorgten tschechischen Übersetzung (Jiřina, Verlag „Vyšehrad", Prag 1936) auf S. 94.

[2]) Im Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena, Bd. XXVIII, Heft 2, Zagreb 1932, S. 90.

[3]) Im Glasnik bosanskog muzeja, Jg. I, Bd. 2, Sarajevo 1889, S. 21.

[4]) Crnogorci u pričama i anegdotama, Bd. I, Beograd 1928, S. 47.

Digitized by Google

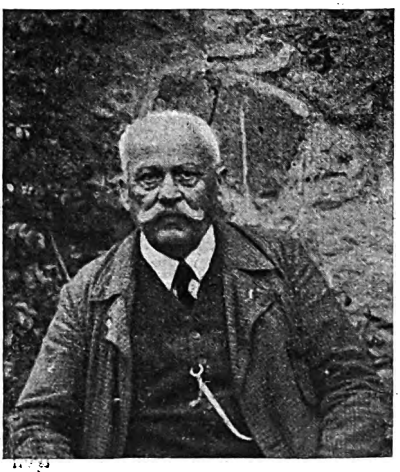
Quelle hier auf der Höhe entsprungen, denn auch die Erde und der Berg sind ein Leib!" Als den Geologen Miljans Antwort übersetzt wurde, staunten sie über seinen Scharfsinn und seine Naturkenntnis.

Diese beiden südslavischen Deutungsversuche einer Naturerscheinung weisen eine erstaunliche Verwandtschaft, ja Übereinstimmung mit der angeführten Stelle aus Watzliks Erdmut auf und brachten mich auf den Gedanken, Watzlik müsse hier aus einer Volksüberlieferung geschöpft haben. Tatsächlich beantwortete der Dichter meine diesbezügliche Anfrage in diesem Sinne, indem er mir aus Neuern am 7. Jänner 1937 darüber schrieb: „... die von Ihnen angeführte Erklärung des Hirten Jordan (aus meinem Buch „Erdmut") scheint eine alte böhmerwäldisch-bairische Volksüberlieferung zu sein. Mein Freund, der Kunstmaler Koeppel aus Waldhäuser am Lusen, hat sie von einem alten Hirten gehört, als er auf einer Weide am Lusen gemalt hat ..."

Olmütz. Otto F. Babler.

Josef Khun

Wer die „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen" von Dr. E. Langer, die von 1901 bis 1913 erschien, durchblättert, der wird auf Josef Khun als dem eifrigen Mitarbeiter aus der Iglauer Sprachinsel stoßen. Er hat am 3. November 1958 sein 80. Lebensjahr vollendet. Deshalb sei auf diesen eifrigen und bescheidenen Heimatkundler und Heimatforscher wieder erinnert.



Josef Khun

Josef Khun wurde 1858 in Dobrenz bei Iglau als Lehrerssohn geboren. Er besuchte fünf Klassen der Iglauer Realschule, war drei Jahre Aushilfsunterlehrer in Schlappenz und machte 1884 seine Lehrbefähigung in Prag. Als geborener Sprachinsler hatte er auch den Wunsch, in der Sprachinsel zu wirken. Er war Lehrer in Hochtann, Filemnik, Deutsch-Neuhof, Irschings (25 Jahre) und Pfauendorf (12 Jahre). Seinen Ruhestand verlebte er in Iglau (11 Jahre) und in Deutsch-Gießhübel bei Iglau (4 Jahre); jetzt weilt er in Oberberg-Stadt, Ringplatz 45. Josef Khun kannte also durch seine Lehr- und Gemeindetätigkeit unsere Sprachinsel und hatte ein feines Ohr für die Äußerungen des Volkstums und eine, wahrscheinlich dem Lehrer anhaftende Gabe, volkskundliche Werte zu erkennen und zu sammeln. So hat er etwa 400 Singweisen von Liedern festgehalten, von denen ein

Digitized by Google

Teil im „Iglauer Liederblatt" (von J. Göth und Walter Hensel, Drei-Tannen-Verlag) erschienen ist. Dr. A. Altrichter hat in sein Sagenbuch „Aus dem Schatzberg" (Sudentendeutscher Verlag F. Kraus, Reichenberg) allein 48 Sagen von Josef Khun als Gewährsmann aufgenommen. Was sich an Mundart, Spruch, volkstümlichen Redeweisen, Brauchtum im Laufe des Jahres u. dgl. im Bauernjahr begab, das hat er genau aufgezeichnet und festgehalten. Er war der getreue Sammler und Erhalter so mancher Volks-, bzw. Sprachinselgüter, die ohne seine eingreifende Hand heute nicht mehr feststellbar wären. Dafür sagt ihm die Iglauer Sprachinsel herzlichen Dank und wünscht ihm, der schon so manchen bittern Kelch des Lebens trinken mußte, es möge sein Lebensabend noch in schöner Harmonie verlaufen.

Iglau. Ignaz Göth.

Deutsche und spanische Volksliedmotive

Beim Lesen spanischer Volkslieder fiel mir oft die große Ähnlichkeit der Motive auf, die mit unseren deutschen Volksliedern besteht. Die Bauern der nordspanischen Landschaft Galicien singen Vierzeiler, die sowohl in der Form wie auch im Inhalt und vielfach auch in der Absicht an die des Böhmerwaldes oder Südmährens gemahnen. Man nennt diese Liedchen Foliadas[1]) und begleitet ihren Vortrag gern mit dem Dudelsack.

Es sei als Probe und Beweis ein solches Gesätz in der galicianischen Mundart hierhergesetzt:[2])

Os cregos e os taberneiros
Teñen moito parecido;
Os cregos bautizan nenos,
E os taberneiros o viño.

Die Übersetzung dieser Zeilen ergibt: Die Geistlichen und die Wirte haben viele Ähnlichkeit; die Geistlichen taufen Kinder und die Wirte den Wein. Man vergleiche damit die Strophen aus dem mir in der Schönhengster Fassung geläufigen Liedes über die Handwerker „Was alle machen":

Wie machen's denn die Pfarrer?
Die Pfarrer machen's so:
Vormittag tun s' Kinder taufen,
Nachmittag tun s' fressen und saufen.

Wie machen's denn die Wirten?
Die Wirten machen's so:
Denken, im Keller brennt der Wein,
Schütten schnell a Wasser nein.

---

[1]) Das Wort gehört zu span. fol = Luftsack des Dudelsacks und follar = mit dem Blasebalg blasen; fuelle = der Blasebalg.

[2]) Nach Fr. Christiansen, Das spanische Volk, S. 308.

Digitized by Google

Die völlige Gleichheit der Hauptmotive ist in die Augen springend: dazu kommt noch, daß auch die satirische Absicht, wenigstens bezüglich des Wirtsmotives, dieselbe ist. Ich führe dieses Beispiel für manches andere, das sich hierherstellen ließe, an; die vergleichende Volkskunde könnte hier vielleicht eine dankenswerte Arbeit leisten.

Olmütz. Dr. Richard Zimprich.

Zur Singweise des Horst-Wessel-Liedes. In Ergänzung des Beitrages auf S. 78 des laufenden Jahrganges sei noch ein Lied mitgeteilt, das ebenfalls zur gleichen Singweise gesungen wurde. Wie der Einsender, Professor Franz Jungbauer vom Bundesrealgymnasium in Wien XXI., mitteilt, kennt er das Lied schon seit mehr als 50 Jahren. Es wurde in seinem Heimatorte Neuthal im Böhmerwald und im angrenzenden Bayern vor allem von den Rekruten gesungen, wenn sie einrückten. Am häufigsten hörte man es beim Ausbruch des Weltkrieges.

1. So lebet wohl, wir müssen Abschied nehmen!
Die Kugel ist ins Flintenrohr gesteckt
Und unser allerschönstes junges Leben
Wird auf dem Schlachtfeld nun dahingestreckt.

2. Leb wohl, du Bruder und du, teure Schwester,
Und reichet mir zum letzten Mal die Hand!
Leb wohl, mein Vater und du, liebe Mutter,
Ich zieh' hinaus zum Kampf fürs Vaterland!

3. Auch du leb wohl, du teuerste Geliebte!
Wenn ich zu dir nicht wiederkehren soll,
So denke oft an unsere seligen Stunden.
Noch einen Kuß, dann ewig lebe wohl!

4. Die Trommel ruft, es naht die Trennungsstunde,
Ein letzter Blick, ein letzter Händedruck!
Lebt wohl, lebt wohl, wir müssen alle fort!
Wer weiß, wie bald eine Kugel uns durchbohrt?

Lied der Deutschen in Galizien (Verfasser der Sudetendeutsche A. A. Naaff). — Das Heimatlied der Deutschen in Galizien „So war es Gottes Rat und Schluß", das nach der Singweise von „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" gesungen wird, wurde im Jahre 1909 von dem Sudetendeutschen Anton August Naaff (geb. 1850 zu Weitentrebetitsch bei Podersam, gest. 1918 in Wien) auf Ersuchen des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien" verfaßt und zuerst veröffentlicht im Kalender des Bundes für 1910. Es fand vor dem Weltkriege keine Verbreitung, erst als Pfarrer Fritz Seefeldt, der Leiter der Volkshochschule in Dornfeld, seit 1921 das Lied durch die Volkshochschüler und Besucher der Jugendwochen singen ließ und in das Liederbuch der Volkshochschule aufnahm, wurde es rasch beliebt und bald zum Heimatlied aller Deutschen in Galizien. Näheres berichtet

Digitized by Google

Gottfried Fittbogen im Märzheft 1938 der „Deutschen Monatshefte in Polen", wozu noch nachzutragen wäre, daß A. A. Naaff sich auch als Sammler und guter Kenner der deutschen Volkslieder Böhmens große Verdienste erworben hat. Seine volkskundlichen Arbeiten sind in der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" (Prag 1913) und in der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen" (2. Auflage, Reichenberg 1931) verzeichnet.

Die Linde in Goldenkron (Zlatá Koruna). Herr Ludwig Quantz (Göttingen) macht in einer Zuschrift an die Schriftleitung aufmerksam, daß in dem Werk des Hans Carl von Carlowitz „Sylvicultura oeconomica, oder ... Anweisung zur Wilden Baum-Zucht etc." (Leipzig 1713) im XI. Kap. („Von wunderwürdigen Seltsamkeiten der Bäume") auf S. 417 folgende Mitteilung steht:

„§ 54. Ein Linden-Baum/ so bey dem Cistertienser-Kloster zur gölden Crone genannt und bey Budeweihs in Böhmen gelegen/ trägt Blätter, darauff Mönchs-Kappen gezeichnet. Die Ursach soll seyn/ weil Ziska die Mönche dieses Klosters einsmahls daran hencken lassen."

In den sonstigen Überlieferungen (vgl. Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, Jena, 1924, S. 159 f.), die gewöhnlich Balbins „Miscellanea historica regni Bohemiae" (I.—III. Prag 1679—1681) als Quelle benützen, heißt es, daß der Lindenbaum seit jener Zeit kleine, kapuzenförmige Blätter trägt.

Heimatkunde des Bezirkes Freudenthal. Innerhalb dieser vom Bezirkslehrerverein beschlossenen Heimatkunde war ein eigener Sagenband geplant, dessen Bearbeiter Lehrer Oswald Kaller in Einsiedel bei Würbenthal einen vorbildlichen „Fragebogen zur Sagensammlung" herausgegeben hat.

Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes. Dieser wurde zu Pfingsten 1938 auf Grund eines Vorschlages von G. Jungbauer dem eifrigen Erforscher der deutschen Sprachinseln des Ostens Prof. Dr. Franz J. Beranek aus Lundenburg verliehen.

Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut? Unter dieser Überschrift ist in der „Schriftenreihe des staatlichen Instituts für Deutsche Musikforschung" in Berlin (3. Band, Leipzig 1938) eine gründliche Untersuchung von Dr. Victor Junk erschienen, der nachweist, daß diese merkwürdige Tanzübung ihren Kern- und Ausgangspunkt in der Oberpfalz hat, von wo sie durch bayerische Siedler auch nach Böhmen verpflanzt worden ist.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Als weitere Einläufe sind zu verzeichnen:

51. Rumburger Zeitung vom 30. Jänner 1938: Sagen über Pumphut und Raschauer, die zwei Erzschelme des nordböhmischen Niederlandes.

52. Wenzel Schwehla, Polletitz bei Kalsching: Mehrere Sagen.

53. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: Zahlreiche Sagen aus Nordwestböhmen, aus der Pardubitzer Sprachinsel, aus Südmähren und aus der Slowakei.

Digitized by Google

Nachträge. Bamschabel. Zu diesem Wort verweist JUC. Helmut Slapnička (Brüx) auf Josef Blumer, Sammlung mundartlicher Wörter und Redensarten der nordwestböhmischen Mundart, besonders von Brüx und Umgebung (Beiträge zur Heimatforschung Nordwestböhmens, 2. Bd., Komotau 1929), S. 77:

bämschāwl, eig. ein Strohbund, der um den jungen Obstbaum gelegt wird, damit die Hasen im Winter nicht die Rinde benagen, übertr. ein alberner Mensch.

Schaub, schāb m. Bund Stroh ..., gewöhnlich Verkleinerung schāwl s. Bündel Stroh zum Decken des Daches: schāwldoch; oft schindln und schāwln stabreimend verbunden.

Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

361. Neue Bezeichnungen für Häuser kennt man auch in Elbogen, z. B. Hakenkreuzvilla, Villa „Völkerbund". In Chodau hatte früher ein Gasthaus, weil darin Veranstaltungen verschiedener politischer Art stattfanden, den Namen „Völkerbund". In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch Lord Runciman volkstümliche Umdeutungen seines Namens erfuhr. Er wurde in „Runzelmann" geändert und später in „Rumziehmann", weil man den Lord angeblich überall „rumzieht". (R. Baumann, Chodau.)

387. Von einem ähnlichen Zwingzauber berichtet eine Sage, die Anton Wesserle (Deutsch-Proben) von seinem Elternhaus, einer Mühle, übermittelt:

Einmal kam in die Mühle ein Fremder und suchte Herberge. Die Müllerin, die allein daheim war, wies ihn ab. Kaum war der Fremde weg, kam vom Mühlstein anstatt Mehl lauter Pferdemist. In diesem Augenblick kehrte der Müller heim. Schnell nahm er ein Beil, schlug es in die Türschwelle und hieb mit einem groben Besen auf das Beil los. Bald darauf trat der Fremde, am Leibe und im Gesicht ganz zerkratzt, in die Stube und bat den Müller, er möge doch schon aufhören mit dem Schlagen, denn jeder Hieb treffe ihn selbst.

389. Das Trinken von Harn geschieht zuweilen auf nüchternen verdorbenen Magen. Mit Harn wäscht man sich ferner den wehen Kopf, endlich mischt man Harn in den Anstrich der jungen Bäumchen. (A. Wesserle.)

400. Mehrere überdachte Holzbrücken gibt es in Vorarlberg. (R. Baumann, der zugleich zwei Lichtbilder der Brücken bei Dornbirn und Bezau übersandte.)

434. Die Mutter eines verstorbenen Kindes soll vor Johanni keine Erdbeeren oder Kirschen essen, weil sonst das Kindlein im Himmel keine bekommt. (A. Wesserle.)

455. Neben dem hl. Antonius gilt hier auch der hl. Andreas als besonderer Fürsprecher in Liebesangelegenheiten. Mädchen, die einen Mann

Digitized by Google

haben wollen, sollen fleißig zu ihm beten. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau, Nordmähren.)

462. In meiner Kindheit war in Neusattl bei Elbogen folgende Vaterunserparodie üblich:

Vater unser, der du bist,
ich wäiß scho(n), wea da Niglas is:
Da Niglas is a ålta Mäa(n),
håut 99 Stiesl åa(n).

In Elbogen kannten die Kinder vor elf Jahren das nachstehende Spottgebet:

Vater unser, Doppelknochn,
bet i scho(n) die gånza Wochn,
kinnt scho(n) bål da Sunnta hea,
ho kåa Stückl Bråut nuch gsea (gesehen).

Das neue österreichische Vaterunser hat hier folgenden Wortlaut:

„Im Namen Dollfuß des Vaters, Schuschniggs des Sohnes und Starhembergs des Hl. Geistes. Amen. Vater Dollfuß, der Du bist so winzig klein, verhöhnt wird Dein Name, verschone uns mit Deinem Reiche, Dein Wille geschehe vielleicht im Himmel, aber nicht auf Erden. Gib uns wieder Deine täglichen Notverordnungen und vergib uns, daß wir sie nicht befolgen; stürze uns nicht in neue Schulden, denn wir können die alten nicht bezahlen! Führe uns nicht ins Unglück, sondern erlöse uns von dem Übel! Amen.

Gegrüßet seist Du, Starhemberg, voll des Wahnsinns, das Volk ist mit Dir, Du bist vermaledeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Wahnsinns. Heiliger Kurt Schuschnigg, Vater der Heimwehr, bitte für uns armen Lämmer, die wir so blöd waren, Deinem Ruf zu folgen, jetzt und in der Stunde, wo Du gehängt wirst. Amen."

(R. Baumann, Chodau.)

Hier gibt es ein Vieh-Vaterunser, das mir aber niemand vorsprechen will. (A. Wesserle.) Vor dem 1. Oktober 1938 sagte man hier oft, die Stelle im Vaterunser „... und erlöse uns von allem Übel" dürfe nicht mehr gebetet werden. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.)

463. In der Sterbematrik vom Jahre 1683 der Pfarrkirche Bergstadt steht bei einem Namen auch die Bezeichnung Seelmann. (J. Thöndel.)

464. In Beneschhau bei Deutsch-Proben gibt es ebenfalls einen Heimwehbrunnen. (A. Wesserle.) J. Thöndel verweist auf die in Nordmähren bekannte Redensart: „Wer Spreewasser getrunken hat, muß immer wieder nach Deutschland zurückkehren."

465. Auch hier gilt der Glaube und Brauch, daß man einen Knopf oder ein Geldstück, die man findet, anspucken und wegwerfen soll, wenn man vom Unglück verschont bleiben will. (A. Wesserle.) Altes Eisen soll

Digitized by Google

man nicht aufheben, eingedenk des Spruches: „Altes Eisen, neue Liebe; wer 's aufhebt, dem geht's trübe." (F. J. Langer.)

467. Nach hiesigem Volksglauben soll die Sonne am Samstag so lange scheinen, bis die Mutter Gottes die Windeln getrocknet hat. (A. Wesserle.)

468. Verstorbene Wöchnerinnen werden in der Brauthaube mit Nadel, Zwirn und Fingerhut beerdigt. Nach der Volksmeinung werden sie alle selig. (A. Wesserle.)

470. Das Tragen von Ohrringen geschah zur Verhütung von Augenkrankheiten. Es kommt ab, weil man nicht mehr an die Wirkung glaubt. (J. Thöndel.) Man trug goldene Ohrringe gegen Augenleiden, weil früher die Meinung bestand, daß das Gold dem Körper die Giftstoffe entziehe. Mit der fortschreitenden Volksaufklärung wurde diesem Glauben der Boden entzogen. (F. J. Langer.)*)

Schrifttum

Dr. Wilhelm Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

Mit den Lieferungen 31/32 (Band II, Heft 10/11: Müller-Blattau, Musik und Musikgeräte; Lehmann, Der Tanz; Mackensen, Das deutsche Volksmärchen; Zaunert, Sage und Legende; Götting, Das Volkslied), 33 (Band II, Heft 12: Götting, Das Volkslied; Müller-Blattau, Das deutsche Volkslied in musikalischer Beziehung), 34, 35 und 36 (Band II, Heft 13, 14, 15: Klapper, Sprüche, Reime, Rätsel; Wrede, Inschriften; Peßler, Volkshumor und Volkswitz; Niessen, Volksschauspiel und Puppenspiel; Inhaltsverzeichnis des II. Bandes) und 37 (Band III, Heft 12: Bach, Deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung; Inhaltsverzeichnis des III. Bandes und Namen- und Sachregister für alle drei Bände) liegt dieses gewaltige Handbuch abgeschlossen vor. Wenn auch die einzelnen Beiträge ungleichmäßig sind, so ist doch das Gesamtwerk eine großartige Leistung, für die man W. Peßler dankbar sein muß. Wer sich mit dem Stoff der deutschen Volkskunde vertraut machen will, findet hier alles Wissenswerte zusammengetragen und durch die ausführlichen Schrifttumsangaben den Weg für ein tieferes Eindringen in die einzelnen Teilgebiete gewiesen. Allen Beiträgen sind sorgfältig ausgewählte und gut wiedergegebene Abbildungen eingefügt, wodurch das Werk an Anschaulichkeit und Wert bedeutend gewinnt.

Adolf Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 9./11. Lieferung, Schlußlieferung des ganzen Werkes (65 Karten). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938. Preis 15 Mark.

Dieser Kartenband ist besonders lehrreich. Es seien namentlich folgende Karten hervorgehoben: Die germanischen Funde; Ausbreitung verschiedener Kulturkreise in der Jungsteinzeit; Die Römerstraßen Süddeutschlands; Die historischen Siedlungsschichten nach den Ortsnamen; Der Stand der Ortsnamenforschung in Bayern; Die keltischen und germanischen Völkerschaften; Römisch-germanische Kontinuität in Südostbayern; Die vier Perioden der germanischen Völkerzüge in Europa; Die Völkerschafts-Ortsnamen; Der Landesausbau in der Ostmark; Die deutschen Hausformen; Rassen und Kulturformen in Deutschland; Mundarten und Kulturräume Deutschlands; Die Erinnerungszeichen (Steine, Kreuze, Bildstöcke,

*) Von neuen „Umfragen" wird einstweilen abgesehen.

Digitized by Google

Marterln) Deutschlands; Verbreitungsgebiet des feurigen Hausdrachens (sie deckt sich gegen Westen mit der alten Slawengrenze); Der ostgermanisch-illyrische Raum; Deutsche Kultur im Osten Europas.

Lily Weiser-Aall, Volkskunde und Psychologie. Eine Einführung. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1937. 132 S. Preis kart. 5 Mark 20.

Wie die Verfasserin anführt, ist Aufgabe des Buches, „Studierenden und Volkskundeforschern die Fragen nahezubringen, die aus der Tatsache, daß die Volkskunde auch eine psychologische Wissenschaft ist, erwachsen". Diese wichtige Aufgabe wird aber durch die einseitige Einstellung des Buches, das sich vornehmlich an E. R. Jaensch anschließt, nur zum Teil erfüllt. Die Eidetik in Ehren, aber in der Volkskunde spielen eidetische Erscheinungen denn doch nur eine sehr geringe Rolle. Eine Arbeit „Volkssage und Anschauungsbild" würde greifbarere Ergebnisse zeitigen als dieser Versuch, die gesamte Volkskunde mit einer neuen Richtung der Psychologie in Verbindung zu bringen.

Deutsches Volkstum. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938.

1. Band: Otto Lehmann, Volkskunst und Volkstracht. Mit 10 farbigen und 40 einfarbigen Tafeln. VIII, 120 S. Preis geb. 7 Mark 20.

2. Band: Will-Erich Peuckert, Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Mit 22 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. VIII, 215 S. Preis geb. 6 Mark 20.

3. Band: Hans Moser, Volksschauspiel; Raimund Zoder, Volkstanz. Mit 24 Tafeln. VIII, 184 S. Preis geb. 6 Mark 20.

Mit den bereits früher erschienenen Bänden 4—6 (Glaube und Aberglaube; Sitte und Brauch; Siedlung und Haus) liegt nun diese Reihe, an der die besten Fachleute mitgearbeitet haben, abgeschlossen vor. Lehmann gliedert seinen Stoff in die Abschnitte „Volkskunst und Volkstracht als Funktion des Volkslebens", „Volkskunst und Volkstracht im Volkstum der deutschen Stämme" und „Ergebnisse"; er beschränkt seine Untersuchung auf das frühere deutsche Staatsgebiet. Hoffentlich werden bei einer Neuauflage des Werkes auch die zehn Millionen Österreicher und Sudetendeutschen — für diese bilden die Veröffentlichungen J. Hanikas eine ausgiebige Quelle — berücksichtigt. Viel Anregung bietet Peuckert mit seiner gründlichen, das einschlägige, sehr umfangreiche Schrifttum nahezu erschöpfend heranziehenden Untersuchung der Volkserzählungen und des Rätsels. Viel Neues bringen endlich die aufschlußreichen Arbeiten von Moser über das Volksschauspiel und von Zoder über den Volkstanz.

Deutsche Volkskunst. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar. Preis eines jeden Bandes in Pappe 4 Mark, in Leinen 4 Mark 80.

XI. Band: Fritz Adler, Pommern. Mit 214 Bildern.

XII. Band: Theodor Zink, Die Pfalz. Mit 231 Abbildungen.

XIII. Band: H. E. Busse, Baden. Mit 198 Bildern.

1. Ergänzungsband: Ernst Polaczek, Elsaß. Mit 200 Bildern.

Wie die früher erschienenen 10 Bände zeichnen sich auch diese durch die klare und übersichtliche Darstellung und das trefflich ausgewählte Bildwerk aus. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die stets von der Eigenart der Landschaft und ihrer Bevölkerung ausgehen, bilden wichtige Bausteine für eine deutsche Stammes- und Landeskunde.

Digitized by Google

Ernst Königer, Kunst in Oberschlesien. 85 Textseiten und 96 Bildseiten mit 153 Abbildungen. Verlag Priebatsch's Buchhandlung, Breslau 1938. Preis kart. 2 Mark 70, geb. 4 Mark 20.

Aufgabe des Buches ist, wie Dagobert Frey im Vorwort betont, „ein Gesamtbild der Kunst Oberschlesiens zu geben, sie einerseits als eine landschaftliche Einheit zu erfassen, andererseits ihre Verbindung mit dem übrigen Schlesien, den Sudetenländern und darüber hinaus mit der allgemeinen deutschen Kunstentwicklung aufzuzeigen". Die Abbildungen, zum größten Teil Neuaufnahmen von Paul Poklekowski, werden in den „Anmerkungen" (S. 56—81) genau beschrieben.

Hugo Scholz, Über die deutsche Volkskunst. Wächter Verlag, Teplitz-Schönau (1938). 16 Textseiten und 22 Bildseiten.

Diese Mahnschrift des sudetendeutschen Dichters zur Pflege der Volkskunst verdient Beachtung und Verbreitung. Mit Recht sagt der Verfasser: „Die Volkskunst verbindet untereinander und gibt die Grundlage für die Volksgemeinschaft. Aus der Liebe für die Volkskunst wächst die Liebe zum Volkstum."

Otto Huth, Der Lichterbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch. In: Deutsches Ahnenerbe, 2. Abteilung: Fachwissenschaftliche Untersuchungen Nr. 9. Widukind-Verlag (A. Voß), Berlin-Lichterfelde 1938. 84 S. (36 Abbildungen.)

Die gedankenreiche Untersuchung wendet sich vor allem gegen die Ansicht Lauffers, für den das pflanzliche Wintergrün und das Licht Abwehrmittel gegen die bösen Geister der Zwölften, der Weihnachts- wie der Neujahrstage, sind. Nach Lauffer ist die Volkssitte „in der weihnachtlichen Verwendung des volkstümlichen Gespensterschutzes zweierlei nicht ganz gleiche Wege gegangen. Da, wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging, führte sie zum Weihnachtskreis, dann zum Schmuckbaum und endlich zum Lichterbaum. Im Osten und im Norden aber knüpft die Formgestaltung zunächst an den Gebrauch des Lichtes, und sie führt demnach zum Weihnachtsleuchter, zur Lichterkrone und endlich zur — mehr oder minder mit Grünzweigen geschmückten — Lichterpyramide". Demgegenüber weist Huth nach, daß bei diesem Brauch von einer „Dämonenabwehr" keine Rede sein kann, und gelangt nach einem Überblick der in Betracht kommenden Bräuche anderer Völker zu dem Schluß, „das Vorkommen lichtergeschmückter Räume in den Festfeiern anderer indogermanischer Völker mache es wahrscheinlich, daß der Lichterbaum bereits dem germanischen Kult zuzusprechen ist und bis in die urindogermanische Zeit zurückreicht."

Bei dieser Gelegenheit sei auf die von großer Belesenheit zeugende Schrift von Otto Huth „Janus. Ein Beitrag zur altrömischen Religionsgeschichte" (Verlag Ludwig Röhrscheid, Bonn 1932) verwiesen, wo u. a. der enge Zusammenhang zwischen dem altrömischen Neujahrsfest und dem germanischen Wintersonnenwendefest dargelegt wird.

Friedrich Cornelius, Abriß der Germanischen Götterlehre nebst Grundzügen der griechischen Mythologie. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1938. 69 S. Preis kart. 1 Mark 50.

Dieses 10. Heft der Reihe „Schaeffers Abriß aus Kultur und Geschichte" gibt ein sehr übersichtliches Bild der germanischen Götterwelt. Es ist vor allem für Schulzwecke gut geeignet. Nur sollte hie und da noch mehr Vorsicht geübt und nur das, was einwandfrei nachgewiesen ist, vorgelegt werden. Der Verfasser möge z. B. im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nachlesen, was dort über die von ihm unter die „Hauptgöttinnen" eingereihte Ostara steht.

Studien zur religiösen Volkskunde. Heft 6: Otto Clemen, Luther und die Volksfrömmigkeit seiner Zeit. 40 S. — Heft 7:

Digitized by Google

Albrecht Jobst, Sammlung kirchlicher Sitte. 56 S. Verlag C. L. Ungelenk, Dresden und Leipzig 1938. Preis eines jeden Heftes kart. 1 Mark 20.

Das erste Heft beleuchtet Luthers Verhältnis zur Volksfrömmigkeit seiner Zeit von vier Seiten her, von seiner Stellung zur Marien- und Heiligenverehrung und zum Aberglauben und von seiner Naturverbundenheit her. Das zweite Heft gibt eine Übersicht über die kirchliche Sitte im Laufe des Kirchenjahres, im Kreislauf des Menschenlebens und im häuslichen Leben, wobei alle Angaben über die Orte, wo die Bräuche geübt werden, fehlen und alle Erklärungen und Deutungen unterlassen werden. Für wissenschaftliche Zwecke ist daher diese Zusammenstellung unbrauchbar. — Hier sei bemerkt, daß die an den „Studien zur religiösen Volkskunde" beteiligten Kreise seit Oktober 1938 „Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für religiöse Volkskunde" herausgeben.

Hans Retzlaff, Bauernhochzeit im Elsaß. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1937. 20 S., 28 Bilder auf 14 Tafeln und 5 Abbildungen im Text.

Das vorbildliche Heft mit den ausgezeichneten Lichtbildaufnahmen, die zugleich die Volkstracht veranschaulichen, verdient in allen deutschen Landschaften Verbreitung und Nachahmung.

Theodor Kröger, Durch blumige Wiesen. Mit 26 Abbildungen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1938. 45 S. Preis geh. 68 Pfennig.

In diesem 3. Heft der Sammlung „Deutsche Scholle" wird ein Überblick über die Blumen gegeben, die vom Frühling bis Winter auf unseren Wiesen zu finden sind. Richtigzustellen ist die Behauptung, daß der Name Bibernell von bibere = trinken komme. Die richtige Erklärung brachte Florian Hintner auf S. 56 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift.

Ignaz Göth, Der Iglauer Berghäuerzug. Verlag L. Kullil, Olmütz 1938. 12 S. und 14 Bildtafeln. Preis 12 Kč 50.

Als 10. Band der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern erschienen, ist diese neue Darstellung des Iglauer Brauches vor allem wegen der prächtigen Lichtbilder zu rühmen.

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. II. Band, 2. Lieferung. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1938. 96 S. (S. 97—192 des ganzen Bandes.) Preis 25 Kč.

Dieser Lieferung dürfte in Kürze die 3. folgen, womit die volkstümlichen Lieder abschließen. Es ist Aussicht, daß auch die weiteren Lieferungen des II. Bandes (über 3000 Vierzeiler) erscheinen werden.

Gustav Jungbauer und Herbert Horntrich, Die Volkslieder der Sudetendeutschen. Roland Verlag Trausel & Co., Reichenberg; Bärenreiter-Verlag Kassel. Preis jeder Lieferung, jede zu 96 Seiten, 52 Kč oder 5 Mark.

Von dieser großen Ausgabe sind bisher drei Lieferungen (Lied Nr. 1—107; 108—199; 200—256) erschienen, die 4. Lieferung, mit der der 1. Halbband abschließt, wird zur Jahreswende vorliegen.

Willy Krogmann, Der Name der Germanen. Mit einer Abbildung. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Seestadt Wismar, 1933. 112 S. Preis geh. 6 Mark.

Der Verfasser geht bei seiner Arbeit gründlich vor, indem er erst nach eingehender Überprüfung der geschichtlichen Zeugnisse und des sprachlichen Befundes die Deutung des Namens vornimmt, der unleugbar germanischer Herkunft ist

Digitized by Google

und mit seiner Bedeutung „die Hervorragenden" als rühmende Selbstbezeichnung aufzufassen ist.

Herbert Weinelt, Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Mit 37 Karten. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1938. 212 S. Preis 135 Kč.

Dieses 2. Heft der im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag von Ernst Schwarz herausgegebenen „Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern" stellt sich wieder als musterhafte Leistung dar. Hie und da wäre noch eine genaue volkskundliche Unterbauung und sachliche Kennzeichnung der sprachlich untersuchten Gegenstände zu wünschen.

Albert Zirkler, Volksbuch sudetendeutscher Mundartdichtung. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1938. 100 S. Preis geh. 1 Mark 80, geb. 3 Mark.

Nun liegt auch dieser 3. Band des „Hausbuches sächsischer Mundartdichtung" vor, für den die Sudetendeutschen dem Verfasser besonders dankbar sein müssen. Denn er hat mit einem bewundernswerten Fleiß und mit warmer Anteilnahme den nicht immer leicht erreichbaren Stoff gesammelt und daraus eine gediegene Auswahl geboten. Das Buch bringt Proben aus dem Jeschken-Isergau (J. Vatter, A. Wildner, E. Weber, J. Benneschl, A. Scholz), aus dem Niederland und dem angrenzenden Nordböhmen (W. Ernst, J. Schwaab, F. Tieze, F. Schinkel, H. R. Kreibich, J. Kosek, J. Stibitz, J. Kern, J. Stolle, M. Kunert, G. Laube), aus dem Erzgebirge und Vorland (A. Günther, H. Soph, R. Illing, J. Salzer, M. Tandler, F. Klinger, A. Scheiter), aus dem Egerland (J. J. Lorenz, J. Hofmann, R. J. Siegl, A. Wolf, R. Sabathil, A. Horner, O. Zerlik) und schließlich Singweisen zu Liedern von H. R. Kreibich, M. Tandler, A. Günther, H. Nürnberger und A. Horner. Sehr willkommen für die mundartliche und volkskundliche Forschung sind die verläßlichen biographischen und bibliographischen Angaben der „Einführung" und der Schlußseiten.

Adalbert Schmidt, Die sudetendeutsche Dichtung der Gegenwart. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1938. 165 S. Preis 28 Kč 85.

Das Buch bietet eine gute Übersicht über die gegenwärtige Dichtung der Sudetendeutschen. In der Beurteilung und Kennzeichnung der einzelnen Dichter und ihrer Werke wird fast immer der Nagel auf den Kopf getroffen. Zu bedauern ist nur, daß dem Verfasser das volkskundliche Schrifttum der Sudetendeutschen und damit auch der Reichtum ihrer Volksdichtung unbekannt sind. Auch im Volke gibt es schöpferische Kräfte und Dichtungen, die weit mehr bedeuten als etwa die unreife Lyrik irgendeines Anfängers. Und die auf S. 144 nicht genannten „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" haben zu mindestens gleiche Bedeutung und gleichen Wert für das sudetendeutsche Volkstum wie andere ebenda angeführte Sammelreihen. Unter den Mundartdichtern des Egerlandes fehlt der gediegenste — Max Horner. Auch sonst hat man den Eindruck, daß das Buch schnell geschrieben wurde und daher dort oberflächlich ist, wo dem Verfasser die nötigen Sach- und Fachkenntnisse fehlen.

Rudolf Jahn, Konrad Henlein. Leben und Werk des Turnführers. Mit 9 Bildern. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1938. 187 S. Preis kart. 2 Mark 30, in Leinen geb. 3 Mark 50.

Mit diesem fesselnd geschriebenen Werk, das die Jugend, die Erlebnisse an der italienischen Front und vor allem die Leistung Henleins als Turnführer schildert, hat das deutsche Volk und namentlich die deutsche Jugend ein Erziehungsbuch erhalten, das immer wieder gelesen werden soll und damit auch seiner dauernden Wirkung sicher ist. Denn im Leben Henleins spricht sich selbst der Grundsatz aus, den der sudetendeutsche Führer in die Worte gefaßt hat: „Das Leben des Einzelnen

Digitized by Google

mit seinen Opfern und Leiden, mit Leistung und Einsatz als Dienst für sein Volk zu begreifen und zu gestalten, ist der letzte Sinn aller Erziehung."

Hubert Nerad, Wer waß en, obs wohr is. Geschichten in Iglauer Mundart. Verlag der Buchdruckerei Th. Illing, Iglau 1938. 110 S.

Diese ernsten und lustigen Geschichten und zuweilen sehr derben Schwänke sind mitten aus dem Volke gegriffen und in unverfälschter Mundart niedergeschrieben. Anton Altrichter, der Landsmann des Verfassers, kennzeichnet sie kurz in der „Einleitung". Diese Sammlung kommt zur rechten Zeit. Denn gerade heute, wo die Deutschen der Iglauer Sprachinsel schwere Tage mitmachen und um ihre Zukunft bangen, beweist dieses Erzählgut, daß sie ein kerniges Volkstum besitzen und daher dem Deutschtum auch unter den schwierigsten Umständen nicht verlorengehen werden.

Josef Pfitzner, Volkstumsschutz und nationale Bewegung. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1938. 52 S. Preis 9 Kč 90.

Von den hier vereinigten Aufsätzen sind drei (Sudetendeutsche Schutzvereinsarbeit und nationale Bewegung; Der erste nationale Schutzverein der Sudetendeutschen; Sudetendeutsche Volkshilfe und nationale Bewegung) schon früher an anderen Stellen erschienen, erstmals veröffentlicht werden der vierte und fünfte Aufsatz (Volkstumsschutz und Politik; Volkstumsschutzverbände und Erforschung ihrer Geschichte).

Bundesarbeit im Gau Prag. Jahresbericht für 1936. 77 S. Preis 5 Kč. Jahresbericht für 1937/38. 95 S. Preis 10 Kč. Verlag: Bundesbezirk Prag des Bundes der Deutschen.

Der erste Bericht enthält unter andern Beiträgen die lesenswerte Untersuchung „Prags Bevölkerung in der Statistik" von Ernst Winkler, der zweite Bericht bringt eine „Geschichte des Deutschen Hauses in Prag" von Alfred v. Klement, die auch als Sonderdruck bei J. G. Calve erschienen ist, ferner einen Aufsatz „Der Bundesgau Prag in der Statistik" von A. F. Lantzberg.

Kurt Wessely, Pangermanismus. Geschichte und Widerlegung eines Schlagwortes. Zeitgeschichte-Verlag Ernst Seidl, Auslieferung durch den NS-Gauverlag, Linz a. d. D. 120 S.

Dieses den geschichtlichen Irrtum der Tschechoslowakei aufklärende Werk hat unerwartet schnell seine Bestätigung durch den 1. Oktober 1938 gefunden. Gerade deswegen verdient es auch heute noch überall aufmerksame Beachtung.

Heinrich von Srbik, Mitteleuropa. Das Problem und die Versuche seiner Lösung in der deutschen Geschichte. 2. Auflage. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1938. 42 S. Preis geh. 1 Mark 50.

Die Gedanken dieser weitblickenden Abhandlung sind so richtig und treffend, daß es genügt, die Sätze des nach der Eingliederung Österreichs geschriebenen Nachwortes anzuführen: „Es ist, als ob nun die Jahrhunderte deutscher Geschichte, in denen sich wechselnde Lebensformen des deutschen Volkes aneinanderreihten und in denen Mitteleuropa in sich wandelnder Gestalt ein Lebensproblem dieses Volkes und seiner Anrainer im Osten war, zu einem ersten großen Akkord der Vollendung gekommen wären. Mit dem Eintritt des deutschen Österreich in das Reich wird das erste Mitteleuropa, das Heilige Reich, wenngleich nicht in seiner räumlichen Gestalt, so doch in seinem grundsätzlichen Wesen als die Vereinigung der Gesamtheit des geschlossen siedelnden deutschen Volks wieder zur Wirklichkeit." Diese Worte gelten jetzt um so mehr, seit auch das Sudetenland in das Mutterreich heimgekehrt ist.

Digitized by Google

Johannes Döring, Sachsens Schicksal in der deutschen Geschichte. Mit 4 Karten im Text. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1938. 48 S. Preis geh. 95 Pfennig.

Wer Näheres über die Geschichte und Bedeutung Sachsens wissen will, greife zu dieser klaren Übersicht, bei der bloß die letzte Seite zu berichtigen ist. Denn heute ist Sachsen nicht mehr Grenzland gegen die Tschechoslowakei.

Paul Rohrbach, Abriß des Deutschtums im Ausland und in den Deutschen Kolonien. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1938. 73 S. Preis kart. 1 Mark 80.

Rohrbach, der ausgezeichnete Kenner des Auslanddeutschtums, hat mit diesem Abriß ein Hilfsbüchlein geliefert, in dem man sich leicht und schnell über die Geschichte und Lage des Deutschtums im Ausland, zu dem jetzt allerdings das Sudetendeutschtum nicht mehr gehört, unterrichten kann.

Johann von Leers, Europas Auswanderungsrückgang und seine Folgen. 9. Heft der Wirtschaftlich-Sozialen Weltfragen. Ferd. Enke Verlag Stuttgart, 1938. 79 S. Preis geh. 3 Mark.

Infolge des Geburtenrückganges in allen europäischen Ländern und aus anderen Gründen hat die Auswanderung nachgelassen, wenn man von der Abwanderung der Juden absieht, die auch in „demokratischen" Staaten gefördert wird. So sind die Überseeländer „Festungen ohne Nachschub" weißer Bevölkerung geworden und es ist daher die Frage einer vernünftigen Verteilung der Welt besonders vom Standpunkt der raumarmen und kinderreichen Kulturvölker zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. „Pflug und Wiege — diese beiden entscheiden über das Kommen und Gehen der Völker — es ist ein Gesetz der Erde, daß das Leben auch den Anspruch auf Raum erhebt. Die Völker mit den vielen Kindern in der Welt, die sich von der Ackerscholle nicht loslösen lassen und die Gottesgaben mit Achtung bis zum letzten Wert zu nutzen verstehen, erwerben schon dadurch einen Anspruch auf Lebensraum. Diesen Anspruch stellen wir Deutsche heute ..."

Robert Beck, Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel. Eine sozial-psychologische Untersuchung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1938. 76 S. Preis geh. 3 Mark 60.

In diesem 1. Heft der Schriftenreihe der Stadt der Auslandsdeutschen, herausgegeben in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut von Hans Joachim Beyer, wird die besonders für Grenz- und Sprachinseldeutsche lebenswichtige Frage des Volkstumswechsels behandelt. Leider ist die Sprache sehr stark mit unnötigen Fremdwörtern durchsetzt, was dem einfachen Mann das Lesen der Schrift erschwert oder auch ganz unmöglich macht.

Josef Schmidt, Die Deutschböhmen im Banate. Ein Heimatbuch zur Jahrhundertwende. Verlag der Deutschen Buchhandlung, Timisoara-Temeswar I., Piata Bratianu, 1938. 230 S.

Der Verfasser war von 1912 bis 1923 Pfarrer in der deutschböhmischen Siedlung Wolfsberg (Garana) und hat hier, wie auch in den drei anderen Siedlungen, Weidenthal (Brebul Nou), Alt-Sadova (Sadova-Veche) und Lindenfeld, engste Verbindung mit der Bevölkerung gehalten und den gesamten Stoff gesammelt, den er hier in den Abschnitten „Heimatgeschichte", „Heimat-Natur" und „Heimat-Volk" vorführt. Damit hat er die veraltete Schrift von P. Graßl, Geschichte der deutschböhmischen Ansiedlungen im Banat (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, 5. Band, 2. Heft, Prag 1904), nicht bloß ergänzt, sondern ersetzt und weit überboten. Besonders wertvoll sind die genauen Namens- und Herkunftsverzeichnisse der ersten Ansiedler, die aus dem oberen Böhmerwald, aus der Gegend von Neuern stammten. Der mit vielen Abbildungen versehene volkskundliche Teil bringt auch neun Volkstänze.

Digitized by Google

Johannes Künzig, Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat. Im Auftrag des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Baden, herausgegeben. Mit 2 Farbtafeln, 48 Vollbildern, zahlreichen Abbildungen im Text, 2 Ahnentafeln und einer Übersichtskarte. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Baden), 1937.

Dieses prächtig ausgestattete Buch, erschienen zu dem Fest der 200jährigen Ansiedlung alemannischer Bauern in Saderlach, hatte die besondere Aufgabe, das Zusammengehörigkeitsgefühl und Volksbewußtsein der deutschen Siedler zu stärken und die Beziehungen zum Mutterland herzustellen. Deshalb nimmt die Sippenkunde einen breiten Raum ein. Das Werk stellt eine Gemeinschaftsarbeit von Saderlacher und reichsdeutschen Mitarbeitern dar. Um die Saderlacher mit ihrer Urheimat bekannt zu machen, wurden auch Bilder und Schilderungen aus dem südlichen Schwarzwald aufgenommen. Die Siedler selbst werden dem Leser am meisten vertraut gemacht durch die von J. Künzig verfaßte „Kleine Saderlacher Volkskunde" (S. 187—218).

Hubert Schrade, Baum und Wald in Bildern deutscher Maler. Nr. 203 der Kleinen Bücherei. Verlag A. Langen (G. Müller), München 1937. 32 S. und 50 Bilder. Preis geb. 80 Pfennig.

In Wort und Bild macht uns das schmucke Bändchen mit der Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei bekannt, von der ältesten Darstellung, die sich in einer Münchener Handschrift der Carmina Burana (1. Drittel des 13. Jahrhunderts) befindet, angefangen bis zur „Praterlandschaft" (1850), von Ferdinand Waldmüller. Naturgemäß ist die Zeit der Romantik am reichsten an Walddarstellungen.

Käthe Harnisch, Deutsche Malererzählungen. Die Art des Sehens bei Heinse, Tieck, Hoffmann, Stifter und Keller. Band 179 der Neuen Deutschen Forschung (Band 13 der Abteilung: Neuere Deutsche Literaturgeschichte). Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1938. 108 S. und 12 Bildtafeln. Preis geh. 5 Mark 20.

Uns Sudetendeutsche fesselt in der vorzüglichen Untersuchung vor allem das über A. Stifter Gesagte. Mit ihm begann ja erst die Zeit, „die ihre Augen wieder zum Sehen brauchte". „Nur eine Zeit, die das Spiel des Lichts, die bewegte Form liebt, dabei aber zugleich ein fleißiges Auge hat und sich versenkt in die Betrachtung der kleinsten Dinge", konnte die Schönheit eines spätgotischen Schnitzaltares entdecken, wie dies der Malerdichter Stifter mit seinem feinen Kunstgefühl beim Kefermarkter Altar tat. Stifter trug wie viele seiner Zeitgenossen zwei Ausdrucksmöglichkeiten in sich: „den Blick für das Detail, für die abgegrenzte Form — und den Blick für das farbige Zusammenklingen der Dinge im Raum. Seine Landschaft ist Wirklichkeitslandschaft im Gegensatz zu der Phantasielandschaft der Romantik. Es geht ihm um Tiefraum, um Farbigkeit und Atmosphäre, nicht um den Umriß." Dabei legt er Wert auf die Farbe wie keiner vor ihm. „Der Regenbogen hat sieben Farben. Stifter kennt viel mehr. Er sieht Zwischenstufen, Schattierungen, helle und dunkle, matte und glänzende, stumpfe und leuchtende Töne. Man ahnt gar nicht, wieviel Worte für Farbbezeichnungen es gibt und wie viele Stifter findet. Die feinsten Unterschiede trifft er. Er setzt die Worte zusammen und schafft so eine reiche Farbenskala. Eindringlich und sinnlich wirken die ungewohnten Wortbildungen. Da gibt es Grünspangrün, Rankinggelb, Perlgrau. Besonders fein und überraschend sind die Farben in der „Mappe meines Urgroßvaters", wo der alte Hausrat, die alten Gewänder aus ihrem langen Schlaf herausgeholt werden. Da gibt es goldglänzende und schillernde Stoffe, veilchenblaue sind darunter, aschgraue, schwefelgelbe, kaffeebraune."

Karl Springenschmid, Tirol ist eins! 98 S. Preis geb. 2 Mark 20; Ulrich Sander, Horn im Nebel. 95 S. Preis geb. 2 Mark 20;

Digitized by Google

Hanns Rupp, Korporalschaft Kempf. 122 S. Preis geb. 2 Mark 50. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938.

In gefällig gebundenen Leinenbänden gibt der rührige Verlag eine neue „Geschenkreihe" heraus, von der diese ersten drei Stück vorliegen. Die Auswahl ist gut getroffen. Neben den eindrucksvollen Tiroler Erzählungen Springenschmids (mit Holzschnitten von E. Dombrowski), von denen einzelne in die Schullesebücher aufgenommen werden sollten, steht die im Norden Deutschlands am Meere spielende Novelle „Horn im Nebel", deren Schluß allerdings wenig befriedigt, und das mit 8 Bildern von der Front geschmückte „Kriegsbuch um Aisne und Winterberg", das von der Korporalschaft, die der alte Frontsoldat Kempf führt und zu der auch der Verfasser selbst gehört, erzählt und damit einen wahrheitsgetreuen Ausschnitt aus der Geschichte des 31. bayr. Inf.-Reg. liefert.

Karl Franz Leppa, Der letzte Frühling. 64 S. — Karl Theodor Weigel, Landschaft und Sinnbilder. 30 S. und 32 Bildtafeln. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938. Preis je 90 Pfennig.

Die beiden Bändchen bilden Nr. 25 und 26 der Volksdeutschen Reihe, haben aber miteinander nichts zu tun. Leppa bietet mit seiner feinsinnigen Erzählung ein durch und durch ausgeglichenes Kunstwerk, wie es nicht anders von einem Dichter zu erwarten ist, der bedachtsam schafft und nur Reifes veröffentlicht. Weigel macht in seinem Büchlein mit der Sinnbildforschung bekannt, die, soweit sie mehr auf Annahmen als auf bewiesenen Tatsachen beruht, von der ernsten Wissenschaft abgelehnt wird.

Karl Adolf Mayer, Einkehr in Paris. Roman. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938. 252 S. Preis in Leinen geb. 4 Mark 50.

Von K. A. Mayer (geb. 1889 in Mähr.-Rothwasser) liegt bereits ein in Frankreich spielender Roman „Das Jahr in Dijon" vor, die Geschichte einer Liebe zwischen einer Französin und einem sudetendeutschen Studenten. Hier ist nun der Stoff abgewandelt, indem an Stelle des Studenten der 45 Jahre alte Professor der Kunstgeschichte an der Grazer Universität tritt, der in Paris mit einer 25 Jahre jüngeren Französin ein kurzes Liebesglück erlebt, aber in treuem Gedenken an seine vor Jahren im Kindbett gestorbene, unendlich geliebte Frau verzichtet. Wichtiger als das seelische Erleben der beiden Hauptpersonen des Romanes, dessen schöne Sprache Genuß bereitet, sind die Abschnitte, die über die Kunst und über Kunstwerke, über Fragen der Politik, Religion u. a. handeln.

J. Cerha, Hinter den Mauern einer Kleinstadt. Verlag Adolf Drechsler, Troppau 1938. 112 S. Preis in Leinen geb. 24 Kč.

In diesen schlichten, dabei sehr offenherzigen Erinnerungen, deren Deutsch allerdings zu wünschen übrigläßt, berichtet die Verfasserin, wie sie sich aus ärmlichen und unerquicklichen Verhältnissen vom Dienstboten bis zur Postmeisterin emporarbeitete, wie sie Unglück in der Liebe und Ehe hatte und endlich auch ihren Dienst verlassen mußte. Die Kleinstadt selbst — es ist Littau in Nordmähren — wird mit ihren vorwiegend tschechischen Bewohnern anschaulich und zum Teil humorvoll geschildert.

Eduard Svarovsky, Führer durch das Böhmerwaldmuseum in Oberplan. Verlag des Vereines Böhmerwaldmuseum, Oberplan 1938. 45 S. Preis 3 Kč.

Eingehend werden die einzelnen Räume des Museums und die darin aufbewahrten Samlungen beschrieben. Das Hauptgewicht ist auf den Adalbert Stifter-Gedenkraum gelegt. Den Wert des Führers erhöhen 8 Vollbilder (1. Gesamtansicht von Oberplan. 2. Hans Schreiber. 3 .Hans Watzlik. 4.—6. A. Stifter. 7. Stifters Geburtshaus. 8. Das Stifter-Denkmal am Plöckenstein.)

Digitized by Google

Lev Starodubsky, Das Volkszählungswesen in der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken. Eine statistisch-methodologische Untersuchung. Verlag von Franz Deuticke, Wien 1938. 142 S. Preis gch. 3 Mark.

Die fleißige Arbeit, erschienen als Nr. 3 der Reihe C der Schriften des Instituts für Statistik in Wien, stützt sich auf die Volkszählung 1926, denn die vom 6. Januar 1937 wurde neun Monate später durch die Verfügung des Rates der Volkskommissäre vom 27. September 1937 für nichtig erklärt (Hauptgrund des Mißlingens war, daß man mit einer statistischen Erhebung eine politische Volksabstimmung verband, indem man von der Bevölkerung die Frage, ob sie für oder gegen den Glauben an Gott sei, beantworten ließ). Für das Programm und die Aufarbeitung der Volkszählung aus dem Jahre 1926 war, wie hier nachgewiesen wird, die deutsche Volkszählung aus dem Jahre 1925 das Muster. Daher waren gute Ergebnisse zu verzeichnen, obwohl auch allerlei Mängel und Fehler vorkamen, die sich zum nicht geringsten Teil daraus erklären, daß in Sowjetrußland der Statistiker von den politischen Stellen abhängig ist.

Theodor Hopfner, Das Sexualleben der Griechen und Römer von den Anfängen bis ins 6. Jahrhundert nach Christus. Auf Grund der literarischen Quellen, der Inschriften, der Papyri und der Gegenstände der bildenden Kunst systematisch-quellenmäßig dargestellt. 1. Band, 1. Hälfte. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1938. 457 S. Preis 180 Kč.

Dieser Teil des umfangreichen Werkes, das eine Frucht zwölfjähriger Arbeit ist, enthält: Physiologie, Biologie und Pathologie der männlichen und weiblichen primären und sekundären Sexualmerkmale. Die Entmannung. Sexuelle Zwischenstufen und Zwitter. Die Geschlechtsverwandlung. — Obwohl es sich hauptsächlich um das Geschlechtsleben der städtischen Kreise handelt und vornehmlich die Schriften und Aufzeichnungen von Ärzten und Personen aus der sogenannten Intelligenzschicht als Quellen in Betracht kamen, erfährt man doch auch vieles über den Volksglauben und die Volksmedizin der Masse, deren Geschlechtsleben — namentlich auf dem Lande — sicherlich einfacher und natürlicher war als in der Stadt und in den oberen Kreisen mit ihrer Entartung. Volkskundlich sind wertvoll die Namen der Umgangssprache (S. 100, 154), der Zauberspruch „gegen das Aufsteigen der Gebärmutter" (S. 146), der Impotenzzauber (S. 265) u. a. Im Märchen und in der Sage ist das Motiv der Geschlechtsverwandlung auch sonst zu finden (vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III. 752 ff.).

Kunst und Handwerk (Reichenberg). — Von dieser empfehlenswerten Monatsschrift sind ferner eingelaufen: das 2. Heft (mit den Beiträgen: Die Graphik auf der Sudetendeutschen Kunstausstellung 1937; Die Heldenkirche in Troppau; Unsere Friedhöfe müssen wieder Kulturstätten werden; Die Weihnachtskrippen im Reichenberger Heimatort; Unser Hausrat muß wieder Kulturmittel werden), das 3. Heft (Die Plastik auf der Sudetendeutschen Kunstausstellung 1937; Das Grabdenkmal des Grafen Leopold Schlick von Matthias Braun im Prager Veitsdom; Arbeiten der deutschen Staatsfachschule für Glasindustrie in Steinschönau; Plakatkunst) und das 4. Heft (Paul Gebauer in Zossen, der sudetendeutsche Malerbauer; Die Herz-Jesu-Kirche in Gablonz a. d. N., Wie sollen die Möbel in unseren Wohnungen sein; Der Teppich in Vergangenheit und Gegenwart).

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). — Mit dem 1. Heft des 47. Jahrganges (1938), Neue Folge, Band 9, zeichnen H. Harmjanz und G. Ipsen als Herausgeber und E. Röhr als Schriftleiter. In rascher Folge sind auch das 2. und 3. Heft des Jahrganges erschienen, aus dessen vielseitigem Inhalt folgende Beiträge besonders herausgehoben seien: H. Harmjanz, Polnische Volkskunde; G. Ipsen, Deutsche Altertumskunde (Jakob Grimm und sein Werk); E. Röhr, Das Schrifttum über den Atlas der deutschen Volkskunde bis zum Erscheinen der 1. Lie-

Digitized by Google

ferung; B. Schier, Der Bienenstand in Mitteleuropa; M. Rumpf, Das wohlgeordnete alte bäuerliche Leben.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). — Aus dem 4. Heft des 36. Bandes (1937/38): P. Geiger und R. Weiß, Erste Proben aus dem Atlas der schweizerischen Volkskunde (mit Karten).

Das deutsche Volkslied (Wien). — Aus dem Maiheft: K. Raubek, Josef Spandl, ein südmährischer Volksliedsammler (mit 4 Liedern); K. M. Klier, Lieder aus Südmähren (6 Lieder, übersandt von Dr. L. Wieder); Ein „Linksdeutscher" aus Südmähren; W. Max (Dürnholz in Südmähren), Offenes Abendsingen und Pfingstköniginsingen. — Aus dem Juniheft: K. Liebleitner, Liebesbrief (aus dem Museum in Budit). — Aus dem Septemberheft: K. M. Klier, Volkslieder aus dem Hörerkreis des Wiener Senders (darunter Lieder aus der Sprachinsel Deutsch-Brodek und aus Nennowitz bei Brünn).

Sudetendeutsche Monatshefte (Teplitz-Schönau). — Aus Heft 8: E. Teichmann, Karl Penka, ein sudetendeutscher Völker- und Rassenforscher; A. Markus, Simon Sechter, der große Kontrapunktist des Böhmerwaldes; K. F. Leppa, der erste Träger des Sudetendeutschen Schrifttumspreises. — Aus Heft 9: Dr. R. Zimprich, Volkskunde im Aufbruch.

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad). — Das 7. und 8. Heft bringen die Fortsetzungen der Abhandlung „Das bäuerliche Volkstum in Adalbert Stifters Erzählungen" von Hans Helpenstell (vgl. dazu unsere Zeitschrift, 7. Jahrgang, S. 135 f.).

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). — Aus dem 4. Heft des 10. Jahrganges (1937/38): S. Gottsmich, Adalbert Stifter und die Familienkunde; F. J. Umlauft, Stammtafeln in den Sammelmappen unserer Zentralstelle (darunter die Stammtafel Kolbenheyers, die mit dem um 1500 in Kesmark [Zips] geborenen Hans Kolbenheyer beginnt, und die Stammtafel des Joachimsthalers Johann Mathesius, die mit Eutychius Matz [Mathes] 1420 beginnt).

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). — Aus Heft 5/6: Kurt Baron Maydell, Die Siedlungsformen des Bezirkes Freudenthal; F. Götz, Das Odergebirgshaus. — Aus Heft 7/8: F. Kubitza, Burgengeographie Nordmährens und Sudetenschlesiens.

Unsere Muttersprache (Prag). — Aus Heft 4: J. Weyde, Die Kikerikisprache; H. Stolz, Deutscher Sprachunterricht mit deutschen Bezeichnungen. — Aus Heft 5/6: H. Stolz, „Vor Christus" und „vor Christi Geburt"; R. Baumann, Ein Versammlungsbericht; L. Zettl, 33 Fremdwörter in einem Leitaufsatz; J. Weyde, Rufzeichen oder Beistrich? — Mit diesem Doppelheft hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt.

Zum Abschluß!

Über das weitere Erscheinen der Zeitschrift wird in der Presse Näheres mitgeteilt werden. Einstweilen sagt der Herausgeber allen Mitarbeitern und Beziehern herzlichen Dank und hofft, daß sie auch weiterhin der volkskundlichen Forschung treu bleiben werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Kontrollpostamt: Praha 25.
Erscheint sechsmal im Jahre: Feber, April, Juni, August, Oktober, Dezember.
10. Dezember 1938.

Digitized by Google

10. Jahrgang 1937 1. Heft

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von

Dr. Gustav Jungbauer

Inhaltsverzeichnis:

Dr. Walter Wolf, Aberglauben im Werden. — Rudolf Hruschka, Graselsagen aus Südmähren. — Georg Tilscher, Hausmittel bei Krankheiten. — Dr. Fritz Koberg, Der walachische Schäfer. — Dr. Hans Englisch, Redensarten aus Nordmähren. — Primus Lessiak †.

Kleine Mitteilungen: Hans Watzlik, Altes Reimgebet. — Dr. Herbert Weinelt, Der Flurname „Kotzmannla" in Altvogelseifen, Schlesien. — Josef Wagner, Schwänke aus Georgswalde. — Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutschen Volkskunde. — Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. — Franz Fischer †. — Zur Wiederbelebung der Volkstracht. — Antworten. — Umfragen. — Schrifttum.

Jährlich 6 Hefte

Einzelpreis: 6 Kč. — Jahrespreis: 30 Kč.

Prag 1937

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Rand zu verwenden, **Tauschschriften**, **Besprechungsstücke**, **Bestellungen**, wie auch alle anderen **Zuschriften** sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám. 28.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Kč, für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1·60 S., für das übrige Ausland 1·40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Kč, für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

Deutsche Volksmedizin

von G. Jungbauer. Preis geb. 4 Mark 80.

Zu beziehen vom Verlage Walter de Gruyter & Co.
in Berlin W 10, Genthinerstraße 38.

Unsere Beihefte:

1. A. Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen. 1929. 48 S. Preis 8 Kč.
2. G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde. 1931. 196 S. Preis 12 Kč.
3. E. Hoyer, Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. 1935. 54 S. Preis 8 Kč.

Die Preise gelten nur bei unmittelbarem Bezug durch die Verwaltung der Zeitschrift. Im Buchhandel erhöht sich der Preis bei Nr. 1 und 3 auf je 12 Kč und bei Nr. 2 auf 18 Kč.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan

umfaßt 16 Ausstellungsräume, darunter einen besonderen Gedenkraum für **A. Stifter**, und überdies sehenswerte Parkanlagen.

Es wird erhalten vom Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan, den jeder gute Deutsche unterstützen soll. Der **Mitgliedsbeitrag** beträgt jährlich 10 Kč, ein **Hans-Watzlik-Baustein**, für den der Spender eine Ehrenkarte ausgestellt erhält, 50 Kč. **Gründer** und **Stifter** des Vereines zahlen einen einmaligen Beitrag auf Lebenszeit im Betrage von 1000 Kč, bzw. 500 Kč. Die Namen der Gründer und Stifter, wie auch der Zeichner von Hans-Watzlik-Bausteinen, sind auf besonderen Ehrentafeln im Böhmerwaldmuseum verzeichnet.

Digitized by Google

Preise der früheren Jahrgänge.

1. Jahrgang (1928). Das 6. Heft ist vergriffen. Es wird um 10 Kč von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Der ganze Jahrgang kann daher nur fallweise zum Preise von 35 Kč, gebunden 45 Kč, geliefert werden. Preis des 1.—5. Heftes 20 Kč.

2. Jahrgang (1929). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč, mit beigebundenem 1. Beiheft 43 Kč, 1. Beiheft allein 8 Kč.

3. Jahrgang (1930). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč.

4. Jahrgang (1931). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč, mit beigebundenem 2. Beiheft 47 Kč, 2. Beiheft allein 12 Kč.

5., 6. und 7. Jahrgang (1932, 1933 und 1934). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč.

8. Jahrgang (1935). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč, mit beigebundenem 3. Beiheft 43 Kč, 3. Beiheft allein 8 Kč.

9. Jahrgang (1936). Alle Hefte 25 Kč, in Halbleinen gebunden 35 Kč.

Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Das 2./3. Heft 1937 erscheint im Mai. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. April 1937.

Unsere Muttersprache

Zeitschrift der deutschen Sprachvereine in der Tschechoslowakischen Republik.

Jährlich 6 Hefte.

Jahrespreis bei freiem Bezug 18 Kč, für Mitglieder der Sprachvereine 12 Kč.

Schriftleitung: Prag XII., Thlovo nám. 28.

Verwaltung: Deutscher Kulturverband, Prag VII., Šimáčkova 16.

Deutsche Volkskunde

mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen

Von Dr. Gustav Jungbauer

Dieses Buch ist in der Sammlung der Handbücher für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei als 1. Band der III. Reihe (Wissenschaftliche Handbücher für den Lehrer) erschienen. Preis geb. 75 Kč. Bezug durch den Nordböhmischen Verlag (Franz Kraus), Reichenberg.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Bücherei

Volkskundliche Reihe.

Geleitet von Dr. Gustav Jungbauer.

Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. Preis eines jeden Bandes kartoniert 8 Kč 10, in Leinen gebunden 16 Kč 20. Bereits erschienen: 1. Das lustige Buch. Deutsche Schwänke und Schnurren. 2. Aus der Kinderzeit. Deutsche Märchen.

Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums.

Zu beziehen durch den Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan.

1. Dr. Gustav **Jungbauer**, Die fünfblättrige Rose. Ein Sagenbüchlein 3.50 Kč.
2. Dr. Valentin **Schmidt**, Versuch einer Siedlungsgeschichte des Böhmerwaldes. 3.50 Kč.
3. Dr. Rudolf **Kubitschek**, Von den Namen der Heimat. 3.50 Kč.
4. Karl **Wagner**, Kernworte der Böhmerwalddichter Stifter, Rank und Meßner. 3.50 Kč.
5. Dr. Gustav **Jungbauer**, Böhmerwaldmärchen. 7 Kč.
6. Hans **Watzlik**, Mein Wuldaland. 3.50 Kč.
7. Dr. Rudolf **Slawitschek**, Der blaue Herrgott (Roman). 15 Kč.
8. Josef **Blau**, Von Räubern, Wildschützen und anderen Waldbrüdern. 5 Kč.
9. Dr. Karl **Eßl**, Adalbert Stifters Bauerntum. 2.50 Kč.
10. Dr. Josef **Hanika**, Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten. 3.50 Kč.
11. Andreas **Korn**, Das Bethlohemspiel. Ein Weihnachtsspiel der Böhmerwäldler in Karpathenrußland. 3.50 Kč.

Nr. 1 und 3 in einem Band, dauerhaft gebunden 9 Kč.
Nr. 2, 4 und 6 in einem Band, dauerhaft gebunden 13 Kč.

Kreditanstalt der Deutschen

registrierte Genossenschaft m. b. H.

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11

Durchführung aller Geldgeschäfte

Die K. d. D. ist die sudetendeutsche

• 81 Niederlassungen • Volksgeldanstalt aller Stände und Berufe

Digitized by Google

11. Jahrgang 1938 4./6. Heft

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von

Dr. Gustav Jungbauer

Inhaltsverzeichnis:

Zur neuen Lage. — Hugrun Hintner, Die Verlobung und Hochzeit im Ascher Ländchen. — Raimund Zoder, Der Spinnradltanz. — Josef Wagner, Volkskundliches von der Rasenbleiche. — Rudolf Hruschka, Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte. (Schluß.) — Josef Bürger, Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmerwald. — Dr. Rudolf Fischer, Zur Ostgrenze des „historischen Egerlandes". — Dr. Heinrich Waschiczek, Iglauer Schimpfnamen. (Schluß.) — Richard Baumann, Einige Redensarten in der Mundart des Egerlandes. — Karl Raubek, Gereimte Liebesbriefe. — Einlauf für das Archiv.

Kleine Mitteilungen: Otto F. Babler, Quellen auf den Bergen. — Ignaz Göth, Josef Khun. — Dr. Richard Zimprich, Deutsche und spanische Volksliedmotive. — Zur Singweise des Horst-Wessel-Liedes. — Lied der Deutschen in Galizien (Verfasser der Sudetendeutsche A. A. Naaff). — Die Linde in Goldenkron. — Heimatkunde des Bezirkes Freudenthal. — Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes. — Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut? — Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. — Nachträge.

Antworten. — Schrifttum.

Jährlich 6 Hefte

Einzelpreis: 6 Kč. — Jahrespreis: 30 Kč.

Preis dieses Heftes: 12 Kč.

Prag 1938

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Pra

Digitized by Google

Beiträge, bei welchen ersucht wird, nur auf einer Seite beschriebene Blätter mit Rand zu verwenden, Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám. 28.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Kč, für Deutschland 80 Pfennig, für das übrige Ausland 1·40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Kč, für Deutschland 4 Mk., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

Unabhängig von politischen Parteien kämpft die ⟶ **Sudetendeutsche Tages-Zeitung**

unentwegt für die Einheit der Volksgruppe

Eine unverbindliche kostenlose Probesendung erhalten Sie von der Auslieferungsstelle in Tetschen

Unsere Beihefte:

1. A. Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen. 1929. 48 S. Preis 8 Kč.
2. G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde. 1931. 196 S. Preis 12 Kč.
3. E. Hoyer, Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. 1935. 54 S. Preis 8 Kč.

Die Preise gelten nur bei unmittelbarem Bezug durch die Verwaltung der Zeitschrift. Im Buchhandel erhöht sich der Preis bei Nr. 1 und 3 auf je 12 Kč und bei Nr. 2 auf 18 Kč.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan

umfaßt 16 Ausstellungsräume, darunter einen besonderen Gedenkraum für **A. Stifter**, und überdies sehenswerte Parkanlagen.

Es wird erhalten vom Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan, den jeder gute Deutsche unterstützen soll. Der **Mitgliedsbeitrag** beträgt jährlich 10 Kč, ein **Hans-Watzlik-Baustein**, für den der Spender eine Ehrenkarte ausgestellt erhält, 50 Kč. **Gründer** und **Stifter** des Vereines zahlen einen einmaligen Beitrag auf Lebenszeit im Betrage von 1000 Kč, bzw. 500 Kč. Die Namen der Gründer und Stifter, wie auch der Zeichner von Hans-Watzlik-Bausteinen, sind auf besonderen Ehrentafeln im Böhmerwaldmuseum verzeichnet.

Digitized by Google

Preise der früheren Jahrgänge.

1. Jahrgang (1928). Das 3. und 6. Heft sind vergriffen. Sie werden um je 10 Kč von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Der ganze Jahrgang kann daher nur fallweise zum Preise von 36 Kč, gebunden 48 Kč, geliefert werden. Preis der vorhandenen Hefte je 4 Kč.

2. Jahrgang (1929). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč, mit beigebundenem 1. Beiheft 45 Kč, 1. Beiheft allein 8 Kč.

3. Jahrgang (1930). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč.

4. Jahrgang (1931). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč, mit beigebundenem 2. Beiheft 48 Kč, 2. Beiheft allein 12 Kč.

5., 6. und 7. Jahrgang (1932, 1933 und 1934). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč.

8. Jahrgang (1935). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč, mit beigebundenem 3. Beiheft 45 Kč, 3. Beiheft allein 8 Kč.

9. Jahrgang (1936). Das 2./3. Heft ist vergriffen. Es wird um 20 Kč von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Der ganze Jahrgang kann daher nur fallweise zum Preise von 36 Kč, gebunden 48 Kč, geliefert werden.

10. Jahrgang (1937). Alle Hefte 24 Kč, in Halbleinen gebunden 36 Kč.

Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Unsere Muttersprache

Zeitschrift der deutschen Sprachvereine in der Tschechoslowakischen Republik.

Jährlich 6 Hefte.

Jahrespreis bei freiem Bezug 18 Kč, für Mitglieder der Sprachvereine 12 Kč.

Schriftleitung: Prag XII., Thlovo nám. 28.

Verwaltung: Deutscher Kulturverband, Prag VII., Šimáčkova 16.

Mit dem 5./6. Heft 1938 stellt diese Zeitschrift ihr Erscheinen ein, da nun alle Sprachvereine wieder die Berliner „Muttersprache" beziehen können.

Deutsche Volkskunde

mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen

Von Dr. Gustav Jungbauer

Dieses Buch ist in der Sammlung der Handbücher für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei als 1. Band der III. Reihe (Wissenschaftliche Handbücher für den Lehrer) erschienen. Preis geb. 75 Kč. Bezug durch den Nordböhmischen Verlag (Franz Kraus), Reichenberg.

Digitized by Google

Bücherei für Schule und Haus

Volkskundliche Reihe.

Geleitet von Dr. Gustav Jungbauer.

Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. Preis der ersten zwei Bände kartoniert 9 Kč 45, in Leinen gebunden 18 Kč 90. 1. Das lustige Buch. Deutsche Schwänke und Schnurren. 2. Aus der Kinderzeit. Deutsche Märchen. 3. Heimat und Volk. Deutsche Sagen. Preis kart. 18 Kč 90, geb. 29 Kč 40. Alle 3 Bände in einem Band „Das Volk erzählt" vereinigt. Preis geb. 50 Kč 40.

Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums.

Zu beziehen durch den Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan.

1. Dr. Gustav **Jungbauer**, Die fünfblättrige Rose. Ein Sagenbüchlein 3.50 Kč.
2. Dr. Valentin **Schmidt**, Versuch einer Siedlungsgeschichte des Böhmerwaldes. 3.50 Kč.
3. Dr. Rudolf **Kubitschek**, Von den Namen der Heimat. 3.50 Kč.
4. Karl **Wagner**, Kernworte der Böhmerwalddichter Stifter, Rank und Meßner. 3.50 Kč.
5. Dr. Gustav **Jungbauer**, Böhmerwaldmärchen. 7 Kč.
6. Hans **Watzlik**, Mein Wuldaland. 3.50 Kč.
7. Dr. Rudolf **Slawitschek**, Der blaue Herrgott (Roman). 15 Kč.
8. Josef **Blau**, Von Räubern, Wildschützen und anderen Waldbrüdern. 5 Kč.
9. Dr. Karl **Eßl**, Adalbert Stifters Bauerntum. 2.50 Kč.
10. Dr. Josef **Hanika**, Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten. 3.50 Kč.
11. Andreas **Korn**, Das Bethlohemspiel. Ein Weihnachtsspiel der Böhmerwäldler in Karpathenrußland. 3.50 Kč.
12. Josef **Bürger**, Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmerwald. 3 Kč, 36 Pf.

Nr. 1 und 3 in einem Band, dauerhaft gebunden 9 Kč.
Nr. 2, 4 und 6 in einem Band, dauerhaft gebunden 13 Kč.

Kreditanstalt der Deutschen

registrierte Genossenschaft m. b. H.

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11

Durchführung aller Geldgeschäfte

Die K. d. D. ist die sudetendeutsche

• 81 Niederlassungen • **Volksgeldanstalt aller Stände und Berufe**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google